Opp.
504x (6

<36636693190010 S

<36636693190010

Bayer. Staatsbibliothek

Johann Heinrich Jung's,

genannt Stilling,

sämmtliche Werke.

Neue vollständige Ausgabe.

Sechster Band

enthält:

Theobald oder die Schwärmer. — Theorie der Geisterkunde.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Zrb/51/513

Johann Heinrich Jungs,

genannt Stilling,

sämmtliche Werke.

[illegible]

Neue vollständige Ausgabe.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Sechster Band

enthält:

Theobald oder die Schwärmer. — Theorie der Geisterkunde.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

184[illegible].

Theobald oder die Schwärmer.

Erster Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorbericht,

welcher durchaus gelesen werden muß.

Ich verspreche auf dem Titel eine wahre Geschichte; über diesen Punkt muß ich mich rechtfertigen. Denn mancher wird sehr oft über dem Lesen meines Buchs an der Haltung dieses Versprechens zweifeln.

Die Vorsehung hat mich von meiner Jugend an durch viele Schwärmereien mitten durchgeführt, ohne Theil daran zu nehmen; viele rissen mich auch in ihrem Strom mit fort; mein noch lebender ehrwürdiger Vater war ehemals in gewisse

Verhältnisse mit verwickelt, doch niemals in fanatische, nicht einmal in ganz schwärmerische, obgleich viele Männer von allerhand Schlag uns besuchten; er liebte Alle, die Werk von der Religion machten, und ließ sich auch mit Allen in Gespräche ein; doch aber weiß ich mich nicht zu besinnen, daß er einmal pietistischen Versammlungen beigewohnt hätte, er ging von jeher in die Kirche, war nie ein Separatist, und doch hing er auch den Symbolen nicht an, und las zugleich allerhand mystische Schriften, so daß er eigentlich ein Mittelding zwischen einem Mystiker und evangelisch-reformirten Christen war; sein Leben und Wandel aber war und ist noch immer unsträflich und der Lehre Jesu, menschliche allgemeine Schwachheiten ausgenommen, gemäß. So wurde ich auch erzogen, obgleich im Anfang mehr mystisch als hernach; durch die vielfältigen Besuche so vielerlei Gattungen von Menschen hörten wir alles, wir wurden ganz bekannt mit dem Gange der Erweckungsgeschichten, alle dabei interessirte merkwürdige Männer, ihr Leben, ihr Charakter, wurden so oft und so lebhaft in unserm ländlichen Stübchen geschildert, daß ich noch immer, wenn ich mir jene Scenen vor meine Seele führe, die frommen Erzähler, den breiten Wald mit seinen geflügelten Sängern durch

die Fenster im Gold der Abendsonne glänzend sehe.

Nach der Hand kam ich aus meinem so schwärmerischen Vaterland in's Herzogthum Berg, wo es wiederum eine ungeheure Menge kleiner Sekten gibt, deren Ursprünge alle wichtige Beiträge zur Seelenlehre und Geschichte der Menschheit ausliefern. Kurz, ich bin gleichsam durch meine Erfahrungen dazu berechtigt, eine Geschichte der Schwärmer dieses Jahrhunderts zu schreiben; oft hatte ich mir dies auch vorgenommen, allein die Liebe verbietet es mir, denn es leben noch zu viele würdige und dabei hin und wieder sehr interessirte Männer, deren Namen und Geschichten ich auslassen müßte, mithin würde meine Geschichte sehr unvollkommen ausfallen.

Ich leiste also im folgenden Werk so viel ich kann, ich erdichte mir einen Helden und setze dessen Leben aus lauter wahren Geschichten zusammen, so daß eigentlich nichts erdichtet, sondern nur der Gang der Dinge anders geordnet ist; sogar aus meinem eigenen Leben sind einige wenige Anecdoten mit eingeflochten, hin und wieder sind Namen verändert, und wo es mit Fug geschehen konnte, da habe ich die rechten Namen beibehalten.

Mein Zweck ist, unser deutsches Vaterland zu belehren, daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glück zwischen Unglauben und Schwärmerei mitten durchgehe.

Das erste Hauptstück.

Der Gang der deutschen Nation im 15ten Jahrhundert hatte viel Aehnliches mit dem Gange derselben im 18ten. Der Geist fing an, Morgenluft zu wittern; je nachdem nun der Stand eines Menschen höher oder niedriger, weiter vorne oder mehr hinten war, je nachdem verhielt sich auch der Grad des Lichts, der alles um ihn her zu erleuchten anfing; man sagte sich untereinander ins Ohr, was man sahe, und so verbreitete sich das Licht noch mehr. Die Erfindung der Buchdruckerei und der neuen Welt wirkte gewaltig mit, und so kam's endlich im 16ten Jahrhundert zu der großen Veränderung, die denn doch, man mag dagegen sagen, was man will, zur allgemeinen Erkenntniß der Wahrheit ganz erstaunend mitgewirkt hat.

Die Reformation machte einen großen Theil der Menschen von dem Regiment der Geistlichkeit frei. Vorher war's Pflicht, zu glauben, was die Kirche vorschrieb, nun aber gings dem großen Haufen der Protestanten, wie es ehemals von den Israeliten hieß: Zu der Zeit war kein König in Israel, und ein Jeder thät, was ihn recht däuchte. Freilich fingen die Konsistorien und einzelne Geistliche an, auf ihre durch Reichs- und Friedensschlüsse befestigte Symbolen zu wachen, und der weltliche Arm ging ihnen auch tapfer an Handen; allein Jeder konnte und hatte Materie zu lesen. Die Bibel, als der allgemeine Grund der Religion, war verdeutscht in al-

len Läden und wohlfeil zu haben, daher gab's viele, theils fähige, theils stolze, theils auch phantasiereiche Köpfe, die entweder weiter sahen, oder zu sehen glaubten, oder die gar der Reformationsgeist belebte. Diese wollten sich nun ihrer republikanischen Freiheit bedienen, sie traten auf, schrieben oder lehrten, und wurden, je nach Beschaffenheit der Sachen, Schwärmer oder Häupter kleiner und großer Sekten. Ob diese Verfassung dem Reich der Wahrheit zuträglich sey? ist eine Frage, die schon der große Apostel mit Ja beantwortet; er sagt: es müssen Spaltungen unter euch seyn, damit die Wahrheit an's Licht komme. Wenn Jeder frei denken darf, so erscheinen Millionen Lehrsätze, die jeder beleuchten kann, dadurch entstehen allgemeine Gährungen, die dem Geist immer mehr Licht und Reinigkeit geben.

Unter den Schwärmern und Sektenhäuptern des 16ten Jahrhunderts sind schon viele aus dem Andenken der heutigen Welt verschwunden, außer wenn man sich ihrer noch aus der Kirchengeschichte erinnert. Indessen sind noch immer zwei Männer merkwürdig, die von jenen Zeiten bis daher, und vielleicht auch noch weit in die Zukunft hin, unvermerkt unter dem Publikum fortwirken; der Eine ist das Haupt der Wiedertäufer, Simon Menno, und der andre der bekannte Jakob Böhm. Die Wiedertäufer leben ruhig fort, und ihre Religion ist so wenig von der protestantischen verschieden, daß der Unterschied blos auf einer andern Uniform beruht, ihr Daseyn bringt weiter keine Bewegung in die allgemeine Gährung im Reiche der Wahrheit; aber Böhms Wirkungen sind schon immer in's geheim und unter dem gemeinen Volk sehr mächtig; seine überaus bilderreiche und bei aller seiner Einfalt erhabene Sprache,

die erstaunenswürdige Materien, welche er verhandelt, und die feine Gnosis, welche bei allen, oft sehr ungereimten Ausdrücken und Redensarten, doch überall hervorleuchtet, machen solche Eindrücke auf den gemeinen Mann, besonders wenn das Feuer der Einbildungskraft in ihm glüht und dazu Drang der Vervollkommnung sein Herz belebt, daß der Erzschwärmer im Hui fertig ist, wenn er nicht bei Zeiten zurücktritt und die einfache Bahn des christlichen Kirchenglaubens wieder vor die Hand nimmt; aber wie schwer das sey, kann nur der beurtheilen, der einmal geschmeckt hat, wie süß der Geist der Schwärmerei ist.

Aber wenn Böhm so viele Schwärmer gemacht hat und noch macht, so ist doch noch die Frage, ob er darum selber einer war? Es kommt hier alles auf die Erklärung an, was eigentlich ein Schwärmer ist; dies Wort ist im Deutschen noch nicht hinlänglich bestimmt, man nennt den Enthusiasten sowohl Schwärmer, als den Fanatiker, und doch sind Beide weit von einander unterschieden. Enthusiast nenne ich einen Menschen, der wenigstens mehrentheils richtige Vernunftschlüsse und Wahrheitsbegriffe in's Lichtgewand der Phantasie einkleidet, und nun diese Bilder selber für die nackte Wahrheit ansieht und sie auf seinem Schauplatz mit lebhafter Wärme agiren läßt; hingegen der Fanatiker nimmt alle lebhafte Vorstellungen der Einbildungskraft für Wahrheit an, und gibt sie noch wohl für göttliche Begeisterung aus; Schwärmer von dieser Art sind höchst gefährlich, so wie die ersten oft herrliche Werkzeuge in der Hand der Vorsehung sind und sehr selten Schaden stiften. Zu dieser Klasse muß Jakob Böhm gezählt werden; ein großer Theil seiner Lehrsätze

ist mit der gereinigten Christusreligion übereinstimmend; ein anderer Theil ist philosophische und gar nicht gefährliche Hypothese, und wieder ein großer Theil ist gar keiner Erklärung fähig, mithin völlig unnütz.

Dem allem ungeachtet haben Böhms Schriften hin und wieder Schaden angestiftet, wie meine Leser im Verfolg finden werden. Sie gehören für Philosophen, die das Reine vom Unreinen zu scheiden wissen, und dann kann noch viel Nützliches darinnen gefunden werden. Dies behaupte ich nicht allein, sondern viele große, weitsehende und nichts weniger als schwärmerische Männer haben das nämliche gesagt und sagen es noch. Doch ich gehe weiter.

Das 17te Jahrhundert war durchaus kriegerisch. Der Geist hatte keine Ruhe, zu spekuliren, sondern es lag ihm daran, zu behalten, was er hatte, damit ihm niemand seine Krone rauben möchte. Was zur Zeit der Reformation war gesäet worden, das wurde nun zum Theil geerndtet; dennoch aber setzte noch immer der Geist der Schwärmerei seine Wirkungen fort, besonders hatte auch die paracelsische Sekte der Aerzte vielen Einfluß auf die Schwärmerei; man räumte im Bombastischen Chaos auf. Johann Baptista, Franziskus Merkurius von Helmont, und noch andere brachten eine Art von System heraus, wieder Andere verbanden den Böhmismus damit, und so entstanden wunderbare Sachen; während der Zeit suchten Thomasius und Gottfried Arnold durch ihre ungemeine Gelehrsamkeit im Reich der Schwärmerei Wahrheit, und besonders benutzte Letzterer durch sein vortreffliches Beispiel, denn er war ein sehr frommer Mann, und durch seine ausnehmende Geschicklichkeit das Feuer der Schwärmerei

zur thätigen Vervollkommnung; seine Geschichte weist aus, welch einen unsäglichen Nutzen er gestiftet habe. Ein großer Theil Menschen lasen insgeheim dergleichen Schriften, aus Furcht vor den Juden; viele verbanden den Paracelsismus damit, es gab wohlmeinende und betrügerische Goldmacher die Menge; so schwärmte man unter dem Getöse des Kriegs fort, da aber, wo der Saame auf ein gutes Land fiel, da wurden auch in der Stille vortreffliche Menschen gebildet; die allgemeine schwere Landplage reinigte sie vollends, und so wurden sie in Bündlein gebunden und in die ewige Scheuren gesammelt.

Nun folgte endlich der Friede. Ludwig der 14te war zu der Zeit die bewegende Kraft von ganz Europa; man hielt seinen Hof für die Schule der Artigkeit und des guten Geschmacks; der deutsche Adel, der bis dahin unwissend und grob gewesen war, reiste dorthin; aber anstatt Aufklärung mit nach Hause zu bringen, brachte man Frankreich mit und verpflanzte es mitten in Deutschland; mit der Zeit wurde es zur Schande, ein wahrer Deutscher zu seyn, das blieb dem Pöbel übrig; der feine Weltmann war völlig Franzos. Inzwischen wurden wir doch auch mit der französischen Literatur bekannt, welche abermals vielen Einfluß auf die Schwärmerei der Deutschen hatte.

Zu der Zeit war in Frankreich der Jansenismus im Gang, und man kann nicht läugnen, daß sich sehr viele wackere Menschen unter demselben befanden. Diese Leute hielten es vorzüglich mit der mystischen Religion, welche bis dahin in Deutschland, wenigstens unter den Protestanten, noch nicht viel bekannt war; doch es wird nöthig seyn, daß ich kürzlich die wahre Beschaffenheit

dieser Religion entwickle, weil sie so oft in folgender Geschichte ein Gott aus der Maschine seyn wird.

Das Klosterleben war von jeher dazu bestimmt, daß der Mensch Gelegenheit haben möchte, ohne die geringste Sorge und Hinderniß, blos und allein den Uebungen der Religion abzuwarten; aus Gottes- und Menschenliebe zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts wirksam zu seyn, war ehmals kein Theil der Religion, sondern nur eine Nebensache, oder Folge derselben: wenigstens glaubte man nicht, dadurch Gott ähnlicher zu werden. Statt dessen wählte man sich gewisse innerliche und äußerliche Mittel, wodurch man glaubte, sich selber zu vervollkommnen; fromme Stiftungen und Allmosengaben machten gleichsam den ganzen Wirkungskreis der Menschenliebe des klösterlich gesinnten Christen aus. Fasten, die täglich bestimmten Gebete und Kirchenceremonien erfüllten das ganze Leben des Klostergeistlichen, und auf die strengste Erfüllung dieser Pflichten gründete man die Heiligkeit des Christen. Nun gab es aber von jeher in den Klöstern sowie in allen Ständen verständige, große und rechtschaffene Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche wohl einsahen, daß obgedachte Werke wenig zur sittlichen Vervollkommnung des Geistes beitrügen. Der Grund aller Vollkommenheit besteht in der Gottähnlichkeit; um diese zu erlangen, setzten also jene erleuchteten Lehrer gewisse Grundsätze fest, um welche sich die ganze Sphäre der mystischen Religion umwälzte. Diese sind kürzlich folgende: „Gott ist ein ewig und unendlich liebendes, höchst sanftes Wesen, die höchste Güte und die höchste Weisheit, in

ihm ist die Quelle aller Seligkeit und aller wahren Freude."

Der Mensch ist von allem dem das gerade Gegentheil, er liebt nur sich allein, und andre nur in so fern, als sie den Zwecken seiner Eigenliebe beförderlich sind; was ihm darinnen entgegensteht, das haßt und verfolgt er. Er ist der Ball seiner Leidenschaften und ungestümm in seinem Wollen, sehr kurzsichtig und schwach am Verstand, und lebt also in seinem natürlichen Zustand unglücklich und mißvergnügt.

Christus hat durch sein Erlösungswerk dem Menschen die Fähigkeit erworben, daß er nun durch die Anstrengung seiner Kräfte und Anwendung der gehörigen Mittel zur Gottähnlichkeit gelangen kann; für die, welche diesen schweren Prozeß durchgehen, hat der Erlöser genug gethan, für alle andere nicht; auch tilgt sein Versöhnblut nur die Schwachheitssünden, und die nun einmal geschehen sind und nicht mehr geändert werden können, in sofern man sie herzlich bereut; alle andere müssen noch nach dem Tode durch schwere Prüfungen abgefegt werden.

Der Weg der Christen fängt also damit an, daß ein Mensch den felsenfesten Vorsatz faßt, von nun an nicht mehr zu sündigen, sondern immer vollkommener zu werden; dazu werden folgende Mittel erfordert:

1) Ein beständiges Wachen auf die Gedanken und die Einbildungskraft, wobei man alle Gedanken und Vorstellungen sanft senken läßt und eigentlich nichts denkt, als das man sich selbst bewußt ist. Dieß heißen sie die Einkehr. Daß man ferner

2) Statt dessen sein Bewußtseyn beständig auf die Gegenwart Gottes richtet, und also im wahren Ver-

stand immer an Ihn denkt, womit man dann eine beständige Sehnsucht zur Vereinigung mit Ihm, eine vollkommene Ueberlassung an Ihn, mit Einem Wort, eine ganz vollständige Abhänglichkeit von Ihm verbindet: dieß heißt wandeln in der Gegenwart Gottes, und das tiefe Wünschen und Sehnen der Seele nach Gottähnlichkeit heißt: das innere oder unaufhörliche Gebet. Und endlich

3) Weil im Umgang mit den Menschen beständige Versuchung und Hinderniß gefunden wird, so muß man sich immerfort einsam halten und von allen Menschen so viel möglich entfernen; aus diesem Grunde, und weil der Trieb zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts die Seele mit irdischen und von Gott entfernenden Lüsten erfüllt, so ist unehelich leben besser, als im Ehestand.

Diese Religionsübung leitete, nach dem Begriffe jener Mystiker, die Seele durch mancherlei Stände der Buße, der Erleuchtung, der Verlassung, des dunklen Glaubens, des mystischen Todes, der lautern Liebe zur Vollkommenheit. Sie nahmen die Bibel zu ihrer Richtschnur an, gaben ihr aber, neben der buchstäblichen und historischen, noch eine mystische Bedeutung, so daß Alles auf den innern Menschen gezogen wurde; z. B. das Volk Israel bedeutete die neue Kreatur, oder die guten Gesinnungen, die Heiden aber die Leidenschaften. Christus wurde auch wesentlich existirend in der Seele angenommen, als wenn Er sie bewohne und regiere, da wurde er angebetet. Daher ist so oft die Rede von einem Christus in uns; man behauptete, daß der Mensch für sich weiter nichts könne, als der Wirkung des Geistes Gottes stille halten, daher waren jene Uebungen der Einkehr, des

innern Gebets und des Wandels vor Gott die besten Mittel, Gott in sich wirken zu lassen, und was dergleichen Lehren mehr waren.

Ein jeder vernünftige Leser wird gestehen müssen, daß die mystische Lehre bei gutgesinnten Menschen in den Klöstern viel Gutes stiften mußte; und wirklich brachte sie außerordentlich gute und vortreffliche Menschen hervor, besonders sind drei Personen merkwürdig, welche in der katholischen Kirche gar vielen Beifall fanden, nämlich die heilige Catharina von Siena, die von Genua und Johannes a Cruce. Molinos gehört auch hieher, wiewohl sich in seinem System noch einige Besonderheiten finden; alle vier waren bei dem allem vortreffliche Menschen.

Die allgemeine Aufklärung und der Flor aller Wissenschaften hatte auch Einfluß auf die Religion; Cartesius räumte zugleich in der Philosophie auf, und so kam dort der menschliche Geist auf eine gewisse Epoche, die eine Nationalveränderung zu bewirken fähig war. In dieser Zeit fand sich in Frankreich eine außerordentliche Frauensperson, Namens Johanne Marie Baviere de la Mothe, die Tochter streng katholischer Edelleute, welche von der Wiege an einen außerordentlichen Trieb bei sich spürte, eine heilige Person zu werden; man trifft oft Kinder an, welche gleich vom Anfang den Beruf entdecken, zu dem sie gleichsam ihrer Anlage nach bestimmt sind; so war's auch mit diesem Kinde. Gespräche und Geschichten der Heiligen flammten es so an, daß es von nichts anders sehen und hören wollte, als von der Religion und ihren Uebungen. Da man nun in der römischen Kirche glaubte, der höchste Grad der Heiligkeit müsse im Kloster erreicht werden, so bezeugte auch Johanne gleich anfangs die größte

Lust zum Klosterleben; ihre Eltern erlaubten ihr auch, daß sie sich einige Zeit darin aufhalten durfte; hier nahm sie nun unter den strengsten Kasteiungen und Uebungen außerordentlich in der mystischen Religion zu, denn die Vorsteherin des Klosters war selber eine große Freundin derselben. Es ist unglaublich, welche Gewalt sich dieß junge zarte Frauenzimmer anthat, um alle ihre Lüste und Leidenschaften zu besiegen; z. B. nur Eins: weil sie außerordentlich eckel war, so diente sie den Kranken, welche stinkende Geschwüre hatten, am liebsten; und weil sie glaubte, daß alle Neigungen überwunden und getödtet werden müßten, so übte sie sich so lange, bis sie die stinkenden, eiternden Wunden ohne Scheu und Eckel mit der Zunge und den Lippen berühren konnte; so machte sie es mit allen ihren Neigungen und Begierden, und so erhielt sie endlich eine solche Herrschaft über ihre Seele und über sich selbst, daß sie ganz willenlos wurde, und schlechterdings nichts über sich herrschen ließ, als die Grundsätze, welche sie für göttlich und wahr erkannte. Ob eine solche Ueberwindung seiner selbst möglich sey, wird wohl keiner läugnen, dem die Geschichte der Braminen bekannt ist, denn diese treiben das Kasteien um leerer Grillen willen noch weit höher; unsere Johanne aber that es blos, um vollkommen zu werden, daher plagte sie auch ihr Fleisch nicht mehr, als sie zu ihrem Zweck für nöthig hielt. Die Klippe, an welcher solche Leute so leicht scheitern, nämlich den geistlichen Stolz, vermied sie gänzlich, denn sie setzte den Grund der Vollkommenheit in das Beispiel der Demuth Jesu Christi, und verbarg daher alles im höchsten Grad, was ihr nur einigermaßen zum Ruhm gereichen konnte; kurz, man mag von ihr und ihren

Schriften sagen, was man will, wahre ächte Menschentugend, Sanftheit des Charakters, überschwingliche Güte des Herzens, und allesumfassende Menschenliebe, macht das Bild dieses Frauenzimmers in ihrem praktischen Leben aus.

So sehr sie nun auch wünschte, im Kloster bleiben zu dürfen, so wenig erlaubten es ihr ihre Eltern. Sie war engelschön und wohlgewachsen, daher fanden sich viele Verehrer; dazu kommt noch, daß die Sanftmuth und Huld ihrer schönen Seele und ihr durchdringender Verstand sich in der erhabenen und regelmäßigen Gesichtsbildung dergestalt auszeichneten, daß man nicht leicht etwas Vortrefflicheres sehen kann, als ein wohlgetroffenes Portrait dieser Person; bei ihrer Gesinnung aber fand niemand offenen Zutritt; keusch im höchsten Grad und eifersüchtig auf ihr eigenes Herz, redete sie nicht einmal mit einer fremden Mannsperson; ihren Grundsätzen nach mußte sie ihren Eltern gehorsamen und nicht den wählen, der ihr gefiel, denn wenn sie hätte wählen sollen, so würde sie gewiß gerade den gewählt haben, bei dem sie am mehrsten Kreuz und Leiden vermuthet hätte. Das hat sie in ihrem ganzen Leben bewiesen, und so zu handeln, ist gerade der Gang des Geistes des Mystizismus.

Endlich machte sich ein gewisser Herr von Guyon bei ihren Eltern beliebt, sie versprachen ihm ihre Tochter, ohne sie zu fragen, sie gehorchte und nahm ihn, ihrer Denkungsart nach ganz gegen ihre Neigung; ihr Leiden während ihrem Ehestande war unaussprechlich, ihr Mann hielt sie für dumm; ihren Grundsätzen gemäß mußte sie die schlechteste Hausarbeit thun und Alles dulden, ohne dagegen zu

murren; sie wurde von ihren Kammermägden gehofmeistert und über's Maul gehauen, das alles aber litt sie mit unglaublicher Geduld und Sanftmuth; sie bekam einige Kinder. In den Blattern verlor sie ihre Schönheit, und nun liebte sie ihr Mann noch weniger; mit Einem Worte, man mußte ihre Geschichte selbst lesen, um sich von alle dem Elende zu überzeugen, was diese in allem Betracht edle Person gelitten hat. Endlich starb ihr Mann, und nun hatte die Madam Guyon eine zeitlang Ruhe, sie kleidete sich wie eine Nonne und blieb lebenslang Wittwe. Jetzt fing sie an, als Lehrerin aufzutreten; sie wurde bekannt und von vielen hohen und vornehmen Personen geschätzt; unter andern suchte sie Franz von Salignac-Fenelon auf: dieser war ein vortrefflicher edler junger Mann und Hofmeister bei einem königlichen Prinzen; ganz Europa kennt ihn aus seinem Telemach und die Freunde der Religion aus seinen geistlichen Schriften. Die Frau von Guyon wurde seine geistliche Führerin, er nahm ihre Grundsätze an, und ihr hatte er ganz allein seine geistliche Bildung zu danken; er wurde hernach Erzbischof zu Cambray, und unterhielt seine Bekanntschaft mit ihr bis an ihren Tod.

Es ist schändlich, daß man vorgibt, die Frau von Guyon sey Fenelons Mätresse gewesen: wer das lästert, der hat so wenig ihre Geschichte, als ihre Schriften gelesen; solche Lästerer beurtheilen immer andere Leute nach sich selbst, sie glauben nicht, daß es möglich sey, daß Personen beiderlei Geschlechts vertraulich mit einander umgehen können, ohne etwas Strafwürdiges zu begehen; denn was ihnen unmöglich ist, das, glauben sie, sey auch nicht in der menschlichen Natur gegründet. Indessen werden in

diesem Werk sehr wichtige Geschichten vorkommen, wo dieser Umgang freilich nicht die besten Folgen hatte, dort werde ich auch meine Gedanken über diese Sache genug an den Tag legen. Ich läugne sogar nicht, daß auch bei so reinen, und ich darf sagen, heiligen Personen, wie die Frau von Guyon und Fenelon waren, ihnen selbst unbemerkt, ein sehr feiner und erhabener Platonismus einschleichen kann, der freilich bei nicht so weit gereinigten Menschen allmählig erschreckliche Folgen haben wird; allein so lang er in den Grenzen der Unschuld bleibt, so lange ist er sehr erlaubt und sogar nützlich, besonders wenn keine Ehe dadurch gestört und kein Aergerniß erweckt wird. Die vielfältigen Schriften der Frau von Guyon, ihre Briefe, ihre geistliche Ströme, ihre Lieder, ihr Buch vom innern Gebet, von der Kinderzucht, ihre Bibelerklärungen, ihre Lebensbeschreibung u. s. w. machten zu Ende des 17ten Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ein erstaunliches Aufsehen in ganz Europa, besonders aber in Deutschland. Der reinste und schönste Mystizismus, der in der sanften und lautern Sprache des Herzens, ohne Schwulst und Fanatismus, dem schlichten, freilich aber mystischen Menschenverstand gemäß, auf allen Blättern athmet, nahm Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte ein. Es ist erstaunlich, welch einen Anhang diese Frau allenthalben hatte und noch hat. Sie blieb indessen den Lehren der römischen Kirche getreu, und in allen ihren Schriften findet man nichts, das die strengste Censur, ja selbst die furchtbare Inquisition hätte tadeln und rügen können; indessen gerieth sie doch durch boshafte Kabalen in eine langwierige und sehr beschwerliche Gefangenschaft; hieran war blos der Jansenismus

schuld, denn weil unter diesen Leuten die mehresten Anhänger der Frau von Guyon waren, so beschuldigte man sie auch dieser Lehren, und eben wegen ihrem großen Einfluß hielt man sie gefährlich; dazu kam noch Neid der Geistlichkeit, und endlich ihre Liebe zum Leiden, so daß sie sich nicht einmal gehörig vertheidigte, sondern lieber gewünscht hätte, den Martertod zu sterben. Endlich wurde die berühmte Frau von Maintenon aufmerksam auf ihr Schicksal, sie erkundigte sich nach ihr, und es traf sich, daß sie an Leute gerieth, die der Frau von Guyon zugethan waren; nun war ihr bald geholfen, sie kam mit Ehre aus dem Gefängniß, und wo ich nicht irre, so starb sie im Jahr 1717 im 70sten Jahre ihres Alters ruhig und in Ehren. Ich habe bis daher nur solche Personen anführen wollen, welche den mehresten Antheil an der allgemeinen Bildung des deutschen Nationalgeistes in Ansehung der guten und bösen Schwärmerei haben; denn man muß nicht denken, daß die Personen, die ich hier charakterisirt habe, alle diejenigen sind, die Aufmerksamkeit verdienen; im Verfolg wird noch mancher bekannt werden, der wohl großen, speciellen, darum aber eben keinen allgemeinen Einfluß auf's Ganze hatte. Doch kann ich nicht umhin, noch zwei englische Schriftsteller zu bemerken, die nebenher sehr viel zum Colorit des Gemäldes beigetragen haben: John Pordage und Johanne Leade schrieben Werke, die, wenn man sie auch nur blos als Geburten einer erhitzten Einbildungskraft ansieht, erhaben in ihren Vorstellungen, mit einem Wort, auch in ihrem Fach brittisch sind; es gab Deutsche, die sie übersetzten, und so kamen sie in die Hände der Liebhaber. Die übrigen englischen Sekten der Quäcker, der Methodisten

u. dgl. kamen nicht nach Deutschland herüber, und hatten also auch weiter keinen Einfluß.

Seit der Reformation war also noch kein Zeitpunkt gewesen, in welchem sich unsere Nation recht hätte besinnen und ihren eigenen Geist entwickeln können. Im 16ten Jahrhundert war die allgemeine Erkenntniß noch zu weit zurück, man war, etliche wenige Denker ausgenommen, noch allgemein gewohnt, den Geistlichen zu glauben und diese den Diktator zu machen; im 17ten hinderten Kriege und Landplagen die allgemeine Aufklärung, wenigstens wurde sie aufgehalten. Indessen verdrängte eine gesunde Philosophie die scholastische zum Theil; Frankreich strahlte Licht, es mag nun wahres oder falsches, oder beides zugleich gewesen seyn. Obige Lehrer der Menschen wurden bekannt, man las ihre Schriften bei dem Licht, das man hatte, und so entstand allmählig eine allgemeine Stimmung der Nation, in welcher man alle die Keime findet, die sich bis daher so erstaunlich entwickelt haben und in Zukunft noch erstaunlicher entwickeln werden. Dazu kam nun noch die Aufhebung des Edikts von Nantes. Viele tausend Hugenotten zerstreuten sich in Deutschland und brachten französische Künste, Ueppigkeit, Feinheit, Artigkeit, Frömmigkeit, Mystizismus, Weisheit, Thorheit, Licht und Schatten mit. Das Alles wirkte rund um sich in's Ganze und trug zur allgemeinen Stimmung Vieles bei.

Nun kriegte man in diesem Jahrhunderte freilich noch immer fort, allein das waren lauter Partikulärkriege und zudem bei weitem nicht so drückend, als vorher; folglich hinderten sie die fernere Entwicklung des Geistes nicht sonderlich, wenigstens nicht allgemein; man fing also an, sich mehr mit Spekula-

tionen abzugeben; die französischen Flüchtlinge brachten die Bücher der Frau Guyon mit, andere mystische Schriften kamen dazu, und so wurden die Gemüther durchgehends auf folgende Scenen vorbereitet.

Indessen lebte in den Niederlanden Peter Poiret, ein sehr gelehrter rechtschaffener Mann, der aber der mystischen Religion ganz zugethan war; er war Fenelons Schüler und hatte sich ganz nach ihm gebildet; auch hatte er, wo ich nicht irre, mit der berühmten und frommen Antoinette Bourignon persönlichen Umgang gepflogen, wenigstens lebte sie noch zu seiner Zeit auch in den Niederlanden; er übersetzte die Schriften der Frau von Guyon, der Jungfer Bourignon, des Johannes a Cruce und noch viele andere mystischen Schriftsteller in die hochdeutsche Sprache, und so kamen sie in Jedermanns Hände. Die vortrefflichen Schriften des Thomas a Kempis übersetzte er auch. Dieser Poiret erregte sowohl durch diese Arbeit, als auch durch seine höchst moralische und wohlthätige Lebensart rund um sich her eine außerordentliche starke Bewegung in den Niederlanden. Dieß geschah in den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts, und von hier ging nun die Kraft des Enthusiasmus über ganz Deutschland aus. Der Nationalgeist war also bis dahin mystisch-böhmisch und mitunter paracelsisch. Wenn ich vom Nationalgeist rede, so verstehe ich darunter denjenigen Theil der Nation, der mit der gewöhnlichen Symbole nicht zufrieden oder dem sie nicht genugthuend ist, und dieser Theil ist wahrhaftig weit größer, als die Herren glauben, die sich heut zu Tage vorstellen, das helle Licht des Unglaubens habe sich, Dank sey es dem Himmel! so sehr ausgebreitet, daß

die einfältigen Grillen des Christenthums nicht lange mehr Stand halten würden.

Zu dieser mystisch-böhmischen Gesinnung kam noch eine außerordentlich mächtige und höchst wirksame Hypothese, ich meine die Lehre von Wiederbringung aller Dinge; ein gewisser Petersen schrieb einen Traktat von der göttlichen Haushaltung in einem feurigen orientalischen Styl, der so viel Aehnliches mit dem Bibelton hatte, daß jedes zu solchen Dingen gestimmte Gemüth ganz hingerissen wurde, und Petersen Alles glaubte. Seine Lehre gründete sich vornehmlich auf die Sätze: daß kein Mensch in diesem Leben den hohen Grad der Reinigkeit erlangen könne, der zum Anschauen Gottes und zur Seligkeit erfordert werde, und daß also eine Reinigung nach dem Tode nothwendig sey. So weit war Petersen mit den Mystikern aus; nun kam aber noch Folgendes hinzu: auch die Gottlosen, auch sogar die bösen Geister stünden im Reinigungsfeuer der göttlichen Liebe, so daß alle Geschöpfe, je nach dem größern oder geringern Grad der Bosheit, eine längere oder kürzere Zeit der Qual würden auszustehen haben; endlich würde aber doch Alles wieder zu seinem ersten Ursprunge kehren und Gott Alles in Allem seyn. Zu dieser nicht neuen, dem Menschenverstand so leicht eingehenden und angenehmen Lehre kam nun noch das tausendjährige Reich Christi auf Erden, nebst der dazu gehörigen ersten und zweiten Auferstehung. Dieß war eigentlich Petersens Lieblingssache, er lehrte den Chiliasmus erhaben und rein, ohne fleischliche, irdische und sinnliche Begriffe, wie man ihm fälschlich Schuld gab. Petersen, der auch in den nördlichen Gegenden Deutschlands lebte, stimmte einen großen Theil Men-

schen auf seine Seite und gab dem Bilde eine Nüance mehr.

Johann Tennhard, ein Perückenmacher in den fränkischen Gegenden, und Johann Georg Rosenbach, ein Sporersgeselle zu Heilbronn, waren im eigentlichen Sinn Schwärmer, die es zwar gut meinten, allein in deren Köpfen eine sehr subtile Verrückung, mißverstandene Bekehrungssucht und unverständige Grillen herrschten und sie unglücklich machten; hätte sie die Geistlichkeit verständiger behandelt, so hätten sie weniger Bewegungen gemacht; allein da man sie für wichtig hielt und sie einkerkerte, da sie doch eigentlich keine Irrlehren, sondern nur Buße und Bekehrung predigten, so fanden sie desto mehr Beifall; der christlich gesinnte Pöbel fand hier die ungemein große Aehnlichkeit zwischen den armen Gefangenen und Christo, und zwischen ihren Verfolgern, den Schriftgelehrten und Pharisäern; daher fiel ihnen das gemeine Volk noch mehr zu. Dergleichen Auftritte gab's in Deutschland allenthalben.

Hier muß ich eine Bemerkung machen, die werth wäre, daß sie durch die ganze Christenheit auf allen Gassen und Straßen beständig ausgerufen würde, denn sie ist unaussprechlich wichtig. Die erstaunliche Trägheit und Schläfrigkeit der Geistlichen, ihre Unwissenheit und Ungeschicklichkeit in der Seelsorge, und bei dem allen ihre unbiegsame Herrschsucht, war mehr Schuld an der Schwärmerei, als die Schwärmer selber. Das Anhören einer erbärmlichen Predigt, die kein Mensch verstand, die Taufe, der äußere Genuß des Abendmahls und dergleichen blos äußerliche Mittel machten bei ihnen das Wesentliche der Religion aus; ein Jeder wurde tyrannisirt, der anders dachte und anders handelte. Ich verkenne keinesweges die

höchst ehrwürdigen Lehrer, die hin und wieder hellscheinende Lichter in der Finsterniß waren; ich rede nur vom gemeinen Haufen der Geistlichkeit. Man verfolgte Tennharden und Rosenbachen nicht darum, daß sie Irrlehrer wären, sondern daß sie den Geistlichen in's Amt fielen, und daß es durch so schlechte, geringe Leute herabgewürdigt würde; das empörte dann nothwendig das Herz des gemeinen Mannes, welcher in der Aufklärung wuchs, während der Zeit sein Herr Pastor weit zurückblieb; so wurde nach und nach der klärste Theil des Volks gegen den geistlichen Stand eingenommen und so der Grund zur Schwärmerei und zum Unglauben gelegt. Herr Pastor Stollbein pflegte zu sagen, wenn Leute aus seinem Kirchsprengel in andere Kirchen gingen: eine jede Sau soll bei ihrem Trog bleiben!!! herrliche Anspielung auf die Beschaffenheit der Kirche Christi! wenn die Schweinhirten ihren Säuen Träber vorschütten und die Schaale dann nicht mitfressen wollen, so peitscht man sie herzu. Wenn der Geistliche ist, was er seyn soll, so behaupte ich von Grund der Seelen, daß er würdig sey, von aller Welt geehrt zu werden, ich kenne keinen herrlichern Stand; sobald er aber ein Mann von gewöhnlichem Schlag ist, so ist er das abscheulichste Geschöpf unter der Sonnen und aller Verachtung werth; blos die Polizei der Stadt Gottes soll ihn schützen, daß seine Uniform nicht beschmutzt wird; man soll sie um ihres Amts willen ehren und sie nicht verspotten. So war der geistliche Stand im Anfange dieses Jahrhunderts in der protestantischen Kirche durchgehends beschaffen; damals war aber seine Gewalt noch größer, als jetzt. Vortreffliche Theologen hatten es schon lange beklagt und beklagen es noch; man lese nur Speners,

Gottfried Arnolds, Johann Caspar Schadens, Christian Hoburgs und andere Schriften, so wird man finden, daß ich nicht zu viel gesagt habe.

Nun traten zwei Männer von ganz verschiedenem Charakter auf, die aber Beide dem geistlichen Stand zur Geißel dienten. Der Eine war der in ganz Niederdeutschland bekannte Hochmann, und der Andere der weltbekannte Christian Dippel, oder Christianus Demokritus, wie er sich in seinen Schriften nennt. Diese zwei Männer sind eigentlich die Haupttriebfedern der Schwärmerei, des Pietismus, des Separatismus und mitunter auch wahrlich! des wahren Christenthums in Deutschland gewesen.

Ich kann eigentlich nicht sagen, wo Hochmann her war, ich vermuthe aber, er sey ein oberländischer Handwerksgeselle gewesen, der in die Niederlande auf sein Handwerk gewandert und dort in Poirets Schule zu seinem eigentlichen Beruf gebildet worden. Genug, er redete hochdeutsch, war ein gemeiner Mann und kein Gelehrter; er war ehrbar, sauber und bürgerlich gekleidet, und von vortrefflichstem Charakter, den man sich nur denken kann. Gegen das Ende der zwanziger und in den dreißiger Jahren ging er aus Holland aus, durchzog die Herzogthümer Jülich, Berg, Cleve und die umliegenden Gegenden; überall suchte er Gelegenheit, zu lehren; er versammelte wenige und viele Menschen, wie es die Gelegenheit gab, und lehrte sie den reinsten Mystizismus, gänzliche Sinnesänderung, vollkommene moralische Besserung, nach dem Beispiel Christi, vollkommene Liebe Gottes und der Menschen u. s. w. Hochmann redete mit erstaunlichem Enthusiasmus und mit unbeschreiblichem Feuer, aber ohne Schwulst und Schwärmerei, in der Volkssprache, und alles, was er lehrte,

belebte er selbst; ganz Meister über sein Herz und über seine Leidenschaften, demüthig und gelassen im höchsten Grad, stahl er Jedem das Herz, der mit ihm umging. Wo er geladen wurde, da ging er hin, setzte sich unten an oder zu dem Gesinde; er schwieg, bis er glaubte, mit Reden Etwas ausrichten zu können; mit Einem Worte, er war ein herrlicher Mann!

Stilling ist, weiß Gott! selbst ein Schwärmer! — wie oft mag das schon Mancher meiner Leser gedacht haben! — Liebe! liebe deutschen Brüder und Schwestern! laßt euch doch um Gotteswillen nicht so mit dem Strom fortreißen, daß ihr gleich Alles, was warm von der Religion und ihren Verehrern spricht, für Schwärmerei erklärt; beurtheilt mich nicht, bis ihr mein Buch ausgelesen habt; bin ich dann noch ein Schwärmer, so haben wir nichts mehr mit einander zu schaffen, und für euch hab' ich dann nicht geschrieben.

Hochmanns Predigten mochten so unschuldig und so nützlich seyn, als es wollte, so wurde es ihm doch von der Geistlichkeit verboten, und als das nicht half, so warf man ihn ins Gefängniß; wie ich oben sagte, so war's das beste Mittel, Hochmanns Lehren den größten Beifall zu verschaffen. Die Freunde der Religion unter dem gemeinen Volk fanden in den wenigsten Kirchen Nahrung; Viele konnten die mystischen Bücher nicht kaufen, Viele hatten kaum etwas davon gehört; nun kam ein Mann, der redete mit Kraft die Wahrheit, gleich wurde er für einen Gesandten der Gottheit gehalten; man beobachtete ihn und fand alle Merkmale eines solchen Mannes an ihm, und nun auch das, daß er verfolgt wurde; nun wurde der Beifall erstaunlich groß. Nicht nur Alle, die vorher schon Böhms und der Frau Guyon

Schriften kannten, sondern noch Viele, die an keine Besserung ihrer selbst bis dahin gedacht hatten, fingen nun erst an, daran zu denken, und so wurde die Erweckung allgemein; Einer steckte den Andern an. Hochmann saß oft lange, dann wurde er wieder frei, und sobald er das war, zog er weiter und setzte seine Lehren und Ermahnen eifrig fort.

Hier muß ich einem Einwurf begegnen: man könnte sagen, die Obrigkeit und die Geistlichen hätten recht gehabt, Hochmann zu verfolgen oder ihm wenigstens das Lehren zu verbieten, weil die Polizei mit Recht Conventikel- und Winkelpredigten nicht duldet. Darauf antworte ich: Conventikel- und Winkelpredigten, die mit Recht nicht geduldet werden können, sind solche, wo Leute insgeheim lehren und zusammenkommen und nur gewissen Personen der Zutritt erlaubt ist; diese Zusammenkünfte sind allemal so lange wenigstens unerlaubt, als die Obrigkeit nicht selber Theil an dem Geheimnisse hat; wo aber ein Mensch öffentlich redet, Leute öffentlich zusammenkommen, so daß Jeder freien Zutritt hat, da ist's die Pflicht der Obrigkeit und der Geistlichkeit, solchen Reden und Zusammenkünften erst selbst beizuwohnen, oder doch in Geheim durch andere vernünftige Leute beiwohnen zu lassen, und also erst zu prüfen, ob und in wiefern solche Anstalten den Grundgesetzen der Religion und des Staats beförderlich oder hinderlich sind; im ersten Fall soll jeder Lehrer oder auch jede Obrigkeit denken, wie Mose: wollte Gott, daß alles Volk des Herrn weissagte! im letztern aber muß man dennoch sehr behutsam seyn, weil jeder Schwärmer auch bei den verdientesten Strafen glaubt, er leide um Gottes willen, wodurch sein Anhang nur noch immer größer wird.

Nach und nach fand Hochmann einen Ruhepunkt zu Mühlheim an der Ruhr, einem Flecken, nicht weit von Duisburg. Nahe dabei liegt der Rittersitz B..., auf demselben wohnte ein gewisser T..., welcher ehemals Kandidat der Theologie gewesen und überhaupt ein gelehrter Mann war. Böhms und Paracelsus nebst noch andern Schriften waren schon in seinen Jünglingsjahren seine liebste Lectüre, er hatte sich also mit dem mystischen System schon sehr bekannt gemacht, als er Hofmeister an einem gewissen reichsgräflichen Hofe wurde; hier verliebte sich eine junge Gräfin in ihn und ging mit ihm fort; er heirathete sie, und sie wurden endlich mit den Eltern in sofern ausgesöhnt, daß ihnen jenes Rittergut zum Unterhalt für sie, ihre Kinder und Kindeskinder angewiesen wurde. Hier lebte nun T... mit seiner Gemahlin ganz ruhig, und sie übten sich Beide nach ihren Grundsätzen im Christenthum, so gut sie konnten. T... bearbeitete auch Böhms Schriften, indem er die uneigentlichen Redensarten verbesserte, viel Ungereimtes wegließ, viel Dunkles erklärte, und überhaupt das ganze Werk brauchbarer machte. Sonst hielten sich diese Leute in ihrer Einsamkeit ganz still und hatten mit Niemand Umgang; doch Hochmann suchte sie auf und verweilte eine Zeit lang bei ihnen, denn dort durfte ihm Niemand etwas thun; öfters ging er auch nach Mühlheim, wo er zu lehren Gelegenheit suchte und fand. Hier hielt sich nun zu der Zeit ein gewisser Kandidat der Theologie, Namens Johann Wilhelm Hofmann, auf, ein Jüngling, der alle Anlagen zum wahren und thätigen Christenthum hatte. Dieser hörte Hochmann öfters reden und wurde so durch ihn gerührt und erbaut, daß er mit dem feurigsten Entschluß sein

ganzes Leben Gott zu widmen beschloß; nun hatte er aber Theologie studirt und war also gewohnt, richtiger zu schließen und zu denken, als Andere, und als Hochmann selber, mithin reinigte er Hochmanns Lehre und Art, zu lehren. Dieser ließ sich auch willig unterrichten und reiste endlich selbst gebessert von Mühlheim ab. Der Kandidat Hofmann, der bei dieser Gesinnung und der damaligen Verfassung unmöglich Rechnung auf eine Pfarrstelle machen konnte, wandte sein kleines Vermögen recht wohl an; er baute sich ein sehr kleines Häuschen, das nur aus einer Stube und einer Kammer bestand, hier ernährte er sich, so gut er konnte, ganz allein; dabei war sein Leben allen Menschen erbaulich, er diente Jedem, wo er konnte, und war überhaupt ein Muster eines rechtschaffenen Mannes. In diesem Häuschen wurde er alt und starb auch darinnen. Weil er sich niemals mit Lehren und Bücherschreiben abgegeben hatte, so hatte er auch nichts zu leiden, Jedermann ließ ihn in Ruhe. Sein Häuschen steht noch; zu Tersteegens Zeiten, als der Zulauf von allen Seiten her groß war, pflegte man wohl Leute hinein zu logiren, daher es von der Zeit an die Pilgerhütte genannt wird.

Hochmann kam nun ins Herzogthum Berg, hier fand er nirgends mehrern Eingang, als zu Elberfeld und Solingen; an diesen Orten blühen die Handlungen und Fabriken, daher sind sie sehr volkreich, und der Geist der Nation ist auch thätiger und aufgeklärter. Hundertweis lief das Volk dem Hochmann zu, und die Erweckung wurde so allgemein und so heftig, daß es nicht zu beschreiben ist. Ein alter Pietist erzählte mir, Hochmann habe einsmals auf der großen Wiese unterhalb Elberfeld, der Och-

senkamp genannt, gepredigt, und das mit einer solchen Gewalt und Beredtsamkeit, so daß sie alle ihrer viele hundert Zuhörer ganz sicher geglaubt hätten, sie alle würden emporgehoben zu den Wolken, ihnen sey nicht anders zu Muthe gewesen, als wenn der Morgen der Ewigkeit wirklich am Anbrechen sey!

Hochmanns Predigten brachten ungemein viele Menschen zur Herzens- und Sinnesänderung; er machte keine Fanatiker, sondern enthusiastische Verehrer Gottes und Christi. Das einzige Tadelhafte bei der ganzen Sache war, daß alle Hochmannische Anhänger Feinde der Geistlichen und überhaupt des äußern Gottesdienstes wurden. Dieß war freilich kein Wunder, da die Geistlichkeit nebst der Kirchenverfassung so äußerst schlecht bestellt war; allein der wahre Christ schickt sich in die Zeit, und bezeugt auch durch die äußeren Ceremonien, daß er ein Christ ist, so lange die äußeren Kirchenceremonien Gott und Christum nicht verunehren, und das geschieht eigentlich in keiner der christlichen Religionspartheien; ja, so lange sich noch sogar etwas Erbauliches dabei denken läßt, so ist es pharisäischer Stolz, Eigendünkel und schwere Sünde, wenn man sich von der äußern Gemeinschaft der Kirche absondert; man hält sich für besser, als sein armer Nachbar, der oftmals weit edler ist, und glaubt sich zu verunreinigen, wenn man mit ihm zum Abendmahl, zum Liebesmahl desjenigen geht, der so gern mit Zöllnern nnd Sündern zu Tische saß.

Hochmann und seine Anhänger meinten's indessen recht gut; daß sie zu weit gingen, war menschlich, wo ist denn etwas Vollkommenes in der Welt? Gewiß ist's auch, daß sich die Vorsehung dieses Werkzeugs bediente, die schlafende Geistlichkeit zu wecken,

denn auch hier hatten Hochmanns Predigten herrliche Folgen. Endlich konnte er doch auch im Bergischen nicht länger bleiben, man fing wieder an, ihn zu verfolgen; nun fand er aber eine Freistatt, wo er sein Leben ruhig beschließen konnte.

Graf Kasimir von Wittgenstein-Berlenburg war ein Freund der Künste und Wissenschaften, ein eifriger Verehrer der Religion, und bei dem allen ein nicht gemeiner Kopf. Dieser Herr machte heimlich und öffentlich bekannt, daß alle diejenigen, welche entweder wegen der Religion oder wegen Meinungen verfolgt würden, eine ruhige und sichere Duldung in seinem Ländchen zu erwarten haben würden; diese Nachricht zog Leute von allerhand Schlag nach Berlenberg, und unser Hochmann war einer von den Ersten, der dahin reiste und sein Predigen fortsetzte. Der Herr Graf hörte ihn predigen oder reden, er nahm seinen Hofprediger mit, welcher auch ein rechtschaffener Mann war; da nun Beide an seiner Lehre nichts auszusetzen fanden, so gab ihm der Graf Erlaubniß, zu predigen, wie, wo und wenn er wollte; zu Schwarzenau, einem Dorf im Berlenburgischen, fand er den mehresten Eingang; hier setzte er sich fest und sammelte sich gleichsam eine besondere Gemeinde. Nun war es aber auch Zeit, daß Hochmann starb; denn blos enthusiastische Gemeinden gerathen bei aller Reinigkeit doch bald ins Schwärmerisch-Fanatische, und dann geht's auf ein Lami aus; so wenig, als in dieser Periode der Welt ein Geist ohne Leib Mensch seyn kann, so wenig kann auch eine Religion, sie mag so rein und erhaben seyn, als sie will, ohne äußere kirchliche Verfassung, Ceremoniel und Symbole bestehen; das ist eine ewige Wahrheit, und daher kommt's eben, daß der Separatis-

mus und alle besondere Sektirerei so selten gute Folgen hat, die Sache mag so rein und heilig angefangen werden, als sie will. Dieß Alles wird der Verfolg dieses Werks bewahrheiten.

Hochmann starb also zu Schwarzenau und wurde auch dort auf dem Kirchhof begraben. Der selige Gerhard Tersteegen machte ihm folgende Grabschrift, die auf den Grabstein eingehauen ist:

„Wie Hoch ist nun der Mann, der sonst ein Kindlein, gar
„Einfältig, voller Lieb' und voller Glaubens war.
„Für seines Königs Reich er kämpfte und drum litte,
„Sein Geist flog endlich hin, und hier zerfiel die Hütte."

Ich habe Einen Urheber der Separatisten geschildert, nun folgt der Andere, und das ist oben gemeldeter Dippel. Dieser war, wo ich nicht irre, ein Elsäßer; er studirte zu Straßburg, kam aber auch über die Schriften Paracelsi, Böhms und der Mystiker, und nahm auch viele ihrer Sätze an; sein Vorhaben, Theologe zu werden, wurde dadurch vereitelt. Dippel war ein großer Kopf, zugleich aber unbiegsam, stolz, emporstrebend und ein beißender Tadler; er fürchtete nichts in der ganzen weiten Welt; es scheint, daß er gerne ein Geistlicher geworden wäre, und mir kommt's so vor, als wenn er in diesem Stande das unterste zu oberst gekehrt haben würde, denn der Reformator lag ganz in seinem Charakter. Das beständige Räsonniren über den Verfall der Geistlichkeit zog ihm ihren bittern Haß zu; er verlor nun auch alle Hoffnung, bei ihr Beförderung zu finden, daher studirte er die Medicin, in welcher er recht viel leistete. Nun that der Czaar Peter von Rußland die berühmte Reise durch Deutschland; wo er Dippeln mag angetroffen haben, weiß ich nicht, seine Lebensbeschreibung hab' ich nicht bei der Hand;

mein Zweck geht aber auch nicht weiter, als nur zu beschreiben, in wiefern er zur Bildung des Nationalgeistes Etwas beigetragen hat; genug, Dippel ging mit dem russischen Monarchen nach Rußland und galt viel bei ihm; auch war er sein Leibarzt. Es ist bekannt, daß der Czaar bei allen seinen großen Talenten öfters etwas übereilt und zu streng handelte; freilich dürfen wir ihn nicht als Beherrscher eines kultivirten Volks betrachten, er hatte es mit einer rohen Nation zu thun, welche, gleich muthwilligen Knaben, noch oft die Ruthe nöthig hat, wenn bei Andern vernünftige Vorstellungen hinlänglich sind; indessen konnte Dippel das Hängen, Köpfen und Knutpeitschegeben nicht verdauen, er verwies es dem Czaar, und als das nicht half, so bediente er sich so strenger Ausdrücke, daß der Kaiser für gut fand, ihn seiner Dienste zu entlassen. Dippel ging also von Petersburg oder Moskau nach Stockholm, hier hielt er sich eine Zeitlang auf und verrichtete manche schöne Kur, denn er war in der That ein sehr geschickter Arzt; eine muß ich doch im Vorbeigang erzählen, weil sie Dippels Charakter ziemlich ins Licht setzt.

Ein Bürger in Stockholm war hypochondrisch, vorzüglich quälte ihn eine Grille so, daß er beständig im Bette liegen mußte und weder Tag noch Nacht Ruhe hatte; er sah nämlich unaufhörlich ein fürchterliches Gespenst vor seinen Augen; sobald er nur die Augen öffnete, so war es da, es mochte Tag oder Nacht seyn. Der arme Mensch war dadurch in die erbärmlichsten Umstände versetzt, alle Aerzte hatten sich zu Schanden an ihm kurirt, und ein großer Theil Menschen glaubte, er sey behext.

Dippel hörte von diesem armen Manne, oder

seine Freunde consultirten ihn; genug, Dippel ging hin; nach ein Paar gravitätischen Spaziergängen durch's Zimmer auf und ab und einigen majestätischen Blicken ins Bette setzte er sich zum Kranken. Denn das ist gewiß, Dippel war einer der ansehnlichsten Männer, die je gelebt haben, und in seinem Gesicht lag eine Hoheit, die man sehen mußte, denn beschreiben läßt sich's nicht; eben so anständig, aber auch sehr prächtig kleidete er sich. „Ich höre, Sie werden von einem Gespenst verirt?" Ach ja, lieber Herr Doktor! das quält mich so lang, bis ich sterbe, und dann mag Gott wissen, wie's mir gehen wird.

„Das ist abominal; aber wo ist's denn jetzt, ich seh's nicht?"

Da, da drängt sich's längs die Wand, ach! wenn's doch auch ein Mensch sehen könnte! Sehen Sie das gräuliche Gesicht, wie's die Zähne blöckt, es ist in ein graues Tuch gehüllt und schlupft so daher.

Dippel forschte unvermerkt die ganze Gestalt aus, und nun sagte er: Jetzt will ich mir auch die Augen öffnen und den Dämon betrachten. Nun schmierte er sich etwas über die Augen, machte einige Ceremonien, und jetzt sah er das Gespenst auch. Das ist ein horribler Kerl! sagte er, aber ich will ihn zur Hölle jagen, der soll in Ewigkeit mit keinem Fuß wieder auf Gottes Erdboden kommen; geh' er zum T....., wo er hin gehört! Nun beschrieb er dem Kranken den Geist und zeigte ihm den Ort, wo er stand oder ging, so genau, daß er voller Freuden rief: seht ihr nun, daß ich Recht habe, das ist der rechte Mann, der wird mir gewiß helfen! Nun verfügte sich Dippel wieder nach Hause und maskirte seinen Bedienten genau so, wie das Gespenst aussah. Des Abends ging er mit dem Bedienten hin, stellte

ihn zu den Füßen des Betts hinter den Vorhang, so daß ihn der Kranke nicht sehen konnte. Nun fing er seine Beschwörungen an; allmählig kam der Bediente längs der Wand geschlichen; der Kranke mußte die Augen öffnen, und nun sah er den Geist deutlicher als je; nun fing Dippel an, das Gespenst mit der Peitsche zu jagen und es zu beschwören, bis er es endlich dahin brachte, daß es versprach, nie wieder den Kranken zu beunruhigen, und damit nahm es Abschied. Dippel brauchte nun auch andere physische Mittel und brachte den Kranken bald wieder vollkommen zurecht.

Sein Haß gegen den geistlichen Stand fand in Schweden volle Nahrung; hier war die Herrschsucht, die Dummheit und Unwissenheit desselben noch größer, als in Deutschland; er redete und schrieb also gegen die Geistlichen, und war überall so beißend, daß er beim Kopf genommen und auf die Insel Bornholm gefangen gesetzt wurde; wie lang er da war, weiß ich nicht, und eben so wenig, wie er von da weggekommen. Genug, er kam wieder nach Deutschland, und nach mancherlei wunderlichen Schicksalen und Verfolgungen, die er sich durch seinen stolzen und kritisirenden Charakter zuzog, fand er endlich auch seinen Ruhepunkt in Berlenburg. Zuweilen hielt er sich auch zu Lasphe, der Residenz des Grafen von Wittgenstein-Wittgenstein, auf. In diesen und den benachbarten Gegenden fand er einen erstaunlichen Anhang, und er breitete den allerstrengsten Separatismus noch weiter aus. Seine Schriften zeigen alle den unbiegsamen, stolzen Satyr, und seine Anhänger waren durchgehends eingebildete und oft unerträgliche Leute. Dippels Grundsätze näherten sich auf der einen Seite dem Socinianismus

und zuweilen gar dem Naturalismus; denn gegen das Ende schien Christus dem Dippel eine sehr gleichgültige Person zu seyn; er verband also die mystische Moral mit der Glaubenslehre unserer neuesten Theologen und nebenher noch mit allerhand schwärmerischen Grillen. Das war in der That ein wunderlicher Mischmasch! Endlich starb Dippel in den vierziger Jahren zu Lasphe an einem Schlagfluß plötzlich.

Ich kann von allen diesen Dingen mit Gewißheit reden, denn Dippel lebte in meiner Nachbarschaft, und alles, was ich bis daher erzählt habe, sind mehrentheils eigene Erfahrungen, oder doch Erzählungen sicherer Augenzeugen.

Hochmann hatte also pietistische fromme Separatisten gebildet, und Dippel naturalistische spöttische; doch vertrugen sich Alle recht gut zusammen, weil sie Beide in der Sittenlehre übereinkommen. Ob nun gleich die Hauptpersonen, welche ich bis daher geschildert habe, besonders Hochmann, nicht so unmittelbar auf ganz Deutschland wirkten, so geschah es doch insgeheim, wenigstens in den beiden protestantischen Kirchen desto mehr und unbemerkter. Obrigkeiten und Gelehrte sind auf die Denkungsart des gemeinen Volks gar nicht neugierig, sie lassen solche Sachen ihre guten Wege haben, so lange ihr Interesse oder die öffentliche Ruhe nicht darunter leidet, und doch sind solche vor den Augen der Menschen geringe Dinge gerade die Mittel, wodurch die Vorsehung die Bildung ganzer Völker leitet. Böhms, der Frau von Guyon, Speners und Arnolds Schriften stimmten viele Menschen zum reinen oder wohl zum schwärmerischen Pietismus; der berühmte Hallische Theologe, August Herrmann Franke und seine Freunde, Christian Friedrich Richter

und Carl Heinrich von Bogatzky, erhielten ihre ganze Richtung aus dieser Quelle; und wer weiß nicht, welchen unaussprechlichen Nutzen diese Männer durch die ganze protestantische Kirche verbreitet und wie rechtschaffene Lehrer sie gebildet haben? Mit ihnen fing ein besserer Zeitpunkt der Geistlichkeit und der Kirchenverfassung an. Der berühmte Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf schöpfte aus eben dem Brunnen, und sein außerordentlicher Wirkungskreis wirkt heimlich und öffentlich bis in die entlegensten Winkel der Erde fort, wo er, man mag sagen, was man will, ungemeinen Nutzen stiftet; in Zinzendorfs System liegt mehr Plan, Weisheit und Politik, als in den Symbolen beider protestantischen Kirchen zusammen, nur Schade, daß seine Glaubenslehre zur sittlichen Vervollkommnung nicht die wahren biblischen Mittel anweist.

Noch einen merkwürdigen Mann muß ich bemerken, dessen Einfluß auf's Volk unaussprechlich gewesen ist und der noch immer fortdauert, nämlich den bekannten Johann Friedrich Rock; dieser war ein gemeiner, ungelehrter, sonst aber guter und frommer Mann, und ein Schuhmacher seines Handwerks; er wohnte meines Wissens nicht weit von Büdingen im Isenburgischen, und nährte sich, seine Frau und Kinder ordentlich. Die mystischen und pietistischen Schriften, welche nunmehr häufiger anfingen, in die Hände des gemeinen Mannes zu kommen, las Meister Rock auch sehr fleißig, und sie brachten auch in ihm den festen Entschluß zu Wege, ein ganz anderer Mensch zu werden. Durch seine Uebungen und eifriges Bestreben zu diesem Zweck wurde er immer hitziger und feuriger; endlich gerieth er in einen so starken Enthusiasmus, daß er Paroxysmen bekam, die sonderbar

genug waren: er gerieth nämlich außer sich, dann bekam er gelinde Zuckungen, und darauf redete er mit einem solchen Fluß der Worte und mit einer solchen Energie, daß selbst Hochmann weit hinter ihm blieb; endlich kam er wieder zu sich selbst, und dann wußte er von Allem, was er geredet hatte, kein einziges Wort. Die Sache ist ganz gewiß, denn in meiner Jugend predigte er durch mein ganzes Vaterland, so daß ich das, was ich sage, zuverlässig versichern kann. Rocks Reden waren ziemlich zusammenhängend und ganz im Ton der biblischen Propheten. Z. B. wenn die Zuckungen vorbei waren, so wurde sein Gesicht sehr ernsthaft, er reckte die rechte Hand aus und fing gewöhnlich mit den Worten an: So spricht der Herr! — oder auch: spricht der Herr durch seinen Knecht Rock u. s. w. Alle seine Reden zielten auf Buße und Bekehrung, nach den Grundsätzen der Mystiker; zugleich strafte und bedrohte er die verfallene Geistlichkeit, verkündigte auch wohl nahe Strafgerichte u. s. w. Das gemeine Volk, ja auch ein großer Theil aufgeklärter Menschen, erstaunte über diesen neuen wunderbaren Lehrer; denn da es Wenige gab, die so viel Licht in der Seelenlehre hatten, daß sie die Sache physisch erklären konnten, so wurde er häufig für einen wahren Gesandten Gottes gehalten, besonders da er ein unsträflicher frommer Mann war und seine Reden nichts enthielten, das der Bibellehre zuwiderlief.

Erst machte Rock nur in seiner Nachbarschaft Aufsehen, bald aber bekam er einen Trieb, andere Länder zu durchziehen und zu predigen, denn er hielt sich selbst für einen von Gott gesandten Lehrer; ein benachbarter Edelmann nahm seine Frau und Kinder in Versorgung, und Meister Rock zog fort und pre-

digte. Der Zulauf des Volks war erstaunlich; etliche Männer hielten sich zu ihm und schrieben seine Reden aus seinem Munde auf; diese begleiteten ihn allenthalben und dieneten ihm. Eine Menge dieser Reden wurden gedruckt und noch mehrere liegen noch hin und wieder in Handschriften, ich hab' ihrer ganze Kasten beisammen gesehen. Seine Schriften zeigen ihren Verfasser auf dem Titelblatt mit dem Buchstaben F. R. an. Ueberall, wo er durchreiste, bekam er viele Anhänger, die noch unter dem Namen der Inspirirten bekannt sind; sie sind auch strenge Separatisten, halten auf die äußern Kirchenceremonien, Taufe und Abendmahl nichts, in ihren Versammlungen singen, beten und lesen sie, und erwarten, so wie die englischen Quäcker, göttliche Begeisterung zum Reden; sonst sind sie stille, untadelhafte, fromme und rechtschaffene Leute.

Endlich kam auch Rock mit seinem Gefolge ins Fürstenthum Nassau-Siegen. Weil dieß Land sehr bevölkert ist, und auch die Fabriken und Handlung, gute Schulen, Wohlstand und einen gewissen Grad der Aufklärung bekommen hat, so findet hier jeder gute und böse Schwärmer bald Beifall. Hochmann und Dippel hatten hier schon vorgearbeitet, und die mystischen Schriften wurden häufig gelesen; zudem war der allgemeine Widerwille gegen die Geistlichkeit und Kirchenverfassung auf's Höchste gestiegen, so daß man Rock als einen Engel vom Himmel oder als einen großen Apostel aufnahm; er hielt sich auch lange in dasigen Gegenden auf und war Willens, auch nach Berlenburg und Schwarzenau zu gehen, um dortige Freunde zu besuchen.

Nun wohnte ein gewisser französischer Flüchtling, Namens Marsay, im Siegenschen auf einem ein-

samen adelichen Gut, zum Hainchen genannt, er hatte sich dasselbe gekauft, reiste zuweilen nach Berlenburg, und dann kehrte er wieder in seine Einsamkeit zurück. Dieser Marsay war ein Schüler der Frau von Guyon, er hatte sie selber noch gekannt und war viel mit ihr umgegangen; er war ein ganz vortrefflicher Mann von Geist und Herzen, so daß ihn Jedermann liebte und ehrte; mit dem feierlichen Ernst des Pietisten verband er eine ungemeine Leutseligkeit, Menschenliebe und Duldung, die sonst bei solchen Leuten sehr selten ist. Er hat ein Werk geschrieben, welches den Titel führt: Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geistes, in drei Bänden, in welchem er behauptet, daß die Firsterne die vielen Wohnungen in des Vaters Hause sind; und daß jeder Stern, oder auch mehrere zusammen mit ihren Einwohnern Königreiche seyen, die den frommen Christen nach ihrem Tode zur Beherrschung übergeben würden; wenn nun Marsay bei dieser Lehre keine göttliche Eingebung vorgäbe, so wäre sie immer eine schöne Hypothese, die wenigstens des Nachdenkens werth ist. Uebrigens war er in seinen Lehrsätzen ein vollkommener Mystiker.

Zu diesem berühmten Mann reiste nun auch Rock mit seinem Gefolge. Viele Menschen folgten ihm nach und Viele versammelten sich auch noch aus der umliegenden Gegend vor dem Hause des Herrn von Marsay. Dieser kannte aber die Beschaffenheit der Sache besser, er sagte dem versammelten Volk: Rock's Reden seyen freilich gut und erbaulich, dennoch aber nicht göttlichen Ursprungs, und es sey nicht recht, daß die Leute so geäfft würden, denn es sey ein falscher Geist, der aus dem Rock redete, und das wolle er

beweisen; Jeder war aufmerksam auf diese Sache geworden und verlangte auf den Ausgang. Bald merkte man die Annäherung des Paroxismus; das Volk wurde in einen großen Saal zusammenberufen, wo Friedrich Rock und seine Schreiber schon saßen, und Marsay stellte sich auch ein. Als nun Rock recht im Reden begriffen war, kam Marsay mit einem Eimer voll kalten Wassers und stürzte es auf einmal über den Redner her; dieser erschrack, kam zu sich selbst, und von der Zeit an kam der Paroxismus nicht wieder, und Rock hielt auch keine Reden mehr. Nun stellte Marsay sowohl dem Rock als den Zuhörern sehr bündig vor, daß sich der Geist Gottes durch einen Eimer voll Wasser nicht hemmen ließe, sie sollten suchen, durch ordentliche und vernünftige Mittel auf den rechten Weg zu kommen und nach den Regeln der Bibel sowohl lehren, als leben. Rock selber ließ sich weisen; er ging wieder nach Hause, doch setzte er noch seine Ermahnungen, die er aber nun sich selbst bewußt hielte, fort, und besuchte auch noch zuweilen seine Anhänger, die theils obigen Vorgang läugnen, theils auch es dem Marsay sehr übel nehmen, daß er auf solche Weise mit dem Rock umgegangen ist.

Durch alle diese Personen wurde unter dem gemeinen Volk eine allgemeine Gährung zuwege gebracht, die durch ganz Deutschland wirkte; überall gab's Leute, die einsahen, daß die gewöhnliche Art zu leben nicht zur höchsten Glückseligkeit führte, sondern daß eine gänzliche Herzens- und Sinnesänderung nothwendig sey; Jeder schlug den Weg dazu ein, der ihm durch den Mann, dem er den meisten Beifall gönnte, vorgezeichnet wurde; diese Nachfolger waren nun Jeder an seinem Orte, und in seinem

Theil wiederum Vorgänger; und obgleich immer noch die Wenigsten den Weg der Bekehrung und Sinnesänderung einschlugen, so war's doch nicht anders möglich, es mußte überall Licht, Wärme und Enthusiasmus für die Religion verbreitet werden.

Diese allgemeine Bewegung in Deutschland wurde von den Gelehrten und großer Köpfen nicht einmal bemerkt, wenigstens nicht so viel geachtet, als sie es in Ansehung der Geschichte der Menschheit verdiente; aber die lichtvollesten Köpfe unter den Pietisten selber ahneten große Veränderungen. Die Offenbarung Johannes wurde stärker gelesen als je, man glaubte, die glücklichen tausend Jahre seyen vor der Thür; mit einem Wort, man ging hin und wieder so weit, daß theils lächerliche, theils traurige Ausschweifungen begangen wurden, wie man in diesem Werk finden wird; man kann nirgend besser diesen Enthusiasmus kennen lernen, als in den Liedern dieser Zeit: da sieht und hört man nichts anders als philadelphische Gemeinde, sieben Leuchter und dergleichen Anspielungen auf die heiligen Hieroglyphen.

So wie also der eine Theil der deutschen Nation von diesem Geist belebt wurde, so war der andere theils Buchstaben- und strenger Kirchenchrist, oder praktischer Gotteslängner ohne Grundsätze. Von Freigeistern und Zweiflern wußte man noch wenig, denn die engländischen deistische Schriften waren in Deutschland noch wenig bekannt. Indessen waren doch die zwei großen Apostel des Unglaubens schon heimlich am Wirken: in Deutschland lebte Edelmann, welcher anfänglich ein strenger mystischer Christ war; mit seinem großen hellen Kopf forschte er aber weiter. Dippels System leuchtete ihm ein; er fand allmählig die Erlösungslehre Christi lächerlich, las

darauf die Schriften Benedikts Spinoza, Balthasar Beckers, und nun auch der engländischen Deisten, wurde also von einem Extrem auf's andere geworfen, und aus dem enthusiastischen Mystiker ein Spötter und Verläugner der Religion! Seine Schriften erschienen nun auch im Druck, und diese machten eben so große Bewegungen, als die mystischen Menschen; denen die Moral und Lehre Jesu Christi zu sauer und zu geringschätzig vorkam, fanden Vernunft und Weisheit in Edelmanns Lehre und finden sie noch. Er reiste nach Berlin; dort fand er großen Beifall, und meines Wissens ist er auch dort gestorben.

Der andere Lehrer des Unglaubens ist der bekannte von Voltaire. Von diesem Mann hab' ich weiter nichts zu sagen, als daß sein Wirkungskreis ganz Europa in Taumel gesetzt und den größten Theil der Vornehmen, Gelehrten und Ungelehrten, den Kopf verdreht habe.

Jetzt kann ich nun den Standpunkt genau auszeichnen, in welchem man stehen muß, wenn man mein folgendes Gemälde in seinem wahren Licht betrachten und zugleich auf die Zukunft schließen will: Zwei sehr widerwärtige Kräfte wirken also jetzt in Deutschland und bringen eben die heftige Gährung hervor, oder haben sie hervorgebracht; auf der einen Seite Drang und Eifer für die Religion und auf der andern Drang und Eifer wider dieselbe. Beiden Kräften bahnte die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie den Weg; der höchst gefährliche und höchst nützliche Grundsatz: daß man nichts glauben muß, als was Erfahrung und Vernunft untrüglich beweisen, gibt dem Religionszweifler einen festen und sichern Tritt auf dem

Wege zur Verwirrung und zur äußersten Ungewißheit, und dem gutartigen Christen in seiner Bibel- und Religionsforschung das herrlichste Mittel an die Hand, das lautere, reine, einfältige Licht der Wahrheit von allem schwärmerischen Glast und Irrlichtern zu reinigen. Hier gilt mein Motto:

Mittelmaaß
Die beste Straß.

Auf solche Weise ist also unser Jahrhundert freilich um Vieles aufgeklärter, als das fünfzehnte; allein, dem Allem ungeachtet, gerade so geschickt zu den Wirkungen eines zweiten Luthers, und gewiß, ein solcher Mann wird auch zu seiner Zeit auftreten, denn die Religion Jesu Christi hat wahrlich wiederum eine Fackel vom Himmel nöthig; denn die große Welt findet sie lächerlich und hält sie schon so gut als zu Grunde gerichtet!

Das zweite Hauptstück.

Nur etliche Stunden von dem Berlenburgischen Lande fängt die Grafschaft Leisenburg an; nahe an der Grenze auf einem hohen Gebirge schlängelt sich ein Thal gegen Morgen zwischen den Waldungen hin, welche sich rund und weit in die Ferne erstrecken und dem Wild sowohl, als den Kohlbrennern einen ruhigen Aufenthalt bereiten. Oben am Anfange des Thals liegt ein ruhiges kleines Dörfchen, Namens Rulheim, dessen biedere und gute Bewohner, weit von ihrer Obrigkeit und ihren Beamten entfernt, weniger von Druck und Elend wissen, als andere. Ihr Pfarrer wohnt anderthalb

Stunden entfernt, und seine Erscheinung ist ihnen das, was den Dörfern nahe um eine Residenz die Erscheinung des Fürsten ist. Unter ihnen wohnt ein Oberförster, als die vornehmste Person des Orts, dessen Frau die Kabale der Menschheit mit einer eben so wichtigen Miene regiert, als an großen Höfen die Mätresse; und er, der Herr Oberförster kann thun, was er will, wenn er's anders recht versteht. Hier wohnte im Anfang dieses Jahrhunderts ein Bauer, Namens Hans Theobald; sein Haus stand einen Steinwurf weit vom Dorfe ab, zu alleroberst am Ende, nahe am Silberquell des Baches, der dem ganzen Dorf seine Wiesen wässerte; er war gewissermaßen ein Separatist in politischen Sachen; er so wenig als seine eheliche Hausfrau bekümmerten sich um die Wichtigkeit des Dorfs, sie blieben beide zu Hause und ließen die ganze Welt ihre gute Ruhe haben; freundlich und dienstfertig gegen Jeden, aber gegen Niemand vertraulich, verhüteten sie vielen Verdruß, der in den Dörfern eben so gut die Familien zwistig macht, als in den Städten. Ihre Kinder schickten sie ununterbrochen zur Schule, und jeden Sonntag Morgen reiste Hans mit seiner ganzen Haushaltung zur Kirche, und des Nachmittags las er mit unbedecktem Haupte seinem Hause aus D. Conrad Mels Hauspostille, Zions Lehr und Wunder genannt, eine Predigt vor; darnach las er sich und seiner Frau noch Stücke in seiner großen Bibel vor, und gegen Abend, wenn's Sommer oder sonst gut Wetter war, schlenderten Alle über's Feld, und dann wieder zur trocknen Brodsuppe mit Fleischbrühe nach Hause. Das ist die Lebensgeschichte Hans Theobalds und seiner Frau bis an seinen Tod; er gab dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott,

was Gottes ist, und bekümmerte sich weiter um nichts; nebst seinem gehörigen Auskommen und einem Noth- und Ehrenpfennig in der Kiste, dachte er auch an keinen Reichthum. Er hatte fünf Kinder, Söhne und Töchter; das älteste war ein Sohn, ein hübscher ansehnlicher Jüngling, der auch so, wie man's aus dem Charakter seiner Eltern schließen kann, nach seiner Art gut erzogen war. Nach den dortigen Landesgebräuchen gehörte ihm das elterliche Haus und Gut; er hieß Dietrich Theobald, und war gerad, als der selige Hochmann in die Gegend kam, 24 Jahre alt; seine Eltern hätten gern gesehen, wenn er nun auch geheirathet hätte; allein er wollte sich noch nicht recht dazu anschicken.

Einsmals kam Hans mit seiner Frau und Kinder nach Hochborn, um in die Kirche zu gehen. Da war nun der ganze Flecken voll von Erstaunen über einen neuen Apostel, den Gott gesandt habe, um die trägen und schlafenden Menschen zur Buße und zum Christenthum zu erwecken. Das war etwas Erstaunliches; Einer sahe den Andern an, und es fehlte nicht viel, so hätte man geglaubt, dieser neue Apostel Hochmann sey gar kein Mensch, sondern ein Engel vom Himmel, besonders da auch der schwärzeste Neid nichts Tadelhaftes an ihm finden konnte. Viele Leute waren ihm schon entgegengereist, um ihn zu hören, und Jedermann erwartete mit einer Art von Entsetzen, was diese für Nachricht bringen würden. Hans hörte auch aufmerksam zu, allein er war so ruhig und mit sich selbst so zufrieden, daß er sich zwar verwunderte, übrigens aber keine Miene machte, den Hochmann zu hören; als im Wirthshause so viel Redens von der Sache war, so nahm er sein kurzes Pfeif-

chen aus dem Maul und sagte mit seiner langsamen Baßstimme: Sie haben Mosen und die Propheten, wenn sie die nicht hören, so wird's auch nichts helfen, wenn gleich ein Engel vom Himmel kommt und ihnen predigt. Jeder sah ihn mit Verachtung an, als er das sagte, und hielt ihn für einen zum Guten ganz erstorbenen Menschen. Bei seinem Sohn Dietrich machte das Ding aber tiefen Eindruck, er dachte: wenn doch Gott einen solchen Mann sendet, so ist's doch Schuldigkeit, daß die Menschen folgen; daher bat er nächsten Samstag seinen Vater, er möchte ihm doch erlauben, des andern Tages auch einmal zu dem neuen Apostel zu reisen; Hans schüttelte den Kopf und sagte: du hast ja den Schatz des Worts Gottes im Hause, sagt dir der neue Apostel etwas Anders, so ist er ein Lügner, und sagt er das Nämliche, nun so brauchst du ihn nicht zu hören, so kannst du's selber lesen. Nun auf die Weise, antwortete Dietrich, haben wir ja auch keinen Pfarrer nöthig. Ei, Gott bewahre! versetzte der Alte, sag' lieber, wenn wir ordentliche Pfarrer haben, so haben wir keinen neuen Apostel nöthig; doch sieh, du kannst gehen, da hast du ein halb Kopfstück, geh' in Gottes Namen, es schadet doch nicht, wenn junge Leute so etwas hören und sehen. Dietrich freute sich und machte sich des Sonntag Morgens um vier Uhr auf und reiste fort. Vor dem Dorfe traf er einen andern Burschen aus seinem Orte, den Schreiner Kolb an. Dieser war ein stiller, ordentlicher junger Mensch, der weder Vater noch Mutter mehr hatte, bei seinem ältern Bruder in die Kost ging und sein Handwerk trieb. Beide Bursche grüßten sich und entdeckten sich bald, daß sie die Neugierde einerlei Weg führe.

Nachdem sie vier Stunden zurückgelegt hatten, so

kamen sie in dem Ort an, wo sich Hochmann aufhielt; sie fanden das Dorf voller Freuden, und vornehmlich das Haus, wo Hochmann logirte, war gedrängt voller Menschen. Theobald und Kolb wurden mit erstaunlicher Ehrfurcht erfüllt, als sie die Menschen alle sahen, und noch mehr, als sie bald hie, bald da einen sehr ernsthaften und ansehnlichen Mann am Fenster entdeckten, von denen man ihnen sagte, das seyen Hochmanns Begleiter. Alles Volk stand herum und schwätzte sich so voller Enthusiasmus und Andacht, daß es kein Wunder war, wenn in solchen hochgespannten Seelen hernach Hochmanns Reden einen so tiefen Eindruck machten. Hochmann selber ließ sich bei solchen Gelegenheiten nicht blicken, denn er war in der That und Wahrheit demüthig; er bedauerte oft, daß ihn Gott zu solch einem Amte berufen habe; allein eben, weil er seinen Trieb zu predigen für göttlich hielt, so gehorchte er, und hielt's für Sünde, nicht zu gehorchen; niemals hielt er seine Reden während dem öffentlichen Gottesdienst, um nicht gegen die Polizei anzustoßen, sondern blos des Nachmittags.

Theobald und Kolb gingen vom Volk weg hinten in den Hof und längs die Stubenfenster zu spekuliren, um irgendwo den neuen Propheten zu entdecken; ein feiner Mann in der Stube bemerkte sie, trat an's Fenster und fragte sie freundlich, wo sie her seyen; sie antworteten: von Rulheim. „Seyd ihr denn auch hergekommen, um Hochmann zu hören?" — Ja.

„Möchtet ihr ihn denn auch gern sehen?"

Das wünschen wir von Herzen.

Dem Mann floßen die Thränen die Backen herab; er hatte einen schönen braunen Rock, hübsche weiße

Wäsche an und eine ordentliche braune Perücke auf dem Kopf; er gefiel den Burschen gar zu gut, und sein Gesicht machte tiefen Eindruck auf sie; er fuhr fort:

„Freunde! Hochmann ist ein armer Mensch, wie ihr; ein Mensch, der ganz und gar nichts Gutes an sich hat, der werth wäre, ein Ausfegsel unter den Menschen zu seyn; aber eben aus dem Munde der Säuglinge und jungen Kinder bereitet sich Gott ein Lob. Und eben das Verachtete macht er zu seinem Werkzeug, damit Er allein die Ehre haben möge. Warum möchtet ihr aber gern den Hochmann sehen?"

Wir möchten doch gern sehen, wie ein Mensch aussieht, den Gott zu einem Apostel und Propheten gesandt hat.

„Hochmann ist kein Apostel und kein Prophet, so was müßt ihr bei Leibe nicht denken. Ein Apostel ist nur der, der eine neue Religion lehrt, und ein Prophet ist nur der, der zukünftige Dinge vorhersagt; das Alles thut Hochmann nicht, sondern er ist nur ein Knecht Gottes, der dem Volk die Wahrheit sagen und es aufwecken muß, weil die Lehrer und Prediger mehrentheils alle schlafen und ihre Heerden versäumen."

So ist denn doch der Hochmann ein sonderbarer Mann, den wir gern sehen möchten.

„Habt Geduld! geht in der Wittwe Bergerin Haus, oben auf dem großen Saal wird Hochmann den Nachmittag reden; sagt's aber Niemand, so könnt ihr nahe dabei seyn."

Dietrich und Kolb gingen fort, und freuten sich in der Seele, daß sie unter allen Menschen, die da waren, allein das Glück hatten, von einem aus Hochmanns Gefolge bemerkt zu werden. Sie fragten das Haus aus, gingen hinein und hielten sich ganz still.

Des Nachmittags um zwei Uhr kam Hochmann mitten im Gedränge; unsere beiden Bursche arbeiteten sich zuerst die Treppe hinauf und auf den Saal; bald war Alles voll, und nun stellte sich Hochmann nicht weit von Dietrich und Kolb an's Fenster; er lächelte sie an, nun sahen sie, er war es selbst, der des Vormittags mit ihnen geredet hatte. Jetzt fing Hochmann an; er reckte die Hand aus, machte eine ernste und feierliche Miene, und rief mit einer durchdringenden, aber sanften Stimme: Stille! Stille! Volk des Herrn! — da, wo sein Wort verkündiget wird, da ist er gegenwärtig! Gott ist gegenwärtig! Alles beuge sich vor seiner Majestät, denn Er ist jedem unreinen Gedanken ein verzehrendes Feuer. — So spricht der Herr! u. s. w.

Wenn ein ordentlicher Prediger nur die Energie, den Anstand, das Feuer und überhaupt die Gebärden und den Ton Hochmanns mit seiner Weltkenntniß und wahrer Gelehrsamkeit verbände, was würde er thun können? aber der Fall ist selten. Hochmann war ein Genie in der Beredtsamkeit. Kolb erzählte mir oft die Geschichte dieses Nachmittags, er sagte mir (man nehme die Worte im Kolb'schen Sinn): Hochmann sey so vom Geist Gottes durchdrungen gewesen, daß man geglaubt habe, es gingen feurige Strahlen aus seinem Munde, alles Volk habe die Kleider aufgerissen und mit lautem Heulen gerufen: Herr Gott, was sollen wir thun, daß wir selig werden?

Dietrich und Kolb sahen sich oft mit nassen Augen und Seufzen an; mit wehmüthiger Stimme sagten sie: welche Worte! welche Kraft! Hochmann redete zwei Stunden an Einem fort und Niemand regte sich; keinem wurde die Zeit zu lange; er schloß

mit einem kurzen Gebet und ging wieder fort in seine Einsamkeit. Unsere zwei Rulheimer wanderten nun auch wieder nach Hause. Kolb war so ganz umgeschaffen und verändert, daß er den ganzen Weg über weinte, öfters auf die Knie fiel, die Hände gen Himmel reckte und sagte: „so können wir nicht selig werden!" Dietrich schwieg wohl still, aber er hatte auch immer Thränen in den Augen. Als sie nach Hause kamen, so erzählte Theobald seinem Vater Alles, was er heut gesehen und gehöret hatte, und das Alles so siedwarm, daß der alte Hans selbst nicht recht wußte, wie er dran war; er schüttelte den Kopf, reckte mehr als einmal die Hand aus und sagte: das begreif' ich nicht, sollte ich denn unrecht haben? Indessen blieb's dabei. Dietrich und Kolb kamen alle Abende zusammen, dann saßen sie ganze Nächte und fingen an, das zu beleben, was sie gehöret hatten; sie wurden still, sonderten sich von den Menschen ab und thaten in ihrem Beruf treu und fleißig, was ihnen vorkam. Allmählig kam Hochmann näher, und nun fing der Hochgeborne Pfarrer an, nicht ihn zu widerlegen, sondern gegen ihn mit Bannstrahlen zu donnern; das war nun gerade das Mittel, die Leute aus der Kirche hinaus und in Hochmanns Versammlungen hineinzupredigen; hätte er sanft und ruhig die Religion Christi gelehrt, und gezeigt, daß man keine außerordentlichen Lehrer nöthig habe, so lange sie keine neue Wahrheit verkündigten, so hätte er besser gethan; so aber legte man's ihm für Neid aus, und man mochte wohl recht haben.

Dietrich und Kolb hatten Gelegenheit, Hochmann noch ein paarmal zu hören und sich mit ihm zu unterreden; er empfahl ihnen mystische Bücher,

und Kolb, der sein eigener Herr war, schaffte sich alle an. Dieß gab Dietrichen Anlaß, sie auch zu lesen: mit einem Wort, diese beiden jungen Leute wurden vollkommene Mystiker, und weil ihr Pastor beständig gegen die neue Lehre predigte, ohne sie zu widerlegen und was Besseres zu sagen, so wurden sie auch zugleich sehr strenge Separatisten.

Nicht lange hernach setzte sich Hochmann zu Schwarzenau zur Ruhe. Da nun dieser Ort nur vier Stunden von Rulheim ist, so gingen Kolb und Dietrich wenigstens alle vierzehn Tage dorthin, und wurden also immer mehr überzeugt und in ihren Grundsätzen befestigt. Der alte Hans war sehr oft hinter seinem Sohn, aber er konnte ihn nicht widerlegen, und da er ihm nichts versäumte und zugleich auch ein besseres Leben führte, als vorher, so gab er sich endlich zur Ruhe und ließ ihn gehen. Nun trug es sich einmal zu, daß Kolb und Theobald an einem schönen Sommermorgen früh auch nach Schwarzenau gingen; sie wanderten fröhlich das Thal hinab und unterhielten sich von der Seligkeit in jener Welt. Diese Materie nahm sie so ein, daß Theobald, der voranging, sich mit lachender Freude umkehrte und sagte: Bruder! in meinem Leben heirathe ich nicht, damit ich ruhiger Gott dienen kann. Siehst du, die allerfrömmsten Leute, von denen wir in unsern Büchern lesen, hatten auch nicht geheirathet; ich wüßte mir kein größeres Vergnügen, als wenn ich in einem wilden Wald mit dir alleine seyn könnte. Kolb antwortete: das Heirathen mußt du nicht verreden, denn du weißt nicht, ob du immer stark genug seyn wirst, dem Triebe deines Fleisches zu widerstehen.

„O Kolb! sieh, ich schwöre dir hier vor Gott, daß ich nicht heirathen will, in meinem Leben nicht!"

Schweig, Bruder! was ist das nöthig, überlaß dich der Führung Gottes, denn Er könnte dir bald zeigen, daß du ohne Ihn nichts thun kannst.

„Hör', Bruder! darin muß ein Christ sich zeigen, daß er seine Lüste überwinden kann; wenn ich das nicht vermag, so bin ich ja nicht werth, ein Nachfolger Christi zu heißen!"

Gut! aber du sollst sehen, du hältst dein Gelübde nicht.

Unter dergleichen Gesprächen wanderten die Beiden nach Schwarzenau; sie gingen geradezu in Hochmanns Haus, wo sie verschiedene vornehme und geringe Leute antrafen, die sich mit Hochmann vertraulich unterredeten, und Alle so voller Empfindung und Andacht waren, daß ihnen Leben und Freude aus den Augen blitzten. Hochmann bewillkommte die beiden Bauernbursche nach seiner Art sanft und leutselig, gab ihnen die Hand, hieß sie Brüder, und alle Anwesende, Vornehme und Geringe, thaten deßgleichen; unter diesen war ein junges Frauenzimmer, ein Fräulein von Wirthen, welche mit einem schönen Gesicht und Wuchs zugleich einen guten sanften Charakter verband, übrigens aber vielleicht ein wenig zu empfindsam seyn mochte. Diese drückte auch Theobalden lächelnd die Hand und nannte ihn Bruder; das ging ihm durch die Seele, von einer solchen Person Bruder genannt zu werden; er drehte sich zu Kolb mit nassen Augen und sagte: Schau, Bruder! die Gottseligkeit ist doch etwas Herrliches, sie macht die Menschen alle gleich! Wer mag doch wohl die Jungfer seyn? Kolb antwortete: das wollen wir wohl erfahren; sie setzten sich und hörten

ferner dem Gespräch zu. Ueber eine kleine Weile kam das Fräulein und setzte sich neben die Rulheimer auf einen Stuhl, und fing an freundlich mit Theobalden zu reden; sie fragte nach seiner Seelenbeschaffenheit; wie lang er schon erweckt wäre? und dergleichen. Theobald erzählte ihr das; nun fragte er auch nach ihr, sie entdeckte ihm ebenfalls ihr ganzes Herz, und nun fand sich's, daß ihre Gemüthslage einerlei war. Beide gestanden sich, daß Gott sie einerlei Wege führe, daß sie also auch näher verwandt wären, als die andern unter einander; sie erklärten sich ferner die Seelenverwandtschaft, wie unendlich inniger und erhabener sie sey, als die fleischliche; und mit herzlichem innigem Seufzen schlossen diese Beide in einem Zeitpunkt, wo sie Welt und Verhältniß tief unter ihren Füßen hatten, eine ewige Bruder- und Schwesterschaft, welche durch fleißigen Briefwechsel unterhalten werden sollte.

In solchen Versammlungen vermuthet Keiner vom Andern etwas Verdächtiges, und es ist auch offenbare Lästerung, wenn gesagt wird, die Pietisten treiben Schandthaten in denselben. Ob sich aber nicht ein und anderes Uebel auf die Zukunft darinnen erzeugen könne, das ist eine andere Frage. Genug, keiner von den Anwesenden dachte das geringste Böse von diesen Beiden, und hatten auch keine Ursache dazu; nur der feine Menschenkenner hätte sie Beide bewacht und frühzeitig von einander getrennt; aber es war keiner zugegen. Mit Wehmuth schieden sie Beide am Abend von einander, und sie empfanden tiefen Kummer. Das träumte aber keins von Beiden, daß eine geheime Liebe der Grund desselben sey; nein! sie wußtens gewiß, daß blos die Uebereinstimmung ihres Seelenzustandes und

ihre gleiche Gesinnungen die einzige Ursache ihrer Liebe sey. Bruderliebe! — O das süße, süße Wort Schwester! Bruder! über diese Worte ging jetzt dem Theobald nichts, in seinen Augen war eine geistliche Schwester mehr für sein Herz, als eine Braut. Unterwegs redete er mit Kolb von nichts anders, als von geistlichen Verwandtschaften, und von seinem Fräulein Schwester; er erhob sie bis an den Himmel, und glaubte, sie würde die heiligste Person werden, die je gelebt habe. Kolb hatte gegen das Alles nichts einzuwenden, sie hatte ihm auch nicht übel gefallen, aber doch auch nicht besser als andere.

Indessen, Theobalds Ruhe war hin, er marterte sich durch 8 Tage, als durch eben so viele Jahre; er prüfte sich oft, woher es doch kommen möchte, daß er so schwermüthig wäre, und dann fand er allemal, daß blos die Unterredung mit seiner geistlichen Schwester Erbauung und Frieden in sein Herz flößen würde; er sehnte sich also unbeschreiblich nach ihr. Den folgenden Sonntag konnte er nicht nach Schwarzenau kommen, doch hoffte er etwas von dorther zu hören; des Abends kam auch ein Nachbar aus dem nächsten Dorf, der zu Schwarzenau gewesen war, und brachte ihm einen Brief. Theobald brach ihn auf, und fand mit einer Freude, die dem Anblick der Seligkeit ähnlich ist, daß er von seiner geistlichen Schwester war.

Leser! ich schreibe in der Furcht Gottes Wahrheit! ich weiß, wie entsetzlich schädlich der Spott auch nur über Mißbegriffe in der Religion ist, man soll einer Krone nicht spotten, wenn sie auch ein Affe trägt, — nicht einmal des Affen, denn er ist König. Weder Laster noch Tugend ist ein Gegenstand der

Satire, sondern blos und allein das, was mißsieht, das Lächerliche; macht man das Laster als etwas Strafbares lächerlich, so vermindert man die Wichtigkeit des Verbrechens. — Dasjenige, was Gott und Menschheit entehrt, kann unmöglich lachenswerth seyn! Tugend lächerlich machen, ist teufelisch! Warum sollte man aber nicht Scheintugend, Heuchelei belachen dürfen? Darum nicht, weil sie Aehnlichkeit mit der Tugend hat, und das Aehnliche immer zugleich einfällt und ebenfalls lächerlich wird. Dieß sind die Ursachen, die mich abhalten, Briefe mit einzurücken, der Ton derselben ist allemal biblisch; der Inhalt aber oft läppisch: würde ich also nicht zugleich die Bibelsprache dadurch verächtlich machen? — hätte ich aber dann lieber gar nicht dieses Werk schreiben sollen? Mir dünkt doch, es sey nothwendig, es gibt gar viele Menschen, die durch die Schwärmerei unglücklich werden, und also ebenso der Religion, wie jene Kundschafter dem gelobten Lande ein böses Geschrei machen, wie es jetzt am Tage ist, wo man jede Wärme für die Lehre Christi und den Glauben an ihn Schwärmerei, oder welches eben dasselbe ist, Narrheit heißt.

Theobald las den Brief des Fräulein von Wirthen, und fand ihn für seinen Zustand erbaulicher, als die Schriften der Madame Guyon selber; schleunig lief er zu Freund Kolb und las ihm den Brief vor, der ihn auch schön fand, obgleich nicht in so hohem Grad als Theobald. Man sollte nun meinen, es werde weniger Menschenkenntniß, als Kolb hatte, erfordert, einzusehen, daß eine fleischliche Liebe die Triebfeder dieser Freundschaft war, und doch wähnen die mehresten Erweckten so etwas

nicht einmal von Ferne, auch die klügsten Köpfe straucheln hier, und das darum, weil sie gewöhnlich alle gute Regungen des Herzens für unmittelbare Einwirkungen der göttlichen Gnade halten, und sich also eine nach ihren Begriffen so niedrige Lust nicht dazu denken können. Da nun viele Heirathen unter dieser Menschenklasse auf solche Weise entstehen und oft die traurigsten Folgen für Religion und häusliches Glück haben, so glaub' ich gottgefällig zu handeln, wenn ich durch lebhafte Beispiele den unerfahrnen Anfänger warne und belehre.

Kolb glaubte also von Herzen, die ungemeine Gemüthsähnlichkeit des Fräuleins mit seinem Freund sey die Ursache, warum dieser so viel für sein Herz in dem Brief fände; er tadelte also nichts, warnte ihn auch nicht, sondern erklärte es ihm vielmehr, so wie er's begriff, so daß Theobald noch mehr befestigt wurde. Das Fräulein bat ihn auch sehnlich, künftigen Sonntag wieder nach Schwarzenau zu kommen, denn jedes Wort von ihm sey ihr so wichtig und so erbaulich vorgekommen, daß sie glaube, Niemand könne ihr besser in dem Anfange ihres Wegs zu Gott rathen, als er; gerad so dachte auch Theobald, er hielt es also für die größte Pflicht, mit dem Fräulein vertraulichen Umgang zu pflegen, weil er glaubte, sie Beide könnten dadurch im Christenthum befördert werden. Hätten diese beiden guten Seelen nun Erfahrung genug gehabt, hätten sie folgende herrliche Strophe aus einem von Gottfried Arnolds Liedern verstanden, so würden sie den ersten Funken zu dieser Flamme, und also auch viel Verdruß, Spott und Hohn über sich und die Religion vermieden haben. Die Strophe heißt:

„Greifst du die angeborne Seuche*)
„Nicht an der tiefsten Wurzel an,
„So bleibts, daß sie im Finstern schleiche
„Und hinters Licht sich stecken kann.
„Das tiefste Gottes-Liebs-Bewegen
„Wird unvermerkt ins Fleisch geführt,
„Wo nicht des Geistes starkes Regen
„Dich zum Gebet und Wachen rührt.“

Kolb und Theobald reisten also den Sonntag wieder nach Schwarzenau, wo das Fräulein den Letztern in ein besonderes Haus beschieden hatte, weil sie gern allein ihres Herzens Angelegenheiten vor ihm ausschütten wollte; Theobald fand dieß billig, er traf sie also dort an. Sie unterredeten sich diesen Tag etliche Stunden ganz allein, und ihre Herzen waren so unbeschreiblich nahe zusammengerückt, daß die Trennung am Nachmittag Wunden machte. Nun beschieden sie sich wieder auf den folgenden Sonntag, denn 14 Tage war zu lang, und blos diese Hoffnung, sich wieder zu sehen, machte Beiden den Abschied erträglicher.

Jetzt war aber Theobald den ganzen Weg über still. Kolb erkundigte sich nach Allem, was er mit seiner Freundin geredet hatte; allein er brachte nicht viel heraus, sie hatten mehr vom Vergnügen zweier vereinter Herzen und der Freude in jener Welt gesprochen, als von der Verbesserung ihrer selbst. Jetzt fing Theobald an zu merken, daß er das Fräulein gern zur Frau haben möchte; er war auch redlich genug, sein Herz zu fragen, warum? allein es sagte ihm keineswegs die Wahrheit, es machte ihm weiß, blos die bessere Beförderung ihrer selbst im Christenthum sey der einzige Grund seines tiefen

*) Die üppigen geilen Triebe des Fleisches.

Wunsches. Kaum wird man glauben, daß dieß möglich sey, und doch ist's gewiß wahr. O wie oft überlistet uns da die tausendringlichte Schlange, wir glauben, unser Herz zu kennen, und kennen oft das Schlafkabinet des Dairi in Japan eben so gut. Gerade so geht's auch unsern hochweisen Meistern in der Glaubenslehre, sie wissen's gewiß, was sie wissen, und sehen nicht, daß ihre Vernunft noch ein größerer Betrüger ist, als ihr Herz. Doch darüber werden im Verfolg noch Haufen Zeugen auftreten.

Indessen trug doch Theobald Bedenken, seinem Freund Kolb Etwas zu sagen; nicht aus Schaam, ei bei Leibe! wer wird sich einer guten Sache schämen? sondern weil er fürchtete, Kolb möchte nicht alle Gründe so tief einsehen, wie er, und es ihm also für böse Lust auslegen, und davon glaubte er doch weit entfernt zu seyn; auch seinem guten Vater sagte er nichts, denn der begriff's noch weniger, mithin behielt er's ganz für sich. Die ganze Woche über kämpfte er erstaunlich in seinem Gemüth, denn sein gesunder Menschenverstand sagte ihm, es sey ungereimt für einen armen Bauernjungen, an eine Heirath mit einem adelichen und noch dazu reichen Fräulein zu denken; es fiel ihm ein, ob nicht ihr Bruder, welcher das Rittergut bewohnte und bei dem sie sich aufhielt, ihm bei aller seiner Frömmigkeit, denn er gehörte auch zu Hochmanns Freunden, eine Kugel durch den Kopf jagen könnte; und endlich fragte ihn seine unbescheidene Vernunft, was er denn mit einem Fräulein in seines Vaters Hause und an seinem Tisch machen wollte? Das Alles schlug sein Herz mit dem einzigen Machtspruche zu Boden: „Man muß die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen neh-

men!" Theobald glaubte das auch im Grunde seiner Seele, allein das Warten der Dinge, die kommen sollten, und dann noch die Antwort auf die große Frage: ob ihn dann auch das Fräulein haben wolle? marterte ihn die ganze Woche durch nicht wenig. Den folgenden Sonntag flog er also wieder nach Schwarzenau, und er fand sein Fräulein schon in dem nämlichen Hause, wo sie sich zuletzt unterredet hatten; es war, als wenn sie ihm hätte in die Arme und an den Hals fliegen wollen, als sie ihn sah, doch hielt sie sich zurück; sie gaben sich nach Gewohnheit die rechten Hände und verfügten sich zusammen auf ein einsames Kämmerchen, um ihre erbauliche Unterredungen fortzusetzen. Jetzt arbeiteten sich in beiden Seelen die geheimen Wünsche und die Sehnsucht des Herzens in den Mund und die Zunge; es währte nicht lange, so entwickelte sie sich so verständlich, und zu beiderseitigem höchsten Vergnügen so nach Wunsch, daß weiter nichts, als die Vollziehung übrig war. Der Adel war jetzt in den Augen des Fräuleins nichts weiter, als ein sündlicher Stolz, den ein Christ ganz verläugnen müßte, daher hielt sie's für Pflicht, einen Unadelichen, und zwar vom geringsten Stande, zu heirathen. Theobald erkannte die Wahrheit dieses Satzes im hellesten Licht; ferner machte sie sich's zur Pflicht, mit ihrem Vermögen wohlthätig zu seyn und Theobalden dadurch glücklich zu machen; auch dieß schien ihm billig und eine Folge der hohen Tugend seines Fräuleins zu seyn; sie wurden sich also einig, versprachen sich die Ehe, sanken neben einander auf die Kniee, beteten feurig zu Gott um Segen, und glaubten ganz gewiß, sie hätten recht weise und gottgefällig gehandelt; denn da eins dem andern zur Er-

bauung diente, so mußten sie forthin im Christenthum außerordentlich zunehmen, und weil sie so ganz eines Sinnes seyen, so würde Friede, Segen, Einigkeit und eine glückliche christliche Kinderzucht ihren künftigen Ehestand zum Himmel auf Erden machen. Dieß waren die Vorstellungen dieser beiden jungen und unerfahrnen Seelen, und sie sind es gar zu oft bei vielen andern, die sich in den nämlichen Umständen befinden.

Nun mußte aber auch der Plan verabredet werden, wie die Ausführung ihres Vorhabens zu bewerkstelligen sey. Das Fräulein beschloß, von nun an ihre vornehmen Kleider ganz abzulegen, und an deren Stelle sich wie ein ordentliches Bauernmädchen zu kleiden; und ebenso nahm sie sich vor, ihre bisherige Lebensart ganz zu verlassen, sich zur Arbeit und ländlichen Speisen zu gewöhnen u. s. w. Sie wollte künftigen Sonntag wieder nach Schwarzenau kommen, während der Zeit sich die Kleider und Alles zurecht machen lassen, dann ihre Kostbarkeiten einem Juden verkaufen, und mit dem Geld, welches sie daraus lösen würde, mit dem Theobald fortgehen; er sollte dann während der Zeit sehen, wo sie insgeheim so lange wohnen könnten, bis ihr Bruder besänftiget wäre und sie zum alten Vater Hans ziehen könnten. So wurde Alles bestimmt und beschlossen, und vor dem Abschied noch einmal mit vielen Thränen Gott um Beistand angerufen. Niemand in der Welt kann jemals fester vom Beifall Gottes in einer Sache überzeugt seyn, als es diese jungen Leute waren; nun gingen beide nach Haus. Daß das Fräulein von ihrem Vorhaben Niemand etwas sagte, versteht sich von selber; Theobald aber wußte nicht, wie er's am gescheidtesten angreifen sollte,

ob er's seinem Vater und Freund Kolben, oder nur seinem Vater, oder nur Kolb, oder gar keinem von beiden entdecken dürfte; nun erinnerte er sich der vortrefflichen Lehre, die er einstmals von Hochmann gehört hatte: Wenn man den Willen Gottes, oder was das Beste sey in einer Sache, nicht wisse, und weder Vernunft noch Offenbarung sichern Rath gäben, so sollte man gar nichts thun, sondern schweigen und ruhen, bis sich der Wille Gottes, oder das wahre Beste von selbst entwickle; daher beschloß er, Niemand ein Wort davon zu sagen.

Diese Woche über machten sich Beide zu dem großen Schritt bereit, den sie vorhatten. Theobald wußte einen frommen Prediger in einem einsamen Dorfe im Hessischen, diesen hielt er für den Besten, sich von ihm trauen zu lassen, denn er hoffte, der würde am besten das Schickliche in der Sache und den Willen Gottes einsehen, und sie also ohne Anstand kopuliren; dort wollten sie sich dann auch in Geheim so lange aufhalten, bis das Gewitter vorüber wäre.

Den folgenden Sonntag begleitete Kolb Theobalden wieder nach Schwarzenau; unterwegs fing Jener an, von dem Fräulein Amalie zu reden; er sagte: Wie kommt's Bruder, Theobald! daß du mir lange nichts von Amalie erzählet hast, stehst du nicht mehr so gut mit ihr, als vorher?

„O ja wohl! aber wir sprachen letzthin eben nichts Sonderliches, sondern nur so von unserem eigenen Seelenzustand, und davon kann ich dir nichts Neues sagen; du weißt ja schon Alles.“

Als sie nach Schwarzenau kamen, so war das Fräulein schon da; die Bauernkleider hatte sie in einem einsamen Häuschen im Wald liegen, dahin wollte sie gleich nach Mittag gehen, er sollte ihr folgen, und von da wollten sie nach Tollberg zum Pfarrer reisen. Theobald beschloß aber, unterwegs ein Pferd zu miethen, Amalie hinter sich zu setzen, und so seinen Weg ohne Müdigkeit zu beschleunigen. Alles gerieth nach Wunsch, und des Abends in der Dämmerung waren beide schon zu Tollberg, wo sie bei einem frommen Bauern einkehrten, dem sie ihr ganzes Geheimniß entdeckten und ihn baten, still zu schweigen. Dem ehrlichen Alten gefiel die Sache nicht recht; doch schwieg er dazu, denn er war zu furchtsam und zu ungewiß, darüber zu urtheilen; er vergönnte beiden Aufenthalt in seinem Hause. Theobald schlief bei seinen Söhnen und Amalie bei den Töchtern.

Des andern Morgens ging Theobald zum Pfarrer Reins, um ihm sein Anliegen zu entdecken und ihn um die Trauung mit seiner Amalie zu bitten. Ich weiß nicht, wie's war, daß dem guten Jüngling doch das Herz klopfte, er war ja des Willens Gottes in der Sache gewiß, und er war sich nichts übels bewußt, dennoch fühlte er ein geheimes Etwas, das ihm schien Vorwürfe machen zu wollen; er hielt es für Menschenfurcht und kämpfte dagegen; ich aber halte es für eine innere Ueberzeugung, für die Stimme der Gerechtigkeit oder des Gewissens, die ihn belehren wollte, daß seine Handlung, sein Weg nicht ganz richtig sey; doch erzählte er dem Herrn Reins die Sache ohne Umschweife und nach der Wahrheit. Dieser hörte ihn geduldig an und fragte: „Wenn ein braver Taglöhner, ein Korbmacher, oder sonst

ein geringer Mann, der sonst nichts Eigenes auf der Welt hat, oder wohl gar ein Bettler, eure Schwester haben wollte, wenn sie sich selbst dazu verstände, ihn zu heirathen, mit ihm in Tagelohn zu gehen, oder mit ihm zu betteln und in Lumpen mit ihm von Thür zu Thür zu gehen; wenn sie beide vorgeben, es sey der Wille Gottes so, würde das eure Familie glauben?"

Nein!

„Wenn sie nun mit ihm heimlich fortginge, würde das nicht euren alten Vater, würde euch das nicht Alle betrüben?"

Ja! aber wir müssen uns Alle darein schicken; denn wenn es wirklich geschähe, so wäre es der Wille Gottes, sonst geschähe es nicht.

„Das ist wohl wahr, Gott läßt viel Böses zu; wenn ich aber was Böses thue, so ist das darum der wohlgefällige Wille Gottes nicht. Gerad so, wie ich euch da einen Fall mit eurer Schwester vorstelle, so ist es mit euch und dem Fräulein; Gott hat's einmal so zugelassen, daß ein Unterschied unter den Menschen seyn soll, in dieser Welt hat auch dieser Unterschied seinen großen Nutzen; gesetzt aber auch, er wäre gar unnütz und unnöthig, so ist allemal eine Handlung sündlich und strafwürdig, welche Aergerniß anrichtet, wenn sie nicht nöthig ist, oder wenn sie nicht vielmehr Gutes angebiert, als Böses. Nun bedenkt einmal, es gibt viele brave Mädchen von eurem Stand in der Welt, die gewiß eben so gut für euren Seelenzustand sich schicken, und noch besser in euern Stand und Haushaltung; eben so ist's auch mit dem Fräulein: es gibt wackere junge Herrn von Adel, die sie glücklich gemacht hätten und die durch das Fräulein glücklich geworden wären; das

Alles wäre Gott wohlgefällig gewesen, und doch geschiehts nicht, denn ihr verhindert es durch eure Unordnung, und thut also sehr unrecht."

Herr Pastor! wir sind beide vom Willen Gottes in dieser Sache vollkommen überzeugt; wir thun also, was Gott haben will, und bekümmern uns weiter um die Folgen nicht; oft scheint eine Sache wunderlich und ungereimt, und am Ende sieht man doch, daß es Gott so recht heilig und weislich gefügt hat!

„Ihr stellt mir da zwei Sachen vor, die ich beantworten muß: erstlich sagt ihr, ihr seyd vom Willen Gottes in der Sache überzeugt; womit könnt ihr das beweisen?"

Damit, daß unsere Herzen zu gleicher Zeit so innig und tief zu einander gezogen wurden, daß wir beide in Einem Augenblick eines Sinnes waren, und daß wir so ganz für einander geschaffen sind; wir fühlen es so tief in unsern Seelen, daß uns der Geist Gottes in's Herz gegeben hat, daß wir uns heirathen sollen.

„Freund! ihr Pietisten begeht da durchgehends einen erstaunlichen Fehler, ihr gebt auf die tiefsten Regungen eurer Seelen Acht, fühlt ihr nun eine Neigung in euch, die nicht gerade dem Wort Gottes widerspricht, so glaubt ihr gleich, es sey eine Eingebung vom Geiste Gottes; ihr haltet viel auf den H o c h m a n n, ich hab' auch nichts dagegen, denn er ist ein braver Mann, und er wird's gewiß nicht gut heißen, was ihr gethan habt; wißt ihr, was der zu sagen pflegt? W e n n e i n M e n s c h e i n e N e i g u n g i n s i c h f ü h l t u n d e r w i l l w i s s e n, o b s i e v o m G e i s t e G o t t e s i s t, s o p r ü f e e r d i e N e i g u n g; f i n d e t e r, d a ß s i e s e i n e n L ü s t e n u n d B e g i e r d e n z u w i d e r i s t, s o k a n n

er sicher schließen, daß sie von Gott ist, schmeichelt sie aber seinen Lüsten, so ist sie sicher aus seinem eigenen Willen entsprungen. Ich finde diesen Satz durchgehends wahr, unsre Lüsten und Begierden machen uns gemeiniglich unglücklich; wenn wir ihnen also zuwider handeln, so gehen wir viel sicherer, als wenn wir ihnen folgen. Darnach prüft euch nun vor Allem!"

Das kann doch nicht immer wahr seyn; denn man hat doch auch oft eine herzliche Freude, etwas Gutes zu thun und eine rechte Lust dazu; wenn man dem nun zuwider handelte, so thäte man ja sehr unrecht.

„Das ist wahr; untersucht euch nur einmal recht genau, ob das Verlangen, das Fräulein zu heirathen, eine reine Lust, Gutes zu thun, zum Grund habe? was thut ihr denn Gutes? ihr wollt ein schönes reiches Mädchen gegen den Willen ihrer Familie und gegen die weltliche Ordnung heirathen: ist das Trieb, Gutes zu thun? ihr werdet glauben, ihr und das Fräulein würdet euch glücklich machen; das ist noch eine große Frage, und wenn ihr auch beide glücklich würdet, so ist's noch lange nicht ausgemacht, ob man recht thue, wenn man sich durch so vieles Aergerniß glücklich macht?"

Ei! warum ärgern sie sich? soll sich denn ein Christ da immer ankehren, so würde viel Gutes unterbleiben!

„Wenn sich auch die Leute mit Unrecht ärgern, und das ist hier nicht einmal der Fall, so soll sich doch ein Christ in die Welt schicken und ohne Noth kein Aergerniß machen. Wenn er nicht etwas Großes zur Ehre Gottes ausrichten kann, oder wenn er nicht dadurch veranlaßt wird, etwas nothwendiges Gutes zu versäumen, so soll er's lieber unter-

lassen, als die Leute ärgern: wehe dem, durch welchen Aergernisse entstehen! und das ist gerade der Fall bei euch; ob eure Heirath mit dem Fräulein so viel Gutes wirken wird, als ihr glaubt, das ist noch eine große Frage; und auf diese Frage hin gebt ihr doch große Aergerniß, mehr, als ihr denkt; ihr macht auch, daß die Welt über das Christenthum lästert, denn sie wird ganz gewiß sagen: da sieht man die Früchte von euern Versammlungen! und sie hat nicht ganz unrecht."

„Aber ihr sagtet auch vorhin, eine Sache scheine oft im Anfang ungereimt und verkehrt, am Ende sehe man doch, daß Gott Alles wohl gemacht habe und daß es so sein Wille gewesen sey; darauf stützt sich auch mancher und thut ungereimte Dinge. Wenn Gott das Böse, was die Menschen thun, endlich herrlich zum Guten wendet, so folgt daraus nicht, daß man Böses thun müsse, damit etwas Gutes daraus entstehe. Und wenn ein rechtschaffener Mann etwas Ungereimtes thut, das dem Willen Gottes gemäß ist, so wird er wirklich durch die Schickung der Vorsehung in solche Umstände verwickelt, daß er anders nicht kann, er muß wider seinen Willen so handeln; mit Willen thut aber kein wahrer Christ etwas Unschickliches. Z. B. ich bekam einmal Nachricht, daß eine gewisse reiche Gräfin hier durchreisen, mich besuchen und etwas sehr Wichtiges mit mir reden würde; mir war auch der Tag und die Stunde bestimmt, mir wurde sogar geschrieben, sie würde des Mittwochs zu Mittag mit mir essen; ich erwartete sie also, meine Frau richtete sich in der Küche darnach, und wir schickten uns recht auf diesen angenehmen Besuch. Was geschah? des Mittwochs um eilf Uhr kam ein Bauer gelaufen, der klagte

mir mit Jammern und Wehklagen, seine Frau sey am Rand der Ewigkeit: ich mußte somit fort, denn sie könnte nicht ruhig sterben, bis ich sie zum Tode bereitet hätte. Das kam mir gar ungelegen, denn ich wußte, daß es ein großes Glück für mich seyn würde, wenn ich mit der Gräfin sprechen könnte; ich sagte also, ich wollte den Nachmittag kommen. Nein! antwortete der Bauer, das geht nicht an: wer weiß, ob wir sie noch lebendig antreffen werden, da dürfen wir nichts versäumen; ich mußte also zu meinem größten Verdruß fort. Seht, das war etwas recht Ungereimtes, und doch mußte ich's thun, denn es war meine Pflicht. Ich ging also recht unwillig mit dem Bauern, er wohnte eine Stunde von hier. Was geschah? auf dem halben Wege mußten wir quer über eine Landstraße, nun kam da eine Kutsche, welche just daher fuhr, als ich an den Weg kam. Die Gräfin guckte heraus und schlug ihre Hände zusammen, denn sie kannte mich; ich wußte aber nicht, was ich sagen sollte; sie stieg aus und erzählte mir, daß sie durch einen besondern Zufall genöthigt gewesen wäre, diese Straße zu reisen, nun habe sie aber dermaßen bedauert, daß sie mich nicht besuchen könnte, und jetzt schicke es Gott doch so wunderbar. Nun erzählte ich ihr auch, wie's mir gegangen wäre, und wir beide verherrlichten Gott über seine gnädige Fügung; jetzt that nun auch die Gräfin, was sie mir thun wollte, und ich erlangte das Glück, das ich erwartet hatte. Das war dem Ansehen nach etwas Unschickliches, welches Gott zum Guten leitete. Wer aber mit Fleiß etwas Ungereimtes thut, der wird sehen, wie es ihm geht."

Alles, was Sie mir da sagen, Herr Pastor! nehmet mir nichts übel, ist Vernünftelei, die Vernunft

handelt aber immer dem Glauben und dem Willen Gottes zuwider, wir müssen sie unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen; wer immer der Vernunft folgt, wird betrogen!"

„Habt ihr das auch schon gelernt? das ist eine entsetzliche und höchst gefährliche Lehre, und doch behaupten sie so viele, in der That gute Menschen. Sagt mir doch um Gottes Willen, wem wollt ihr folgen? wer soll euch in eurem ganzen Leben zeigen, was recht und gut ist?"

Ei, das Wort Gottes!

„Recht, wie wißt ihr dann, ob dasjenige, was ihr thut, dem Wort Gottes gemäß ist?"

Da prüf ich mich, ob das, was ich thun will, im Wort Gottes geboten oder verboten ist.

„Wie macht ihr das Prüfen?"

Ja, das kann ich so nicht beschreiben, ich bin nicht gelehrt.

„Nun so will ich es euch sagen: ihr haltet euren Willen gegen den Willen Gottes, und wenn ihr findet, daß euer Wille mit dem Willen Gottes übereinkommt, so glaubt ihr, es sey recht, und ihr thut es, nicht wahr?"

Ja freilich.

„Können das die unvernünftigen Thiere wohl auch?"

Wie sollten sie das können?

„Warum nicht?"

Weil sie — ja jetzt merk ich, wo es hinaus will — weil sie keine Vernunft haben.

„Recht! also dankt dem lieben Gott, daß ihr Vernunft habt, und gebraucht sie hübsch."

Ja, so meine ich's nicht; ich meine nur so, die Vernunft will immer Meister seyn in göttlichen Dingen,

und da ist sie doch blind, der natürliche Mensch vernimmt nicht die Dinge, die des Geistes Gottes sind.

„Ganz recht, das heißt so viel: wenn die Vernunft Dinge begreifen will, die sie nicht begreifen kann, indem sie nicht alle Mittel hat, die zu dem Begreifen gehören, da soll sie glauben, wenn's nur nichts ist, das wider, sondern nur über die Vernunft geht; aber Dinge, die zu unserm christlichen Wandel gehören, die sollen auch mit Vernunft überlegt werden. Z. B. warum wollt ihr das Fräulein heirathen?"

Das hab' ich schon gesagt, Herr Pastor! weil wir für einander geschaffen sind, und weil ich glaube, daß es Gott so haben will.

„Woher könnt ihr das anders wissen, als weil es eure Vernunft so glaubt; nach eurer Einsicht haltet ihr also die Heirath für ganz vernünftig?"

Das thu' ich.

„Nun hab' ich euch aber schon gesagt, daß ihr nicht vernünftig handelt; allein ich will es euch auch noch zum Ueberfluß aus der Bibel beweisen: leset einmal 1 Petr. 2, V. 13., da heißt es: Seyd aller menschlichen Ordnung unterthan, um des Herrn Willen; nun ist es menschliche Ordnung, daß vornehmere und geringere Stände in der Welt sind; es ist menschliche Ordnung, daß sich Kinder nicht gegen der Eltern Willen verheirathen sollen, wenn anders die Eltern nicht auf eine ganz ungerechte Weise die Kinder an ihrem Glück hindern; das kann und darf aber Niemand beurtheilen, als der, den Gott zum Landesvater bestimmt hat, nämlich die Obrigkeit. Nun wollt ihr aber eine Person außer eurem Stand, und das gegen eurer beider Eltern und Vorgesetzten Wissen und Willen, das ist, gegen alle menschliche

Ordnung heirathen, folglich auch gegen das ausdrückliche Gebot der Bibel: ist das nun auch eine Vernunft, die wider den Gehorsam des Glaubens streitet?"

Ich bin nicht gelehrt und kann nicht mit Euch disputiren, Herr Pastor! ich halte mich an meine innere Ueberzeugung, ich habe mich ganz ohne Vorbehalt an die Führung Gottes übergeben, und da folg' ich seinem Triebe.

„Ich weiß wohl, daß meine Ermahnung bei Euch und Eures gleichen nichts hilft, aber ich habe nun meine Pflicht gethan, geht in Gottes Namen hin?"

Also werdet ihr uns nicht kopuliren?

„Nein, das darf ich nicht; ein Pfarrer darf Niemand ohne gesetzmäßige Erlaubniß von der Obrigkeit kopuliren; und darnach will ich auch nichts thun, das meiner Einsicht nach dem Willen Gottes schnurgerad entgegen ist."

Theobald schied freilich nicht so ruhig vom Pastor weg, als er hingegangen war, wiewohl ihm schon damals das Herz pochte; doch aber überwand er bald allen Scrupel, denn er glaubte noch immer ganz gewiß, die Sache sey von Gott.

Das ist ein vorzüglicher Charakterzug der Schwärmerei, man fühlt in seiner Seele eine tiefe Ueberzeugung, daß diese oder jene Empfindung von Gott sey, da mag nun die Bibel und die Vernunft mit Gewalt dagegen reden, das hilft Alles nicht, man glaubt vielmehr, man verstünde die Bibel nicht recht, oder man dreht und wendet sie so lang, bis man einen Spruch findet, der uns schmeichelt; um die Vernunft bekümmert man sich vollends gar nicht. Dieß ist eine Ursache vieler gräulichen Ausschwei-

fungen, wie im Verfolg dieser Geschichte mit Mehrerem erhellen wird.

Die Schwärmerei ist eine Art Seelengewohnheit, und es geht in diesem Fall dem Schwärmer, wie einem, der sich an ein starkes Getränke gewöhnt hat; weil er sich übel befindet, wenn er eine Zeitlang nicht trinkt, so glaubt er, das starke Getränke sey ihm gesund. Die Vernunft und die Natur mag dagegen einwenden, was sie will; gerade so geht's auch dem Schwärmer, in seiner Empfindung befindet er sich gar wohl, und außer derselben übel. O, wie ist's darum so unaussprechlich wichtig, sich von Jugend auf an richtige und wahre Empfindungen zu gewöhnen! denn es ist eine gewisse Erfahrung, daß auch der Vernünftigste zwar tausend und tausendmal sich vornimmt, der Vernunft und der Wahrheit zu folgen, und eben so manchmal folgt er doch seiner Empfindung. Ein vollkommen richtiges, durch die wahre Religion aufgeklärtes und mit der Empfindung des Herzens ganz übereinstimmendes Gewissen gebiert den hohen Gottesfrieden, der über alle Vernunft ist.

Theobald sagte von der Unterredung mit dem Pastor Reins seiner Amalie kein Wort, er klagte ihr nur, daß er sie nicht kopuliren dürfte; nun war also guter Rath theuer; indessen, da sie einmal von dem Willen Gottes in der Sache überzeugt waren und sie ohnehin die Kopulation nur für eine Ceremonie hielten, die man blos um der Menschen willen beobachten müsse, so war ihnen auch jedes Mittel gut genug, wenn sie nur kopulirt waren; sie erkundigten sich also nach einem Geistlichen, der sich aus solchen Trauungen nichts machte, wenn er nur

Geld bekam; solcher Männer gibt's nun freilich hin und wieder, und nur eine Stunde von Tollberg war einer. Theobald machte sich also mit seiner Amalie unverzüglich dahin; es war aber auch hohe Zeit, denn erstlich ließ Herr Pastor Reins dem ehrlichen Mann sagen, bei dem sie sich aufhielten, er sollte die Leute fortschicken, denn es könnte eine schwere Verantwortung darauf folgen, und zweitens kam noch ein anderer Sturm, den man leicht errathen kann.

Amalie war bei Weitem nicht schlau genug, alle ihre Anstalten so geheim zu treffen, daß man nicht bald dahinter kommen konnte; daran lag ihr aber auch wenig, genug, wenn sie fort war. Ihr Bruder, der Baron von Wirthen, gehörte selber unter Hochmanns Anhänger und Freunde; aber er war ein feiner, verständiger Mann, der immer Vernunft und Wahrheit gelten ließ, und nichts annahm, als was mit beiden harmonirte. Seine beiden Eltern waren todt, auch hatte er keinen Bruder und keine Schwester mehr, als Amalie; er liebte sie zärtlich und freute sich sehr, daß sie auch Geschmack an der Religion bekam, daher ließ er sie ungehindert in Hochmanns Versammlungen gehen, so etwas fiel ihm aber nicht ein. Als sie nun den Sonntag Abend nicht kam, so wurde er unruhig, er befürchtete ein Unglück, setzte sich zu Pferde und ritt noch in der Nacht nebst einem Bedienten nach Schwarzenau. Er erkundigte sich genau nach Allem, und hier erfuhr er auch schon Alles, wer Theobald war, wie die Sache zugegangen war, den Vorsatz beider, — mit Einem Worte, nichts blieb ihm verborgen, als der Weg, den sie genommen hatten. Der Baron entsetzte sich, verschloß sich in eine Kammer und über=

legte vor Gott und mit Vernunft, was zu thun sey; hier ließ er seinen Zorn verrauchen und ging nun des andern Morgens zu Hochmann, dem er die Folgen solcher Versammlungen sanft vorhielt. Hochmann bedauerte die Sache sehr; indessen glaubte er doch, daß auch die heiligsten Anstalten zur Besserung der Menschen gemißbraucht werden könnten: das war nun freilich wahr, wenigstens der Baron konnte nichts dagegen einwenden.

Während der Zeit wurden überall Boten ausgeschickt, die beiden Verlornen aufzusuchen; einer derselben ging auch nach Rulheim, um zu sehen, ob sie dort wären; jetzt erfuhren der alte Hans und Kolb die Geschichte. Der alte Greis weinte, nahm seine Kappe vom Kopf, schlug die nassen Augen gen Himmel, faltete die Hände und sagte: „Nun siehst du doch, lieber Gott! daß ich recht habe, wenn man hübsch einfältig und treu in seinem Beruf ist und nicht klüger seyn will als du. Du hast mir eine Ordnung vorgeschrieben, der will ich folgen, dabei will ich leben und sterben!" Nun sagte er zu dem Boten: sagt dem gnädigen Herrn, daß ich ganz unschuldig wäre, und daß es mir sehr leid seye, daß seine gnädige Schwester meine Schnur werden wollte, und ich wollte sie auch nicht im Hause haben; sagt ihm nur Alles, er sollte doch mir armen Manne nichts thun, denn ich könnte nichts dafür. Der Bote versprach, das Alles treulich zu bestellen und ging fort; Hans düftelte nun etwas in der Küche, schwatzte immer mit sich selber und schüttelte den Kopf; seine Frau verwunderte sich auch in den Tod über die Sache.

Indessen kam Kolb daher gewandert, er war Willens, den alten Hans zu trösten, und wenn er

irgend zornig wäre, ihn zur Vernunft zu bringen. Die Sache gefiel nun wohl dem Kolb auch nicht, allein er dachte just wie Hochmann, und dann hoffte er, es würde Alles noch zum Guten ausschlagen. So wie Kolb zur Thür hereintrat und guten Morgen Hans sagte, so dankte ihm Hans mit einem über seinem Kopf aufgehobenen Stück Holzes; Kolb griff ihm den Arm und sagte: halt! halt! Nachbar! was hab' ich gethan? ich kann ja für nichts!

„Hei! ihr nichtsgutige Weißnasen wollt klüger und frömmer seyn, als der große Gott da droben im hohen Himmel: da geht's denn so, seht! Da ist nun meinem guten Dietrich der Kopf verdreht; da dünkt er sich nun viel besser, als sein alter Vater; glaubt, er säß droben, unserm lieben Herrn Gott zu Füßen, und hängt sich an eine adeliche Jungfer. Wo kann ich armer Mann denn eine Adeliche ernähren? Du lieber Gott!"

Hört, Nachbar Hans! Klüger als der große Gott wollen wir nicht werden; aber so unsre ganze Lebenszeit durch fortzuschlafen, damit können wir auch nicht zufrieden seyn, wir möchten sonst erst auf dem Todbette erwachen, Nachbar Hans! dann ist's zu spät.

„Was! ich bin alt und grau worden, und das mit Ehren, ich hab' mein Leben nicht verschlafen! Was meinst Du, Kolb? He!"

Ihr Leute versteht Alles fleischlich, ich meine es geistlich: man muß anders werden, als man von Natur ist, wenn man will selig werden.

„Ha! ha! so! Dann muß ein armer Bauernjunge ein adeliches Mädchen heirathen, wo steht das geschrieben?"

Das billige ich an eurem Sohn auch nicht, Nachbar Hans! Das sind Fehler, die Anfänger machen.

„Schweig, Kolb! wenn Anfänger solche Fehler machen, wie wird's dann um die Weiber aussehen?"

Ich meine, Anfänger im Christenthum machen noch oft allerhand Fehler; je weiter sie aber kommen, desto mehr werden sie erleuchtet, und begehen dann immer weniger Fehler.

Aber ein Fehler im Heirathen ist ein großer Fehler. Guck! mein Junge hat sich nun für sein Lebtag verlappert, der Fehler kann nicht mehr geändert werden! Das heißt, wenn er sie kriegt, die Fröle, und dann, wer weiß, ob ihm der gnädige Herr nicht eine Kugel durch den Kopf schießt."

Hört Hans, setzt euch da neben mich, ich komm' deswegen her, ich will mit euch reden, es ist nun einmal geschehen, es läßt sich nicht mehr ändern. Hört, wenn die Amalie nun ganz ihren Adelstand vergäß, Bauernkleider anzög' und ganz ein Bauernmädchen würde, wenn sie arbeiten lernte und sich ganz in eure Haushaltung schickte, so, als wenn sie auch von eurem Stand wär', hättet ihr was dagegen? Sie ist reich, wenn sie auch nicht gleich alle Arbeit thun könnte, sonst aber eine wahre Christin und recht brav wär', hättet ihr dann was dagegen?

„Ja, es ist doch immer so eine Sache. Je nun, wenn das wär', — aber ihr Bruder?"

Nun, wenn's denn auch ihr Bruder endlich so geschehen ließ, der ist auch ein frommer Mann, der läßt sich sagen. Wißt ihr was, ich will sogleich hingehen, will euren Dietrich aufsuchen, und wenn's nöthig ist, auch mit dem Bruder reden; wir wollen sehen, ob wir das Ding nicht in Ordnung bringen, die adeliche Jungfer wird sich recht wohl zu euch schicken, sonst hätte sie den Dietrich nicht genommen.

„Kolb! wenn du das in Ordnung bringst, so will ich dir's mein Lebtag Dank wissen."

Kolb wanderte sogleich fort, zog sich an und reiste nach Schwarzenau.

Der Bote kam nun wieder zum Baron, aber der war fort, denn er hatte nun ausgekundschaftet, daß Theobald mit seiner Schwester nach Tollberg gegangen wäre; er kam da schon an, als Theobald kaum eine Viertelstunde fort war, da ging er noch erst zum Pfarrer, welcher ihm kurz erzählte, was er mit dem jungen Menschen gesprochen hatte. Der Baron hielt sich hier nicht lange auf, sondern nahm einen Boten und ritt nach dem Ort hin, wo die Kopulation geschehen sollte. Er eilte dort zum Pfarrer; man sagte ihm, er habe Leute bei sich, aber er ließ sich nicht aufhalten, sondern stürzte in's Zimmer hinein, wo der Pfarrer just den Segen über beide neu Verehelichte sprach und mit dem Eintritt in die Thür Amen sagte. Alle drei wurden im höchsten Grad bestürzt, Amalie sank in Ohnmacht, Theobald stand da wie ein armer Sünder, der zum Gericht geführt werden sollte.

Der Baron griff den Pastor bei der Brust und sagte: Thut ihr euer Amt als ein Knecht Gottes, oder als ein Diener des Feindes aller Ordnung?

„Ich — Ich — Gnade, Herr! Gnade! das wußt' ich nicht."

Warum kopulirt ihr denn Leute, die ihr nicht kennt, und wo ihr gar nicht wißt, ob sie nicht schon verheirathet oder versprochen sind?

Der Pastor wußte nichts zu antworten, als daß er um Gnade rief.

Nun bemühte sich der Baron, die Braut zurechtzubringen, denn Theobald konnte sich nicht rühren,

mit ihm sprach auch der Baron kein Wort. Endlich schlug sie die Augen auf. Schwester, fing er an, ich komme nicht, um dir Vorwürfe zu machen, das ist nun zu spät, wäre ich eher gekommen, so hätte ich's versucht, ob ich dich durch vernünftige Vorstellungen überreden könnte. Jetzt will ich nur hören, was dein Vorhaben ist und wie du dein künftiges Leben anordnen willst; rede frei mit mir, ich bin noch immer dein Bruder. Amalie erholte sich wieder, als sie das hörte; sie fing an zu weinen, daß sie schluchzte, und sagte: Nenne mich nicht mehr Schwester, du bist mein Bruder nicht mehr, sondern mein gnädiger Herr und ein sehr verehrungswürdiger Mann; Sie sehen — —

„Schweig, Schwester! ich bin in allen Fällen dein Bruder, so lange du nicht lasterhaft wirst, sag' kein Wort mehr, oder nenne mich Bruder."

Amalie küßte ihm mit Thränen die Hand und sagte: das ist himmlische Güte! nun, ich gehorche. Siehe, Bruder! du siehst meine Kleider, die sagen dir Alles, zürne nur nicht; wie manches adeliche Fräulein zieht ihre Staatskleider vor dem Altar aus und kleidet sich in klösterlichen Ordenshabit, sag' mir, wer thut besser, ich oder sie? — ist's nicht besser, daß ich einen rechtschaffenen Bauernsohn glücklich mache, als daß ich mich zwischen vier Wänden einkerkere? Wer dient Gott besser, ich, der ich, will's Gott! mein Brod im Schweiß meines Angesichtes essen, meinen Stall und meinen Garten versorgen, und zur Ehre Gottes fromme Kinder erziehen werde, oder die Nonne, die ihre Horen singt, wie der Vogel im Käfig?

„Du räsonnirst nicht übel; wie aber, wenn du

einen Mann deinesgleichen glücklich gemacht hättest? wenn du ein Dorf voller Bauern mit Segen erfüllt hättest?

Bruder! vergleiche mich nur immer mit der Nonne, sie hätte das auch gekönnt, sie thut's aber nicht, und ihre Verwandten mißbilligen ihren Schritt nicht; hätte sie einen Bauersohn geheirathet, so hätte sie ihr Vater oder Bruder vielleicht mit ihrem Geliebten erstochen; da sie aber in's Kloster geht, so tadelt man sie mit Ehrfurcht, thu' das auch, Bruder!

„Ich thu's, Amalie! ich hab' dir weiter nichts zu sagen, als: Gott segne dich und gebe dir seinen heiligen Frieden."

Amen, Bruder! Gott segne dich auch; nun noch ein Wort: ich thu' auf meinen Adel und alle Vorzüge für mich und meine Kinder auf ewig Verzicht: oder gib mir eine Aussteuer in Geld, was du willst, meine Erbschaft hab' ich verscherzt, ich will arbeiten lernen, aber ich kann's sogleich nicht, ich mag nicht unverdientes Brod essen. Theobald fiel hier ein: nein, Amalie, keinen Heller, bewahre mich mein Gott, ich will nur Amalien und des gnädigen Herrn Segen, weiter nichts; ich kann für Zwei arbeiten!

Dem Baron drangen die Thränen in die Augen, er nahm Beide an der Hand, schlug ihre Hände in einander und sagte: „Gott segne euch! ich geb' ein Kapital von 20,000 Gulden an's Armenhaus zu Raasdorf, ihr könnt jährlich 800 Gulden Interessen dort holen, das Kapital bleibt als ein Fidei-Commiß für eure Kinder; sterbt ihr aber ohne Kinder, so stirbt das Geld wieder an mein Haus zurück; den Contrakt darüber will ich fertig machen lassen und euch zuschicken."

Beide weinten und küßten dem Baron wechselsweise die Hand. Amalie sagte: Bruder! wir werden dich nie besuchen, ich weiß, was schicklich ist.

„Besucht eine Nonne nie ihre Freunde?"

Ja, aber in ihren Kleidern, ich werde nie wieder an deinem Tische essen.

„Hör, Amalie! eine Nonne hält ihre Probjahre aus; willst du in der Probe bestehen, so will ich dich und deinen Mann in euren Kleidern malen lassen und eure Porträte mitten unter unsre Familie hängen; bis dahin besuche mich nicht, ich werde dir sagen, wann du kommen sollst.

Die beiden waren sehr wohl zufrieden: nun stand noch der Pfarrer elendiglich da. Der Baron wendete sich zu ihm und sagte: Geht, holt Feder, Papier und Dinte; der Pastor zitterte fort und brachte alles.

„Nun setzt euch und schreibt den Trauschein."

Das geschah; als er fertig war, gab ihn der Baron Theobalden und sagte: verwahrt den wohl. „Nun Pastor, schreibt weiter, nehmt einen ganzen Bogen. Der Pastor gehorchte.

„Schreibt! an's Consistorium! macht den Titel: Gnädiger Herr!

„Kein Wort, oder ihr seyd unglücklich."

Es ist geschehen.

„Ew. Hochwürden werden nicht ungütig nehmen,"

nehmen,

„daß ich als ein unwürdiger Hirte"

allmächtiger Gott! — Hirte

„bis daher mein Amt versehen habe;"

Herr Jesus! — habe. Ach Gnade! Gnade!

„Schweigt! — ich finde mich nicht tüchtig"

tüchtig,

„demselben ferner vorzustehen“
stehen.
„Ich nehme also von meiner Stelle“
Stelle,
„und von Ew. Hochwürden diesen Augenblick Abschied;“
Abschied — gerechter Gott! wo soll ich armer Mann aber Brod bekommen?
„Schweigt! — der Baron von Wirthen“
Wirthen
„beruft mich zum Rentmeister auf seinen Rittersitz Stockhausen,“
Gott im Himmel! Stockhausen,
„mit freier Wohnung und Kost und 400 Thaler Gehalt,“
Gehalt,
„und ich werde folgen.“
folgen.
„Empfehle mich also zu Ew. Hochwürden geneigtem Andenken.“
Guter Gott, Herr Baron! so bin ich ja glücklich.
„Macht euch nun gleich fertig, macht den Brief zu und gebt ihn mir, ich will ihn besorgen. Zum Pastor taugt ihr nicht, ich kenne euch schon lange, ich will nun sehen, wie ihr euch zum Verwalter schickt, aber ich werde euch mit Argusaugen beobachten, denkt nur immer dran, und finde ich die geringste Untreue, so sey euch Gott gnädig. Ich brauche just einen Verwalter, ich kann euch Brod geben und Acht auf euch haben, ob ihr eure Pflicht erfüllt; so wäret ihr reif zur Verdammniß worden, ohne daß ihr's je wieder hättet gut machen können.

Mit Theobald redete der Baron weiter nichts;

seine Schwester fragte er noch, wie kommst du nun fort, Amalie?

„Ich gehe mit meinem Dietrich zu Fuß in seine Hütte."

Sonst wollt' ich dich hinter mich auf's Pferd nehmen.

„Ich danke dir, Bruder! ich will von nun an meine Hände und Füße dazu gebrauchen, wozu sie mir der Schöpfer gegeben hat."

Jetzt setzte sich der Baron auf, gab jedem die Hand, befahl dem Pastor, unverzüglich zu folgen, und ritt fort.

Das dritte Hauptstück.

Meister Kolb wanderte nun auch seine Straße ruhig fort und kam nach Schwarzenau. Dort fragte er den Weg aus nach dem adelichen Hause Wirthen; des andern Tages kam er dort an, gerade als der Baron von seiner Ritterfahrt wieder kam und am Stiefelausziehen war. Es wurde ihm gesagt, es sey ein Mann draußen, der ihn gern sprechen möchte; er ließ ihn hereinkommen. Kolb kam.

„Was ist euer Begehren, mein Freund?"

Ich hab' etwas mit Ew. Gnaden zu sprechen, ich bitte, Sie wollen mir's nicht übel nehmen; mein Nachbar Theobald hat die gnädige Jungfer Schwester, das Fräulein, liebgewonnen und ist mit ihr fortgegangen, wie Ew. Gnaden wohl werden gehört haben; da komm' ich nun her, um Gnade für ihn zu bitten, ich habe gehört, daß der gnädige Herr gottesfürchtig sind, und da möcht' ich Sie gebeten haben, ein Aug' zuzuthun. —

„Halt, Freund! ich weiß Alles, ihr nennt das eine Thorheit, warum?"

Ha! weil es einmal so in der Welt eingeführt ist, daß Arme und Reiche unter einander seyn müssen, der Herr hat sie beide gemacht, darum sollte freilich ein jeder in seinem Stand heirathen.

„Das ist mehr als Thorheit, wenn man die Ordnung in der Welt umstößt, es ist Sünde."

Aber Gott ist doch barmherzig, gnädiger Herr! schauen Sie, auch der größte Sünder erlangt Gnade bei Gott, verzeihen Sie auch.

„Wohl! Gott ist barmherzig, vergibt Er aber die Sünden ohne Vergeltung? Gewiß nicht. Seht, die Sünden der Menschen haben viel Unordnung, viel Böses in der Welt angerichtet, das muß Alles wieder zurecht gebracht werden; darum mußte Christus durch so viele Leiden und durch einen so schmerzlichen Tod sich selbst zum König der Menschen geschickt machen, damit Er durch seine Regierung Macht über das Böse bekäme, es hinderte, zum Guten leitete, und so viel Gutes durch die Seinigen stiftete, als nur möglich ist; und doch finden wir, daß dem Allem ungeachtet Gott noch immer die Sünden an den Seinigen ahndet; ihr werdet finden, Freund, daß Gott noch immer den züchtiget, den Er lieb hat."

Das glaub' ich, das ist auch gut, denn die Züchtigung ist uns gar nützlich.

„So denk' ich auch, und darum hab' ich meiner Schwester und dem Theobald auch eine scharfe Züchtigung zugedacht."

Ich bitte Ew. Gnaden, verschonen Sie die guten Leute, es ist doch einmal nicht mehr zu ändern, das Kreuz und die Züchtigung wird ihnen der liebe Gott

doch wohl zuschicken, so viel ihnen gut und nützlich seyn wird.

„Mehr will ich ihnen auch nicht thun, als was ihnen gut und nützlich seyn wird.“

Ja, ich weiß doch nicht recht, ob ein Mensch gescheit genug ist, mit der Wage des Heiligthums umzugehen? Ein Vater züchtiget sein Kind bald zu viel, bald zu wenig.

„Also soll er's gar anstehen lassen?“

Das sag' ich nicht, er muß es freilich züchtigen und erziehen.

„Nun, so will ich's ja auch machen, und da däucht mir immer, ein wenig zu viel sey besser, als zu wenig.“

Ich kann Ew. Gnaden freilich nichts antworten; aber mich dünkt, wenn Sie dächten, das Fräulein sey gestorben, wenn Sie sie vergäßen, so hätten Sie nichts verloren; lassen Sie die armen Leutchen in Ruhe, Gott wird sie als seine Kinder behandeln und sie mit Gnade und Barmherzigkeit zu ihrer Seligkeit leiten: laßt uns die Finger nicht an ihnen verbrennen, gnädiger Herr! Beide haben sich Gott und seiner Führung ganz übergeben, Er wird sich ihrer gewiß annehmen, ihnen auch für ihre Thorheit oder Sünde genug zu tragen geben, so daß wir Menschen es nicht nöthig haben werden. Ja! — gnädiger Herr! der Adel ist eine löbliche, weltliche Ordnung, aber vor Gott sind wir Alle gleich; wenn sich das Fräulein in Theobalds Haushaltung schickt und ihre Haushaltung, ihren Beruf treulich wahrnimmt, so halt' ich dafür, unser Herr Gott wird sich ihrer erbarmen, und wenn sie ihr Kreuz geduldig ihrem Erlöser nachträgt, so wird ihr Lohn dereinst im Himmel groß seyn, denn sie hat aus Liebe zu Gott und ihrem Erlöser sehr viel verläugnet.

„Freund, wie heißt ihr?“

Ich heiße Kolb und bin ein Schreiner.

„Nun, Meister Kolb! will ich euch sagen, wie ich meine Schwester züchtigen will: nicht wahr, ich könnte sie sehr glücklich machen, ich könnte ihr und ihrem Manne so viel geben, daß sie nicht mehr nöthig hätten, zu sorgen, meiner Schwester käme das auch vermöge ihrer Erbschaft zu; allein das will ich nun Alles nicht thun, ich will ihr Erbtheil zum Fidei-Commiß machen, und sie soll nur die Renten genießen, und hernach will ich sie ihrem Schicksal überlassen, sie mag sich nun in ihren Stand schicken. Seht, so will ich sie züchtigen.“

Ja nun so, das laß ich angehen, so dacht' ich auch, daß es gehen müßte; Gott lohne Ihnen, gnädiger Herr! gerad' so macht' ich's auch, wenn ich's zu thun hätte.

„Kolb, ich sehe, ihr seyd ein rechtschaffener Mann, ich habe zu Stockhausen ein neues Haus gebaut, macht mir die Schreinerarbeit daran, ich will euch geben, was recht ist.“

Kolb freute sich über diesen neuen Verdienst und akkordirte mit dem Baron wegen der Arbeit; nun erzählte ihm auch dieser die ganze Geschichte der Trauung seiner Schwester. Kolb dankte Gott von Herzen und ging wieder nach Hause.

Nicht lange vor ihm war Dietrich Theobald auch mit seiner Amalie zu Rulheim angekommen; das Herz klopfte ihm, als er von ferne sein elterliches Haus sah, denn er wußte noch nicht, wie ihn sein Vater empfangen würde; doch das Schwerste war nun vorbei; er hoffte, sein Vater würde sich auch schicken.

Als sie zur Hausthür hereintraten, so kam der alte

Hans das Vorhaus herab, um in die Scheuer zu gehen; auf einmal stutzte er und sah seinen Dietrich und seine neue Schnur an: nicht weiter, Junge! rief er, und winkte mit der Hand zurück; laß mich erst hören, was der gnädige Herr dazu sagt. Amalie antwortete und fiel dem Alten um den Hals, willkommen lieber! lieber Vater! seyd zufrieden, mein Bruder ist es auch, ich bin jetzt mit Leib und Seel eure Tochter, ich will euch gehorchen wie euer Kind und euch helfen arbeiten, wie auch eure andere Töchter, ihr sollt sehen, daß ich euch viel Freude machen will. Ist das Alles wahr? fragte Hans weiter; ja, antwortete sein Sohn, das ist Alles wahr, und der gnädige Herr gibt für uns ein Kapital von 20,000 Gulden als ein Fidei-Commiß an's Armenhaus zu Raasdorf, wo wir jährlich 800 Gulden Renten zu genießen haben. Als der Vater das Alles hörte, so freute er sich so sehr, daß ihm die Thränen die Backen herunterliefen; nun bewillkommte er seine beiden Kinder, die Familie war auch sehr ruhig und wohl zufrieden. Dietrich ließ auch ein Zimmer für sich und seine Frau, nicht prächtig, sondern nur ländlich zierlich, zurecht machen; er that ihr Alles, was er ihr an den Augen ansehen konnte, und Jedermann im Hause begegnete ihr mit Liebe.

Ich habe sehr oft erfahren, daß zwei ledige Leute sich unter einander sehr zur Erbauung dienten, so lange sie nur zuweilen zusammen kommen, sobald sie aber beständig bei einander wohnten, so fiel nicht nur der Nutzen der Erbauung weg, sondern sie wurden sich sogar widerwärtig im Punkt der Vervollkommnung; was das Eine für gut fand, das war gerade dem Andern zuwider, oder doch gleichgültig, oder seinem Zustand nicht angemessen; diese Bemer-

kung ist wahr, und man trifft sie fast allemal bei jungen Leuten an, die auf eine fromme Weise, wie Theobald und Amalie, in den Ehestand gekommen sind. Es gibt auch hier Ausnahmen, aber sie sind selten; Andere sind vor dem Heirathen sehr eifrig im Christenthum, hernach aber werden sie träg und schläfrig. Woher kommt doch wohl dieser Umstand? Ich glaube, ihn aus der Seele erklären zu können: Wenn sich zwei junge Leute gefallen und die Liebe bei ihnen anfängt, tiefe Wurzel zu schlagen, so wird ihnen Alles zur Vollkommenheit, Jedes sieht am Andern nichts als Güte und Schönheit. Dieß geschieht auch eben so bei Denen, welche ihren höchsten Zweck in der Vervollkommnung ihrer selbst oder in der Heiligung suchen, die also wahre Pietisten sind. Theobald sah Amalien als eine Heilige an und sie ihn desgleichen, das kam Alles von der Liebe her, die vergüldet Alles, sie macht die Wüste zum Paradies und den geringsten Anfang der Tugend zum höchsten Grad der Heiligkeit.

Verzeiht mir, theure Seelen, die ihr von ganzem Herzen sucht Gott zu gefallen und ihm zu dienen; rechtschaffene wahre Pietisten! vornehmlich euch zu vertheidigen, schreib' ich, aber auch euch vor vielen Klippen zu warnen, die der guten Sache so unendlich schädlich sind und der Welt Anlaß zur Lästerung geben.

Was ist die Liebe zwischen solchen jungen Leuten anders, als natürlicher Geschlechtstrieb, der sich aber hinter die Larve erhabener, geistiger, verfeinerter Liebe versteckt und durch sie hervorheuchelt, allerhand Rollen spielt und sich dann doch endlich zu befriedigen sucht? Daher läuft eine solche Seelenvereinigung gemeiniglich auf eine Heirath hinaus; sobald nun der Geschlechtstrieb befriedigt ist, so fällt der rosenfarbne

Glanz, der vorher Alles so sehr verschönerte, vor den Augen weg, man sieht die Dinge nun, wie sie sind, und also auch ein Ehegatte den andern; man sieht sich nun als gewöhnliche Menschen an, so wie man ist, und nun entdeckt man auch im genauen Umgang viele Gebrechen, die man vorhin nicht von ferne geahnet hatte; jetzt fällt die übermenschliche Verehrung weg, und nicht selten tritt Verdruß und Mißbehagen an die Stelle.

Ich will nicht sagen, daß diese Bemerkung so ganz bei Theobald und Amalien eintraf; doch aber fand sich nach und nach ein anderer Umstand ein, der sie beide so ziemlich herabstimmte.

Amalie fing in ihrem neuen Stand mit größter Munterkeit an, Bauernarbeit zu thun, aber bald fand sie, daß sich die Sache besser vorstellen, als ausführen ließ; wer nicht von Jugend auf seine Glieder und Muskeln zur schweren Arbeit gewöhnt hat, der wird niemals geschickt dazu; sie ging mit ihren Schwägerinnen ins Feld, Grundbirnen zu hacken. Das war ihre erste Arbeit, aber der rauhe Stiel der Hacke und das harte Anfassen machte ihr die Hände bald voller schmerzhafter Blasen; doch hielt sie alle Schmerzen und öfteres Höhnen ihrer Mitarbeiter aus, und sie that mit Geduld, was sie konnte. Theobalds Familie würde auch bald der ganzen Sache müde geworden seyn, aber die 800 Gulden, welche Amalie jährlich ins Haus brachte, hielten Alles in Ordnung; man sah also nicht so sehr darauf, ob sie ihre Kost verdiente.

Nach zwei Monaten war der erste Jubel der Liebe vorbei, unsere jungen Eheleute fingen nun an, nüchtern zu werden und sich zu besinnen. Theobald fand an seiner Frau keine Laster, aber gewöhnliche

Menschenschwachheiten; oft fing er an, geistliche Gespräche mit ihr zu führen, aber er fand das Erbauliche nicht mehr wie vorher; noch immer war sie die gute fromme Seele, allein der hohe Glanz der Herrlichkeit, der Theobalden die Augen so geblendet hatte, fiel ganz weg; gerade so ging's ihr auch; Theobald war ihr nun ein guter ehrlicher Bauersmann, aber sie fand nichts Besonderes mehr an ihm. Es ist wahr, diese Entdeckung mißfiel beiden dergestalt, daß sie an allen erbaulichen und vertraulichen geistlichen Gesprächen gleichsam einen Eckel bekamen, so daß sie sich öfters dazu zwingen mußten; kamen sie aber mit andern Frommen zusammen, so waren sie beide überfließend an Fülle guter Worte und Ausdrücke; sogar kamen sie in ihren Gesinnungen selten überein, so daß bald Eins am Andern zweifelte, ob's auch auf dem rechten Weg wäre; dem Allem ungeachtet lebten sie einig; jetzt war's die Religion nicht mehr, die sie vereinigte, sondern die wahre eheliche Liebe. Nach und nach begann auch Theobald wohl einzusehen, wie unglücklich er gewesen wäre, wenn sein gnädiger Herr Schwager nicht die milde Hand aufgethan und seine Frau mit einem guten Kapital versehen hätte; sie arbeitete freilich recht fleißig, aber nichts ging ihr von Statten, und noch dazu war Alles nicht recht, das konnte aber auch anders nicht seyn; sie verdiente also das liebe Brod nicht, sie verstand auch bei aller ihrer Sparsamkeit die Kunst gar nicht, wie eine Bauernfrau hausen muß, folglich wären sie ohne jenes Kapital ohne Rath und Hülfe an den Bettelstab gekommen. Der gute junge Mann grauste vor der Gefahr, in die er so muthwillig gelaufen war; einsmals an einem Sonntag Nachmittag, als er mit seiner Frau auf seiner Kammer war und sie beide in

einem erbaulichen Buche lasen, so kam ihm diese Vorstellung so lebhaft ein, daß er zu weinen anfing; Amalie, die aus Sympathie schon mitweinte, ließ nicht nach, bis er ihr sein ganzes Herz entdeckte. Seine Rede ging dem guten Weibchen durch Mark und Bein, denn schon lange hatte die innerliche Vorstellung in ihrer Seele gearbeitet; sie verglich oft in der Stille ihr ärmliches Leben mit ihrem vorigen Zustande, und dann meldete sich ein geheimer Gram, den sie aber großmüthig aus dem Feld schlug, indessen kam er doch immer wieder. Diese beiden jungen Eheleute schütteten also ihre Herzen recht warm aus; da aber ihre Liebe gegen einander ohne Schranken war, so kam's nicht zu reumüthigen Erklärungen, sondern zu Rathschlägen über die Einrichtung ihres zukünftigen Lebens.

Das sahen sie beide wohl ein, daß sie im elterlichen Hause nicht würden ausdauern können, und daß es besser sey, wenn sie ihre Haushaltung allein hätten; nach und nach kam Theobald auf einen Gedanken, der der Keim zu ihrem ganzen künftigen Glück war; ihm fiel nämlich ein, daß eine halbe Stunde von Rulheim der große herrschaftliche Hof Breitenau nächstens an den Meistbietenden in Erbpacht gegeben werden sollte; er liegt in einem flachen angenehmen Thal, hat zweihundert Morgen schöner Wiesen, einen schönen Garten, herrlichen Baumhof, dreihundert Morgen fruchtbare, an der flachen Sommerseite beisammenliegende Aecker, und bei zweihundert Morgen schöner Waldung, deren Benutzung nebst freier Jagd zum Gut gehörte. Theobald bekam Lust, dieß Gut zu pachten, er war ein geschickter Bauer, geschwind von Entschlüssen und rasch in der Ausführung; er glaubte also, wenn er jährlich 800 Gulden

bekäme, so könnte er das Gut hübsch bestreiten und wohl leben, auch noch wohl reich und wohlhabend werden; wenn dann seine Frau nur die Mägde in Ordnung hielte und die Oberaufsicht führte, so könnte sie, ohne sich zu plagen, doch ihre Pflicht erfüllen. Dieser Gedanke war Amalien so auffallend und so angenehm, daß sie keine Rast noch Ruhe hatte. Beide vereinigten sich also zu diesem Vorhaben, und jetzt beteten sie zum erstenmal auf ihren Knieen gemeinschaftlich um den göttlichen Segen zu ihrem Vorhaben. Es ist wunderbar, daß diese so frommen Leute erst jetzt zum erstenmal zusammen beteten, und doch ist's nicht anders. Gott straft mit Kälte, Trägheit und Dunkelheit alle diejenigen, welche Heiligung und geistliche Vervollkommnung mit der sonst so edlen und Gott gefälligen Neigung zum Heirathen vermischen. Jedes ist gut und Gott gefällig, aber jedes in seiner Ordnung. Das erste, was sie nun thaten, war, daß sie den Eltern die Sache vorstellten; sie gingen herab in die Stube. Hans saß hinter dem Ofen und las in der Hauspostille, und die Mutter saß am Tisch und flickte. Dietrich und Amalie setzten sich auch und brachten den Vorschlag siedwarm vor. Hans fing an zu lächeln, er legte die Brille in sein Buch, nickte dreimal mit dem Kopf und sagte: Kinder! das Ding gefällt mir, hier gibt's doch nichts mit euch, geht in Gottes Namen, unser Herr Gott segne euch! Ich will euch zum Anfang mitgeben, was ich missen kann; aber wißt ihr auch, daß ihr Kaution stellen müßt? Ei, antwortete Dietrich, sollte ich denn meine Handschrift von den zwanzigtausend Gulden nicht verschreiben können? Das mag wohl angehen, versetzte Hans. Amalie aber hatte einen andern Vorschlag, sie wollte ihrem Bruder schreiben und ihn um Rath

fragen; sie that das alsofort und schickte des andern Morgens einen Expressen mit dem Briefe fort. Dieser kam wieder und brachte die Antwort, daß der Baron an den Fürsten geschrieben und ihn ersucht habe, Theobalden den Hof ohne öffentliche Versteigerung gegen ein billiges Geld in Erbpacht zu geben.

Diese Gefälligkeit freute die guten jungen Leute außerordentlich, sie zweifelten nun nicht mehr am guten Erfolge; sie hatten aber auch gar keine Ursache dazu, denn in weniger als vierzehn Tagen kam der Erbpachtbrief, worinnen ihnen der Breitenauer Hof für ihre Erben und Nachkommen gegen eine gar erträgliche Abgabe, und noch dazu ohne Kaution übergeben wurde. Die Freude, welche die jungen Leute und mit ihnen Jedermann, der ihnen wohl wollte, darüber hatten, ist unbeschreiblich. Den folgenden Herbst zogen sie dahin; der alte Hans versah sie mit Frucht und Hausrath, und der Baron schickte einen Schweizer mit zwanzig Stück sehr schönen Viehes zum Anfang.

Jetzt haben wir unsern Theobald mit seiner Frau an einem guten Ort in Sicherheit und Nahrung; ich will also nun meinen eigentlichen Zweck wiederum verfolgen. Theobald und Amalie gingen noch immer so oft nach Schwarzenau und in Hochmanns Versammlungen, als sie konnten; er nahm sie allemal hinter sich auf's Pferd, und so ritten sie nach dortiger Landesart dahin. Um diese Zeit fanden sich allerhand sonderbare Leute in der benachbarten Residenzstadt Berlenburg ein; vorzüglich ein sehr merkwürdiger Mann, Namens Johann Heinrich Haug, ein sehr gelehrter Straßburger Magister, den die Intoleranz seiner vaterländischen Theologen um einiger paradoxen Säze willen ver-

trieben hatte. Haug war ein vortrefflicher orientalischer Sprachgelehrter, wie ein jeder, der seine Bibelübersetzung kennt, gestehen muß. Graf Casimir verliebte sich alsbald in diesen Mann und nahm ihn Zeitlebens ins Schloß zu sich. Das war aber auch kein Wunder, denn Haug war von sehr einnehmender Gestalt, vom sanftesten und liebenswürdigsten Charakter, von ganzem Herzen fromm und in seinem sittlichen Leben ganz untadelhaft; seinen Grundsätzen nach, die man weitläuftig in den Glossen seiner Bibel findet, war er ein in Lehr und Leben sehr strenger Mystiker; zugleich glaubte er die Wiederbringung aller Dinge und das tausendjährige herrliche Reich Christi auf Erden, aber ganz und gar nicht in einem fleischlichen Sinn, sondern auf eine erhabene und der Sache völlig angemessene Weise.

Hochmann forschte bald diesen großen Mann von Schwarzenau aus, und da er fand, was an ihm war und alle seine Kenntnisse entdeckte, so stieg die Verehrung so hoch bei ihm, daß er in Haug etwas Großes ahnete; das glaubten nun einmal alle seine Anhänger und alle Pietisten von Anfang dieses Jahrhunderts an, daß das tausendjährige Reich vor der Thür sey, folglich war ihnen Jeder merkwürdig, der mit großen Talenten begabt und ihres Sinnes war, weil sie vermutheten, daß er, wo nicht der große Religionsverbesserer und Beglücker selber, doch wenigstens ein Vorläufer von ihm seyn müßte. Hochmann selbst wurde für einen Vorläufer Christi zu seinem herrlichen Reich gehalten, und da man nicht bei einem Elias stehen blieb, so konnten mehrere dieser Ehre theilhaftig werden; indessen, wie stark Haug selber in seinem Glauben an alle diese Dinge

war, so kam es ihm doch nicht in den Sinn, etwas Größeres aus sich zu machen, als er war; er gab sich so wenig mit Lehren und mit dem Vorzeigen seiner Person ab, daß er fast wie ein Einsiedler lebte und sich sehr wenig sehen ließ; sein Plan ging auch auf weit etwas anderes, wie ich an seinem Ort zeigen werde.

Ich habe mich vielleicht bis daher schon eines Verdachts schuldig gemacht, den ich viel ehender hätte ablehnen sollen; man wird von mir denken, was man von Arnold wegen seiner Kirchen- und Ketzerhistorie denkt; ich redete nämlich den Ketzern das Wort und würde daher in Erzählung der Wahrheit verdächtig. Leser! ich muß hier eine wichtige Bemerkung machen: ganz gewiß geht man im Tadel der Pietisten zu weit. Warum haltet ihr einen Mann für ein großes Genie, wenn seine Seele im Reich der Phantasie herumschwärmt, herrlich dichtet, herrlich malt und vortreffliche Romanen schreibt? Das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantasiereicher Kopf die Religion für einen würdigen Gegenstand hält und von ihr romanen- und feenhafte Begriffe hat, dann möchtet ihr auffahren und einen solchen Mann aus der menschlichen Gesellschaft hinausbannen; ist das auch billig? Ja, sagt ihr, diese religiösen Romanenhelden führen das Volk irre, sie stiften Schaden! — O, bei weitem nicht so viel, als eure Liebes- und vergifteten Romänchen! Diese führen den Jüngling und das schuldlose Mädchen auf den schlüpfrigen Pfad der Empfindelei und des Lasters; da hingegen Jene fast allemal den wirksamsten Einfluß auf ein tugendhaftes Leben haben. Ihr werdet fast allemal finden, daß ein Pietist untadelhaft unter den Menschen wandelt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ich weiß besser, woher euer Tadel kommt, aus Handwerksneid, ein geheimes, unbekanntes Gefühl, das ihr durch allen Hang zur Freigeisterei nicht habt übertäuben können, posaunt noch immer durch alle Winkel eures Herzens: diese Menschen sind besser als ich; nun mögt, könnt und wollt ihr nicht ihren Weg wandeln, darum möchtet ihr ihn gern verdächtig machen; Andere denken so weit nicht, sie geben sich nicht die Mühe, die Sache zu untersuchen, und halten obenhin jeden Pietisten für einen Heuchler, weil es unter Zwanzigen Einen gibt. Gott weiß, ich rede die Wahrheit und ich bleibe dabei, daß man auf beiden Seiten zu weit geht. Beobachtet diese Art Menschen, ihr großen Menschenkenner! Gebt Gott die Ehre und prüft die Sache, es lohnt gewiß weit mehr der Mühe, als die Sammlung eines mineralischen Vögel- und Schmetterlingskabinets, so wenig ich auch diese Bemühung, den Schöpfer aus der Natur kennen zu lernen, tadle.

Ich kenne kein süßeres Leben, als die schöne Schwärmerei jener Zeiten gewährte; man setze sich einmal an die Stelle jener Menschen, jener Hochmannianer und anderer mehr: ein Mensch, der überzeugt ist, die ganze Welt liege im Argen und es stehen ihr große Strafgerichte bevor, er aber habe nun den Zutritt, den Eingang in die Stadt der Freiheit gefunden, er sey nun sicher. Zudem ist er gewiß, daß er nun bald, er als ein armer geringer Mensch, ein König und Priester im herrlichen Reich Christi werden würde, wo seine Herrlichkeit erst tausend Jahre hier in der Welt ganz ohne Wechsel und hernach eine ganze Ewigkeit durch alle Majestät der größten Könige hinter sich lassen würde, was meint ihr wohl, ist ein Mensch, der so Etwas von Herzen glaubt, nicht

Staatsbibliothek MÜNCHEN

beneidenswürdig? Alle seine Geschäfte thut er mit Lust, trägt alle Beschwerden mit Freuden, ist sanftmüthig und nachgebend gegen seinen Bruder, kommt ihm mit Liebe zuvor, ist der beste Bürger, der beste Mensch, weil er weiß, daß das Alles nöthig ist, wenn er seinen Zweck erreichen will; sollte man eine solche Gesinnung unter dem Volk nicht unterstützen, sie wenigstens mit Geduld leiten und tragen? — Freilich gibt's auch wilde Ausfälle unter diesen Leuten, die gehemmt werden müssen; aber sie sind bei weitem nicht so gefährlich, als viele der heutigen Philosophen und Theologen, die höchst vernünftig herausdemonstrirt haben, daß die blose reine Naturreligion die einzige wahre ist; wohl, ihr Herren! werdet reine vollkommene Menschen, so wird Christus seine Menschheit wieder ausziehen und pur lauteres Logos, Jehovah seyn. Doch ich laufe mir selber vor!

Nicht lange nach Haug kam auch Tuchtfeld zu Berlenburg an; er war ein lutherischer vertriebener Prediger, der auch nicht ganz genau an den Symbolen seiner Kirche klebte, er war ein Boanerges, ein Mann, der gewaltig predigte, mehr als die Ohren der Zärtlinge vertragen konnten; endlich kamen auch Dippel, von Marsay und Andere mehr dahin. Dieser Zulauf wirkte dergestalt auf den Enthusiasmus der Schwarzenauer Brüderschaft, daß sie sich die zweite Erscheinung Christi etwas zu nahe dachten, und sich anfingen, auf die Reise nach dem gelobten Land fertig zu machen; nun starb Hochmann, dieß machte eine Hemmung, denn die Versammlung hatte nun keinen Mittelpunkt mehr, es blieb also nun bei dem geheimen mystischen Wandel in der

Gegenwart Gottes, und dieß war auch wirklich das Beste, was die guten Leute thun konnten.

Als nun diese verschiedenen Gelehrten zu Berlenburg wohnten und öftere Conferenzen bei dem Grafen hielten, so kam nun Haug mit seinem großen Plan und legte ihn vor; dieser bestand darin: er wollte eine ganz reine Bibelübersetzung liefern und sie mit lauter mystischen Glossen und Erklärungen versehen, diesem Geschäfte wollte er sein ganzes Leben widmen. Jeder sah den Werth dieser Bibel ein, denn alle Commentarien, die man bis daher hatte, waren nach ihrer Sprache von Schulgelehrten verfaßt, mithin dem Herzen nicht zugänglich; nur war aber die Frage: wer dieses wichtige Werk in Verlag nehmen sollte? Keiner dieser Männer hatte Vermögen dazu, und der Graf, als ein vernünftiger Herr, sah auch wohl ein, daß er seine Einkünfte und mit ihnen das Wohl seines Landes und seiner Familie auf die Spitze setzen würde; dennoch aber war der Plan viel zu wohlthätig, um ihn fahren zu lassen; man verfiel also darauf, der Berlenburger Pfarrkirche den Verlag zu übertragen; denn im Fall Nutzen dabei herauskommen würde, so käme er in eine gute Hand, und fehlte das, so könnte die Kirche den Schaden besser tragen, als jeder Anderer. Der Kirchenvorstand nahm den Vorschlag an und Haug gab sich an's Werk; er und seine Mitbrüder hatten alle viele und große Bekannte durch ganz Europa, unter denen besonders in England und Dänemark wackere und treffliche Gelehrte waren; diesen allen machte Haug seinen Plan bekannt und von allen wurde er mit Freuden angenommen. Nun fing er an zu übersetzen; allemal wenn ein Stück fertig war, so sandte er's zur Prüfung an jene Cor-

respondenten, bat sich auch die Erklärung von ihnen aus, las hernach selbst die Gedanken der besten Mystiker über diese Stellen und schrieb hernach alles ins Reine. Solchergestalt arbeitete er über 20 Jahre unermüdet fort, und so entstand das Berlenburgische Bibelwerk von acht Folianten, welches bei allen paradoxen Sätzen unstreitig noch immer einen der besten Plätze in der Bibliothek eines Gottesgelehrten verdient.

Haug hatte einen Bruder, Namens Johann Jakob, welcher ein Buchdrucker war; diesen zog er nach Berlenburg, wo er eine Buchdruckerei errichtete; hier wurden nun allerhand Schriften, die sonst kein Verleger würde übernommen haben, gedruckt und weit und breit unter das gemeine Volk zerstreut. Eines Werks muß ich hier gedenken, das mir in meinen Kinderjahren, wo ich so von ganzem Herzen zur philadelphischen Gemeinde zu Berlenburg gehörte, unsägliche Freude gemacht hat, und ich weiß solcher seliger Menschen mehr, die Sonntags Nachmittags im Zirkel herumsaßen und bis in den dritten Himmel verzückt waren, wenn daraus vorgelesen wurde. Dieses Buch ist, wo ich nicht irre, zwanzig dicke Oktavbände stark und heißt die geistliche Fama; mit demselben hat es folgende Bewandtniß: Am Ysenburg Büdingischen Hof war ein Leibmedikus, der Herr Doktor Carl ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, der in Halle studirte und mit dem seligen Franke, dem vortrefflichen Christian Friedrich Richter u. A. m. vertraulichen Umgang gepflogen hatte; dieser Carl wurde auf die Hochmannische und Berlenburger Bewegungen aufmerksam, er machte sich mit diesen Leuten bekannt und trat in ihr Bünd-

niß; nun hatte er viele Freunde in Amerika, andere in Asien und Ostindien, andere im gelobten Land, andere an dem türkischen Hofe, und so durch ganz Europa; alle waren seiner Denkungsart. Nun wollte er auch etwas Nützliches bei der Sache thun, und dieß war eine geistlich-politisch-periodische Schrift, die das im Reich Gottes seyn sollte, was jetzt Schlözzers Staatsanzeigen, das Hamburgische politische Journal u. dergl. im römischen Reich sind; da kamen nun allerhand theils sehr interessante Nachrichten aus Süden und Westen, Norden und Osten zusammen, alles war mit Geisteserscheinungen, höchst seltsamen Ahnungen und den sonderbarsten Geschichten untermischt, so daß man bei Lesung solcher Sachen, besonders wenn man sie von Herzen glaubt, oft meint, in der reinen Himmelsluft zu schweben. Dieß sonderbare Werk hieß die geistliche Fama. Dieß war nun der Schauplatz, auf welchem mein Held Samuel Josaphat Theobald seine Kinder- und Jünglingsjahre zubrachte. Dietrich Theobald und seine Frau Amalie, geborne Fräulein von Wirthen, lebten recht vergnügt auf dem Breitenauer Hof; alles ging ihnen nach Wunsch, und Amalie schickte sich recht gut in den Stand, den sie sich erwählt hatte; Niemand sah ihr ihren Adelstand mehr an, sie lebte in der Küche und in ihrer Haushaltung eben so gut, wie auch eine andere Bauernfrau, und diente ihrem Gott nach ihrer Weise mit ihrem Mann recht herzlich. Im zweiten Jahr ihres Ehestandes gebar sie ihm obigen Sohn, der in der Taufe den ganz ungewöhnlichen jüdischen Namen erhielt. Beide Eltern setzten sich nun vor, dieß Kind in dem wahren Christenthum zu erziehen und etwas rechts aus ihm zu

machen; sie ahmten der gottseligen Hanna, Samuels Mutter, nach, und widmeten auch ihren Samuel Gott von der Wiege an; kaum hatte er sechs Jahre zurückgelegt, so wurde er nach Berlenburg in die Schule gebracht und den dortigen Bekannten und Freunden anvertraut.

Im Allgemeinen betrachtet, kann man sich die Erziehung dieses Kindes wohl vorstellen; allein in besondern Vorfällen war sie doch so einzig in ihrer Art, daß es wohl der Mühe lohnen wird, wenn ich mich etwas mehr in's tägliche Leben desselben einlasse. Tuchtfeld, der vertriebene Prediger, dessen ich oben gedacht habe, war eigentlich der Mann, dem die genauere Aufsicht anvertraut wurde und der ihn bei sich im Haus hatte; er hatte selber Frau und Kinder, und unter andern einen Sohn, dessen ich auch zu seiner Zeit gedenken werde. Theobald wählte diesen Mann darum, weil er wegen seiner feurigen Strenge in einem außerordentlichen Ruf der Heiligkeit stand.

Die physische Erziehung Samuels bestand nun darin, daß man ihn angewöhnte, wenig zu schlafen. Abends um 9 Uhr mußte er zu Bette gehen und Morgens um 4 Uhr wieder heraus; um 7 Uhr bekam er sein Frühstück, und nun keinen Bissen mehr bis den Mittag, wo er eine frugale Mahlzeit mit einem frischen Trunk Wassers gewöhnt wurde; nun bekam er wieder nichts bis zur Abendmahlzeit; diese bestand aus einem Butterbrod und Wasser. Die moralische Erziehung war höchst streng, wie man leicht vermuthen kann; aller Umgang mit andern Kindern war ihm schlechterdings untersagt, alle seine Worte wurden auf der Goldwage abgewogen, und jeder Fehler bald gelinder, bald schärfer, so wie es das Ver-

brechen mit sich brachte, mit der Ruthe gestraft. Tuchtfeld unterrichtete ihn selber, er lehrte ihn die lateinische, griechische und hebräische Sprache, und wies ihn an, wie er beständig sein eigenes Herz bewachen und unaufhörlich mit einem betenden Gemüth vor Gott wandeln müßte. Es ist nicht zu beschreiben, wie edel und sanft dieser Knabe in dieser sonderbaren Schule wurde; sein eigener Wille wurde beständig gebrochen, er wollte endlich nichts mehr, als was andere wollten; mit Gott, mit seinem Erlöser und mit der Religion wurde er so bekannt, als wenn er schon im Himmel gelebt hätte, und sein ganzes Daseyn zeigte eine englische Unschuld und Reinigkeit an. Er war von Natur ungemein wohl gebildet; da nun alle seine Leidenschaften unaufhörlich unterdrückt und in der strengsten Bezähmung gehalten wurden, so entstand kein einziger gewaltsamer Zug in seinem Gesicht, alles war sanfte Unschuld und unbeschreibliche Anmuth.

Seine Eltern, welche zuweilen dorthin kamen, wurden über ihren Sohn entzückt, und glaubten, Gott würde ihn in seinem Reich noch zu etwas Großes gebrauchen können; oft wandelte sie die Lust an, ihn einmal auf etliche Wochen zu sich zu nehmen und so recht ihre Freude an ihm zu haben; allein Tuchtfeld erlaubte das keineswegs, er sagte: Mein Samuel ist noch nicht stark genug, das Anschauen der verdorbenen Welt zu ertragen, laßt erst das Werk Gottes in seiner Seele befestigt seyn, dann ist's noch immer früh genug. Theobald und seine Frau glaubten das auch und verläugneten also ihr Vergnügen sehr gerne.

Nun trug es sich einmal zu, daß Tuchtfeld nebst seiner Frau an die gräfliche Tafel geladen war; sei-

nem Sohn wurde Samuel anvertraut, der aber dachte nicht so streng, als er sich äußerlich stellen mußte; er ging seiner Wege und ließ Samuel allein. Der gute Junge ging also hinten zum Hause hinaus in den Hof. Nun wohnte ein gewisser Beamte neben Tuchtfeld, Namens Groß, er war Kanzleirath und hatte ein sehr vortreffliches Mädchen, welches mit Samuel von einerlei Alter war; Groß gehörte auch unter die Erweckten und war ebenfalls im Schloß zu Gaste. Lisettchen war in ihrem Hof und spielte, sie hatte ein paar Aepfel, welche sie schälte, klein schnitt und ihrer Puppe, die an einem schön gedeckten Tischelchen saß, vortrug. Samuel ging am Zaun auf und ab und guckte mit seinen hellen schwarzen Augen zwischen den Pallisaden durch; Lisettchen bemerkte ihn, that aber spröde und machte ihm oft eine Faust. Der gute Knabe war durch seine Erziehung äußerst furchtsam geworden, denn das ist eine der ersten Folgen derselben, die Kinder werden mit keiner Gefahr bekannt, alles, was ihnen droht, wenn's auch noch so unbedeutend ist, erschreckt sie; daher sagte auch Samuel kein Wort, er trat schüchtern zurück und stand von Ferne; Lisettchen wollte das nicht, sie kam endlich mit einem schönen Stückchen Apfel, steckte es zwischen den Pallisaden durch und sagte: da, Junge, iß!

Samuel fühlte Gewissensbisse, denn er war ohne Erlaubniß im Hof und gegen das strenge Verbot seines Lehrers, er sah einem fremden Kinde zu, das Herz pochte ihm; und so bekannt mit der Bibel, besonders mit dem Fall Adams, fiel ihm der Apfel, den Eva dem Adam gegeben hatte, mit allen erschrecklichen Folgen dieses Apfelessens so lebhaft ein, daß er zu zittern anfing und rief: Nein! nein! Eva!

ich eß — nein, ich esse keinen Apfel. Lisettchen guckte hell und mit offenem Mäulchen den Samuel an und sagte: Du! — ich heiße nicht Eva, ich heiße Lisette, da nimm das Stück Apfel, ich hab' nichts Garstiges dran gethan, es ist rein.

„Ja, aber Adam beging eine so große Sünde, als er den Apfel aß, den ihm seine Frau gab."

O du Geck! Mama schält Papa oft einen Apfel und gibt ihn ihm zu essen, das ist keine Sünde; Papa sagt oft, Gott läßt die Aepfel darum wachsen, daß sie die Menschen essen und ihm dafür danken sollen.

„Ja, aber nur zur Mahlzeit, zwischen der Mahlzeit muß man nichts essen."

Hm! unsere Katze frißt oft eine Maus zwischen der Mahlzeit, die thut doch keine Sünde. Da iß!

„Nein ich darf nicht — wenn's aber Niemand erführe, so wollt' ich's doch wohl essen."

Lisette guckte nach allen Fenstern, Samuel auch, und da sie Niemand sahen, so aß Samuel das Stück Apfel, es schmeckte ihm vortrefflich. Es ist eine sehr alltägliche, aber nie genug bedachte Bemerkung, daß nach dem ersten Schritt die Rückkehr immer schwerer wird; die Sünde schmeckt so edel, so reizend auf den Lippen und auf der Zungenspitze, daß man mit vollen Athemzügen den Gift hinunterschluckt, ohne an die Folgen zu denken, sobald man's nun wagt, sie zu küssen. Bedenkt das, ihr Jünglinge und Mädchen! und schaudert zurück, sobald ihr das reizende Bild nur von ferne wittert!

Nun, was geschah? Samuel hatte den ersten Versuch gewagt und der Apfel hatte ihm besser geschmeckt, als was er je gegessen hatte; nun erwachte die langsam unterdrückte Lust, wie ein wohlgefüttertes, aber eingekerkertes Thier; er sagte: gib mir noch

ein Stück, Lisettchen! „Komm herüber!" rief sie frohlockend. Ich kann nicht, schallte Samuels helle Stimme zurück; schon lief er aber am Zaun auf und ab, nahe am Hause stand ein Klotz, flugs war er hinauf und flugs auf dem Zaum, und nun ein Sprung, bei Lisettchen war er! Das war die erste Ausschweifung in seinem Leben, noch nie hatte er mit Seinesgleichen gelebt und gewebt, nie die süße Menschenfreiheit geschmeckt, er war auf einmal so voller Seligkeit, daß er jauchzte und taumelte.

Wem das übertrieben vorkommt, der setze nur keine Feder an, meine Schrift zu recensiren, denn ich kann ihn versichern, daß er noch nie der Natur das Schwarze im Auge gesehen hat; und so lang er das nicht hat, gilt mein Liberum Veto: laßt das Beurtheilen bleiben; ich gewöhnte mich einmal auf etliche Wochen vom Schnupftaback, ich denk' in meinem Leben an die Empfindung, als ich wieder das erste Prieschen nahm; nun denk' dir, lieber Leser! ein von allen Begriffen von sinnlichen Vergnügen ganz leeres Nervensystem mit aller seiner Reizbarkeit zum erstenmal in einer Gesellschaft, wie Samuels erste Freundin war. Lisette freute sich auch in Samuels Gesellschaft, sie wurde auch streng erzogen, doch nicht in dem Grad wie er. Die Kinder strahlten Herzenswonne aus ihren Augen und begingen nichts Sträfliches, sie liebkosten sich, spielten und schwatzten, so gut sie konnten. Hätte nun der fromme Tuchtfeld seinen Zögling, aber unter seiner Aufsicht, mit untadelhaften Kindern eine ordentliche Spielstunde halten lassen, ihm täglich ein solches Vergnügen erlaubt, so wäre ihm der jetzige Schritt nicht zur Sünde geworden und hätte die großen und wichtigen Folgen nicht gehabt, die er nun haben mußte, da die Lüsternheit

ein mit Besemen gekehrtes und geschmücktes Haus fand. Indessen vergingen den guten Kindern die Stunden wie Augenblicke, und Tuchtfeld kam nach Hause, ehe Samuel an eine Rückkehr gedachte; sein Sohn war gewohnt, den Vater zu hintergehen; er machte sich also aus seinem Schlupfwinkel wieder hervor, ehe der alte Tuchtfeld wieder nach Hause kam. Bald fragte er nach dem Knaben, man antwortete: er sey noch so eben da gewesen; Jeder sah sich nach ihm um, und man fand ihn bei Lisetten. Tuchtfeld sah das eben nicht als ein großes Verbrechen an, denn er war nicht Menschenkenner genug, um die Folgen errathen zu können, die aus diesem Schritt des Knaben bei einer solchen Erziehung nothwendig entstehen mußten; denn wär' er fähig gewesen, etwas zu ahnen, so hätte er eine andere Erziehungsart vorgenommen; er that also weiter nichts, als daß er dem Knaben dringend vorstellte, daß er eine doppelte Sünde begangen: erstlich, weil er gegen sein Gebot gehandelt, und zweitens, weil er die Zeit eitel zugebracht hätte. Samuel erkannte und fühlte beides; aber es reute ihn so wenig, daß er ein beständiges Heimweh zu Lisetten empfand, und von der Zeit an seine Seele ganz mit ihrer Gesellschaft und mit dem Gedanken an sie erfüllte.

Sein Lehrer bemerkte eine Veränderung an ihm, er fand ihn immer niedergeschlagen, weniger aufmerksam auf seine Lehren, zuweilen störrisch und widersinnig; das betrübte den guten Mann, er sann über die Quelle nach, um sie zu verstopfen, aber er konnte sie nicht entdecken; denn Samuel war bei allem Nachforschen schlau genug, sich nicht zu verrathen, weil blos die Hoffnung, zuweilen mit Lisetten zu spielen und sich zu dem Ende wegzustehlen, ihn noch

aufrecht hielt und sein Leiden versüßte; hätte er nun die wahre Ursache entdeckt, so mußte er nicht ohne Grund befürchten, daß man ihm seine süße Hoffnung vollends zunichte machen würde. Indessen wurde Tuchtfeld immer unruhiger, denn er sahe, daß die Veränderung des Knaben fortdauerte und daß alle seine Bemühungen fruchtlos waren. Endlich gerieth er auf den Einfall, bei der nächsten Zusammenkunft seine Freunde zu Rath zu ziehen; er that das, kam aber nicht auf den Gedanken, daß der einzige Nachmittag alle seine Arbeit zerstört hätte, mithin sagte er auch nichts davon; es war natürlich, daß Keiner von den erleuchteten Männern auf die rechte Spur kam, denn sie bestand in einer Thatsache, die freilich kein Sterblicher errathen konnte. Der Schluß fiel dahin aus, daß die Quelle von allem blos allein in dem allgemeinen Verderben der menschlichen Natur zu suchen sey, und daß auch folglich kein anderes Mittel angewendet werden könnte, als eine beständige Uebung in der Verläugnung und Abtödtung aller sinnlichen Lüsten, Beschäftigung mit geistlichen Dingen und ein anhaltendes Gebet. Tuchtfeld faßte also den Entschluß, hinführo noch genauer in seiner Erziehung zu Werke zu gehen. Das würde aber alles nicht geholfen haben, wenn Samuel nicht auf eine andere Art Nahrung für seine Sinnlichkeit gefunden hätte, und dieß geschah sogar mit dem größten Beifall seines Lehrers und aller Freunde; er bekam Geschmack an der geistlichen Fama, besonders an den darinnen enthaltenen Geschichten; er verschloß sich ganze Tage mit solchen Büchern und vergaß Essen und Trinken darüber; das war nun Tuchtfelden gar recht, er munterte ihn auf, suchte ihm aus seinem Büchervorrath mehrere Sachen von der Art,

vorzüglich Reizens Historie der Wiedergebornen, Bunians Christenreise nach der seligen Ewigkeit, Gottfried Arnolds Leben der Altväter u. dergl. Mit diesen Geschichten füllte Samuel seine ganze Seele an, Lisettens Bild war auch freilich noch darinnen, aber alles vertrug sich wohl zusammen. Die heiligsten Frauenspersonen stellte er sich in Lisettens Bild vor; wenn er sich heilige Eheleute dachte und ihre Geschichte las, so verglich er sich und Lisetten mit denselben; war er bei dem seligen Abrahamus oder Antonius oder Paphnutius in den schrecklichsten Wüsteneien, so dachte er sich auch dorthin in eine Höhle, aber Lisetten auch nicht weit entfernt in einem härenen Sack, und wie er sie und sie ihn zuweilen besuchte.

Wenn ihr Jünglinge und Jungfrauen hier schelmisch lächelt und euch schief anblickt, als wenn ihr hier geheime Satire spürtet, so durchdringe euch ein heiliger Schauer wie einen frisch angeworbenen Räuber, wenn er zum ersten Mal eine Kirche bestiehlt. Kein Gedanke kommt in meine Seele, der nur von ferne nach Satire riecht, ich erzähle die wahre Geschichte eines unverdorbenen Knabenherzens. Samuel dachte wahrhaftig an keine fleischliche Liebe mit Lisetten, ob sich gleich bei vielen Kindern schon in diesen Jahren Spuren davon blicken lassen, es war bloße Freundschaft oder vielmehr die Empfindung eines Einsiedlers in den Armen eines guten Menschen.

Bei allem hohen Gefühl, das der Knabe im Lesen solcher Sachen empfand, und in dem mächtigen Empordrang, den größten Heiligen gleich zu werden, hatte er ein unbeschreibliches Verlangen, Lisetten seiner hohen Freuden theilhaftig zu machen: wenn ich ihr nur meine herrlichen Sachen vorlesen könnte! —

das war sein immerwährender Wunsch. Er war angewöhnt, täglich dreimal auf den Knieen in der Einsamkeit zu beten. Vorher war's Gewohnheit; als Lisette allein in seiner Seele herrschte, unterblieb's oft; jetzt geschah es feuriger als je, denn Samuel fühlte keine größere Sehnsucht, als ein großer Heiliger zu werden; nur wußte er aber, daß das nicht ohne Gottes sonderbare Mitwirkung geschehen könnte, und daß diese allein durch anhaltendes Gebet erlangt werden müßte; daher betete er länger und öfters auf den Knieen, immer aber schloß er Lisetten mit in sein Gebet.

Endlich traf es sich, daß er auf seinem Kammerfenster Lisettchen wieder in ihrem Hof erblickte und daß sie wieder spielte; der Versuchung widerstand er nicht; flugs nahm er Arnolds Leben der Altväter unter den Arm, schlich fort in den Hof, setzte sich auf einen Stein an den Zaun, winkte sie zu sich und las ihr die Geschichte der heiligen Eugenia vor; das Mädchen wurde so dadurch begeistert, daß sie weinte und lachte, besonders als ihr Samuel ganz warm seine Anmerkung dazu machte; nun dachte aber der guten Kinder keins daran, daß sie belauscht würden; Tuchtfeld stand hinter seinem Samuel, und Lisettchens Mutter, die Frau Kanzleiräthin, war auf Tuchtfelds Wink auch herbeigeschlichen und stand hinter ihrem Töchterchen. Beide hörten mit Entzücken das Gespräch der Kinder an, wie sie wünschten, große Heiligen zu werden, wie sie sich zum Gebet vereinigten und beschloßen, wenn sie groß wären, auch weit weg in den wilden Wald zu gehen und heilige Einsiedler zu werden u. s. w. Beide Alten entfernten sich wieder, ohne bemerkt zu werden, und nun änderte Tuchtfeld seinen Plan; er glaubte,

beide Kinder würden außerordentlich im Guten gefördert werden, wenn sie oft zusammenkämen und gemeinschaftlich lernten; er ging also zu seinem Herrn Nachbar und stellte ihm die Sache vor; dieser war's nicht nur zufrieden, sondern freute sich sogar darüber; noch wurde beschlossen, daß Lisette täglich eine Stunde in Tuchtfelds Haus kommen sollte, damit er beide Kinder beständig unter Augen haben und beobachten könnte.

So vernünftig auch dieser Plan ausgesonnen zu seyn schien, so fruchtlos war er in der Ausführung. Lisette kam, aber sie war schüchtern in Gegenwart des alten Mannes, und er war auch viel zu ernsthaft, als daß er sich hätte zu Kinderspielen herablassen können. Samuel sah ebenfalls das Mädchen kaum an; die Kinder fühlten einen entsetzlichen Zwang, so sehr sie sich auch auf die Freiheit, zusammen zu kommen, gefreut hatten. Samuel wurde ermuntert, Lisettchen etwas vorzulesen; er that's, aber so furchtsam und so sehr ohne Theilnahme, daß er selbst nichts dabei empfand und das gute Mädchen neben ihm einschlief. Als Tuchtfeld sahe, daß der Vorschlag nicht gehen wollte, so entfernte er beide Kinder wieder allmählig von einander, anstatt daß er sie hätte in den Hof gehen und sich selbst überlassen sollen; wenn er dieß gethan hätte, so würden sie bald gespielt, bald gelesen und bald sich etwas erzählt haben, er hätte sie ja unbemerkt beobachten können; allein das geschah nicht, und so verdarb er alles. Als Lisettchen nicht mehr kam, so wurde Samuel wieder lau, seine Seele fing an, der Lektüre satt zu werden, besonders da er sie nun Niemand mittheilen konnte, und so verfiel er allmählig wieder in seine ehemalige Schwermuth.

Indessen wuchs er heran; er war nun bald zehn

Jahre alt, sein Verstand reifte früh, er fühlte etwas Unbehagliches, das er nicht zu nennen wußte, und das Tuchtfeld einer Versuchung des Fleisches, worunter Satan zum Verderben des Knaben mitwirkte, zuschrieb. Oft unterredete er sich mit ihm über die Sache, er ermahnte ihn zum Gebet und Wachen, zur Mäßigkeit im Essen und Trinken, er stellte ihm die künftige Herrlichkeit lebhaft vor und ermunterte ihn, die Lebensbeschreibung der Frau von Guyon zu lesen. Samuel gehorchte, besonders in Ansehung des letztern Punkts, denn diese Geschichte kannte er noch nicht; wie nun alles, was er las, mit Macht auf sein Herz wirkte, so ging's auch jetzt. Das Beispiel der Frau von Guyon belebte ihn so, daß er beschloß, ganz in ihre Fußstapfen zu treten; er that auch damals ein feierliches Gelübde, Lebenslang ganz für Gott zu leben, und auch seine Lisette, das Liebste, was er auf der Welt hatte, zu verläugnen. Dieser Enthusiasmus dauerte fast ein Vierteljahr, als sich Etwas zutrug, das alles wieder zu Grund richtete, was er aufgebaut hatte.

Tuchtfeld hatte ein sehr gutes Herz und einen vortrefflichen Willen; wenn er das ganze menschliche Geschlecht hätte auf seinem Rücken in den Himmel tragen sollen, er hätte es unternommen; aber die Anlage seines Geistes war zu eng eingeschränkt, die Wahl der Mittel zu seinem Endzweck war selten die beste. Der große vortreffliche Plan, den der sel. August Hermann Franke bei der Anlage des Hallischen Waisenhauses befolgt hatte, schwebte ihm immer vor Augen. Der Enthusiasmus für das Reich Gottes trieb ihn endlich so weit, ein Gleiches zu wagen, und der gute alte ehrliche Tuchtfeld glaubte,

es gehöre nichts mehr dazu, als ein blindes Vertrauen auf Gott. Hätte er nun die Natur des christlichen Heldenglaubens recht gekannt und sich dann geprüft, so würde er gefunden haben, daß er nur den Schein, aber nicht das Seyn desselben besäße. Hier ist eine Klippe, an welcher viele große und übrigens rechtschaffene Männer scheitern.

Christus und seine Apostel reden viel von der Macht des Glaubens, alles koncentrirt sich in den Worten; alles ist möglich dem, der da glaubet, und das ist auch eine ewige Wahrheit, sie ist sogar nach dem Wortverstande richtig; nur müssen wir die Sache sehr wohl auseinander setzen, wenn wir nicht auf gefährliche Irrwege gerathen wollen: ich will einmal den Fall stellen, Gott gebe einem guten Christen die vollkommene Gewalt über die Natur, so daß er in der That große, natürliche Wunder wirken könnte! Gehörte dann nicht auch göttliche Weisheit dazu, um eine solche Wahl zu treffen, daß man nicht etwas in der Natur zerstörte, oder sonst den großen Plan Gottes in seiner Regierung durchkreuzte. Diese göttliche Weisheit kann aber Niemand haben als Gott; es bleibt also nichts anders übrig, als daß Er, wenn Er durch einen Menschen ein Wunder wirken will, ihm in dem Augenblicke einen göttlichen Blick in die Seele strahlen läßt, in welchem der Wunderthäter erkennet, er werde Kraft haben, das Wunder zu verrichten, und zugleich ein tiefes Zutrauen zu Gott fühlt, es werde ihm zu seiner Ehre gelingen. Dieß ist eigentlich der wahre Wunderglaube. Es ist natürlich, daß sich Gott solcher Mittel niemals bediente, so lang er durch den ordentlichen Lauf der Natur seinen Zweck erreichen kann; nun wollte Christus seine

Apostel und die apostolischen Männer durch seinen Geist zum Wunderthun ausrüsten, er mußte ihnen also Winke geben, daß sie jenem göttlichen Lichtstrahl in ihrer Seele folgen, ihm glauben müßten, und wenn sie das thäten, so sollten sie Berge versetzen.

Hieraus folgt, daß man nicht eher ein Wunder wirken kann, bis man jenen Blick in der Seele fühlt, so daß man auf einmal die Möglichkeit erkennt, Kraft empfindet und den Nutzen einsieht, den das Wunder haben soll.

Auf eine ähnliche Art geht es zu, wenn große Glaubenshelden wunderliche Dinge ausführen, die eben gerad keine Wunder sind, doch aber gemeine Kräfte übersteigen, wie zum Beispiel der sel. Franke und andre mehr. Es lag in dem Plan der Vorsehung, daß Halle ein Waisenhaus haben sollte, in demselben war die Summe des Guten gegen die Masse des Bösen abgewogen, welche diese Anstalt hervorbringen würde, und gefunden, daß mehr Gutes daraus entstehen würde, als Böses; dieß ist allemal der Bestimmungsfall, wenn Gott etwas gelingen läßt. Nun kann aber kein Mensch, auch der heiligste, nicht vorher wissen, ob der allerwohlthätigste und dem Ansehen nach lauter Glückseligkeit hervorbringende Vorschlag wirklich so gute Folgen haben werde? Er kann sogar an einem Ort Segen, am andern aber Fluch werden; nur Gott, der die Zukunft in's unendlich Kleine und unendlich Große höchst deutlich erkennt, kann's bestimmen.

Nimmt nun ein Mensch sich einen solchen, dem Ansehen nach wohlthätigen Plan vor, und er gelingt nicht, so beschuldigt man Gott und sein Wort der Unwahrheit, denn man sagt: Er habe ja versprochen, daß der, welcher glaube, Berge versetzen solle;

da irrt man entsetzlich und sündiget noch dazu. Jetzt will ich genau bestimmen, wie's zugeht, wenn Gott durch einen Glaubenshelden etwas ausführen will: Er wählt solche Helden darum, um sie als Beispiele darzustellen, was ein Mensch mit einem vollkommenen Zutrauen auf Gott vermöge und um seine Religion immer mehr und mehr zu legitimiren; wären wir alle solche starke Glaubensmänner, so würden wir genug zu thun finden, ohne daß wir nöthig hätten, wie Tuchtfeld, willkührliche Plane zu machen. Darnach ordnet Er den äußern Gang der Dinge in der Welt so, daß der Glaubensheld eine Lücke, einen Mangel entdeckt: seine brennende Liebe zu Gott und zu Menschen treibt ihn an, zu beten, Gott möchte doch dem Mangel abhelfen! Auf diese oder eine ähnliche Art bemerkte Franke die Nothwendigkeit eines Waisenhauses; zugleich stellte Gott einem solchen Mann durch seine äußere Regierung Winke an den Weg, die ihm eine entfernte Hoffnung machen, er werde vielleicht zum Zweck kommen, wenn er die Sache unternähme; so wußte Franke, daß er durch ganz Deutschland ungemein viele und reiche Freunde und Gönner hatte, das waren Winke für ihn, die ihn anlockten, etwas zu unternehmen; nun kommt das eigentlich Verdienstliche eines solchen Mannes: weil er keine Mühe scheut, alles aufopfern will, Gott und Menschen in einem hohen Grade liebt, und Gott über alles vertraut, auch da, wo es finster aussieht, darum erwählt ihn eben Gott zu einem Werkzeug und läßt's ihm gelingen. Dieß ist die wahre Beschaffenheit der Sache.

Wenn aber ein Mensch einen Einfall bekommt, Dieß oder Jenes wäre schön und gut, ohne Winke und geheime Aufmunterung von der Vorsehung dazu

zu haben, und dann so etwas aus selbst gewähltem eiteln Vertrauen auf Gott unternimmt, so geht's ihm gerade so, wie dem guten Tuchtfeld, er wird zu Schanden. Dieser gute Mann faßte den Vorsatz, aus der Glaubenskasse zu Berlenburg ein Waisenhaus zu bauen; dazu wählte er einen sonderbaren Plan. Um die ganze Sache noch mehr von der Vorsehung abhängig zu machen, so wollte er an einem hoffnungsvollen Ort ein Bergwerk anbauen, dies sollte die Quelle zur Anlage des Waisenhauses und dessen künftigen Erhaltung seyn; nun hatte er aber gar nichts zum Anbau eines solchen Bergwerks, daher setzte er seinen Plan schriftlich auf und machte ihn öffentlich bekannt, um Unternehmer zu bekommen. Dieser fanden sich bald eine ziemliche Anzahl, unter welchen auch Theobald, Samuels Vater, war, denn dieser hielt tausend Stücke auf Tuchtfeld. Alles ging gut von Statten, man kaufte ein ganzes Bergwerk, wo der beste Anschein war, man hieb einen breiten Silbergang an, baute eine Silberhütte, und Jedermann glaubte, Tuchtfeld würde seinen Vorsatz noch leichter ausführen, als Franke selber; aber was geschah? der Ort, wo das Bergwerk mit seiner Hütte lag, war über sieben Stunden von Berlenburg entfernt, es mußte Jemand da seyn, der das Werk verwaltete: dazu bestimmte Tuchtfeld seinen Sohn, den er bei aller sorgfältigen Erziehung weniger kannte, als alle andere Menschen, denn er war eben durch die Strenge der mystischen Erziehungsart zum Erzheuchler geworden; und da alle seine Lüste nur blos gefangen, aber nicht gebändigt waren, so kam's nur auf eine Gelegenheit an, einmal recht frei und zugleich zum wilden unbändigen Thiere zu werden! Kurz, der

junge Tuchtfeld hausete so, daß in sehr kurzer Zeit sein Vater und alle Unternehmer nicht nur um das ausgelegte Geld, sondern sogar in eine Schuldenlast kamen, die das Bergwerk mit seinen Hütten bei weitem nicht bestreiten konnte. Der feine Verwalter riß aus und wurde Soldat, die Kreditoren nahmen das Bergwerk mit der Hütte weg, die Unternehmer verloren ihr Geld, Tuchtfelds Ehre, Liebe und Achtung, und der Kredit, den bisher die Berlenburger Pietisten vor der Welt behauptet hatten, bekam einen entsetzlichen Stoß!

Alles dieses geschah, als Samuel bei Tuchtfeld war; gleich nach der Zeit, als der Knabe Lisetten kennen lernte, ging der junge Tuchtfeld auf's Bergwerk; jetzt, als der Vorfall sich mit Samuel zutrug, den ich oben zuletzt erzählte, wie er nämlich durch's Lesen der Lebensgeschichte der Frau von Guyon zu einem Gelübde, lebenslang Gott zu dienen, angefeuert wurde, fing der alte Greis an, zuerst in Erfahrung zu bringen, wie sein Sohn Haus hielt; dieß brachte den guten Mann außer aller Fassung, er glaubte, sein Sohn sey ein sehr frommer, rechtschaffener Jüngling; er glaubte, sein Plan, ein Waisenhaus zu bauen, sey von Gott; er glaubte, das herrliche schöne Bergwerk sey ein Geschenk Gottes und ein unfehlbares Zeichen seines Beifalls, mit einem Wort: er glaubte — glaubte — und glaubte, und betrog sich entsetzlich, er reiste selber nach dem Bergwerk, und in dieser Zeit wurde Samuel verwahrlost; Niemand beobachtete ihn; er besuchte anfänglich nur Lisetten; allein dabei blieb's nicht, er gerieth in die benachbarten Häuser, man hatte seine Freude daran, ihn zu verderben, um den Pietisten nur einen Tort zu thun; alle seine Neigungen

und Begierden wurden mit einem Schwall von Befriedigungen überhäuft, er erfuhr auf einmal so viel Unthätiges, lernte so viele schändliche Zweideutigkeiten, wurde so eigenwillig und unmäßig, daß er in allen Unarten allen Knaben seinesgleichen bald zuvorkam, jeder gute Funken schien in ihm zu verlöschen, und Tuchtfelds Haus war ihm jetzt nur ein Kerker, den er ärger als die Pest scheute; bald war er das allgemeine Stadtgespräch, und man log noch so viel dazu, daß das Gerücht schon lang einen kleinen Satan aus ihm gemacht hatte, als es vor seinen Vater kam. Dieser hatte auch ein ziemlich Stück Geldes in's Bergwerk gesteckt und noch früher die Haushaltung des Verwalters gehört, als der alte Tuchtfeld; indessen kam noch ein und anderes dazu, welches ihm einen Verdacht gegen verschiedene von den Männern, die er sonst für so heilig gehalten hatte, beibrachte; denn man geht in dem Fall gemeiniglich von einem Extrem zum andern über; anfänglich hält man solche Leute für Engel, und wenn man gerad nicht alles nach seiner Meinung ganz untadelhaft findet, so fängt man an, alles für Betrug und Heuchelei zu halten. Dazu kam noch, daß er, wegen der Nähe von Berlenburg und Schwarzenau, gar zu viel Besuche bekam; alle Augenblicke war einer da, der ihn entweder an seiner Arbeit hinderte, oder mit an seinem Tische aß und trank; das wurde ihm endlich lästig, so daß er allmählig anfing, sich zurückzuziehen. Indessen blieb er doch noch immer ihres Glaubens und ihrer Meinung, und las alles, was in der neuen Buchdruckerei gedruckt wurde. Nun hörte er auch seines Samuels Verderben und des alten Tuchtfelds Abwesenheit; augenblicklch machte er sich auf, um den

Knaben abzuholen und ihn wieder zu sich zu nehmen. Er kam nach Berlenburg hin, hörte aber zu seinem größten Schrecken, daß er verloren war und daß man ihn auf herrschaftlichen Befehl allenthalben suchte; dieß schlug den guten Mann ganz zu Boden, alle seine Glaubenskraft und sein Vertrauen verließ ihn, er lief bald hier, bald dahin, und wußte nicht, wo er anfangen und endigen sollte! Aber was half's? Samuel war nirgends zu finden, er war fort; sein Vater bot viel Geld, gab Leuten Commission, Land und Sand zu durchstreichen, Wasser und Brunnen zu untersuchen, aber alles war vergebens! Er mußte wieder nach Hause reisen und seiner Frau die schreckliche Post selber überbringen, welche bei Anhörung dieser Nachricht aus einer Ohnmacht in die andere fiel; nach und nach ermunterten sich Beide, trösteten sich und faßten sich, so gut sie konnten. Dietrich hatte noch eine Tochter und einen Sohn mit seiner Frau gezeugt, dabei blieb's auch, so daß sie in allem nur drei Kinder hatten.

Meine Leser werden sich wundern und verlangen, zu wissen, wo der Knabe Samuel hingekommen sey? Jetzt will ich ihnen aus dem Traume helfen; der gute Junge fing an, ob er gleich nur erst zehn Jahre alt war, eine gänzliche Veränderung in seiner Seele zu spüren; sein Bücherlesen hatte ihn auf einen hohen Grad der Phantasie gestimmt; in dieser Stunde schwebten ihm alle heilige Personen mit allen Schicksalen, die er je von ihnen gelesen hatte, vor den Augen, dann hätte er alsofort in die entferntesten Wüsteneien gehen und ein Einsiedlerleben beginnen mögen; in einer andern Stunde war das alles wieder verschwunden; dann hauste und sauste er in einem so wilden Knabenleben, daß Fensterzer-

schmeißen, Löcher in die Köpfe werfen und Zottenreißen Kleinigkeiten für ihn waren. In einem so wilden Zeitpunkte trug sich's zu, daß er auf der Wiese mit andern Knaben spielte, als auf einmal ein wüthender Hund entdeckt wurde; er kam die Wiese heraufgetaumelt, schäumte und purzelte mitten zwischen die Knaben hin, ehe sie sich's versahen; ein Paar wurden gebissen, wovon auch einer wirklich anging und sich innerhalb 14 Tagen zu Tode raste. Samuel war mit dabei, er hatte auf der Wiese eine schreckliche Angst ausgestanden, auch war er oft an dem Fenster der Stube, in welcher sein armer Kamerad den erbärmlichen Kampf kämpfte, der einen Menschen nur treffen kann; er sah alles mit an, auch den Tod des armen bedauernswürdigen Knaben!

Diese Geschichte machte einen so tiefen Eindruck auf Samuel, daß er eine ganze Nacht bald auf den Knieen, bald auf's Angesicht hingestreckt und in lauter Thränen zubrachte. Sein ganzes Leben schwebte ihm vor Augen, alle seine Jugendsünden standen wie schwarze Furien vor ihm, die ihn verschlingen wollten. Tuchtfelds Lehren kamen ihm jetzt als Worte Gottes vor, die er übertreten hatte, und er also verdammungswürdig war. Endlich gegen den Morgen drang ihm ein sanfter durchdringender Strahl bis in's Innerste seines Herzens, er fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, sich von allen Menschen zu entfernen und in irgend einem Walde sein Leben in lauter Andachtsübungen zuzubringen. An Kleider, an Essen und Trinken, an Frost im Winter und an wilde Thiere dachte er ganz und gar nicht; mit dieser innigen Rührung verlor sich seine Angst, so, als wenn Gott nun durch dieß Opfer versöhnt wäre; an die Stelle trat ein so tiefer Seelenfriede in

sein Herz, daß sein ganzes äußeres Ansehen davon erheitert wurde, so daß ihn des Morgens früh seine Hausleute fragten, wie ihm zu Muthe wäre, er sähe ja gar sonderbar aus? Darauf antwortete er nichts Sonderliches, vorzüglich aber hütete er sich, etwas von seinem Vorhaben zu entdecken, denn er wußte wohl, daß man ihn an Ausführung desselben verhindern würde; indessen packte er seine Wäsche und nothwendigsten Kleider zusammen, praktizirte sich aus dem Haus, schlenderte so herum, entfernte sich allmählig, und fort war er! —

Samuel dachte an keinen Weg, oder wohin er wollte, das war ihm alles gleichgültig, wenn er nur tief in den Wald und weit von den Leuten wegkommen konnte. Nun befindet sich zwischen der Grafschaft Berlenburg und dem Herzogthum Westphalen ein großes waldigtes Gebirge, in welchem man auf ganze Stunden lang keinen Menschen antrifft; da hinauf wendete der Knabe sein Angesicht, er lief so sehr, daß er am Abend schon vier Stunden weit fort war, denn er war erst des Mittags nach Tisch weggegangen. Nun kam er endlich auf einen waldigten Bergrücken, die untergehende Sonne strahlte ihm in die Augen, weit und breit sah er nichts als Berg und Wald; da war er nun, er fühlte Hunger, denn an Getränke mangelte es ihm nicht, überall waren frische Quellen genug; aber was hatte er nun auf den Abend zu essen? Die herannahende Nacht machte ihm auch Angst, Wölfe, wüthende Hunde, Gespenster, alle Schreckbilder fielen ihm ein. O wie wünschte er sich wieder in Tuchtfelds Haus zurück! das war aber nun nicht mehr möglich, er hatte die Bibel, auch noch ein und anderes gute Büchlein zu sich gesteckt, er schlug auf,

las darinnen, aber das gab ihm alles keinen Trost, denn der Magen erinnerte ihn unaufhörlich an's Essen; er durchlief in seinen Gedanken die Geschichten der heiligen Einsiedler und suchte Trost in der Erinnerung an ihre Schicksale, aber welch ein erbärmlicher Trost, Wurzeln und Kräuter zu essen? — Er rupfte einen Strauch Sanikel aus, kaute, aber er erschütterte vor dem Geschmack und spie es wieder aus; er kaute Thaunesseln und Schafgarbe, aber von dem allem wollte nichts hinab; nun fing er erbärmlich an zu weinen; indessen wurde es allmählig dunkel, es fiel ihm ein, wie leicht es möglich wäre, daß ihm der Satan in dieser Nacht erscheinen und ihn auf eine harte Probe setzen könnte; den Gedanken konnte er nicht ertragen; er fing laut an zu schreien und betete herzlich zu Gott um Erbarmung.

Indem er nun so hin und her ging, so entdeckte er nordwärts am Abhang des Berges einen Rauch; wie sich der gute Samuel freute! Spornstreichs lief er darauf zu, denn er sah wohl an dem Rauch, daß da Jemand Kohlen brennte; in weniger als einer Viertelstunde kam er bei dem Kohlenbrenner an; dieser war ein etwas ältlicher Mann aus der Grafschaft Leisenburg, zwei Stunden von dem Breitenauer Hof wohnhaft, wo Samuel zu Hause war. Der gute Kohlbrenner erstaunte, als er den Knaben in der Wildniß daherlaufen sah, seine Kleider zeugten, daß er kein Bettelbube war; daran dachte er aber in aller Welt am wenigsten, daß er jetzt das Glück haben würde, einen heiligen Anachorten von Angesicht zu sehen. So wie Samuel den Mann sah, so verlor sich auch alle Furcht, und auf einmal wachte die Lust wieder in ihm auf, ein Einsiedler zu werden; sogar fiel ihm ein, daß die

Angst, die er so eben ausgestanden hatte, wohl eine Probe vom lieben Gott gewesen seyn könnte, der ihn hätte in Versuchung setzen wollen, ob er auch Stand halten würde; jetzt schämte er sich herzlich seiner Schwachheit, und er nahm sich's nun fest vor, nicht wieder so bang zu werden; damit ihn aber der Kohlbrenner nicht wieder nach Hause schicken möchte, so beschloß er, ja nicht zu sagen, wo er her wäre; in dieser Gesinnung trat er daher. Mit einer sehr ernsten Miene, so, wie er sich die Einsiedler vorstellte, fing er an:

Grüß euch Gott, Kohlbrenner!

„Dank hab', Junge! wo kommst du her und was bringst du?"

Ich komme aus der Welt und gehe zum Himmel, ich bin ein Einsiedler.

Der Kohlbrenner lachte, guckte ihn starr an und sagte:

„Da kommst du übel an, denn hier ist's eine recht mühselige Welt, und alle Bäume da sind lange nicht hoch genug, um da hinauf in den Himmel zu klettern."

O ihr einfältiger Mann! so meine ich's nicht, ich will ein Einsiedler werden, hier im Wald will ich wohnen, bleiben und Gott dienen.

„Ha! ha! so! jetzt versteh' ich dich erst; wo bist du denn her?"

Ich bin aus dem Hessenlande, meine Eltern sind arme Leute.

„Ei! ei! zwei Lügen in einem Odem, du bist nicht aus dem Hessenlande, das hör' ich an der Sprache, und deine Eltern sind auch nicht arm, das seh' ich ja an deinen Kleidern."

Samuel ward roth, denn er hatte sich vergaloppirt. Nun ja, fuhr er fort, so will ich's euch denn

nur sagen: ich bin von Berlenburg, mein Vater ist ein Schneider daselbst, der schreibt sich Haaße. Dieß mußte der Kohlbrenner glauben, denn es war wahrscheinlich.

„Wie kommst du denn dazu, von deinem Vater wegzulaufen und ein Einsiedler zu werden?"

Ich hab' in den Büchern gelesen, daß es Leute gegeben hat, die in die Wüsten gegangen und sehr heilig geworden sind; so will ich's nun auch machen und heilig werden.

„Das ist recht brav, ich wünsch' dir Glück dazu; wo willst du aber Essen bekommen?"

Ich will brav beten, so wird mir's unser Herr Gott bescheeren.

Der Kohlbrenner war ein drolligter spaßhafter Mann, er hatte auch von solchen Sachen gehört und gelesen, er beschloß also, mit dem Knaben seinen Spaß zu haben; er legte sein Holzbeil nieder, ging in seine Hütte und suchte sich etwas zu essen hervor. Samuel stand draußen und sah das Ding so von weitem an, er war auch hungrig, mochte aber doch nichts sagen. Endlich fing der Kohlbrenner an: Geh, bete, damit du auch etwas zu essen bekommst! Samuel schämte sich, ging und kniete hinter einen Strauch nieder. Der Kohlbrenner machte indessen ein tüchtiges Butterbrod zurechte, schlich heraus und legte es auf einen Stein, nicht weit von der Hütte, und machte sich wieder an seinen Ort. Als nun Samuel aufstand und wieder kam, so fand er das schöne Butterbrod da liegen, er nahm's ohne Bedenken, und fing an zu essen; der Kohlbrenner verwunderte sich und erstaunte, wie er zu der Speise gekommen wäre? Endlich fiel's ihm ein: ha ha, sagte er, jetzt weiß ich's, als du betetest, so

kam ein großer weißer Vogel daher geflogen, der legte da etwas auf einen Stein — hat das Butterbrod nicht auf einem Stein gelegen?

„O ja! Ist das wirklich wahr?"

Ja freilich! Nun das ist recht. Sieh! wenn du betest und ein frommer Einsiedler wirst, so kann es dir nicht fehlen; aber wo willst du diese Nacht schlafen?

„Ei, laßt mich doch in eurer Hütte schlafen, morgen will ich mir eine Hütte bauen."

Gut, das kann geschehen.

Samuel schlief also die Nacht ganz ruhig, der Kohlbrenner dachte aber nach, welche Angst seine Eltern jetzt um ihr Kind haben würden, er besann sich, wie er das Ding bekannt machen wollte; er durfte aber von seinem Kohlmeiler nicht weggehen, denn der war am Brennen, und nur des Sonntags kam seine Frau und brachte ihm für die Woche etwas zu essen; er fand also kein anderes Mittel, als Geduld zu haben, bis er's bekannt machen könnte. Des andern Morgens, als Samuel aufgestanden war, so fing der Kohlbrenner an: Samuel! unser Gott hat mir in den Sinn gegeben, daß du so lang mit mir essen sollst, als ich hier Kohlen brenne; aber wenn du ein Einsiedler werden willst, so darfst du nicht hier bei mir in der Hütte wohnen, du mußt dir eine eigene Hütte bauen. Das war dem Knaben ganz recht; er schleppte also Büsche zusammen, machte sich eine Hütte daraus, so gut er konnte, und schlief auch darinnen. Jetzt glaubte er wirklich ein Einsiedler zu seyn, er freute sich darüber, hielt seine Betstunden des Tages, und las in seinen Büchern. Der Kohlbrenner hatte indessen seinen Spaß mit ihm, bald ängstigte er ihn des Nachts und machte ihn hernach glaubend, es sey der Satan gewesen, der ihn ver-

sucht habe; ein andermal sprach er von weitem mit ihm in dem Ton eines Engels u. s. w. Dem allem ungeachtet kam dem guten Samuel in kurzen Tagen die Reue an, das Einsiedlerleben fing ihm an leid zu werden, er ließ sich's auch deutlich genug merken; allein der Kohlbrenner verwies ihm seine Reue und ermunterte ihn, seinem Vorsatz getreu zu bleiben. Alles half aber nicht, der Knabe verlor sich; er packte heimlich wieder seinen Bündel, und während der Zeit der Kohlbrenner ging, Wasser zu holen, so wanderte er fort des Weges, welchen er gekommen war. Samuel glaubte ihn leicht wieder zu finden, aber es fehlte ihm, er ging irre im Walde und kam endlich nach mehr als fünf Stunden auf einem großen einsamen Bauerhof an, welcher zugleich ein Wirthshaus war und an der Straße lag, die von Kassel aus nach Westphalen führt. Dieser Hof heißt auf der Leimen Struth; er ist wegen des Aufenthalts der Spitzbuben berüchtigt, und gehört in die Grafschaft Berlenburg. Samuel war von Herzen müde, hungrig und betrübt. Jetzt war's ihm nicht mehr um's Verläugnen zu thun; er kam in's Haus, weinte und erzählte dem Wirth und der Wirthin, welche am Feuer saßen, daß er des Dietrich Theobalds Sohn auf dem Breitenauer Hof sey, daß er zu Berlenburg bei Herrn Tuchtfeld in der Kost gewesen, und daß er weggegangen sey, um ein Einsiedler zu werden, das wäre ihm aber wieder leid geworden, nun hätte er wieder nach Berlenburg gehen wollen, hätte sich aber irre gegangen; er bat flehentlich, man möchte ihm doch etwas zu essen geben und ihm dann den Weg nach Berlenburg weisen. Die Leute hatten wohl gehört, daß der Knabe sey verloren worden,

sie gaben ihm also zu essen, und weil es für heute zu spät war, so vertrösteten sie ihn, daß sie ihm morgen Jemand mitgeben wollten.

Des Abends legten sie den Knaben auf eine Kammer in ein Bette, wo er sanft und ruhig einschlief. Nun war in diesen Zeiten eine fürchterliche Spitzbubenbande berühmt, welche durch eine Frau aus der Grafschaft Leisenburg kommandirt wurde. Dieß Weib hieß man die Schnuhs, ihr Mann war ein Nagelschmidt, in ihrer Nachbarschaft war sie als eine brave rechtschaffene Frau bekannt, und weil sie sehr rasch in allen ihren Handlungen war, so hatte man ihr den Beinamen die Schnuhs gegeben, welches Wort in dortigem Dialekt eine rasche Person bedeutet. Wenn nun ihr Mann eine Parthie Nägel fertig hatte, so packte sie sie in einen Sack und ging fort, unter dem Vorwand, damit im Hessischen und Wittgensteinischen zu hausiren; das that sie aber nicht, sondern sie kam hieher nach der Leimen Struth, wo sie, wie an andern Orten mehr, ihren Stapel hatte; hier kleidete sie sich prächtig, wie ein Kavalier, ihre Kameraden sammelten sich dann zu ihr, sie setzte sich zu Pferd, dann streiften sie herum, verübten gräuliche Mordthaten und Räubereien, und wenn sie's Zeit dauchte, so legte sie ihre Mannskleider wieder ab, packte ihren Bündel, und kam als eine ehrliche brave Frau wieder nach Haus; ihr guter Mann freute sich dann, wenn sie ihm einen so schönen Pack Geld brachte, sie hütete sich aber wohl, daß sie ihm nicht mehr gab, als die Nägel werth waren, damit er keinen Verdacht schöpfen möchte. Das währete so lange fort, als es konnte; sie war allenthalben unter dem Namen des Barons Schnaus auf eine fürchterliche Art bekannt, bis sie

endlich wegen einer grausamen Mordthat ertappt, entlarvt und nach Leisenburg geführt wurde; ihr Mann dachte an nichts weniger, als an so etwas, er wohnte nur eine halbe Stunde von Leisenburg auf einem Dorfe; die Neugierde trieb ihn, mit andern Nachbarn hinzulaufen, denn es gab ein Landgerücht: man brächte den Baron Schnaus gefangen, und er sah eine Frau. Der arme bedauernswürdige Mann stellte sich, um den Zug recht zu sehen, an's Thor, er kam — er sah den Baron, er erstarrte, fiel in Ohnmacht und wurde nach Hause gebracht, ohne zu wissen wie; nicht lange hernach wurde sie hingerichtet. Den nämlichen Abend, als Samuel nach der Leimen Struth gekommen war und da übernachtete, war auch die Schnuhs oder der Baron Schnause in der Gegend auf einer Streiferei. Nach 11 Uhr kam er mit einem Trupp von zehn Spitzbuben um's Haus geschlichen, und als alles still war, so schlupfte Einer nach dem Andern herein; der Wirth und die Wirthin fanden sich herzu; nun ging's an's Schmausen und Raub theilen. Da nun das alles auf einer Stube geschah, welche an Samuels Kammer stieß, so erwachte der arme Knabe, er konnte vor dem Getöse nicht schlafen, er wälzte sich im Bett herum, und endlich stand er auf, zog seine Hosen an und kam in die Stube; er wußte und dachte nichts Böses, aber seine Kühnheit hätte ihm bald das Leben gekostet, denn gleich bei dem Eintritt des Knaben schauten alle auf, der Wirth sprang herzu, stieß ihn zurück und befahl ihm, auf seine Kammer zu gehen und sich nicht zu mucken. Schnause, der im höchsten Grad blutdürstig und behutsam war, schwur im Augenblick dem Knaben

den Tod. Der Wirth machte ihm Vorstellungen und erzählte ihm, wer er wäre, auch die andern baten für sein Leben. Nichts da! rief der oder die Grausame, die Kanaille kann uns verrathen, aus dem Weg mit ihm! Damit zog er sein Schlachtmesser, und drang, alles Bittens ungeachtet, in die Kammer; allein der gute Engel Gottes hatte das arme Kind aus dieser Mördergrube geführt; denn Samuel hatte gleich gemerkt, daß es mit den Leuten nicht richtig sey, der Angstschweiß drang ihm überall durch die Haut; geschwind zog er Schuh und Strümpfe an; kaum war das geschehen, so hörte er Schnausens Mordstimme, er flog zur andern Thür hinaus und fort durch die Hinterthür unter den freien Himmel; die Angst beflügelte seine Füße, er lief nicht, sondern er flog über den Zaun und in's Gebüsche hinein. Schnause mit der ganzen Gesellschaft wurde unruhig, denn sie mußten befürchten, der Knabe möchte ihnen entkommen und sie verrathen. Sie durchsuchten erst das Haus, und als sie ihn nicht fanden, so durchstrichen sie noch vor Tagesanbruch Berg und Thal, um ihn zu erhaschen, sie würden ihn auch gewiß gefunden haben, wenn ihn Gottes Erbarmung nicht auf besondere Wege geführt hätte. Sobald er im Gebüsche war, athmete er freier, doch ruhte er nicht, sondern schlupfte still durch Gesträuche fort, ohne zu denken, wo er hinkäme; jetzt dachte er nicht an Gespenster, und diese Geschichte beweist recht angemessen, wie sehr Davids Gebet aus der innersten Wahrheit der Seelenlehre herausgesprochen war; ich will lieber in die Hand Gottes fallen, als in die Hände der Menschen. In weniger als einer Viertelstunde kam Samuel auf einen Fußpfad, welchen er aller Dunkelheit der

Nacht ungeachtet bei dem Sternenlichte bemerkte; er bedachte sich nicht lange, was er thun wollte, sondern er sprang über den Fußpfad in's Gebüsche, und kaum stand er da, so übermannte ihn die Müdigkeit so, daß er nicht weiter konnte; er kroch also in den düstern Strauch und steckte sich in's Laub; kaum lag er da, so hörte er Menschen gehen und leise mit einander sprechen, sie kamen immer näher und der arme Knabe zitterte vor Furcht; bald verstand er, was sie sagten: er hörte, daß der eine mürrisch war, indem er herausstieß, da war ja nichts zu befürchten, wenn man doch kein gutes Gewissen hat! Wir hätten ja nur zu sagen brauchen, wir seyen Kaufleute, so hätte ja der Junge im Geringsten keinen Argwohn bekommen; ich gehe nicht weiter, wer wird den Knaben so weit suchen, er ist auch gewiß so weit noch nicht gelaufen, ich kehre wieder um; und ich auch, antwortete der andere; sie standen eine Weile und gingen wieder zurück.

Samuel gerieth bald in einen Schlaf, und als er erwachte, war es Morgendämmerung; nun stund er auf und fing wieder an durch's Gebüsche fortzuschlupfen, doch hielt er sich immer nahe an den Fußpfad, welcher ihn in einer halben Stunde auf's Freie führte; nun sah er nicht weit vor sich hin einige Leute auf dem Felde arbeiten, sie kamen ihm vor, wie Engel Gottes; noch einmal spannte er seine Kräfte an, um zu ihnen zu kommen; bald war er da. Nun weinte er laut und setzte sich nieder; die Leute erstaunten, standen um ihn her, bedauerten ihn und fragten ihn, wo er herkäme? Er erzählte ihnen die ganze Geschichte, wie und warum er von Berlenburg weggegangen sey, wo er gewesen, und in welcher Angst er diese Nacht zugebracht habe; die

Leute hatten herzliches Mitleid mit ihm, sie nahmen ihn mit sich in's Dorf und erquickten ihn mit Essen und Trinken; darauf beschlossen sie, ihn mit einem Boten nach Berlenburg zu schicken, welche Stadt nur drei Stunden von da entfernt war, und zugleich dort der Obrigkeit anzuzeigen, daß wieder Spitzbuben auf der Leimen Struth gewesen seyen. Den Vormittag schlief Samuel aus, und den Mittag nach Tisch reiste er mit einem Begleiter nach der Stadt ab.

Das vierte Hauptstück.

Von diesem Punkt an nahm Samuels Erziehung eine ganz andere Wendung, er fand den alten Tuchtfeld sehr niedergeschlagen und traurig, er freute sich zwar über seines Zöglings Wiederkunft, aber seine eigene Angelegenheiten beschäftigten ihn so, daß er sich wenig mehr um ihn bekümmerte, doch schickte man alsofort einen Boten nach Breitenau; sein Vater kam mit demselben zurück und weinte vor Freude, als er sein Kind wieder sah. Ich will mich mit den liebreichen Vorwürfen nicht aufhalten, welche dem Knaben gemacht wurden. Die ganze Geschichte wurde bekannt, und der Muthwille gab dem Samuel den allgemeinen Beinamen des Einsiedlers. Theobald nahm ihn mit sich nach Hause, um auch seiner Frau die große Freude über ihren wiedergefundenen Sohn vollkommen zu machen. Er blieb einige Zeit bei seinen Eltern, welche sich beständig fort berathschlagten, wie sie seine weitere Erziehung auf's Beste veranstalten möchten, aber da-

mit noch nicht auf's Reine kommen konnten. Die außerordentliche Fähigkeit des Knaben aber bestimmte sie, ihn dem Studiren zu widmen.

Endlich fand sich ein Weg dazu, der nicht besser zu wünschen war: Der Herr Baron von Wirthen hatte in der Stille sich beständig fort nach seiner Schwester und Schwager erkundigt, öffentlich aber sich so betragen, als wenn sie nicht in der Welt wären. Seine Gemahlin, welche von gutem Adel und eine vortreffliche Dame war, fing auch endlich an, mit Wärme von der Schwester zu reden, denn sie sah, daß sie ihre Sache gut machte, daher lag sie ihrem Eheherrn an, die ganze Theobaldische Familie einmal zu invitiren; dieß war immer aufgeschoben worden, nun aber, da der Lärm mit dem Samuel entstand und er wieder bei seinen Eltern war, so kam bei dem Baron der Wunsch noch dazu, ihnen wegen der Erziehung des Knaben Rath zu geben. Er schickte also einen Boten nach Breitenau, welchem er einen sehr liebreichen Brief an seine Schwester und Schwager mitgab, worin er sie bat, sich auf nächsten Sonntag fertig zu halten, weil er alsdann eine Kutsche abschicken würde, sie und ihre drei Kinder abzuholen. Daß dieß den guten Leuten in der Seele wohlthat, läßt sich leicht denken, besonders freute sich Amalie darüber; ihre Wahl hatte sie zwar nie gereut, aber es gab doch Stunden, in welchen sie eine gewisse Schwermuth fühlte, die unstreitig von ihrer Standesveränderung herrührte, sie war aber zu vernünftig und zu fromm dazu, um sich das Geringste gegen ihren Theobald merken zu lassen. Theobald selbst wurde über diese Einladung auf's lebhafteste gerührt, und er machte sich in der Stille einen Plan, wie er sich in der Gegen=

wart seines Schwagers betragen wollte. Der Kutscher kam den Samstag Abend, und den Sonntag Morgen fuhren sie mit ihren drei Kindern fort. Der Baron und seine Gemahlin erwarteten sie an der Thür und empfingen die ehrlichen Bauersleute gleich bei dem Aussteigen. Ich will mich mit dem gegenseitigen Betragen dieser guten Leute nicht aufhalten; genug, Theobald und seine Frau konnten sich nicht genug demüthigen und der Baron und seine Gemahlin nicht genug herablassen. Dieß ist wahre Höflichkeit. — Demuth verhütet alle Kälte im Umgang, und sie allein ist die Mutter der wahren Liebe.

Nun näherte sich auch eine höchst ansehnliche Person in einem scharlachenen, mit Gold bordirten Kleide, sie erweckte gleich Hochachtung bei den Neuangekommenen, welche sie noch nicht kannten; es war der russische Herr Leibmedicus Dippel, welcher kürzlich zu Berlenburg angekommen und schon aus seinen Schriften bekannt genug war. Dippel ging mit dem Baron um, wie mit seinesgleichen, und überhaupt kam er dem Theobald und seiner Frau als ein äußerst hochmüthiger Mann vor, er war auch auf heute zu Gaste gebeten; sie änderten aber bald ihre Gedanken von ihm, als sie sahen, daß er auch mit ihnen so vertraulich umging. Als sie nun alle an der Tafel saßen und Dippel den Theobald, seine Frau und Kinder nach und nach kennen lernte, so brach er in Lobsprüche über diese Leute aus; unter anderem sagte er: Herr Baron! ich admirire Ihre Freunde im superlativo gradu, ein Mann, der von Gott nobilitirt ist, wie Ihr Schwager da, sollte billig in jeder adelichen Familie mit Freuden dürfen recepirt werden; nun däucht mir auch, der

Knabe Samuel müßte viel Capacite haben, an Courage fehlt's ihm nicht, wir müssen etwas bei der Sache thun, Herr Baron! Er muß studiren und ein Medicus exprofesso werden. Der Baron antwortete: mir ist's auch so, als wenn er studiren müßte. Geben Sie nur einmal Rath, Herr Doktor! was fangen wir jetzt mit ihm an?

Dippel antwortete: das will ich Ihnen sagen, Herr Baron! Kennen Sie nicht den famösen Arzt Rosenbach per Renommée?

„Ja, ich habe viel von ihm gehört, hab' ihn auch wohl gesehen." —

Der hat einen excellenten Informator bei seinen Kindern, den kenne ich, er ist ein Meister in der Education, da kann der Junge so weit kommen, als auf dem besten Gymnasio, so daß er gleich auf die Universität gehen kann; zudem ist der Mensch auch ein Theologus theoretico practicus, ein sehr frommer und zugleich kluger Mann. Schicken Sie den Samuel dahin, ich will ihm einen Brief an den Rosenbach und auch an den Informator Hasenfeld mitgeben, er wird gleich acceptirt werden, dafür stehe ich, denn der Rosenbach hat mir selbst gesagt, wenn ich Jemand wüßte, der seinen Sohn wollte studiren lassen, den möchte ich ihm schicken.

Dieser Vorschlag gefiel allen Anwesenden aus der Massen, und also wurde die Sache beschlossen. Rosenbach wohnte nur zwei Stunden von da in dem Dörfchen Ederthal, es lag nicht weit aus dem Wege, und Theobald nahm sich gleich vor, da vorbei nach Hause zu reisen und den Knaben schon da zu lassen. Dippel schrieb auch auf der Stelle die zwei Briefe und händigte sie dem Theobald ein.

Der Baron von Wirthen ließ auch seinen Schwa-

ger und Schwester mit ihren Kindern malen und unter seine Familienstücke aufhängen. Dieß mag wohl freilich manchem hochadelichen Gemüth sehr unweise vorkommen, allein im Grunde war es nichts weniger. Der Baron räsonnirte so: Wenn meine Schwester in ein Kloster gegangen oder gestorben wäre, so hätte ich sie doch als meine Schwester behandelt und geliebt, eben so, wenn sie gar nicht geheirathet hätte; jetzt hat sie einen Mann glücklich gemacht und Kinder mit ihm gezeugt; dieser Mann und diese Kinder sind Bauersleute und wollen nichts anders seyn, was schadet das mir, meiner Familie und meinem Adel? Das alles bleibt unbefleckt, was es war. Wenn aber eine adeliche Mannsperson in den Bürgerstand heirathet und dann ihre Kinder ihren Namen führen läßt, das ist weit was anders.

Nachdem nun Theobald und seine Frau sich etliche Tage bei ihren Freunden erquickt hatten, so traten sie ihre Reise nach Hause wiederum an. Der Baron ließ sie bis Ederthal fahren, wo sie alsdann mit einer andern Gelegenheit weiter kommen konnten.

Da ich eine Geschichte der Schwärmer schreibe, so werden mir meine Leser nicht übel nehmen, wenn ich alle Personen, welche in Theobalds Leben als gute oder schädliche Enthusiasten vorkommen, etwas umständlich schildere; nichts ist lehrreicher, als der wahre Gang eines menschlichen Geistes, er mag nun als lehrendes oder warnendes Beispiel, oder als beides zugleich betrachtet werden können.

Rosenbach, ein weit und breit berühmter Arzt, der nicht nur von gemeinen Leuten, sondern auch, wenn Niemand mehr helfen konnte, von den vornehmsten Standespersonen, und mehrentheils mit dem

glücklichsten Erfolge, gebraucht wurde, war der Sohn eines armen Taglöhners, welcher früh starb, so daß er als ein armer Waise eine Zeitlang vor andern Thüren sein Brod suchen mußte. In seinem dreizehnten Jahre nahm ihn ein Wollenweber aus Mitleiden zu sich, dieser führte ihn zum Wollenspinnen an; der Knabe zeigte einen so außerordentlichen Verstand und ungemeine Fähigkeiten, daß er nicht nur seine Handthierung bald begriff, sondern auch noch Abends, wenn er Feierabend hatte, und des Sonntags von selbst lesen, schreiben und gut rechnen lernte; sein Herr war ihm darinnen auch auf alle Weise behülflich, er unterrichtete ihn selbst bei müßigen Stunden und schenkte ihm manche Zeit, um sie auf's Lernen zu verwenden. Bei dieser Lebensart wurde er 16 Jahre alt, und er übertraf in Religions- und andern Kenntnissen alle seinesgleichen. Nun starb sein wohlthätiger Herr; Rosenbach, der seine Handthierung sehr gut verstand und höchst fertig darinnen war, glaubte, sich selbst reichlich ernähren zu können; er fing das Wollenspinnen für sich selbst an und ging bei einer armen Wittwe in die Kost. Nun setzte er sich einen Feierabend, bei welchem er wohl bestehen und überdas noch Zeit übrig behalten konnte, die er dem Studiren widmete; sein Charakter war sehr zurückhaltend, still und bescheiden, übrigens war er ein kurzer, gesetzter, trockner Rundkopf, brunett von Farbe, mit krausen braunen Haaren; nun geriethen diesem forschenden Geist die Schriften des Theophrasti Paracelsi und des Jakob Böhms in die Hände; der dunkle, vielversprechende Styl dieser beiden wunderbaren Männer gab seiner Seele einen solchen Schwung, daß er mit nichts weniger als mit der Ausarbeitung des

großen Universals schwanger ging. Er suchte und fand Leute, die nicht nur Liebhaber jener Schriften waren, sondern welche auch vorgaben, sie aus dem Grunde zu verstehen; er gesellte sich zu ihnen und verschlang ihre noch dunklere mündliche Commentare über den tief versteckten mystischen Text. Indessen war er doch viel zu klug, als daß er, ohne deutliche Kenntnisse zu haben, zur Praxis übergegangen wäre, er arbeitete fleißig in seinem Beruf fort, und las nebenher, so viel er konnte; so viel Wirrwar auch in seinem Kopf entstand, so arbeitete sich doch sein aufgeklärter Kopf in vielen Stücken auf's Reine, er bekam wenigstens eine Gattung eines philosophischen Systems, das vielleicht mehr Wahres hatte, als mancher sich hochgelehrt denkende Professor glauben mag; so wirkte er ganz still und eingekehrt fort bis in sein zwanzigstes Jahr. Nun fiel ihm ein Kräuterbuch in die Hand, er fand es irgendwo liegen, wo es nicht geschätzt wurde, er entlehnte es blos aus Neugierde, um zu sehen, was dahinter steckte; sowie er aber darinnen las, so zündete sich tief in seinem Geist eine ungemeine Lust an, die Kräuter zu kennen und ihre Kräfte zu erforschen. Von nun an ging er mit seinem Kräuterbuch in's Feld, hielt die Pflanzen, die er fand, gegen die Figuren, und lernte so manche edle Kräuter kennen; in seinem Buch stand auch, wozu es gut wäre. Er wurde also begierig, das Mittel zu versuchen; daher suchte er Leute auf, denen etwas fehlte, er nahm alsdann die Kräuter, welche gegen die Krankheit in seinem Buche angerühmt wurden, preßte den Saft aus, versüßte ihn mit Zucker und gab ihn seinen Kranken; das muß ich aber auch noch dabei sagen, daß er jedesmal, wenn er ein Mittel zurecht machte, von Grund seiner Seele Gott um

seinen Segen bat, denn er war ein von Herzen gottesfürchtiger Jüngling. Es ist nicht zu sagen, welche Kuren sogleich im Anfang dieser junge Mensch mit seinen einfachen Mitteln that; sein Ruhm erscholl weit und breit, und er wurde bald so überlaufen, daß er keine Zeit mehr zum Wollenspinnen fand, sondern sich ganz auf's Kräutersuchen präpariren und Krankenbesuchen legen mußte. An diesen wichtigen Beruf hatte der gute Rosenbach nie gedacht, jetzt aber fing er an, zu glauben, daß ihn Gott dazu berufen habe; seine ganze Seele freute sich darüber, denn das war recht sein Fach. Ob er gleich den Leuten sehr wenig abnahm, so verdiente er doch sehr viel Geld, denn der Zulauf war ungemein groß. Nun kamen ihm aber auch viele schwere Fälle. wo ihm sein Kräuterbuch gar keinen Ausweg zeigte, daher beschloß er, sich um gründliche Kenntnisse in der Medicin zu bewerben; er lernte bald von selbst so viel Latein, daß er die lateinischen Schriftsteller sehr gut verstehen konnte, und nun fing er an, anatomische, physiologische und pathologische Schriften zu lesen; zugleich erkundigte er sich überall nach den besten medicinischen Büchern, schaffte sich die nützlichsten an, und man kann sagen, daß er, so viel es einem Menschen für sich möglich ist, die Arzneiwissenschaft aus dem Grunde studirte; sein Hang zur Chemie verließ ihn aber nicht bis in sein höchstes Alter, er laborirte sehr stark und verfertigte sehr gute Arzneimittel, auch mochte er wohl insgeheim manche Stunde über dem Stein der Weisen verderbt haben, er war aber zu gescheidt, es zu gestehen.

Sobald seine Praxis allgemein wurde, so wurde ihm von den Aerzten das Handwerk niedergelegt; aber das dauerte nicht lange: Der Präsident von der Kanzlei bekam eine Krankheit, welche kein Arzt

heilen konnte; Rosenbach wurde geholt, und dieser kurirte ihn in wenigen Tagen vollkommen; nun wurde er nicht allein reichlich bezahlt, sondern er bekam noch dazu die freie Erlaubniß, die Medicin auszuüben. Er setzte sich nun in Edertthal, heirathete die Tochter eines ehrbaren Bauern, baute sich ein schönes großes Haus, that Jedermann Gutes und war durchaus ein dem gemeinen Wesen sehr nützlicher Mann. Bei dem Allem aber war er in Religionssachen immer ein Eklektiker, er hielt's mit Niemand, sondern er ging seinen eigenen Gang, doch war er im Grund ein Pietist und verehrte auch allezeit die außerordentlichen Lehrer, Hochmann, Tuchtfeld u. dgl., mehr als die ordentlichen. Um meinen Lesern das Bild dieses sonderbaren Mannes vollends in seinem ganzen Licht darzustellen, so will ich nur ganz kurz einen Besuch beschreiben, den ich ihm einmal gemacht habe. Ich ging in den sechziger Jahren für einen gewissen Kranken zu ihm; als ich den Berg herunterkam und das Dorf Edertthal vor mir liegen sah, so entdeckte ich gleich neben dem Dorfe linker Hand nordwärts einen schönen blühenden Hügel an dem Abhang eines waldigen Berges; rechts auf diesem Hügel stand ein schönes großes, aber auf bäurische Manier gebautes hölzernes Haus, und um das Haus her lagen mehr als zweihundert Menschen im Grase, welche auf die Audienz des Doktors warteten. Ich stellte mir gleich vor, daß Rosenbach da wohnen müßte; ich ging also auf das Haus zu. Die Hausthüre war an der Gibelwand, von hier an ging ein langer Gang durch's ganze Haus bis an's andere Ende, und auf beiden Seiten waren Zimmer. Gleich vorn an der Thüre linker Hand war ein großer Saal mit einer langen Tafel, welche an beiden Seiten Lehnbänke hatte;

auf diesen saßen die Leute nach der Zeit ihrer Ankunft in der Ordnung. Damit nun aller Streit verhütet würde, so stand ein Bedienter an der Thür, welcher alle Leute, so wie sie ankamen, aufschrieb und ihnen ihren Platz auf einer der Lehnbänke anwies. Aus diesem Saal ging eine kleine Thür in ein kleines Kabinet mit einem Fenster; an diesem Fenster stand ein Tischchen, und hinter demselben fand man das große Orakel, das runde, dicke, kleine Männchen mit einer baumwollnen, recht schmutzig weißen Kappe auf dem Kopfe, einem eben so schmutzigen boyenen Wämmschen am Leibe, schwarz- oder fahlledernen Hosen, und baumwollenen, aber nicht aufgebundenen Strümpfen an den Beinen, und überhaupt fand man an dem ganzen Menschen nichts Merkwürdiges, als sein Gesicht. Dieses versprach überaus viel; so wie ich hineintrat, wurde ich durch den Anblick des Mannes frappirt.

„Ihr Diener, Herr Rosenbach!"

Guten Morgen! Was wollen Sie?

„Ich bin für ein Mädchen geschickt, welches lange gekränkelt hat und dem Niemand hat helfen können."

„Sie hat ehemals kalt getrunken, als sie sehr erhitzt war, darauf bekam sie gleich einen trockenen Husten, der hat nun zwei Jahre gedauert, sie zehrt immer mehr und mehr ab, und Jedermann sagt, sie stürbe an der Auszehrung."

Hat sie Blut gespien?

„Nein!"

Wirft sie aus?

„Nein!"

So stirbt sie nicht, und ihr wird geholfen.

Damit zog er seine Feder hinter dem Ohr vor, riß ein Läppchen Papier ab, kritzelte mit ungeheurer

Geschwindigkeit etwas darauf, gab mir's hin und sagte: gehen Sie in die Apotheke mit dem Rezept, da wird Ihnen gesagt, was weiter zu thun ist. Adje!

Flugs ging ich weg und ein andrer nahm meine Stelle ein. Nun hatte Rosenbach auf der andern Seite an der Hausthür, gegen den Saal über, eine große vollständige Apotheke, und einen eigenen Provisor darinnen, zu dem ging ich, der gab mir einen großen Hafen voll schmieriges Fett und einen Sack voll Kräuter, das Fett wurde auf heißem Wein eingenommen und von den Kräutern wurden Tränke gekocht. Das Mädchen brauchte die Arznei drei Wochen lang, und siehe da, sie war völlig kurirt!

Ich habe oft meine Anmerkung über den Rosenbach gemacht: wahr ist's, er hatte nicht ordentlich studirt, er wußte auch wahrlich nicht jeden Muskel und jeden Nerven zu nennen, aber desto besser kannte er die Haupttheile des menschlichen Körpers und ihre Wirkungen. Eben so wenig kannte er das ganze System der Natur, er wußte von keiner Polygamie und Kryptogamie der Pflanzen, er kannte sie nicht systematisch, aber diejenigen, welche Krankheiten heilten, die kannte er, er wußte sie zu brauchen, und brauchte sie. Warum bestellt man auf hohen Schulen besondere Lehrer blos für die Anatomie? Warum hält man junge Studirende eine so lange kostbare Zeit mit den Untersuchungen der kleinsten Theile des menschlichen Körpers auf? Wär's nicht besser, wenn man einen Lehrer des menschlichen Körpers anstellte, welcher so viel Anatomie, als zur Physiologie nöthig ist, die Physiologie und die Pathologie lehrte? — einen andern, der die Naturgeschichte, die Materia medica und die Pharmacie, und endlich einen Dritten, der in einem großen Hospital die medicinische

Praxis vortrüge? — Jeder macht seinen Beruf wichtig, der Lehrer der Anatomie auch, da hält sich der zukünftige Mediciner mit Pedantereien auf, seine Zeit kommt, er weiß nun alle Wendungen, Vereinigungen und Knoten des Intercostal-Nerven; aber dem nothleidenden Kranken zu helfen, da ist er Stolpertus. Sumst ihr Wespen, ich ziehe mich zurück.

Ihr kennt nun Rosenbach, meine Leser! aber seinen Hofmeister, den Magister Hasenfeld, kennt ihr noch nicht, sollt ihn aber kennen lernen, den lieben theuren Mann, der mit einem mächtigen Hallelujah in die selige Ewigkeit eilte, während der Zeit ihm die orthodoxe Heterodoxie das Kreuzige! zurief.

Hasenfeld war ein etwas langer hagerer Mann, mit einem durchdringenden Blick, er war der Sohn eines Kornhändlers, nicht aber Kornjudens, sondern eines rechtschaffenen Mannes. Dieser ließ ihn, als seinen ältesten Sohn, Theologie studiren, weil er gute Gaben hatte und Lust zu dieser großen Wissenschaft bezeugte. Als er von den Universitäten wiederkam, so predigte er, und zwar gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten, so daß Land und Leute davon zu reden wußten. Rosenbach nahm ihn bei seinen Kinder, denn der Kandidat gefiel ihm, noch predigte er zuweilen; da aber der Beamte des Orts eine Mätresse hielt und dadurch Jedermann Aergerniß gab, so kam Hasenfeld einmal in seiner Predigt in solchen Enthusiasmus, daß er sich gegen den Beamten kehrte und mit einer Donnerstimme sagte: es ist nicht recht, daß Sie eine Mätresse halten! — Nun freilich half das nicht, allein es gefällt mir doch, wenn sich Ossians Knaben am Distelköpfeabhauen üben. Hasenfeld wurde 12 Wo-

chen bei Wasser und Brod gefangen gesetzt, wiewohl er dieses Thränenbrod wenig genoß, denn Rosenbach und der Posthalter des Orts erquickten ihn täglich zur Genüge. Endlich kam der gute Kandidat wieder heraus, und der Posthalter schickte ihm nun auch seine Kinder. Predigen durfte er noch nicht, das heißt auf der Kanzel, indessen wollte ihn das Volk mit Gewalt hören, er ließ sich gelüsten und ging in die Kirche zu predigen; aber der Beamte ließ den Polizeidiener an den Eingang der Kanzel treten, und ihn verhindern, hinaufzusteigen. Was that der Kandidat? Er rief mit penetranter Stimme: Kommt, laßt uns zu Ihm hinaus vor's Thor gehen und seine Schmach tragen! Alles Volk folgte ihm und er predigte draußen auf dem Kirchhofe, so daß aller Herzen bewegt wurden. Die älteste Tochter des Posthalters gehörte in aller Rücksicht unter die edelsten ihres Geschlechts: Hasenfeld unterrichtete sie so, als wenn sie hätte Theologie studiren sollen, sie lernte die orientalischen Sprachen nebst der lateinischen perfekt, zugleich lernte sie auch ihren Informator lieben. Der Posthalter merkte das und sagte zu seiner Frau auf dem Todbette: wenn Hasenfeld einmal Brod hat und er sucht deine Tochter, so gib sie ihm. Das geschah endlich; er wurde Rektor eines berühmten Gymnasiums, und nun heirathete er sein Mädchen, mit welcher er lange in der vergnügtesten Ehe lebte. Sein wahrheitforschender Geist trieb ihn immer, ohne Rücksicht der Symbolen, zu welchen er sich äußerlich bekannte, in der Bibel nachzugrübeln: er wußte nicht, oder wollte nicht wissen, daß man im Suchen nach Wahrheit nicht über die Gränzen der Kirche gehen dürfe; da ertappte man ihn noch manchmal auf der Desertion,

und man ließ ihn Spießruthen laufen, daß das Blut hernach floß; aber es half alles nicht, besonders als ihm sein Landesherr zu predigen erlaubte, so oft er wollte. Sein Eifer verzehrte ihn aber endlich, er bekam Blutspeien und fing an zu kränkeln. Als sein Vater starb, so wurde er in allem Betracht der Vater seiner zwei Brüder; er erzog sie, ließ sie beide studiren, und noch jetzt machen sie ihrem Stand, so viel ich weiß, auf die rühmlichste Weise Ehre. Als er das alles geleistet und viele Jünglinge mit aufgeklärten Augen zur Universität bereitet hatte, so wurde er allmählig völlig lungensüchtig; seine vortreffliche Gattin hatte vier unerzogene Kinder, sie kämpfte und überwand. Kurz vor seinem Ende kam ein Freund, um ihn zu besuchen; beim Eintritt in die Stube sagte er: wie geht's, lieber Herr Rektor?

„Ich hab' so eben eingepackt und bin reisefertig."

Ging das denn so leicht her?

„Es ging auf fröhlich's Wiedersehen."

Wie ist Ihnen dabei zu Muthe, Frau Rektorin?

„Ich habe mich auch gefaßt und hoffe auszuhalten."

Nach und nach kam die Stunde näher; Hasenfeld wurde ganz still, er hatte sein Haus bestellt; als endlich der Puls anfing nachzulassen, so schaute er starr gegen das Fenster und rief mit hohler, aber mächtiger Stimme: Hallelujah! Das war sein letzter Hauch.

Leser! wie gefällt dir der Mann? — Mir gefällt er wie ein Obstbaum, der in seiner besten Zeit unter der Last seiner Früchte einbricht. Jesus Christus, der Leben und Unsterblichkeit den Menschen gebracht hat, der wird ihn jetzt wohl zu brauchen wissen. In dieser Geschichte wird er noch einmal vorkommen.

Das waren also die zwei sonderbaren Männer, denen Dietrich Theobald seinen Samuel anvertraute; er brachte ihn und man nahm ihn mit Freuden auf. Rosenbach nahm sich Samuels nicht weiter an, als daß er ihn oft über Tische mit trockenen witzigen Einfällen übte, denn darin war er unerschöpflich und drollicht; Hasenfeld hingegen war ernst und feierlich, zugleich aber verstand er die Erziehung aus dem Grunde; er ließ die Kinder gewisse Zeiten spielen und dann leitete er ihre Spiele, hernach gab er ihnen aber auch genug zu thun und vielleicht eben so strenge moralische Lehren, als Tuchtfeld. Samuel wurde also zur strengsten Gottseligkeit, zum Gebet und zum Studiren angeführt; das alles war ihm auch nicht zuwider, er hatte das beste Herz und einen vortrefflichen Kopf, daß er alles lernen konnte; und ob er gleich zur Medizin bestimmt war, so unterrichtete ihn doch Hasenfeld auch in der Theologie und in den orientalischen Sprachen; denn er sagte nicht ohne Grund, die Gottesgelehrtheit sollte billig die Philosophie für alle andere höhere Fakultäten seyn.

Man sollte denken, bei einer solchen Erziehung sey die Festung so verwahrt und bedacht worden, daß auch kein Feind sich von Ferne hätte nahen dürfen, und doch schlich sich gerad der allergefährlichste mitten in dieselbe hinein.

Rosenbach hatte verschiedene Kinder, unter andern einen Sohn von Samuels Alter, und eine Tochter, welche ein Jahr jünger, und also neun Jahr alt war. Diese beiden, Bruder und Schwester, schliefen auf Einem Bette, und das war von Rosenbach schon sehr unvorsichtig; aber noch viel unverantwortlicher war es, daß man auch den Samuel zu ihnen

legte; die Gewohnheit, unter Geschwistern sich nackend zu sehen, ist schon so zur Natur geworden, daß sehr selten Reize dadurch entstehen, ich sage sehr selten, aber doch hab' ich noch kürzlich die erschrecklichen Folgen eines solchen Zusammenschlafens erlebt. O ihr Eltern! ihr Eltern! bedenkt das! wann eure Kinder beginnen siebenjährig zu werden, so laßt beiderlei Geschlecht nicht mehr beisammen schlafen, duldet es eben so wenig, als wenn euer Knabe hineilt zu den schönen mit Milch gekochten Mückenschwämmen, um sie für Weckbrei zu essen.

Rosenbach und Hasenfeld legten da drei Kinder zusammen: nun freilich, wer sollte denken, daß in solchen Jahren sich schon Geschlechtstrieb äußern könnte? Aber warum waren sie so wenig Menschenkenner, daß sie nicht wußten, unsere Kinder würden schon wegen des Kaffee-, Thee- und Weintrinkens im zehnten Jahr mannbar und im dreißigsten alte Greise?

Ich darf hier nur so unter dem Schleier des Wohlstandes herschielen, — Samuel und Gretchen lernten sich sehr gut kennen, der göttliche Schirm der Schamhaftigkeit wurde ganz weggethan, Gretchen war zu allem bereit, ungeachtet es sonst ein gutes liebes Mädchen war. Der erbarmende Vater der Menschen aber bewahrte den Samuel durch eine andere Eigenschaft, welche die Stelle der Schamhaftigkeit vertrat, nämlich durch die Furchtsamkeit; er glaubte, Gott würde ihn auf der Stelle strafen, und er würde seines Elends kein Ende sehen, wenn er das Wesentliche einer Handlung ausübte, die sonst für Spaß angefangen, mit gräulichem Elende fortgesetzt und mit Höllenpein vollendet wird; alle Lockungen halfen also bei Samuel nichts, aber so viel halfen sie, daß er ein gewisses viehisches Vergnügen

kennen lernte, das ihm hernach in seinem Leben manchen Kampf gekostet hatte, — ich meine hier die Selbstbefleckung nicht, denn so weit versank er nie. Doch, wer weiß, wozu es noch endlich gekommen wäre, wenn der barmherzige Gott über Kinder nicht besser wachte, als die besten Eltern! denn Gretchen zog zu einer Tante, welche keine Kinder hatte; sie führte sich hernach sehr gut auf, heirathete sehr glücklich und lebt noch, wo ich nicht irre, im Segen.

Der Verlust des Umgangs mit ihr that Samuel sehr weh, denn er war ihm schon Bedürfniß geworden; er hatte aber beten gelernt; er fing daher an, wiederum Lebensgeschichten heiliger Menschen zu lesen; der Muth, ihnen nachzueifern, beseelte ihn wieder auf etliche Wochen, so daß er jene Löffeleien allmählig vergaß.

Meine Leser werden sich nun leicht vorstellen können, womit sich Samuel beschäftigte; sein Leben war vier Jahre lang sehr gewöhnlich, in der ganzen Zeit fiel gar nichts Merkwürdiges mit ihm vor, außer daß er nach und nach eine ungemeine Lust zur Arzneiwissenschaft bekam, welche Rosenbach beständig in ihm unterhielt und ihm bei müßigen Stunden Anlaß gab, seinem Apotheker oder auch ihm selbst im Laboratorium zu helfen; er lernte also die Natur und ihre Körper schon praktisch kennen, ehe er noch das Geringste vom Schulsystem wußte.

Es ist natürlich, daß ein Mann, wie Rosenbach, allerhand Bücher hatte; sein eigener Gang war von jeher enthusiastisch, Bücher von der Art waren also genugsam in seiner Bibliothek; da standen rosenkreuzerische, alchymische und astrologische Schriften der Reihe nach, so mannichfaltig, als man sie sich denken konnte. Samuel hatte sich die ersten vier Jahre

hindurch wenig um die Bibliothek bekümmert, oder es war ihm nicht eingefallen, darinnen herumzustöbern; als ihm aber Rosenbach einmal auftrug, ihm zu helfen, die Bücher in Ordnung zu bringen, so entdeckte er diesen Schatz. Die Neugierde trieb ihn an, darinnen zu lesen; er bat sich Erlaubniß aus und sie wurde ihm gegeben. Ob er nun wohl das Wenigste verstand, so zündete doch das Lesen eine unendliche Begierde in ihm an, diese hohen Geheimnisse ganz kennen zu lernen; er forschte daher an Rosenbach und bat denselben, ihn darinnen zu unterrichten; der aber lächelte und sagte: Junge, die Dinge sind zu hoch für dich, wenn du einmal studirt hast und hast dann noch Lust, so ist's noch immer früh genug. Das beruhigte aber den Knaben gar nicht, er hatte jetzt keine Lust mehr, zu studiren, denn er glaubte, wenn er den Stein der Weisen hätte, so wäre er reicher als ein König, und er könne alsdann ohne fernere Wissenschaft alles kuriren. Da er nun sah, daß sowohl Rosenbach als Hasenfeld ihm in dem Wunsch ganz zuwider waren und er auch in den Büchern fand, daß man sehr geheim seyn müsse, so schwieg er ganz still und studirte fort; dieß that er aber nicht mit Lust, so wie vorher, sondern nur blos, weil es seyn mußte; in seinen Spielstunden aber saß er über jenen geheimnißvollen Büchern, welche ihm nach und nach den Kopf so warm machten, daß er oft wachend träumte; jetzt dachte er sich seinen zukünftigen Zustand sehr glücklich, alle Wissenschaften waren ihm gegen die hermetische Philosophie gar nichts, da stellte er sich die verborgenen Gottesfreunde oft recht lebhaft vor, wie sie mit Gott und der Natur viel näher bekannt wären, als die größten Gelehrten, wie sie im schlechten modesten Kleide

hier durch die Welt fortschlupften, und bald hier bald da einen Todtkranken mit einem einzigen Tröpfchen plötzlich vollkommen gesund machten, bald ein Stück Eisen glühend machten und es mit einem andern Tröpfchen ins feinste Gold verwandelten, und bald Geister citirten, welche ihnen in allerlei Dingen gehorchen müßten, so daß sie also Wunderwerke verrichten könnten; wenn er sich nun das alles so vorstellte, so sprang er mit lautem Jubel hoch auf, denn es war ihm nichts Gewissers, als daß er ein solcher Mann in dem höchsten Grad werden müßte: was andern möglich ist, so schloß er, das wird mir auch möglich seyn! Es ist bekannt, daß die hermetischen Philosophen ein sehr frommes mühsames Leben und ein ernstliches Gebet, als das erste und vornehmste Mittel, zu jenem großen Zweck zu gelangen, anempfehlen. Samuel fand dieses höchst billig, und eben dieses stärkte seinen Glauben an diese Wissenschaft so, daß er gar nicht mehr an der ganzen Sache zweifelte, sondern alles, was er las, für ausgemacht wahr hielt; er fing also aus dieser Ursache wieder an, recht fromm zu werden, er betete sehr fleißig und ernstlich, daß ihn doch der liebe Gott zu einem hermetischen Philosophen machen möchte, und bestrebte sich, so genau auf seine Worte und Werke zu wachen, daß er allen, die um ihn her waren, Erstaunen und Ehrfurcht einprägte; seine Mienen waren so ernst und feierlich, als wenn er einer von den heiligen Einsiedlern geworden wäre. Rosenbach schwieg still zu der Sache, daher wußte Niemand, was er dachte; Hasenfeld aber blieb in seinem Urtheil nicht beständig, bald glaubte er, der Jüngling müßte ein außerordentlich frommer Mann werden, bald fürchtete er den höchsten Grad der Schwärmerei und allerhand Verirrungen, er wußte

also nicht, was er machen, ob er ihn zurückhalten oder aufmuntern sollte. Dieß ist sehr oft der Fall; auch die besten Erzieher müssen zuweilen die Vorsehung walten lassen, besonders wenn dergleichen Erscheinungen in der menschlichen Seele tief versteckte Ursachen haben.

Samuel beharrte zwar fest auf seinem geheimen Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, indessen wechselte sein Enthusiasmus für diese Sache sehr ab; so wie ihm ein Buch unter die Hand kam, war er außerordentlich heftig und zugleich streng und fromm, wenn er aber lange nichts von der Art gelesen hatte, so erkaltete er ein wenig; dieß dauerte fort bis in sein achtzehntes Jahr, in welchem er auf die Universität gehen sollte. Er hatte nun die lateinische, griechische und hebräische Sprache schulmäßig studirt, auch im Französischen einen guten Grund gelegt; die Philosophie hatte Hasenfeld auch rechtschaffen mit ihm durchgegangen, folglich war er in Ansehung der vorbereiteten Wissenschaften dazu bereit. Man kann den Gang eines Jünglings auf die hohe Schule wohl einen entscheidenden Zeitpunkt nennen, denn da bekommt er gemeiniglich die Richtung des Laufs, den seine Seele ihr ganzes Leben hindurch nehmen wird; freilich haben die Lehrer oft den geringsten Antheil daran, und eben so wenig die Wissenschaften, die man kennen lernt — aber die Gesellschaften und der Ton derselben machen einen Eindruck, der das ganze Leben durch, wo nicht in allen seinen Nüancen, doch der Grundlage nach bleibt.

Samuel besuchte vor der Abreise noch seine Eltern; sein Großvater Hans war gestorben; hernach erlaubte ihm auch sein Onkel, der Baron von Wirthen, Abschied bei ihm zu nehmen; dieser beschenkte

ihn reichlich, und nun reiste er nach Altdorf. Unterwegs trug sich nichts Merkwürdiges zu; er kam dort an, und seines Onkels Empfehlungen verschafften ihm bei ein Paar merkwürdigen Personen freien Zutritt, den er aber nicht lange genoß, denn nun verleitete ihn sein Enthusiasmus zu einem Schritt, der in seiner Art einer der sonderbarsten war: seine ganze Denkungsart paßte zum akademischen Leben nicht, daher hielt er sich einsam. Er durchstrich immer die Buchläden und suchte alchymische Schriften; — alles, was er fand, das kaufte er zusammen, und so sammelte er sich einen Vorrath, für den ihm mancher Gelehrter keinen Gulden würde bezahlt haben, ihm aber war er mehr werth, als große Schätze. Unter andern traf er ein Werk an, welches die Geschichte des Christian Rosenkreuzers und seines Ordens in solchen fanatischen und romantischen Ausdrücken beschrieb, daß dem guten Jüngling Hören und Sehen verging, als er es durchlas. Die Schriften des Sincerus Renatus hatten ihn schon vorbereitet, und nun fand er das große Mysterium in diesem Buch klar und aufgedeckt; er konnte sich über nichts mehr wundern, als daß ein solches Buch nicht heimlicher gehalten würde, und er glaubte nicht anders, als daß nothwendig die Vorsehung ihre Hand mit im Spiel haben müsse, so daß sie den Leuten die Augen dergestalt verblendete, daß sie mit sehenden Augen nicht sehen könnten. Er besuchte die Kollegia sehr selten; er blieb zu Hause und studirte für sich allein seine Bücher. Gleich und gleich gesellt sich leicht! In seiner Nachbarschaft wohnte ein Schmied, welcher den Ruf hatte, daß er ein Pietist und ein Alchymist sey.

Theobald hatte noch niemals einen eigentlichen

Alchymisten gesehen, vielweniger mit einem gesprochen; sobald er also hörte, daß der Meister Athanasius ein solcher Mann sey, so besuchte er ihn an einem Abend heimlich, so daß es Niemand merkte; er wurde bald mit ihm bekannt; Athanasius besuchte ihn wieder, und so wurden sie nach und nach ganz vertraut mit einander. Der Schmied machte es wie alle Seinesgleichen, er wollte seine Sache sehr geheim halten, und doch erfuhr ein Jeder alle seine Geheimnisse, sobald er nur vertraulich mit ihm umging. Theobald brauchte nicht lange anzuhalten, daß er ihm den Ofen und seine Arbeit möchte sehen lassen. Auf einer Kammer neben dem Kamine war ein Verschlag mit Brettern gemacht — hinter diesem war das Heiligthum verborgen. Theobald schauderte vor Ehrfurcht, als der Schmied die Thür öffnete. Der Ofen war in der That recht artig und vielleicht dem wahren hermetischen nahe; allein die Materie, welche darin enthalten war, konnte wohl nicht seltsamer gewählt werden; der Schmied behauptete, er habe schon einmal den ganzen Proceß gemacht, die Materie habe schon alle Farben durchgangen, darauf sey ihm aber das Glas verunglückt, er wisse wenigstens gewiß, daß er die wahre Materie habe. Diese Entdeckung machte den guten Jüngling so hitzig, daß er um Gottes Barmherzigkeit willen anhielt, er möchte ihm doch die Materie entdecken. Der Schmied bedachte sich lang, denn er wußte, welche schwere Flüche auf diese Entdeckung von den Adepten gelegt sind; da aber Theobald mit den theuersten Eidschwüren versicherte, daß er die Sache nie aus seinem Munde wollte kommen lassen, so nahm der Schmied eine Bibel und sagte: da will ich Ihnen einen Spruch zeigen: wenn Sie über der Betrachtung

desselben von Gott erleuchtet werden, so werden Sie die wahre Materie des Steins der Weisen erkennen, denn sie ist fast darinnen genannt: beten Sie also fleißig! Darauf zeigte er ihm den Spruch, er steht 1 B. Mos. 2, V. 11.: „Das erste heißt Pison, das fließt um das ganze Land Hevila, und daselbst findet man Gold." Theobald sperrte Maul und Nasen auf, las den Spruch, las ihn wieder; allein er fand keinen Grund in der Sache. Der Schmied rieth ihm an, ernstlich mit Gott im Gebet zu ringen, so würde ihm alles klar werden. Theobald strengte ein Paar Tage alle seine Kräfte an mit Beten und Meditiren, kam aber keinen Schritt weiter, als er war; daher hielt er bei dem saubern Alchymisten um eine Erklärung an, der sie ihm auch endlich mittheilte. Darf ich, lieber Leser! darf ich die Schande aufdecken? oder soll ich sie mit dem Mantel der Liebe zudecken? — Ja, gerne wollt' ich's thun, aber wenn nun ein edler Jüngling auf diesen schlüpfrigen Fußpfad käme und noch dazu auf demselben eine giftige Schlange seinen Fersen einen tödtlichen Stich beibrächte: wär' ich dann nicht schuld an seinem Unglück? denn ich wußte die Gefahr und warnte ihn nicht. Leset daher folgende gräuliche und schauervolle Entdeckung des Athanasius, und enthüllt sie von dem Schleier, den meine schamhafte Feder darüber geworfen hat. Der elende Mensch zielte mit dem Worte Pison nach dem deutschen Wortklange auf ein Glied, welches die erste Materie der kleinen Welt, des Ebenbilds Gottes, an den Ort seiner Schöpfung führt — denkt, Leser! welche Bibelerklärung? — Theobald schauderte mit dem tiefsten Abscheu vor dem Manne, doch fragte er noch: wie bekommt ihr die Materie? Athanasius antwortete: das ist

leicht! — Die Barmherzigkeit Gottes hatte den guten Jüngling mit Scham gewaffnet, und sie verhütete, daß der elende Künstler ihn die Methode nicht gleich lehrte, sonst wäre der arme Theobald in eine Sünde gerathen, deren Folge zugleich ihre grausame Strafe ist.

So viel Verstand hatte nun der junge Mensch, daß er gleich erkannte, die erste Materie des Universals könnte unmöglich das Produkt irgend eines specifischen Körpers aus den drei Reichen der Natur seyn; und wenn das auch möglich wäre, so war ihm doch diese Sache so abscheulich, daß er nie wieder zu dem Schmied ging, auch keinen Besuch mehr von ihm annahm.

Ich kann von diesem Punkt nicht wegeilen, ohne noch eine und andere Lehren und Bemerkungen hinzuzufügen: wenn irgend ein leichtsinniger Jüngling Vorhergehendes läse und würde neugierig und machte Versuche — dann, armes Geschöpf! dann bist du auf dem Absturz zeitlicher und ewiger Verdammniß. Wenn du den ersten Versuch gemacht hast, so hat ein böser Geist die Stelle deines Schutzengels eingenommen, dann wird eine rasende, höchst peinliche Lust die Ruhe deiner Seele stören und dich immer tiefer hinabstürzen; sie wird sich gleich einer Zentnerlast auf deine Seele lagern und dir jeden Schritt der Rückkehr mit blutigem Schweiß bezeichnen; endlich wird dein Körper siech und elend werden, in deinem dreißigsten Jahre wirst du zitternd und gebückt einhersteigen und eben so nahe am Rande des Grabes seyn, als der siebenzigjährige Greis; jetzt sieht das Mädchen deiner Jugend, die um dich trauert, daß du siech bist, sie hätte dir gern dieß Leben zum Paradies gemacht, und du kannst ihr nur eine Hölle mittheilen, das fühlst du, du siehst diesen Himmel von ferne, wie der

reiche Mann den Lazarus in Abrahams Schooß; aber welch' eine Kluft zwischen dir und ihm! – Du greinst, weinen kannst du nicht mehr — du greinst, hülflos — so wie Teufel, die keine Gnade mehr zu hoffen haben. — Verworfener, bedauernswürdiger Mensch! hüte dich vor dem ersten Schritt der Selbstbefleckung! und hast du schon eine Zeitlang auf diese Art dem Teufel geopfert, o so kehre um! — Ringe dann bis auf's Blut und Leben mit deinem bösen Geist, bis du ihn überwunden hast und dann wache — sey mäßig – sey nüchtern, brauch stärkende Mittel und bete! Nie wirst du wieder die erste Jugendkraft und deine Unschuld erlangen, aber du kannst dann andere warnen, kannst durch Liebe üben und Rechtschaffenheit, durch wahre Buße und Bekehrung wieder Gnade erlangen, und so bist du wie ein Brand, der aus dem Feuer errettet ist!

Noch eine andere Klasse Menschen muß ich auf Anlaß obiger Geschichte warnen. Ich meine hier die Alchymisten, die armseligen Feuersudler, welche Schriften lesen, deren Verfasser entweder selbst nichts wußten, oder wenn sie wirkliche hermetische Philosophen waren, klug genug sind, nur ihresgleichen Winke zu geben und vor der ganzen übrigen Welt die Errathung der Materie des Steins der Weisen ganz unmöglich zu machen.

Hört, alle ihr guten Leute! die ihr euch durch dergleichen Bücher bethören laßt, den Stein der Weisen zu suchen und euren Beruf zu versäumen, ich rede gewisse Wahrheit, glaubt mir so fest, als wenn's euch ein Engel gesagt hätte; kein Mensch in der Welt kann das große Universal kennen lernen, vielweniger machen, als durch mündliche Anleitung; und wenn ihr alle Bücher und Schriften der Welt durchleset,

so hilft euch das alles gar nichts! Da hilft euch keine Mühe, kein Suchen, — ja, ich sage euch in der Wahrheit, nicht einmal das Gebet hilft euch! Denn dieß große Geheimniß ist euch ganz und gar nicht nöthig; lebt in eurem Berufe getreu und seyd wahre Christen, so werdet ihr jenseits dem Grabe mehr besitzen, als euch hier der Stein der Weisen geben kann! Euch, wahren Forschern der Natur! sage ich nur mit ein Paar Worten: alle Weisheit hilft nichts zur Sache, wenn man nicht die sieben reine Flämmchen vor dem Thron Gottes kennt; wer die noch nicht ganz gewiß und ohne zu irren in jedem Theilchen der Schöpfung wirken sieht, der zünde nur ja keine Kohle an, den Stein der Weisen zu suchen!!! Ich habe da Worte gesagt, welche von Pol zu Pol durch alle Himmel schallen, und irre nicht; wer da sagt, ich schwärme, der versteht's entweder nicht, oder er ist hochmüthig, oder ein Freigeist; Ihr versteht mich, verborgene Freunde Gottes und der Natur!

So gewiß hatte Athanasius der Schmied die wahre Materie des Steins der Weisen nicht getroffen, so gewiß man nicht aus einem Gerstenkorn Eisen machen kann, geschweige daß der Weg zum Heiligthum durch Teufeleien gefunden werden könnte! Gräulicher, abscheulicher Gedanke! fahre zur Hölle, wo du geboren bist!

Theobald dachte nun zu Hause der Geschichte mit dem Schmied nach, sie machte tiefen Eindruck auf ihn, er sah, daß er einen Weg betreten habe, der erstaunliche, gefährliche Abwege enthielt; er beschloß also, aus dermaßen wachsam und vorsichtig zu seyn und unabläßig zu beten, daß ihn Gott vor dem Irrthum bewahren möchte; der allerweiseste Gedanke aber, dem schönen Zweck zu folgen, den ihm seine

Eltern vorgeschrieben hatten, der kam nicht in seine Seele, — nein! er wollte und mußte ein Adept werden, ungeachtet ihm der Schmied schon ein warnendes Beispiel war; da nun dieser Trieb in seiner Seele so heftig tobte, so fand die erhabene Vorsehung, welche alle Menschen mit guter Anlage durch Erfahrungen zu belehren und zu bekehren sucht, für gut, ihn durch eine harte Probe zu führen, die ich nun meinen Lesern zur Warnung erzählen will.

Theobalds Freunde sahen, daß er nicht viel in die Kollegien ging und sich beständig auf seinem Zimmer eingeschlossen hielt; sie suchten ihn auszuforschen und zu bereden, daß er doch seiner Eltern Geld zweckmäßig anwenden sollte; einige erriethen auch zum Theil seine Absichten, sie warnten ihn und machten ihm vernünftige Vorstellungen; aber er verstand das alles besser, er suchte sie zu widerlegen, und weil das nicht half, so schwieg er; Einer schrieb die ganze Sache an seinen Vater, aber noch ehe dieser antworten konnte, war der Sohn schon wieder über alle Berge. An einem schönen Nachmittag ging Theobald spazieren; auf dem Wege gegen Nürnberg zu sah er ein klein schwarz Männchen mit einem gedrehten Haarzöpfchen vor sich hingehen; sein Kleid war braun, sauber und modest. Theobald ging stärker und holte den Mann ein; beide kamen in ein Gespräch, beide lenkten es, ihren Lieblingsneigungen gemäß, auf die hermetische Philosophie, aber wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Absichten. Das kleine Männchen erkundigte sich in der Stille und unvermerkt nach Theobalds Umständen; seine Eltern hatten ihm fünfhundert Gulden baar mitgegeben, — das brachte der saubere Bursche bald heraus; nun stellte er dem armen Vogel das Garn, er

verrieth sich in Geheim, so, als wenn's ihm entfahren wäre, daß er ein wahrer Rosenkreuzer sey, so, als wenn ihm zu warm wäre, knüpfte er vorn seine Kleider auf, so daß man ein großes goldenes Kreuz auf seiner bloßen Brust bemerken mußte; übrigens that er erstaunend ernst und geheim. Theobald glaubte vor Ehrfurcht zu Boden zu sinken, da sah er ja vor seinen Augen einen hochwürdigen Bruder des goldenen Rosenkreuzes — einen Mann, der ihm mehr werth war, als wenn er einen Engel gesehen hätte! Die erhabene Miene, womit der Mann von den größten Geheimnissen sprach, nahm ihn so ein, daß er sich nicht mehr bergen konnte — er fing an, helle Thränen zu vergießen, und im größten Enthusiasmus, den man sich denken kann, fing er an: „O Mann Gottes! erbarmen Sie sich eines armen unwürdigen Jünglings, sagen Sie mir, was ich thun soll, damit ich auch ein würdiger Rosenkreuzer werden möge! Ich habe ja so lange Gott um diese Gnade angerufen, ich hab' mich eines frommen Wandels beflissen und will alles thun, um in diesen heiligen Orden zu kommen." Der Fremde lächelte ernst. Mein Freund! fing er an, Sie begehren etwas Großes, doch ich habe die Gabe, durch meinen geheiligten Talisman in ihr Herz zu schauen. Hier nahm er ein seltsames golden scheinendes Instrumentchen aus dem Sack, stellte es dem Theobald auf's Haupt und steckte es stillschweigend wieder ein. Wie ein Sünder vor dem Gericht Gottes stand der gute Junge da und erwartete sein Urtheil; hören Sie, fing Osiris an (denn diesen Namen legte er sich bei, Theobald schauderte vor diesem hieroglyphischen Wort), wenn Sie ein Jahr lang sehr schwere Proben des Leibes und der Seele aushalten können und nicht aus

der Schule entlaufen, so sollen Sie zu unsern Geheimnissen eingeweiht werden, Sie werden alsdann — ohne zu fehlen, den Stein der Weisen machen, mit ihm alle Glückseligkeit erhalten und mit der Geisterwelt vertraulich umgehen können. Ja! antwortete Theobald, wenn sie nur ein Mensch aushalten kann, so will ich sie gern alle durchgehen, denn ich möchte gar zu gern die höchste Stufe in der hermetischen Kunst ersteigen.

„Das wird Ihnen schwerer werden, als Sie glauben, doch wir haben sie ja alle auch ausstehen müssen; was wir gekonnt haben, das werden Sie ja auch können; aber noch ein Hauptpunkt ist zu bemerken: die Probezeit durch muß sich der angehende Bruder selbst ernähren; Sie müssen also Herr seyn über das Geld, das Sie haben, Sie kommen damit aus, aber es wird auch nichts übrig bleiben."

O, das hat nichts zu sagen! ich kann das Geld nicht besser anwenden.

„Wenn das ist und Sie wollen sich dann entschließen, mit mir zu reisen, so will ich Sie an den geheimen heiligen Ort führen, wo unser großer Meister seinen Sitz hat; da werden Sie zu seiner Zeit mehr lernen, als alle hohe Schulen der Welt zusammen wissen!"

Theobald war vor Freuden und hoher Empfindung außer sich, er war zu allem bereit, und es wurde ausgemacht, daß er jetzt umkehren, sein Geld holen und morgen auf Nürnberg kommen sollte, wo ihn Osiris erwarten und dann weiter führen wollte; so schieden sie von einander. Theobald wußte nicht, wie er nach Hause gekommen war, seine künftige Lebenszeit kam ihm himmlisch vor, denn ihm war jetzt nichts Gewissers, als daß er bald den ehr-

würdigen Stein der Weisen besitzen und Wunder wirken würde; alsdann getraute er sich alles bei seinen Eltern zu verantworten, wenn sie auch jetzt unwillig auf ihn werden würden; er setzte sich also hin und schrieb ihnen einen langen Brief, worinnen er ihnen diesen glücklichen Vorfall umständlich schilderte und ihnen versprach, so viel es das große Geheimniß erlaubte, alles zu beschreiben.

Des andern Morgens früh nahm er seine Geldbörse zu sich, packte seine Sachen ein und reiste mit Extrapost auf Nürnberg, wo er dann seinen neuen Freund in dem beschriebenen Hause antraf. Dieser kündigte ihm nun an, daß ein Rosenkreuzer mit einem Stab in der Hand zu Fuß reisen und kein Aufsehen machen müsse; sein Uebriges sey den Armen bestimmt und für sie müsse er sparen. Das gefiel dem guten Jüngling aus der Maßen; er ließ also seine Sachen in dem Hause in Verwahrung stehen bis auf weitere Ordre, kaufte einen Reisesack, in welchem er, wie sein Gefährte, die nöthige Wäsche, Strümpfe, Schuhe u. s. w. nachtrug. Nun nahmen sie ihren Weg immer südöstlich; Osiris führte ihn nie die Landstraße, sondern ungebahnte Wege und durch unbekannte Oerter. Sogleich verbot er dem Theobald, nachzufragen, wo sie hingingen und wie die Oerter heißen, durch welche sie passirten, daher wußte er gar nicht, in welchem Lande sie waren und wo es hinausging. Die ersten fünf Tage reisten sie am Tage, nun aber wurde Osiris noch behutsamer; gegen Abend erst begaben sie sich auf den Weg, wanderten die Nacht durch weiter, und gegen den Morgen kehrten sie immer bei gemeinen Bürgersleuten ein, wo Osiris allezeit bekannt war. Den ganzen Weg

über betrug sich dieser Mensch wie ein wahrer Heiliger, sein öfteres Niederknieen und Beten, seine Behutsamkeit im Reden und seine große Wohlthätigkeit, die er überall bewies, machten bei dem guten Theobald den tiefsten Eindruck, so daß er gewiß und fest glaubte, er sey in den besten Händen; übrigens schwieg der Rosenkreuzer immer still, er redete so wenig, daß Theobald wenigstens auf dem Wege nicht das Geringste lernte. Endlich kamen sie in die Tyrolergebirge; an dem Fuß eines sehr wilden felsigten Berges lag ein Dörfchen, wo sie des Morgens früh anlangten; hier ruhten sie den Tag bei einem Bauern aus, und am Abend sollte nun der Beschluß der Reise gemacht werden. Osiris führte jetzt den Theobald bei Seite und redete ihn folgendergestalt mit sehr ernstlichen Worten an:

„Freund Theobald! wir sind nun am Ziel unserer Reise: Sie haben Alles verlassen und sind mir gefolgt, Sie haben wohlgethan, wenn Sie ferner aushalten können, sonst aber sind Sie unglücklich; doch weil Sie noch jung sind, so wird man Ihnen keine so schwere Bürden auflegen. Sie können und müssen die Proben durchgehen, die Ihnen vorgeschrieben werden; denn Sie sehen leicht ein, daß wir erst versuchen müssen, ob ein Mensch unseres heiligen Ordens würdig ist, ob er alle sinnlichen Lüste verläugnen kann, ob er stark genug ist, Gefahren mit Muth und Kraft entgegen zu gehen; und endlich, ob sein Geist Würde und Fähigkeit hat, solche hohe Geheimnisse zu fassen und zu verschweigen. Hier am Eingang ins Heiligthum müssen Sie mir nun entweder fest angeloben, bei Gefahr Ihres Lebens nichts zu entdecken von dem, was Sie weiter sehen werden,

oder jetzt wieder umkehren; im letztern Fall aber müssen Sie hundert Gulden an die Armen zahlen."

So sehr auch Theobald vor der Zukunft schauderte und so bang ihm war, so mochte er doch eine so große Glückseligkeit nicht verscherzen; er versprach also mit einem unverbrüchlichen Schwur, ihm zu folgen und alles zu verschweigen. Als es nun Nacht geworden war, so steckte Osiris eine Leuchte an und sagte: Jetzt, Freund Theobald, folgen Sie mir, geben Sie Acht auf Ihre Schritte und sehen Sie ja vor Ihre Füße, damit Sie nicht straucheln; übrigens fürchten Sie sich nicht, Sie dürfen aber kein Wort reden und keinen Laut von sich geben, und wenn Sie mir ja etwas zu sagen haben, so sagen Sie mir's leise ins Ohr. Darauf ging Osiris fort und fing an, den Berg hinaufzusteigen, und Theobald folgte ihm. Anfänglich ging der Fußpfad eine halbe Stunde lang durch einen Wald hinauf, nun aber fingen die Felsen an; sie kletterten zwischen denselben hinauf und kamen nun auf einen fürchterlichen Weg, welcher kaum zwei Schuh breit war; an der rechten Seite war eine himmelhohe Felsenwand und zur linken ein abscheulicher Abgrund, in dessen tiefster Tiefe ein großes Gewässer brauste. Dieser Weg kam dem Theobald so grausend vor, daß er von ganzem Herzen betete, Gott möchte ihn doch vor Unglück bewahren und an seiner gnädigen Hand leiten! Diese Gefahr währte ungefähr eine Stunde, sie war abwechselnd, bald weniger, bald mehr gefährlich; endlich stieß der Weg gegen einen andern rauhen Felsen, so daß es schien, als wenn man nun nicht weiter kommen könnte; hier befahl Osiris dem Theobald still zu stehen, bis auf weitere Befehle. Theobald gehorchte mit Zittern und Zagen; nun löschte

Osiris das Licht aus und verlor sich. Der gute Jüngling stand da oben in der Luft auf dem höchst schmalen Fußsteig, an einer Felsenwand mit dem fürchterlich tobenden Abgrund zur Seite, dazu konnte er keine Hand vor Augen sehen; jetzt war ihm sehr übel zu Muthe, er fing an zu bereuen, daß er sich einem wildfremden Menschen anvertraut hätte; doch faßte er neuen Muth, als vor ihm in der Höhe ein Licht erschien und ein großes Faß an einem dicken Seil herabstieg; Osiris rief ihm zu, er solle in das Faß steigen und sich festhalten, denn er müsse da hinaufgezogen werden. Theobald that's und stieg also langsam eine Höhe von 50 Schuh in dem Eimer hinauf; hier fand er nun einen weiten Raum und einen sichern breiten Weg vor sich; jetzt wurde er wieder froh, daß die erste Gefahr überstanden war; allein die Freude währte nicht lange, denn nun kamen sie an den Eingang eines Thals, welches kaum zwanzig Schritte breit war und auf beiden Seiten himmelhohe, auf einander gethürmte Felsen hatte, die öfters oben zusammenzustoßen schienen. Dieß war zwar furchtbar für sich, doch war es nichts gegen die grausenvollen Brücken, über welche man oft hinüber mußte und die keine Lehnen hatten, denn hin und wieder gab's bei 20 Schuhe weite Spalten im Boden, über welche nur Balken gelegt waren. Osiris schritt standhaft hinüber, aber Theobald zitterte und bebte, doch bewahrte ihn Gott, daß er auch diesen Gefahren entging.

Ich habe oben vergessen, daß Osiris den Abend vorher dem Theobald sein Geld abforderte und es zu sich in Verwahrung nahm, denn der ehrliche Mann dachte, wenn der gute junge Mensch auf dem Wege verunglückte, so wäre weiter nichts dabei ver-

loren, er hätte dann doch das Geld erobert; indessen Theobald kam glücklich durch, das Thal wurde breiter, flacher und der Weg sicherer; endlich fing's wieder an, steil aufwärts zu gehen, und nun kamen sie an den Eingang einer Höhle, hier stund Osiris still und sagte zu Theobald: Jetzt werden Sie allerhand unbegreifliche Dinge sehen und hören, hüten Sie sich aber, daß Sie kein Wort reden, bei Verlust Ihres Lebens, Sie dürfen keinen Laut von sich geben, oder es ist um Sie geschehen! Theobald versprach's mit Zittern und Zagen, denn was wollte er anders machen; jetzt war an keine Rückkehr mehr zu denken, auch trieb ihn noch immer sein Wunsch, das Aeußerste zu wagen.

Nun trat Osiris in die Oeffnung des Schlundes und schoß eine Sackpistol ab, deren Knall fürchterlich tief hinabdonnerte, darauf stand er eine Weile still und horchte; nach ungefähr fünf Minuten donnerte es von Ferne wieder aus der Höhle heraus; nun ging er hinein und hieß den Theobald folgen. Der Weg ging steil abwärts zwischen Seitenschlünden hin und war oft so gefährlich und so schauerlich, daß der gute Jüngling gern wieder umgekehrt wäre, wenn er gekonnt hätte; er that also sein Bestes, war vorsichtig und kam glücklich durch. Ungefähr nach einer Viertelstunde Gehens sahen sie eine weite schimmernde Höhle vor sich, die mit allerlei sonderbaren mineralischen Gestalten tapezirt schien. Theobald hielt das Alles für rosenkreuzerische Künste und für lauter Silber und Gold; jetzt schwand auch der letzte entfernteste zweifelnde Gedanke in seiner Seele, daß er könnte betrogen werden, denn da sah er ja Wunder der Schönheit und des Reichthums vor seinen Augen; hätte er aber gewußt, daß die Natur in den unterirdischen Höhlen

mit solchen Wundern nicht sparsam ist, so hätte dieser Anblick seinen Irrthum nicht vermehren können; diese Höhle war sehr weitläuftig und die Bahn so reinlich und eben, daß Theobald eher glaubte, er sey in einem herrlichen königlichen Saal, als in einer Felsenkluft; hier ging linker Hand ein enger Gang, der aber mit Menschenhänden gemacht war, krumm herum und führte sie in eine andere eben so geräumige und mit noch schönern mineralischen Produkten versehene Höhle. Hier fanden sie zwei Männer stehen mit bloßen Schwertern und Larven vor dem Gesicht, sie hatten himmelblaue, mit Gold bordirte Kleider an und ihr Ordenskreuz hing auswendig auf den Kleidern. Bei ihrem Anblick erschrack Theobald, daß er blaß wurde wie ein Todter; mitten in der Höhle stand ein großer steinerner Würfel in der Größe eines Tisches; mitten auf demselben stand ein großer goldener Napf voller Weingeist, welcher angesteckt war und mit einer schönen himmelblauen Flamme brannte; darneben war eine silberne Schaale voller Salz und auf der andern Seite stand eine Flasche, welche voll von einer leuchtenden phosphorescirenden Materie war; übrigens war der Stein mit allerhand seltsamen Figuren bemalt. Osiris löschte, so wie er hineintrat, seine Leuchte aus und stand still. Die beiden Männer fragten ihn: wie heißest du?

„Osiris."

Bist du ein wahrer Rosenkreuzer?

„Ja, unser großer Meister grüßte mich vor den sieben Leuchtern auf der untersten Stufe mit diesem Titel."

Wie heißt der große Meister?

„Gibbarim."

Tritt näher, Bruder! wo hast du herumgezogen?

„Ich ging durch Westen und Norden, und habe gegeben und genommen.“

Was hast du genommen?

„Rohe Materie zum Mikrokosmus.“

Wie heißt sie?

„Theobald.“

Gehe an deinen Ort.

Nun verließ Osiris den Theobald und überließ ihn den beiden furchtbaren Männern. Einer von ihnen redete ihn an und sagte:

„Mensch, was ist dein Begehren?“

Zitternd und zagend antwortete Theobald: ich möchte gern ein Rosenkreuzer werden.

„Fürchte dich nicht! aber du begehrest etwas Großes; wenn du kannst die Probezeit aushalten, so wirst du zu unserm königlichen Palast den Eingang finden.“

Theobald versprach alles zu thun, was sie ihm auflegen würden; sie führten ihn darauf in eine kleine Nebenhöhle, wo ein Lichtchen brannte, und befahlen ihm, niederzuknieen; er that das; nun schwang einer das Schwert kreuzweis über sein Haupt und sprach einige unverständliche Worte; dieß sollte der erste Grad der Einweihung seyn; darauf zeigten sie ihm Brod, Salz und Wasser, und befahlen ihm, drei Tage und drei Nächte in dieser Höhle zu beten und zu wachen, und blos mit den drei Stücken sich zu nähren. Theobald versprach das, und die verlarvten Männer verließen ihn.

Hier machte nun der arme Junge erstaunliche Glossen, seiner Luftschlösser, die er baute, war kein Ende; die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, drehten ihm dergestalt den Kopf herum, daß er oft wie entzückt war und von seinem Leben nichts wußte; die Zeit wurde ihm also nicht lang, aber sie wurde

noch mehr abgekürzt durch einen Vorfall, an den wohl keiner der sehr ehrwürdigen Rosenkreuzerbrüder gedacht hatte.

Theobald mochte etwa 24 Stunden in seinem Behälter gesessen haben, als ganz andere Männer hereintraten, als er erwartet hatte; es waren nämlich zwei Soldaten, welche ihn ziemlich rauh angriffen und mit den Worten: Marsch heraus! wegschleppten. Er hielt das auch für eine Probe, welche die Rosenkreuzer ihm auflegten, wurde aber bald anderes Sinnes, als er durch ein neugebrochenes Loch heraus auf die Oberfläche der Erde geführt wurde, wo er sechs Männer in Ketten gebunden und um sie her einen Kreis von Soldaten stehen sah, welche von einem ansehnlichen Offizier kommandirt wurden; unter den Gebundenen war auch der ehrliche Osiris, welcher den Theobald nicht anzusehen wagte; der gute Jüngling war außer sich vor Schrecken, er war sich zwar nichts Böses bewußt, indessen fühlte er doch das Schreckliche seiner Lage auf die empfindlichste Art; seine einzige Beruhigung bestand in der Entfernung von seiner Familie und Bekannten, man band ihn nun auch und ließ den Trupp fortmarschiren.

In einem benachbarten Städtchen, welches einer Festung ziemlich ähnlich war und B... hieß, wurden sie alle von einander abgesondert und in abscheuliche Kerker gesteckt. Das Loch, welches Theobald zu seinem Aufenthalt bekam, war an der Straße, aber so eng, so feucht und so unrein, daß ihn ein Schauer ankam, nur niederzusitzen; indessen mußte er doch, denn er war sehr müde, er streckte sich also auf das Stroh hin und vergoß so viele Thränen, bis er nicht mehr weinen konnte. Barmherziger Gott! rief er immer, warum strafest du mich armes Kind

so strenge? Ich weiß es, ich bin ein sündiger Mensch, aber schone meiner! Dieß rief er laut und so oft, daß zuweilen Leute vor dem Gitter stehen blieben, und wie es schien, ihn bedauerten.

Nach ein Paar Tagen kam er vor Verhör; dieß hatte er gewünscht, denn er glaubte, wenn er den Richtern die Sache erzählte, so würden sie ihn alsofort loslassen; aber er betrog sich: man fragte ihn über gewisse Punkte, welche er auch richtig und nach der Wahrheit beantwortete; wenn er aber seine Geschichte erzählen wollte, so hieß man ihn das Maul halten. Schweig, Spitzbube! rief ihm dann ein Dickwanst mit einer Baßstimme zu; er weinte wie ein Kind, kniete nieder, rief Gott und Menschen um Hülfe an; das Alles half nichts, denn die Herren nahmen derweile Schnupftaback, schäckerten und lachten über nichtsbedeutende Dinge. Das kam dem Theobald als eine ungeheure Sünde vor; und mir auch, ihr Priester der Gerechtigkeit! ich bin ein Augen- und Ohrenzeuge von einer solchen Leichtsinnigkeit gewesen. Männer von diesem Schlag lesen wohl meinen Theobald nicht, aber junge studirende Männer können und sollen ihn lesen, denn verschiedene unter ihnen werden dereinst den furchtbaren Beruf bekommen, an Gottes Statt über die Verbrechen ihrer Mitmenschen zu richten; nun Jüngling, lies, was ich hier sage und zittere!

Wenn Uebelthäter gefangen eingezogen werden, so sind sie mehr oder weniger strafbar, und es kann sehr leicht geschehen, daß ein Mensch ergriffen wird, der gar unschuldig ist, wie es hier mit Theobald wirklich der Fall war; bei Allen aber ist das gewiß, daß der Grad ihrer Strafe noch nicht bestimmt werden kann; sobald nun das Gefängniß schon wirk-

liche Leibesstrafe ist, so straft man ja den Unschuldigen, und das ist erschrecklich, oder man straft auch den Schuldigen, aber weit strenger, als man ihn strafen will, denn erst nach ausgemachter Sache bestimmen ja die Gesetze, was er leiden soll, man spricht ihm sein Urtheil den Gesetzen gemäß, er muß es aushalten, hat aber oft durch die grausame Gefangenschaft allein weit mehr ausgestanden, als alles, was ihm die Gesetze auflegen; jetzt sage man, ob das nicht wahr ist? — und wenn's wahr ist, ist das dann menschlich oder teufelisch? Wenn nun noch dazu die Richter durch ihr ungefühliches Betragen den Elenden kränken und seine Leiden verzögern, wie werden sie da Barmherzigkeit bei dem finden, der dereinst sagen wird: Ich bin gefangen gewesen und ihr habt mich nicht besucht? O Schande! Schande! über euch, ihr Blutschuldenmacher! laßt alle Gefängnisse hoch in die Luft gebaute feste luftige und gesunde Zimmer seyn, laßt sie reinlich halten, verseht die armen Gefangenen mit nöthigen Kleidern und laßt Aerzte für ihre Gesundheit sorgen, während der Zeit beschleunigt die gerechteste Entscheidung ihrer Sache; wenn ihr das nicht thut, wenn ihr hier das Mindeste versäumt, so bedenkt, daß Geschöpfe euresgleichen jetzt im Elende schmachten, blos durch euch schmachten, und daß jedes Vergnügen, um welches willen ihr ihren Jammer verlängert, wie Schwefel dereinst auf euren Seelen brennen wird!

Theobalds Richter brachten also kalt und gleichgültig seine Antworten zu Protokoll; sie hätten aber doch auch seine Erzählung anhören und darauf ihre Untersuchung gründen sollen; aber das geschah nicht, sondern er wurde wieder fort in sein Loch geführt, wo er noch ganzer drei Wochen bei elendem Brod

und Wasser schmachten mußte, so daß er endlich vor Kummer und Elend von Herzen krank wurde; nun begehrte er einen Geistlichen: man versprach ihm zu willfahren, und bald darauf trat ein Kapuziner von sehr feinem und ehrwürdigem Ansehen herein. Theobald erschrack, denn er war ein Protestant und hatte vergessen, einen Geistlichen von seiner Religion zu fordern; der Pater Ignatius grüßte ihn freundlich, bot ihm die Hand und setzte sich auf einen Stuhl, den ihm der Gefangenwärter dahin setzte. Theobald richtete sich auf seinem Strohlager auf und sagte: Herr Pater! es ist ein Irrthum vorgegangen, ich bin ein Protestant.

„Das thut nichts, mein Freund! ich bin ein Christ und die Protestanten sind auch Christen, sagt mir nur, was ihr wollt!

Ich bin höchst unschuldig in dieses Elend gerathen, ich war von meinen Eltern auf die Universität Altdorf geschickt worden, um Medicin zu studiren; nun hab' ich von Jugend auf Lust gehabt, ein Rosenkreuzer zu werden und das große Universal zu suchen; ich spazierte vor der Stadt Altdorf, traf da einen Mann an, mit dem ich in ein Gespräch über die Materie gerieth; der Mann sprach so gründlich von der Sache, daß ich ihm meine Neigung ganz anvertraute, und als ich fand, daß er selbst ein Rosenkreuzer war, so ließ ich ihm keine Ruhe, bis er mich mitnahm; er that's, ich reiste mit ihm bis in die fürchterliche Höhle, und des folgenden Tages wurden wir gefangen genommen; mein Führer heißt Osiris, und wenn man ihn verhört und über diese Geschichte befragt, so kann er nicht anders sagen, als was ich Ihnen erzählt habe.

„Wenn sich die Sache so verhält, so werden Sie

bald los werden, ich will mich Ihrer annehmen, aber erst will ich Ihnen an einen bessern Ort helfen."

Hiemit ging der Kapuziner fort, kam aber bald wieder und mit ihm der Gefangenwärter, welcher ihn auf eine liebliche Kammer brachte, wo ein Bett stand, auf welches er sich legte; auch wurde er mit bessern Speisen versorgt, die ihm aus dem Kloster geschickt wurden. Pater Ignatius ließ es aber nicht dabei bewenden, er war sehr angesehen wegen seiner ausnehmenden Frömmigkeit, und konnte also viel ausrichten, besonders weil er bei der höhern Obrigkeit alles galt; er brachte es also dahin, daß Osiris in seiner Gegenwart verhört und ihm aufgetragen wurde, die Geschichte mit dem Theobald zu erzählen; diese kam nun ganz mit dem überein, was dieser gesagt hatte, und auf die Vermittlung des Paters wurde Theobald bald frei, sogar schaffte man ihm sein Geld wieder. Er begab sich nun in ein Wirthshaus, wo er völlig genaß; während der Zeit versah er sich mit dem Nöthigen und machte sich nun wieder reisefertig. Der wohlthätige Pater besuchte ihn indessen öfters und diente ihm durch seine belehrenden Gespräche mehr, als durch die Befreiung aus der Gefangenschaft.

Einsmals als ihn Theobald auf den Kaffee eingeladen hatte und der Pater da bei ihm saß, so kamen sie auf das große Universal zu reden, zu welchem der gute Jüngling noch immer große Lust bezeigte. Dieß ganze Gespräch hat er sich zum ewigen Andenken aufgeschrieben, und weil es noch heutiges Tages Manchem sehr nützlich seyn kann, so will ich es hier ganz vollkommen mittheilen, denn es gibt unter dem Bürgerstande noch unzählige Hausväter, die durch den unseligen Hang zum Laboriren oder

zum Stein der Weisen ihr und ihrer Kinder und Kindes-Kinder zeitliches und oft auch ewiges Glück untergraben; und wenn dieß auch nicht geschieht, so wird doch eine Menge kostbarer Zeit dadurch verdorben, die immer viel besser angewendet werden kann; zudem gibt auch dieß Gespräch von dem eigentlichen Zustand der Rosenkreuzer vieles Licht, von welchem viele Gelehrte zu wenig und andere zu viel halten. Der Pater lächelte, als er den Theobald noch immer mit so vieler Wärme vom Stein der Weisen reden hörte und fragte ihn:

Was haben sie doch für Ursache dazu, daß Sie so schmerzlich verlangen, das Universal zu besitzen?

„Dazu hab' ich wichtige Ursachen; wenn ich den Stein der Weisen hätte, so wollte ich erstlich durch meine Reichthümer den Armen viel Gutes thun und Kranke heilen, und zweitens würde ich auch viele große und geheime Wissenschaften erlangen, Gott näher kennen lernen und wissen, wie die Natur alles wirkt."

Gut! Sie trachten also nach Reichthum, um den Armen zu dienen, und nach Erkenntnissen großer Geheimnisse, nicht wahr?

„Ja, aber nicht nach Reichthum, um selbst reich zu werden, sondern Andern zu dienen; und nach Erkenntniß nicht, um viel zu wissen, sondern auch um Gott und dem Nächsten besser dienen zu können."

Wenn ich Ihnen beweisen wollte, daß Sie Ihr Herz täuscht und daß Sie nicht reich werden wollten, um Allmosen zu geben, nicht viel wissen wollten, um Gott besser zu kennen, so würde ich vergeblich reden, denn Sie würden sich es selbst nicht gestehen, viel weniger mir; aber das kann ich Ihnen darthun, daß

sie auch dann irren, wenn das wirklich Ihr Zweck ist, so wie Sie sagen.

„Das begreif ich nicht, vielweniger kann ich's glauben!"

Das gesteh' ich Ihnen gern, so geht's allen, die große Summen in die Lotterien setzen, um wohlthätig zu werden, oder auch die den Stein der Weisen aus diesem Grunde suchen; was würden Sie von einem Handwerksmann halten, der immer nur suchte, viele Tausende zu verdienen und darüber seinen gewöhnlichen ehrlichen Lohn versäumte? Nicht wahr, das erste kann er sehr schwerlich erhalten, und das zweite, den eigentlichen Beruf, darein ihn Gott gesetzt hat, versäumt er? — Wenn ein König ein Fürstenthum demjenigen geben wollte, der die Quadratur des Zirkels erfände, und nun setzte sich ein Bauer hin und suchte, und versäumte seinen Beruf dadurch, was würden Sie von ihm halten?

„Es ist wahr, sowohl der Bauer als der Handwerksmann würden sehr übel thun; auf die Weise aber würde Niemand den Stein der Weisen suchen, und alle, die ihn wirklich gefunden haben, hätten gesündigt.

Nur das Letzte folgt nicht, aber wohl das Erste, und wollte nur Gott, es käme dazu, daß ihn Niemand mehr suchte!

„Warum folgt das Letzte nicht? Ich denke, wenn Niemand den Stein der Weisen mehr suchte, so wird ihn auch Niemand mehr finden."

Gerad das Gegentheil. Sehen Sie! ich will es Ihnen erklären: wer den Stein der Weisen mit Leidenschaft sucht, der hat eine Leidenschaft, reich zu werden, nicht wahr?

„Ja, aber zur Ehre Gottes."

Gut! dient's aber nicht zur Ehre Gottes, wenn Sie Ihren Nebenmenschen suchen zur Erkenntniß Gottes zu bringen, wenn Sie Friede machen zwischen zwei streitigen Nachbarn, wenn Sie durch ein frommes Leben ihr Licht vor den Leuten leuchten lassen und Sie Ihren Vater im Himmel darüber preisen, — kurz: dient's nicht zur Ehre Gottes, wenn Sie jeden Schritt zum Besten Ihrer Mitmenschen mit einer edlen Liebesthat bezeichnen?

„Ganz gewiß! ein solches Leben wäre ein göttliches Leben!"

Nicht wahr? — das wäre gewiß ein göttliches Leben, denn Christus hat so gelebt. Aber nun, wer den Stein der Weisen sucht, der muß dieses Geschäft abwarten, und versäumt jenes herrliche Werk und die eigentliche Pflicht, wozu ihn Gott geschaffen hat, und warum? — vielleicht unter zehntausend Suchenden der Einzige zu seyn, der das Universal bekommt, und wenn er denn nun auch der Einzige wäre und dieß seltene Glück bekäme, was hätte er dann? — Reichthümer dürfte er sich ja nicht verschaffen, um nicht in Verdacht zu gerathen, und er würde endlich weiter nichts thun können, als was jeder reiche Mann kann, aber es wirklich nicht thut: denn wenn einer den besten Willen hat, ehe er reich wird, so ist's wieder nur ein Einziger unter Zehntausenden, der diesen Willen behält, wenn er's wirklich ist, und unter Tausend solcher edlen Reichen ist wieder nur ein Einziger, der mit seinen Wohlthaten nicht mehr Schaden stiftet, als Nutzen!

„Mir däucht, Herr Pater! Sie hätten vollkommen Recht, und wenn das ist, o so kann ich Ihnen mein Lebtag nicht genug danken."

Mir ist sehr daran gelegen, daß Sie vollkommen

überzeugt werden; fragen Sie also, wo Ihnen noch etwas dunkel ist.

„Ich hab' noch ein paar Punkte auf dem Herzen: erstlich möchte ich gern noch weiter ausgeführt haben, daß man ohne den Stein der Weisen mehr Wohlthaten erweisen kann, als wenn man ihn hat, denn mir däucht doch, den Armen reichlich geben, Hospitäler und Armenhäuser stiften und arme Leute wohlhabend machen, sey etwas Großes."

Wohl! es ist auch etwas Großes, aber noch viel größer ist's, wenn's wirklich ein reicher Mann thut; und doch, wenn wir die Sache recht beim Licht besehen, so ist das Leben eines wahren Christen viel wohlthätiger, der zugleich weiter nichts als sein ehrliches Auskommen hat; wer den Stein der Weisen besäße, der hätte unendliche Reichthümer, was wäre es denn Großes, wenn er solche Stiftungen machte? Das kostete ihn ja nichts, er könnte das alles, ohne einen Funken Liebe zu Gott und den Menschen zu haben, und folglich wäre seine ganze Wohlthätigkeit ohne Verdienst bei Gott. Der Reiche ist höchlich zu bedauern, denn alle seine Wohlthaten sind schlechte Pfennige, die er in Gottes Kasse wirft, und da er überall genug hat, so kann er kein Vertrauen auf Gott haben, denn er hat's nicht nöthig, und muß also der unendlichen Seligkeit des armen Christen, der jeden Tag seine Nothdurft von seinem Vater im Himmel erbittet, gänzlich entbehren. Der arme Christ aber, der am Abend seinen Gulden aus der Hand seines Vaters empfangen hat und ihn dann seinem nothleidenden Bruder zur Hälfte mittheilt, der hat mehr gethan, als wenn Sie mit Ihrem Stein der Weisen ein Hospital für tausend Arme gestiftet hätten; Ihre That hat mehr Nutzen für die Mensch-

heit, aber für Ihr eigenes Wohl lange nicht so viel, als die Liebesgabe des armen Christen ihm Seligkeit bringen wird. Halten Sie nun einmal Alles gegen einander: 1) Sie können einen großen Theil Ihrer Lebenszeit mit dem Suchen des Steins der Weisen verderben und ihn doch eben so wenig finden, als wenn Sie unter 10,000 Zahlen eine errathen sollten: denn gewiß, unter so viel Suchern ist schwerlich Einer, der ihn findet. 2) Und wenn Sie ihn fänden, so ist die Zeit des Suchens unwiederbringlich verloren, und die Zeit, die Sie vor sich haben, ist noch immer ein zweifelhaftes Gut für Sie: denn Sie sind wiederum nicht sicher, ob Sie nicht der Reichthum blenden wird, und Sie also gottloser werden als vorher, und wenn Sie fromm bleiben, so ist die Wohlthätigkeit einmal kein großes Verdienst mehr für Sie, denn es kostet Sie keine Verläugnung, und Sie können mit allem Ihrem Geld nicht einmal so viele wirkliche Wohlthaten thun, als mit einem recht thätigen, frommen, christlichen Leben. Hospitäler stiften, das kreischt freilich in die Welt, aber Leute durch vernünftige Belehrung, durch Beispiel, durch öftere und zur Zeit gereichte kleine Gaben vor dem Hospital bewahren, das ist weit mehr und kreischt nicht, aber der geheime wohlthätige arme Christ baut sich dadurch einen Palast im Himmel.

„Herr Pater! das ist göttlich, das ist herrlich! Aber Sie reden nur vom Reichthum, Sie rechnen ja nicht auf die Wohlthaten, die man den Kranken thun kann, und auf die Kenntnisse, die man erlangt, wenn man den Stein der Weisen hat?"

Der Stein der Weisen mag auch eine Universal-

Medicin seyn, welches ich doch noch in Zweifel ziehe, so denken Sie nur immer an die zehntausend Sucher, unter denen ihn nur Einer findet. Studiren Sie Medicin, so sind Sie in ein paar Jahren fertig: dann befleißen Sie sich des Christenthums und des kindlichen Gebets, und suchen Sie, immer weiter in Ihren Kenntnissen zu kommen, so werden Sie mehr presthafte Nebenmenschen zur Ehre Gottes heilen, als wenn Sie auch wirklich den Stein der Weisen besäßen; und was endlich die Kenntnisse betrifft, so leben Sie nur gottgefällig: unser Leben dauert ja ohnehin nicht so lange, so werden Sie in jener Welt weit mehr lernen in einem Augenblick, als ihnen hier das Universal gewähren kann. Gott kennt die Charaktere der Menschen; weiß Er Einen, der ein so großes Gut, als das Universal ist, zu seiner Ehre und zum Besten der Menschen gebrauchen wird, den sondert Er sich aus, leitet ihn durch seine wunderbare Vorsehung allmählig zum Zweck, und führt ihm endlich einen Mann zu, der ihm das Geheimniß mit den Fingern zeigt. Wer aber mit Leidenschaft sucht und sich an's Laboriren gibt, der ist verloren, denn auf diesem Wege hat es noch nie Jemand gefunden!

„Ich kann Ihnen versichern, Herr Pater, daß Sie mich von einer gefährlichen Leidenschaft befreit haben; jetzt sehe ich ein, wie gefährlich, ja wie sündlich es ist, sich auf das Suchen des Steins der Weisen zu legen; aber sagen Sie mir doch, wo haben Sie solche Kenntnisse erlangt?"

Freund! ich könnte Ihnen viel Merkwürdiges aus meinen Erfahrungen erzählen, denn ich habe weite Reisen gemacht, bin im gelobten Land und in Egyp-

ten gewesen und habe mehr gethan, als blos heilige Oerter besucht.

„Sie machen mich höchst neugierig, Herr Pater! ich bin ein junger Mensch, theilen Sie mir etwas von Ihren gesammelten Schätzen mit.“

So viel als Ihnen dienlich ist, kann ich Ihnen wohl erzählen, denn Vieles interessirt Sie nicht, und vieles darf ich auch nicht sagen. Ich war an eben der Seuche krank, von welcher ich Sie mit Gott befreit habe, und daran war ein alter Frater schuld, welcher mit aller Gewalt ein Basilius Valentinus werden und den Stein der Weisen haben wollte, dem half ich nun sudeln, las seine Bücher, deren er viele und seltene hatte, und erlangte eine große Wissenschaft, wenn anders ein Kopf voller Hirngespinnste Wissenschaft heißen kann; indessen kam bei aller der mühseligen Arbeit nichts heraus; nun fiel mir ein Buch von Christian Rosenkreuz in die Hand, wie er nämlich im gelobten Land eine geheime Gesellschaft vortrefflicher Weisen angetroffen und von ihnen das große Geheimniß empfangen habe, wie er darauf wieder nach Europa gekommen und den Orden des goldenen Rosenkreuzes gestiftet habe, und dergleichen Historien mehr. Ich bekam durch das Lesen dieser Dinge eine solche Lust, nach dem gelobten Lande zu reisen und dort die geheime Gesellschaft aufzusuchen, daß ich keine Ruhe noch Rast hatte, bis ich von meinem Obern Erlaubniß zu dieser Wallfahrt bekam. Ich reiste über Venedig auf Cypern, von da nach Said in Syrien, von da nach dem Kloster Kanobin, wo ich Licht zu bekommen hoffte; dieß geschah auch, aber weit auf eine andere Art, als ich vermuthet hatte. In diesem Kloster befand sich ein sehr gelehrter alter Pater,

der mir ganz aus dem Traume half; er besaß sehr rare Schriften, die er mir zum Lesen gab, und mir das Schwere erläuterte und das Fehlende ergänzte. Was ich nun da gehört und gelernt habe, das will ich Ihnen erzählen, so können Sie sich von allen den Sachen und von den Rosenkreuzern den richtigsten Begriff machen; zugleich wird Ihnen dann auch einleuchten, was vom großen Universal zu halten sey?

In den ältesten Zeiten vor dem Moses hatten die Menschen weiter keine Symbolen, als die Schöpfungsgeschichte und die gegenwärtige Natur; dem gemeinen Mann war's genug, eine Gottheit zu glauben, welche alles geschaffen hat, und übrigens rechtschaffen zu seyn. Diejenigen aber, welche mehr von der Sache wissen wollten, forschten in der Natur, nahmen die Traditionen der Väter zu Hülfe und kamen auf ein physisches System, welches sie durch die Kenntnisse der Natur zur wahren Erkenntniß Gottes führte; auf diesem Wege entdeckten sie große Geheimnisse in der Natur und was für große Dinge durch ihre Kräfte möglich seyen — unter andern auch das große Universal; die Natur der Sache erforderte — theils um des Mißbrauchs willen, theils um müßige Spekulationen zu vermeiden, theils aber auch aus wichtigen politischen Gründen, alles unter das Siegel des Geheimnisses zu verhüllen und einen Jeden, der Theil an ihren Wissenschaften haben wollte, durch schwere Proben vorzubereiten und zu prüfen, ob er verschwiegen genug seyn würde, ob er Kopf und Patriotismus genug hätte, und endlich, ob er auch das, was er entdeckte, nicht mißbrauchen würde; fanden sie nun einen solchen Mann, so konnte er eingeweiht werden und die Geheimnisse erfahren; dieß war die eigentliche Beschaffenheit des uralten egyp=

tischen Priesterthums, mit welchem nach den Winken der heiligen Schrift Joseph und Moses ziemlich vertraut gewesen.

Die egyptischen Priester, welche ihre geheimnißvolle Wahrheiten unter Hieroglyphen versteckten und sie dem Volk vorstellten und durch Parabeln erklärten, gaben dadurch zur Abgötterei, und zwar zur niedrigsten, die sich denken läßt, Anlaß: denn anstatt sich um die Wahrheiten zu bekümmern, welche unter dem Symbol des Ochsen Apis und des Hunds Anubis und der Göttin Isis vorgestellt wurden, nahm das Volk den Ochsen, den Hund und das Bild der Isis für die Sache selbst. Die Schwärmerei des Volks steckte endlich sogar die Priester an, und so ging das hohe Ideal der reinen Natur und Schöpfungsdienstes verloren und Aberglauben und Dummheit traten an die Stelle.

Zu Moses Zeiten war das Verderben schon ziemlich hoch gestiegen, daher gefiel es Gott, durch diesen großen vortrefflichen Mann, der sich so ganz zu seinen heiligen Absichten schickte, eine Reformation zu veranstalten, und die wahre, ächte alte Schöpfungs- und Naturrreligion einem besondern, durch eine merkwürdige Leitung der Vorsehung mit Niemand in Gemeinschaft stehenden Volke, unter sehr erhabenen und der Sache völlig angemessenen Hieroglyphen mitzutheilen; dieß geschah in der Wüste Sinai, so wie es Moses selbst in seinen ehrwürdigen Schriften erzählt. Bei dem jüdischen Volk und Gottesdienst fand nun der Weise Stoff genug zu forschen und die vortreffliche Hieroglyphe zu studieren, welche wahres Depositum göttlicher Geheimnisse war und bei zweitausend Jahre lang blieb. Indessen hatten auch die Griechen Weisheit in Egypten geholt und dort ge-

schöpft, als aus den reinen Quellen schon ziemlichermaßen Pfützen geworden waren, die sie durch ihre eigene Erdichtungen nur noch stinkender machten.

Zoroaster, ein großer Mann, reinigte die egyptische Urreligion, vielleicht aus israelitischen Quellen, und stiftete im Orient die Religion der Magier, welche viele vortreffliche Wahrheiten hatte und eben so herrliche Menschen bildete. Diese Religion breitete sich durch ganz Asien aus und war überall unter den Menschen von feinerem Verstand und Herzen beliebt.

Endlich nach dem Verlauf von zweitausend Jahren, nach der geoffenbarten Hieroglyphe, erschien das Urbild, das Original aller Symbolen selber, erlösete und lehrte die Menschen ohne Bild offen und frei den wahren Weg zur Verähnlichung mit Gott. Christus und seine Apostel bekümmerten sich um die physische Religion nicht, die hatte ihren richtigen und wahren Gang, sie lebten und webten für den größeren Theil der Menschen und sorgten nur dafür, daß dem gemeinen Mann alles begreiflich wurde; indessen hatten sie gegen jene wahren Geheimnisse gar nichts, alle Wahrheit verträgt sich zusammen und unterstützt sich wechselweise — so ist's mit der christlichen und der wahren Naturreligion, beide sind in der That und Wahrheit Eins *)! Nach der Vollendung des Lebens und Leidens Christi, nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt kam eine sehr herrliche

---

*) Ich sage: wahre Naturreligion ist mit der christlichen Eins, nicht die Naturreligion des Zweiflers; wer die Nothwendigkeit eines Erlösers, der wahrer Gott und Mensch ist, läugnet, der kennt wahrlich die Natur so wenig, als ein neugebornes Kind die Haushaltung seines Vaters. —

und erhabene Aufklärung unter die geheimen wahren Philosophen; sie sahen nun unauflösbar geschienene Aufgaben in ihren heiligen Hieroglyphen völlig naturgemäß aufgelöst, ihre Geheimnisse flossen nun in der christlichen Religion zu einem ganzen völlig runden System zusammen, und mit ihnen fing eine neue Epoche an.

Unter allen Revolutionen des jüdischen und anderer orientalischen Staaten, unter den Römern blieben jene geheime Philosophen in der christlichen Kirche ungestört, sie hielten ihre verborgene Wahrheiten geheim, viele wurden Schwärmer, geriethen auf Irrwege, entdeckten ihre Grillen und wurden für Ketzer erklärt, und diese machten der verborgenen reinen Gnosis einen übeln Ruf; andre aber blieben bei der alten stillen Wahrheit und hielten sich verborgen.

Das dauerte so bis zur Zeit der Kreuzzüge fort, in welcher die Tempelherren entstanden, welche aus der wahren Quelle schöpften und die reine Gnosis lange Zeit unverfälscht und mit der christlichen Religion vereinigt erhielten. Allein diesen guten Leuten wurde zu wohl, ihre viele und große Reichthümer, die sie sich erworben hatten, verleiteten sie zu gänzlicher Verdorbenheit der Sitten, und darauf folgt allemal der Untergang. Nach ihrer Vertilgung blieb doch noch ein geheimer Samen in Europa übrig, der aber doch in jenen unruhigen Zeiten fast verloschen war, als Christian Rosenkreuz, oder de Rosa cruce, ein spanischer Mönch, in Palästina ein paar Männer antraf, die ihm von den uralten Geheimnissen Unterricht gaben; mit diesen Kenntnissen bereichert, kam er wieder zurück, aber nicht nach Spanien, sondern nach Deutschland; er hielt sich nirgends lang und überall sehr geheim auf, und

stiftete wirklich den Rosenkreuzorden. Das hat seine unzweifelbare Richtigkeit; so viel will ich nur noch von diesem geheimnißvollen Orden sagen: er hat existirt, Niemand aber wußte es damals, als allein die Brüder; und wenn er auch jetzt noch besteht, so gehört das zu seinen wesentlichsten Eigenschaften, daß es Niemand wissen darf: mithin kann er wohl jetzt in seinem höchsten Flor seyn, gerad da man am mehresten an seiner jemaligen Existenz zweifelt. Alle aber, die sich für Rosenkreuzer ausgeben und wirklich entdecken lassen, die sind wahrlich keine, am allerwenigsten Ihr Osiris und seine Bande, die trieben unter dem Namen des Geheimnisses der Rosenkreuzer Geldmünzerei und allerhand Betrügereien.

Der Stein der Weisen aber ist nie der Haupt-, sondern nur ein Nebenzweck der wahren reinen christlichen Gnosis gewesen; er ist eine Geldsache: ein wahrer Weiser begnügt sich mit dem, was ihm Gott durch ordentliche Berufswege zufließen läßt und bekümmert sich weiter nicht um die Sache, die ihm zu einem erschrecklichen Fallstrick werden kann. Sehen Sie, Freund Theobald, das ist die wahre Tradition von der hermetischen Philosophie, und so verhält sich's mit derselben.

Theobald wunderte sich ungemein über die Wissenschaft, welche er bei diesem Mönch entdeckte; er hatte die Bettelorden immer für unwissend gehalten, allein nun sah er, daß alle Classen der Menschen einzeln sehr gute Glieder haben könnten und wirklich haben; denn der Kapuziner da war nicht nur ein aufgeklärter Kopf, sondern auch ein wahrhaft guter und frommer Mann; damit er aber den Jüngling noch mehr gegen die Verführung schwärmerischer

Schriften sichern möchte, so erzählte er ihm noch verschiedene Erfahrungen, wie brave Leute durch Bücher betrogen und unglücklich geworden waren, und dieser Punkt wird von Lehrern und Erziehern der Jugend bei Weitem nicht genug beobachtet; meine Leser erlauben mir über diese höchst wichtige Sache noch einige kurze Anmerkungen zu machen.

Von Jugend auf erziehen wir unsere Kinder aus Büchern, und fast alle Kenntnisse, die wir ihnen geben, lassen wir sie aus Büchern erlernen: daraus entsteht die gefährliche Gewohnheit, alles für wahr zu halten, was gedruckt ist, besonders in solchen Dingen, die wir nicht fähig genug sind, zu prüfen; nur dann widersprechen wir einem Schriftsteller, wenn er unsre Lieblingsneigungen angreift und ihnen widerspricht; wo das aber nicht geschieht, besonders wenn sie Sachen lehren, die der Einbildungskraft schmeicheln, wie eben die schwärmerischen Schriften in der Religion und Weltweisheit, da läßt man sich gern täuschen, man mag nicht untersuchen, was wahr und was falsch ist, und das einmal darum, weil wir nicht gewohnt sind, die Wahrheit zu suchen und zu schätzen; und dann auch, weil es einem im Reich der Phantasie so wohl ist.

Daher wäre es vom größten Nutzen, wenn man durch Lesung guter und falscher Lehren die Kinder von Jugend auf im Prüfen und Suchen der Wahrheit übte. — Da seh ich den alten Pfarrer und Schulmeister mit ernster Miene den Kopf schütteln: also, sagt der Eine, müßte ich meinen Schulknaben den Voltaire in die Hand geben? — Ja! ja, sag' ich, auch den Voltaire, aber nicht eher, bis du selbst stark genug gegründet bist, ihn zu widerlegen und deinen Schülern die Fallstricke unfehl-

bar zu zeigen, die er der nicht genug geübten Vernunft gelegt hat. Wenn die Kinder in den Schulen mit allen abgenutzten Sätzen der Freigeister bekannt gemacht würden, so bin ich sicher, keiner würde mehr aus Grundsätzen ein Zweifler werden: denn Alles, was gegen die Religion gesagt wird, ist ihm schon längst bekannt, und er würde es der Mühe nicht werth achten, noch einmal solche alte abgedroschene Sachen zu untersuchen.

Jetzt aber, da der Knabe solche Schriften kaum dem Namen nach kennt und mit nichts unterhalten wird, als mit symbolischen Religionssachen, und manchmal ohne Grund, blos auf's Vorurtheil des Ansehens hin, so wird ihm allmählig die Religion zum Eckel; er findet nun bei reiferen Jahren jene verführerische Schriften, sie sind ihm neu; das Neue reizt vorzüglich, weil es der Sinnlichkeit schmeichelt; er nimmt's an, die Religion ist ihm nun alt und abgedroschen, sie mag er nun nicht mehr prüfen; und so wird der Zweifel fertig. Doch ich kehre wieder zum Faden meiner Geschichte. Theobald nahm mit Thränen von dem frommen Pater Abschied und reiste mit der Post wieder nach Nürnberg, wo er seine Sachen noch in guter Verwahrung antraf; von da ging er nach Altdorf, und fing nun, durch die Erfahrung gewitzigt, an, sich mit solidern Wissenschaften zu beschäftigen und fleißig Medicin zu studieren. Seinen Eltern schrieb er auch den Erfolg seiner Reise; er bekam Verweise und treue Ermahnungen, aber auch Geld, und so kam er wieder in Ordnung.

Das fünfte Hauptstück.

Mit dem Studieren unsers Samuels halte ich mich weiter nicht auf, er hatte vortreffliche Gaben und einen guten Verstand, nur seine warme Einbildungskraft mischte sich immer dazwischen, sie dichtete der Wahrheit immer etwas zu, blos vernünftige medicinische Bücher hatten nicht Nahrung genug für seinen Geist, er mußte auch solche lesen, die seiner Phantasie schmeichelten. Die sämmtlichen Werke des Paracelsus, derer von Helmont, Vater und Sohn, waren noch immer seine liebste Lektüre — dieß Studium hielt er aber sehr heimlich, um nicht verlacht zu werden. Die vernünftige Heilmethode kam ihm sehr arm vor, und der Lieblingsgedanke, daß jede Krankheit ihr Spezificum in der Natur habe, wurde immer reifer in ihm, so daß er endlich fest bei sich beschloß, dereinst alle Methoden zu verlassen und sich blos auf's geheime Studium der Natur und die Physiognomie der Pflanzen zu legen, denn er glaubte, diese müsse anzeigen, zu welcher Krankheit sie specifisch diene. So ging er in der Stille seinen akademischen Gang fort, Niemand wußte recht, was an ihm war, denn er ließ sich nicht aus; er wurde also allmählig für einen sehr eingeschränkten Kopf gehalten, aus dem nie etwas rechts werden würde.

Als nun Theobald ein halb Jahr, seine oben erzählte Ritterfahrt mit gerechnet, auf der hohen Schule gewesen war und nun die Herbstferien angingen, so bekam er einen Brief von seinem Vater, welcher ihm auf einmal wieder den Kopf verrückte;

ich könnte dieses Schreiben wohl mit einrücken, aber um den Spöttern nicht Anlaß zu geben, heilige Sachen mit den unheiligen zu verlachen, so theile ich nur den Inhalt mit: er bestand darin, „daß der Engel des Herrn ausgegangen sey, aus jedem der Stämme Israel Zwölftausend zu versiegeln: denn das herrliche Reich Christi, die glücklichen tausend Jahre seyen nun vor der Thür; ein gewisser heiliger Mann, Namens Pollin*), sey vom Herrn berufen, die Erstlinge zu jenem Reich zu sammeln, Er, der Dietrich Theobald und seine Frau, als Samuels Vater und Mutter, seyen von dem Herrn Pollin für würdig erkannt worden, mitversiegelt zu werden: nun möchten sie aber ihren lieben Samuel auch in dieß Bündniß gebunden sehen, er möchte also geschwind nach H . . . kommen, wo sich Pollin jetzt aufhielt, um dort den Versammlungen der Erstgebornen beizuwohnen, u. s. w." So etwas ließ sich unser Samuel nicht zweimal sagen; er reiste also augenblicklich ab und kam bald nach H . . ., wo er seine Eltern beide in dem höchsten Grad einer schwärmerischen Entzückung antraf; er wurde bald mitangesteckt, und so verlebten sie zusammen in trunkener Freude etliche wonnevolle Tage.

Ehe ich weiter gehe, so muß ich meine Leser mit einem der wunderlichsten und sinnlosesten Schwärmer bekannt machen, der je mag gelebt haben; ja es ist wahr, er fehlte nicht dem Willen nach, denn es war ihm von Herzen darum zu thun, Gott Men-

---

*) Ich mag doch den Mann noch nicht mit seinem rechten Namen nennen, denn ich bin ungewiß, ob er nicht noch lebt, er ist ein armer guter, aber betrogener Mensch, der hier doch unaussprechlich vielen Schaden gestiftet hat.

schen zuzuführen, aber im Verstande war er verrückt, Gott weiß es! er war verrückt, was auch noch seine vernünftigen Freunde hin und wieder dagegen einwenden mögen! Nur Geduld, meine Leser! der allerwärmste und gewissenhaftigste Christ wird mir Recht geben, wenn er einst dieß ganze Werk wird durchgelesen haben; solcher religiöser Unsinn kann wohl nicht erdacht werden, als dieser Mann mit seinen Anhängern trieb. — Sollte ich aber solche Dinge nicht mit dem Mantel der Liebe zudecken? — Nein, guter Bruder! der du so denkst, dieser Pollin hat Hunderte von Menschen verführt, verdorben, verschiedene meiner Verwandten verdorben, sie dem Staat, und Gott wolle es verhüten! auch dem herrlichen Reich Gottes in jener Welt vielleicht entzogen, wenigstens für diese Welt hat er sie unglücklich gemacht — sollte ich nun nicht vor ihm warnen? — er kann ja noch schädlichen Samen nachlassen? — also zur Sache.

Franz Dietrich Pollin ist ein Bürgersohn aus einem Städtchen in Westphalen. Von seinen jungen Jahren ist mir nichts bekannt, bis daß er als Führer einer Sekte auftrat; Jakob Böhms und Gichtels Lehren hatten den ersten Eindruck auf ihn gemacht, der nach und nach zum höchsten Grad der Schwärmerei emporwuchs; indessen kamen Dr. Johann Wilhelm Petersens und seiner Frauen Schriften noch dazu, woher in seiner Seele das Chaos entstand, aus welchem er sich sein wunderbarliches Lehrgebäude zusammenträumte. Wenn ich jene Schriftsteller hier als die Ursachen solcher Verwirrungen anführe, so will ich sie eben so wenig für schuldig erklären als die Bibel, wenn ein schwacher Kopf Irrlehren daraus zieht; indessen muß ich

doch das auch sagen, daß mir eine einfältige evangelische, unsern Herzens- und Geistesbedürfnissen völlig angemessene Schrift viel lieber ist, als jene, aber ich verurtheile sie nicht, ich lasse sie als Unkraut oder Weitzen stehen bis an den Tag der Erndte. Pollins System war eine purlautere Glaubenssache, und zwar Glaube ohne Vernunft und Bibel, blos Glaube an Empfindung; nun kann man leicht schließen, was da für Zeug herauskam. Er behauptete, der Mensch müsse aus dem natürlichen in's göttliche Leben übergehen — nun das ist ja recht — ja, aber was verstand er unter dem göttlichen Leben? — Leser schaudere! er verstand unter dem göttlichen Leben eine gewisse körperliche Empfindung, so daß man fühlte, wie etwas im Leibe auf- und absteige, damit war dann eine unbeschreibliche süße Empfindung und ein Wonnegefühl von der Gewißheit der königlichen Erbschaft im Reich Christi verbunden, daß man sich des lauten Jauchzens nicht enthalten konnte, das war Schwangerschaft mit — — — — in uns. Vergib mir, o Majestät im Himmel! ich schreibe ja, um dein armes Volk zu warnen. Lehrer der Menschen! Wächter auf Zions Mauern, gebt Acht! es passiren manchmal Dinge, die ihr wissen solltet und nicht wißt. Nun bedenkt nun einmal die Methode, dieß göttliche Leben zu bekommen! — Man mußte sich vor einen warmen Ofen setzen und mit beiden Händen den Bauch kneipen und reiben und brav dabei seufzen: wenn dann das natürliche Leben nicht gar zu hartnäckig war, so ging es nach und nach in den Tod über, und so wie das geschehen war, so begann das Auf- und Absteigen des neugebornen göttlichen Lebens. Nun war man vollkommen: das Bauchreiben und Knei-

pen, welches sonst öfters wiederholt werden mußte, hatte dann ein Ende: nun durfte man aber auch nicht mehr arbeiten, nicht mehr für die leibliche Nahrung sorgen, sondern man mußte ganz allein aus dem Glauben leben, und wenn man selbst nichts mehr hatte, so mußte man Hunger leiden oder Kräuter und Wurzeln essen und nackend gehen, auch selbst so lang man am Bauchreiben war: kurz, sobald man sich unter Pollins Leitung begab, sobald hörte das Arbeiten auf! Da gab's nun lauter Müssiggänger und gar wunderliche Phantasten!

Zu H . . . trat Pollin also auch auf, und dieser war wohl einer der ersten Oerter, wo er öffentlich wirkte; es ist nicht wohl zu begreifen, wie Leute mit gesundem Menschenverstand eine solche ganze närrische Sekte dulden, geschweige sich zu derselben bekennen konnten, und doch weiß ich Männer von Stand, Charakter und Gelehrsamkeit und dazu noch sehr brave verständige Leute, die von ganzem Herzen sich an den warmen Ofen setzten und sich ihren Unterleib nach Herzenslust zerarbeiteten und dazu seufzen konnten. Zu H . . . machte Pollin viele Anhänger, denn der allgemeine Hang, das Ende der Welt, oder das tausendjährige Reich, und mit ihm die erste Auferstehung sey nahe vor der Thür, bestimmte alle, denen an ihrer Seligkeit etwas gelegen war, ihre Lampen mit Oel zu versehen. Dieß geschah nun, je nachdem sich einer von dem Oel und der Lampe einen Begriff machte; der rechtschaffene wahre Christ, der den Sinn des Evangeliums kannte, wußte wohl, daß Christus durch das Licht leuchten lassen, mithin durch Lampe, Licht und Oel nichts anders verstände, als Seele, thätiges Leben durch die Liebe im Glauben; die Seele ist die Lampe, das Oel ist der wahre Glaube an Christum und an sein

Evangelium, und das Licht ist der menschenliebende Wandel, indem der Glaube den Christen bestimmt, aus Liebe zu Gott so viel Gutes in der Welt zu thun und zu stiften, als nur möglich ist. Die thörichten Jungfrauen sind also ganz natürlich diejenigen, welche an Christum zwar geglaubt haben, oder welche dem Namen nach Christen sind, denn sind sie Jungfrauen, aber das Oel des Glaubens fehlt ihnen, mithin auch das Licht des liebethätigen Lebens. Pollins Begriff von der Lampe, Oel und Licht war ganz anders: die Lampe war ihm der — Gott verzeih mir meine Sünde! — der Bauch: das Oel das göttliche Leben und das Licht, — nun was weiß ich, was er für einen verworrenen magischen Begriff davon hatte; ich habe wenigstens niemals etwas von allem, was man mir darüber sagte, begreifen können.

Dietrich Theobald, seine Frau und nunmehr auch ihr Sohn Samuel traten ganz in Pollins Bündniß, sie glaubten alle drei steif und fest, daß er den rechten Weg zeige, zur Erstgeburt zu gelangen. Ob Samuel auch das Bauchreiben angefangen habe? denn von seinen Eltern ist gar keine Frage; o ja! und so läppisch auch die Sache herauskommt, so begreiflich ist es, daß auch mehr belesene und aufgeklärte Köpfe leicht dazu gelangen konnten.

Alle dergleichen Abirrungen des menschlichen Verstandes sind sehr möglich, weil die Lehre von der menschlichen Seele ganz und gar vernachläßigt wird, denn was wir in der Philosophie Seelenlehre nennen und was in den Schulen davon gelehrt wird, das ist nicht einmal das wahre Schattenbild davon, geschweige das Original selbst! Da wir also unsern unsterblichen Geist und seine eigentliche Wirkungen

so wenig kennen, so nehmen wir gar leicht physische Kräfte des Körpers, die Veränderungen in der Seele hervorbringen, für göttliche oder doch für geistige Einwirkungen an, und betrügen uns oft jämmerlich. Wenn Würmer und verhaltene monatliche Reinigung eine höllischmarternde Furcht erzeugen können, man habe die Sünde in den heiligen Geist begangen, und dadurch zum Selbstmord führen, wie ich mehr als einmal erfahren habe; was kann da nicht durch andere noch subtilere Veränderungen in dem Körper geschehen? — Wer also zuviel auf Empfindung hält, der kann außerordentlich leicht irre geführt werden! Theobald war ein belesener Jüngling und schon mit einer ziemlichen Beurtheilungskraft versehen; indessen, wenn er sah, daß Pollins Bauchreiben andere, auch vernünftige und brave Leute, moralisch besser und frömmer machte, und noch dazu sehr erhabene süße Empfindungen und Vorstellungen erweckte, so dachte er über die Sache so wenig als andere philosophisch nach, er schloß so: wenn diese physische Bearbeitung des Körpers so auf die Seele wirkt, daß sie dadurch erhöht und zum Guten fähiger wird, so darf ich nicht darüber urtheilen, ich muß da meine Vernunft gefangen nehmen und die Mittel wählen, die mir die Erfahrung darbeut. Indessen bedachte Niemand, daß dergleichen Mittel fremdes Feuer sey, welches man, wie Nadab und Abihu, ungestraft nicht auf des Herrn Altar bringen dürfe. Er und seine Eltern hielten sich vier Wochen zu H . . . auf, täglich wurde Versammlung gehalten, und man kam endlich so weit, daß man den Geist Gottes in lauter blauen Flämmchen im Zimmer herum schwärmen und sich mit dem Odem in

die Leiber der Versammlungen hineinsenken sah! Jetzt war's aber auch hohe Zeit, daß der Sache Einhalt gethan wurde; denn ein großer Theil der Einwohner dieses Städtchen hörten auf, ihren Berufsgeschäften vorzustehen und fingen an, von Wegziehen nach dem gelobten Land und andern dergleichen Irrsalen zu träumen; kurz, der Geist des Fanatismus nahm so überhand, daß die Obrigkeit für nöthig fand, dem Unwesen zu steuern; Pollin wurde weggejagt, die Privatversammlungen verboten und ein jeder angewiesen, seiner Arbeit zu warten. —

Pollin zog also ab, ob er auch den Staub von den Füßen geschüttelt habe, das weiß ich nicht; er wurde nun auf eine geraume Zeit unsichtbar, und mir ist nicht bekannt, wo er sich über zwanzig Jahre lang aufgehalten hat, wir werden ihn aber nach die- Zeit wieder auf dem Schauplatz, und zwar noch schädlicher als je wirken sehen. Indessen sahen alle seine Anhänger dieß heilsame Verbot zu H... als eine Verfolgung um Christi willen an, die dortige Obrigkeit wurde mit zur babylonischen Hure und zum Antichrist gezählt u. s. w.; nach und nach verlosch der enthusiastische Eifer, und es blieben, wie allenthalben, einige einzelne rechtschaffene Menschen übrig, welche allmählig den fanatischen Sauerteig aus ihrem Wirkungskreis wegschafften und treue, stille Christen wurden.

Theobalds Eltern gingen nun auch nach Haus, er aber zog wieder nach Altdorf, um seine Studien fortzusetzen, denn Pollin verbot nicht die Vervollkommnung des Geistes und das Studiren, sondern nur körperliche Geschäfte. Hier setzte er nun seine Uebungen nach Pollins System eine Zeitlang fort, weil er aber die Folgen nicht empfand, die er ihm

versprochen hatte, sondern im Gegentheil Schmerzen im Unterleib und eine schwermüthige Empfindung spürte, so hörte er auf, den Unterleib zu reiben und begnügte sich blos mit seinen bisherigen gottseligen Betrachtungen und Bestreben, nach seiner Art Gott zu dienen; indessen hatte doch diese Reise eine noch nie empfundene Unruhe in ihm hervorgebracht, er fing an, auf die wahre Art und Weise Gott zu dienen, Ihn mit Sehnsucht zu suchen und der Wunsch, das eigentliche Reine und Unverfälschte der Religion kennen zu lernen, stieg unaufhörlich in seiner Seele auf; nun wäre der Weg, dazu zu gelangen, höchst leicht für ihn gewesen, wenn er nur die Bibel und vorzüglich das neue Testament mit unbefangenem Gemüth und so ganz einfältig nach seinem planen Wortverstand gelesen und betrachtet hätte; aber dazu war ihm durch seine mystische Erziehung die Thüre verriegelt worden, denn anstatt die Sprüche der Bibel so zu verstehen, wie sie da standen, suchte er immer mystische geheime Bedeutungen darinnen, die ihn mehr irre machten, als belehrten. Zu den Geistlichen — auch zu den frömmsten, seine Zuflucht zu nehmen, kam ihm nicht in den Sinn, denn von Jugend auf war ihm der größte Haß gegen alle äußere Kirchenverfassung eingeprägt worden; ein protestantischer Geistlicher und ein Pharisäer und Schriftgelehrter waren ihm gleichbedeutende Namen, daher irrte er herum, bald war er im strengsten Sinn mystisch, bald zweifelte er wieder an der Richtigkeit dieser Lehre, und bald war er — war er n i c h t s! Jedes Buch, das ihm in die Hand fiel und etwas scheinbar geschrieben war, überzeugte ihn und riß seine Seele zu sich, so daß er oft Wochen lang in einer Art von geistiger Betäubung still lag und nicht wußte, wohin

er sich wenden sollte; er betete auch oft recht ernstlich zu Gott, daß Er ihm doch den rechten Weg zeigen möchte; allein noch zur Zeit sah er keine Mittel dazu, und es schien, als wenn sein Gebet nicht erhört würde; dennoch studirte er fleißig fort, doch nach seiner Art, so daß er die Schulkenntnisse immer mit Enthusiastischem verwebte, und sich solchergestalt ein eigenes System nach seinem individuellen Geschmack bildete.

Seine Mitstudirenden hatten oft genug alle Mittel versucht, ihn in ihre Kameradschaft zu ziehen; allein das gelang ihnen nie, sie ließen ihn also gehen, und wegen seiner stillen Lebensart und weil er sich über nichts äußerte, so sah ihn Jedermann für einen einfältigen Menschen an, aus dem wohl nichts werden würde; man ließ ihn also gehen und dieß war ihm auch am liebsten.

So lebte er eine Zeitlang fort, ohne daß sich sein Herz an irgend Etwas anhing, es war ganz genau wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird; allein nun kam es mit ihm zu einem Zeitpunkte, wo es einen starken Magneten bekam, der es auf eine lange Zeit anzog und es in einen ganz neuen Wirkungskreis versetzte.

Theobald ging öfters in abgelegene Gegenden spazieren, wo er seinen enthusiastischen Betrachtungen ungestörter nachhängen konnte. An einem schönen Frühlingsnachmittag führte ihn sein Weg in ein Wiesenthälchen, wo die Stille, der angenehme Sonnenschein und die malerische Lage des Orts einen ganz sonderbaren, noch nie empfundenen Eindruck auf sein Gemüth machten; um die Wiese herum stand ein Wald mit hohen Bäumen, dessen Dunkel mit dem Hellgrün des Grases und den vielen Blumen einen

wunderschönen Kontrast machte; es ward ihm so innig wohl, daß er im eigentlichen Verstand des Worts hier herum lustwandelte; er empfand das so vielen Menschen Unnennbare! Sie fühlen etwas Beruhigendes, Erquickendes, ohne zu wissen, was es ist; wüßten sie's, so würden sie ehrfurchtsvoll den Schöpfer verherrlichen, es ist die Gegenwart Gottes in der schönen Natur! Für das sah es Theobald nicht an, sondern nach seiner Denkungsart war es ein Kuß der Weisheit in seinem innern Seelengrunde, dessen Ursache die Entfernung von der verdorbenen Welt war.

Indem er weiter ging, so entdeckte er oben am Ende halbgesehen eine Bauernhütte zwischen etlichen schön blühenden Obstbäumen, ein paar Kinder liefen halb nackend in der Wiese herum und pflückten Blumen; er ging fürbaß auf dieses Haus zu; als er dahin kam, so fand er zwei vornehm gekleidete Frauenzimmer, eine ältliche Dame von etwa vierzig und ein Mädchen von zwanzig Jahren nebst dem Bauern und seiner Frauen vertraulich vor der Thür unter einer Linde sitzen und Milch essen; alle Vier waren in einem sehr ernstlichen Gespräche begriffen, welches aber augenblicklich aufhörte, als sich Theobald ihnen näherte; er verstand jedoch aus dem Schluß ihrer Worte, daß sie vom Christenthum gesprochen hatten, und dieß erfreute ihn; er näherte sich höflich, lächelte und bat sie, fortzufahren, denn er sey auch ein Freund der Religion, und die Materie, von welcher er am liebsten redete.

Das ist uns etwas Neues und Erfreuliches, sagte die älteste Dame, denn wir sehen, daß Sie ein Student sind, und bei diesen Herrn ist Religionsliebe etwas sehr Seltenes.

„Da haben Sie ganz recht; doch ist keine Regel ohne Ausnahme, — ich bin von Jugend auf zur Religion erzogen und liebe sie über alles!“

Auf einmal wurden alle Viere zutraulich; auch das freie, fromme und schöne Ansehen des Jünglings brachte ihm sogleich alle Herzen näher, sie setzten also ihre fromme Unterhaltung fort; die junge Dame sprach aber sehr wenig, nur daß sie mit scharfem Blick, so wie es schien, in Theobalds Herz schaute; sie war von mittelmäßiger Schönheit, aber von schönem Wuchs, und der Charakter der Religion und der Tugend hatte ihre Züge zu einer unaussprechlichen Güte und Sanftmuth gestimmt. Theobald empfand im Augenblick, so wie er sie sahe, die Sympathie des Herzens; weil er aber von Jugend auf gewohnt war, seine Leidenschaften zu bemeistern, so legte er seinem Herzen alsofort den Zaum an, damit es nicht den so gefährlichen ersten Schritt zum Verlieben thun konnte. Es wurde nun noch allerhand gesprochen, das aber meine Leser wenig interessiren kann, und nach Verlauf einer Stunde hatte unser Jüngling die Ehre, an jedem Arme eines dieser würdigen Frauenzimmer nach Hause zu führen. Auf dem Wege erfuhr er, daß die Aeltere eine Wittwe war, die in Altdorf von ihren Interessen lebte und Frau Wiedin hieß. Die Jüngere war die Tochter eines Anspachischen Beamten, Namens Blond, und hielt sich bei dieser ihrer Tante auf.

Die Gespräche dieser beiden guten Seelen hatten Theobalden dergestalt eingenommen, daß er sich vor dem Thor ohne Schwermuth nicht von ihnen trennen konnte; in sofern hatte er auch Recht, denn er hatte vielleicht noch niemals solche reine und geläuterte Religionsbegriffe gehört und gesehen, als

diesen Nachmittag, denn beide Frauenzimmer waren eigentlich und im wahren Sinn des Worts Christen. So wie er nach Hause kam, dachte er über alles nach, was er diesen Nachmittag gehört hatte; alles kam ihm so zusammenhängend und so vernünftig vor, daß er von Grund der Seele wünschte, genauer mit den beiden Frauenzimmern bekannt zu werden und von ihnen zu lernen. Indessen schien ihm die Bekanntschaft zu erlangen, ein schwererer Posten zu seyn, denn er wußte, wie sehr einem honetten Frauenzimmer dran gelegen seyn müsse, allen Umgang junger Mannspersonen, und besonders der Akademisten, zu meiden, und wie sehr es auch ihm selbst verdacht werden würde, wenn er ein Haus, das von lauter Frauenspersonen bewohnt würde, besuchte. Doch konnte er endlich seinem Wunsch nicht mehr widerstehen; um aber nicht an der Thüre abgewiesen zu werden, so schrieb er folgendes Billetchen und schickte es durch seine Hausmagd hin:

„In unserm Erlöser hochzuverehrende Frauenzimmer!

Seitdem ich die Ehre gehabt habe, auf dem Spaziergange Ihnen meine Aufwartung zu machen, empfinde ich ein unaussprechliches Verlangen in mir, näher mit Ihnen beiderseits bekannt zu werden; Gott weiß, daß nicht der entfernteste Gedanke, nicht der leiseste Wunsch in meinem Herzen aufsteigt, der eine andere als christliche und lehrbegierige Ursache hat; mir ist auch die Vorsicht nicht fremd, welche jungen Frauenzimmern in Ansehung des andern Geschlechts so anständig ist, — allein diese Vorsicht ist wegen meiner ganz unnöthig, und in Absicht auf die Welt bedarfs nur einiger Behutsamkeit, damit sie nichts erfahre; erlauben Sie mir also einen Besuch und

bestimmen Sie mir beliebigst die Zeit, wenn ich Ihnen aufwarten soll. Ich bin mit wahrer Verehrung in der Gegenwart Gottes

Dero

ergebenst gehorsamster
Theobald."

Die Magd blieb ziemlich lange; endlich kam sie und brachte folgende Antwort:

„Meine Tante trägt mir auf, Ihnen Folgendes zu antworten: Sie haben uns auf jenem Spaziergange eine um so viel höhere Freude gemacht, als ein frommer Student eine seltene Erscheinung ist; zugleich wissen wir auch wohl, daß die besten Waffen eines Mädchenherzens nächst einem brünstigen Gebet um Bewahrung die sorgfältige Vermeidung alles unnöthigen Umgangs mit Ihrem Geschlecht ist; da Sie aber Belehrung und Erbauung wünschen und in diesem Stück Zutrauen zu uns haben, so glauben wir, es sey eine größere Pflicht im Vertrauen auf Gott, Ihnen Ihren Wunsch zu gewähren, als aus allzugroßer Aengstlichkeit eine Gefahr zu scheuen, deren Abwendung nächst Gott doch noch immer in unserer Gewalt bleibt. Wir werden also beide nächsten Samstag Nachmittag wieder unsern Spaziergang nach dem bewußten Ort vornehmen, wo Sie uns beide antreffen können. Wir sind beide mit wahrer christlicher Freundschaft

Ihre

ergebenste Dienerin
Namens meiner Tante und mir,
Susanna Theodore Blondin."

Gott! wie so sehr zu bedauern ist es, daß auch die alleredelsten Gemüther die feinen Fallstricke so

schwer vermeiden können, die ihnen auf ihrem Wege durch diese Welt alle Augenblicke vor den Füßen liegen! Sannchen war wahrlich ein vortreffliches Mädchen und ganz gewiß nichts weniger als wollüstig; ihr Herz dachte auch — wenigstens ihr Kopf dachte auch an keine Liebe zu Theobalden, sie meinte es vollkommen gut und eben so auch ihre Tante, und doch gerieth sie in einen sehr schweren Kampf, der ihr fast das Leben gekostet hätte und der sehr wichtige Folgen auf die Zukunft für sie hatte.

Wer die Sache nur so obenhin betrachtet, der kann sich freilich oft nicht in solche Wege der Vorsehung finden und warum sie bei den besten Menschen solche Versuchungen zulasse; geht man aber ins Heiligthum und erforscht die Sache bis auf ihren Mittelpunkt, so sieht man gar oft, daß eben solche Schicksale diesem oder jenem Charakter nothwendig waren, um ihn gegen größeres Verderben und Unglück zu sichern. Wer obigen Brief von Sannchen genau betrachtet, der findet in den Worten: da sie aber Belehrung und Erbauung wünschen u. s. w. schon einen geheimen Stolz, den das gute Mädchen so wenig als die Tante bemerkte, und der ganz gewiß, ohne die darauf folgende schwere Probe, zum allergräulichsten und unheilbarsten Pharisäismus ausgeschlagen seyn würde; durch den Gang und Wendung aber, die die Sache nahm, kam sie endlich in die höchst selige und so nothwendige Geistesarmuth.

Hier, Freund! der du mich letzthin einmal fragtest, was es heiße: „geistlich arm" seyn? Hier hast du die Erklärung, es heißt: empfinden, daß es uns an Verstand und Herz noch mangele, daß man noch ganz arm an Kenntnissen

und an der Liebe zu Gott und dem Nächsten seye.

Theobald konnte kaum den Samstag Nachmittag erwarten, so freute er sich auf die Unterredung mit den Frauenzimmern; er flog gleichsam hin zu dem Bauern und erwartete dort seine neue Freundinnen mit Ungeduld, die sich auch nicht säumten und bald ankamen. Nach einigen Gesprächen, wodurch sie sich alle Drei näher bekannt machten und in welchem auch Theobald seine ganze Geschichte und Erziehung kurz erzählte, knüpfte Susanne eine Unterredung an, die ich ihrer Wichtigkeit wegen hier ganz einrücken will; man wird daraus erkennen lernen, welch' einen unvergleichlichen Verstand dieses junge Frauenzimmer gehabt habe.

Sie haben, fing sie zu Theobalden an, in Ihrem Briefe an uns Belehrung gewünscht, in welchem Stück wollen Sie belehrt seyn, entdecken Sie uns Ihr Herz.

„Ich möchte gern ganz genau und gewiß wissen, welches der wahre Weg zur Seligkeit ist, der Eine lehrt ihn so, der Andere anders; wer mag unter so Vielen Recht haben?"

Das ist eine sonderbare Frage! Niemand hat Recht, als Christus und seine Apostel, und alle, die so lehren, wie sie.

„Das ist wohl wahr, aber wer versteht denn so ganz alles, was Christus und seine Apostel gelehrt haben?"

Alles braucht man auch nicht zu verstehen, sondern nur so viel, als zur Seligkeit nöthig ist, das ist aber auch so deutlich, daß es Jeder, auch der allereinfältigste Bauer, verstehen kann; alle andere Sprüche

lernt man nach und nach kennen, so wie man an Weisheit und Erkenntniß wächst.

„So sagen Sie mir denn doch kurz und deutlich, wie muß ich's machen, daß ich ein wahrer Christ werde? Man hat mich gelehrt, mich selbst zu verläugnen, alle meine liebsten Lüste und Begierden zu tödten und zu kreuzigen, beständig in der Gegenwart Gottes zu wandeln und unaufhörlich in einem betenden Zustande zu stehen."

Das ist ja auch ganz recht, thue das, so wirst du leben.

„Ja, aber das wird mir so sauer!"

Sauer? — wie so? vielleicht haben Sie es nicht recht angefangen?

„Ich wollte alles verläugnen, was nicht zur Nothdurft des Lebens gehörte, denn man sagte mir, alles übrige sey sündlich; je weiter ich nun in dieser Verläugnung ginge, je mehr forderte mein Gewissen von mir; hätte ich nun diesem folgen wollen, so wäre mir am Ende nichts übrig geblieben, als trocken Brod zu essen, pur Wasser zu trinken und ein Tuch um mich zu hängen, meine Blöße zu decken und mich gegen die Kälte zu schützen, ich mußte also wieder umkehren, denn so weit konnte ich nicht gehen, ferner —"

Halt! wir wollen diese Art der Verläugnung einmal näher beleuchten. Von dem Allem sagen Christus und seine Apostel kein einziges Wort; nur das sollen wir verläugnen, was unsere Leibes- und Seelenkräfte schwächt, was ihre Wirksamkeit zum Guten hindert. Z. B. wenn wir zu viel essen, so wird der Körper träg und unthätig, auch wohl zu Krankheiten geneigt, — das müssen Sie ja als Mediziner besser wissen, als ich; wenn

wir zuviel starke Getränke trinken, so werden wir muthwillig und geil; daher sagt ja der Apostel: Warte des Leibes, gib ihm alles, was ihm nützlich und zuträglich ist, doch so, daß er nicht geil werde, daß die körperlichen Kräfte die Kräfte der Seele nicht schwächen und übertäuben, und man also den viehischen Lüsten nicht Widerstand thun könne. Ich will Ihnen da einen guten Rath geben: essen und trinken Sie ruhig, was man Ihnen vorsetzt, spüren Sie, daß der Magen nichts mehr verlangt, so hören Sie auf. Wer nun ein wenig aufmerksam ist, der kann gar leicht unterscheiden, ob unser Appetit zu einer Speise Hunger oder Lüsternheit ist. Hunger und Lüsternheit zu Speisen, die Gottes Güte uns gegeben hat, lassen sich nicht trennen, und in diesem Fall ist die Lust erlaubt; aber Lüsternheit ohne Hunger und Durst soll und muß verläugnet werden.

„Sollen Sie wohl Recht haben? aber wie soll ich mich in den Kleidern verhalten?"

Dazu haben Sie zwei Regeln, die erste ist: Kleiden Sie sich, wie die ehrbare Klasse Ihres Standes; gehen Sie weiter vorwärts in der Mode, so zeigt das an, daß Ihre Seele die Pracht liebt, und das ist sündlich; bleiben Sie weiter zurück, so wollen Sie sich dadurch auszeichnen als ein Mensch, der alle Seinesgleichen an Heiligkeit übertreffen will; — eben diese äußere Heiligkeit strafte Christus so ernstlich an den Pharisäern. Die zweite Regel ist diese: Kleiden Sie sich nun auch, wie es Ihr Einkommen erlaubet.

„Auf diese Weise ist ja die Selbstverläugnung gar leicht."

Ei! glauben Sie denn, daß Christus Unrecht habe, wenn Er sagt: Mein Joch ist sanft und

meine Last ist leicht? — Indessen findet man doch in dieser Schule noch genug zu leiden.

„Gott! Mademoiselle! wüßte ich nur, ob Sie Recht haben!“

Das können Sie leicht erfahren, lesen Sie nur die Bibel so einfältig und unpartheiisch, wie ein anderes Buch, ohne mehr darinnen zu suchen, als darinnen ist, so versichere ich Ihnen, Sie werden die Sache nicht anders finden; ich hab' eben so gegrübelt, als Sie, aber ich gerieth mit den größten Männern unserer Zeit, mit H.... in D...., mit H.... in B.... und mit T.... in Z.... in Briefwechsel, und alles, was ich Ihnen da sage, ist nichts anders, als ein Auszug aus ihren Briefen.

„Sollten denn alle die mystischen Lehrer, so viele vortreffliche Männer und heilige Frauen, die doch die Bibel anders erklären, Unrecht haben?“

Herr Theobald! Gott bewahre seine ganze Christenheit in Gnaden, daß Sie Recht haben, sonst wird's übel aussehen; denn erstlich, wenn Sie Recht haben, so ist die Bibel dem größten Theil der Menschen, die lesen können und einen gesunden Verstand haben, doch ganz unverständlich, das heißt mit andern Worten: Christus und seine Apostel haben den Narren mit der Menschheit gehabt, weil sie die Sache weit anders verstehen, als sie sich ausdrücken; und zweitens, wenn sie Recht haben, bedenken Sie dann nur, wie wenig Menschen sind mystische Christen und wie wenige werden alsdann selig? Indessen halte ich doch immer sehr viel auf jene mystische Schriftsteller, sie waren sehr gute Menschen, und aus Liebe zu Gott trieben sie die Sache so weit. Lesen Sie die Bibel, nehmen Sie die Worte in ihrem natürlichen Verstande

und thun Sie dann einfältig, was Ihnen da befohlen wird.

„Was halten Sie aber vom Wandel in der Gegenwart Gottes?"

Ei! was die Bibel davon hält; sagen Sie mir, was Sie dadurch verstehen?

„Ich verstehe durch den Wandel in der Gegenwart Gottes das immerwährende Bestreben, nichts zu denken, sondern alle Gedanken und Wirkungen still ruhen und vor Gott sinken zu lassen, damit Er allein in mir wirken könne."

Sehen Sie, das ist auch wieder Mißverstand und ganz überspannt, auf die Weise handeln Sie gerad dem Wort Gottes entgegen, ja, die streitet ganz wider den Zweck der Natur; unsere Seele soll mit ihrem Denken, Dichten und Trachten zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschen wirksam seyn. Ich will Ihnen besser sagen, was es heiße, in der Gegenwart Gottes wandeln; Sie müssen immer beständig wachsam auf Ihre Gedanken, Worte und Werke seyn; alles, was Sie denken, das müssen Sie prüfen, ob es dem Willen Gottes gemäß ist? ob der Gedanke, den Sie da haben, Gott gefallen kann? alle Ihre Worte müssen Sie erst abwägen, ehe Sie sie aussprechen, — ob Sie sie auch sagen würden, wenn der Herr Christus da gegenwärtig vor Ihnen stände, und eben so müssen Sie auch alle Ihre Handlungen, ehe Sie sie ausführen, untersuchen, ob sie auch Christus, wenn Er an Ihrer Stelle gewesen wäre, würde ausgeführt haben? Sehen Sie, das heiß' ich in der Gegenwart Gottes wandeln. Ei! das Wort zeigt es ja deutlich genug: wir wollen uns immer so aufführen, wie wir uns

aufführen würden, wenn Christus immer sichtbar um uns wäre.

„Das alles kommt mir wirklich sehr wahrscheinlich vor, aber dann ist's gar nicht schwer, ein Christ zu seyn; wie verstehen Sie denn das Beten ohne Unterlaß?"

Das ist mit dem Wandel in der Gegenwart Gottes unzertrennlich verknüpft: indem ich mir Gott beständig gegenwärtig vorstelle und so vor Ihm wandle, so bin ich auch immer mit Ehrfurcht gegen Ihn erfüllt; ich weiß, daß ich keinen Schritt vor mich in die Zukunft sehe und daß also meine Vernunft nicht hinlänglich ist, immer das Beste zu wählen, was ich thun und was ich leiden soll, daher begleite ich jeden Gedanken, jedes Wort und jede Handlung mit einem brünstigen Wunsch im Innersten meiner Seele, um die beste Leitung der ewigen Liebe zur Ehre Gottes, zum Wohl meiner und meiner Mitmenschen, und dieß immerwährende Anhangen an Gott und seiner Hülfe ist das immerwährende Gebet.

„Das alles kommt mir so wahrscheinlich und so vernünftig vor, wenn ich nur gewiß wüßte, ob alles richtig ist? — Denn mir ist so bang, es möchte Vernünftelei seyn, die mich irre führen könnte."

Sie können unmöglich irren, wenn Sie das neue Testament so erklären, wie es der Buchstabe und der Zusammenhang der Wahrheit mit sich bringt. Mein Gott! wem wollen Sie anders glauben, als Christo und seinen Aposteln, und wie können Sie ihre Worte anders verstehen, als es der Ausdruck mit sich bringt? Sonst wären sie ja umsonst und für nichts geredet und geschrieben worden! Ihre Erziehung hat die mystischen Vorurtheile so tief in Ihre Nerven verwebt, daß Sie sich anders nicht als mit Aengstlichkeit herauswenden

können, aber Sie müssen es thun, sonst scheitern Sie und können noch leicht Schiffbruch am Glauben leiden!

„Wohlan, ich will's wagen und Ihnen folgen, Gott wird mir seinen Segen dazu geben!"

Das wird Er, seyen Sie nur ruhig und nicht ängstlich in Ihrem Christenthum.

So unterredete sich Theobald mit seiner neuen Freundin; nur das Wesentliche des Gesprächs habe ich aus seinem Tagebuch mitgetheilt, es ist da noch weitläuftiger. Wer allenfalls zweifelt, ob ein Mädchen, wie Sannchen, von 20 Jahren so viel Verstand und Einsicht haben und so reden könne, der wisse, daß ich Sannchen kenne und noch weit tiefsinnigere und gründlichere Gespräche und Briefe von ihr gehört und gelesen habe.

Theobald führte die Frauenzimmer nach Haus und es wurde auf den folgenden Samstag wiederum eine Zusammenkunft an dem nämlichen Orte verabredet. So wie der gute Jüngling sich auf seiner Kammer in der Einsamkeit befand, so fühlte er ein quälendes, noch nie empfundenes Etwas in seiner Seele; und als er sich recht prüfte, so fand er, daß es Liebe zu Sannchen war, aber eine so reine Liebe, so daß ihm däuchte, seine Sinnlichkeit könne nicht den entferntesten Antheil daran haben; so geht's gemeiniglich mit der Sympathie zwischen zweien tugendhaften Herzen, und doch findet man sein Lebtage nicht, daß sich Mann und Mann oder Weib und Weib so lieben, — es muß doch tief in der Seele immer ein Grund verborgen liegen, der nichts anders als der Geschlechtstrieb ist; nichts beweist das deutlicher, als daß allemal die Sehnsucht dieser Liebe auf eine Heirath zielt.

Theobald war im Grunde nichts weniger, als ein Heuchler, er verbarg sich nichts, was er in sich fand; als er daher den Wunsch merkte, Sannchen zu heirathen, so hatte er weiter nichts dagegen, und er nahm sich wirklich vor, sie bei erster Gelegenheit zu prüfen; fände er, daß sie Neigung zu ihm hätte, so wollte er sich mit ihr verloben und sie auch heirathen, sobald er sie würde ernähren können. Was geschah? —

Ein paar Tage darauf kam die Magd der Frau Wiedin am Abend in der Dämmerung und bat ihn, ihre Frau und Jungfer zu besuchen, denn die Jungfer sey auf einmal sehr krank geworden. Theobald erschrack heftig und doch empfand er zugleich ein inniges Vergnügen, weil er jetzt nicht nur seinen geliebten Gegenstand sehen und sprechen, sondern sogar noch von ihr dazu aufgefordert würde; seine heißesten Wünsche fingen alsobald an, für Sannchen gen Himmel zu steigen. Er eilte zum Hause der Frau Wiedin, die ihn mit Thränen in den Augen empfing und ihm Folgendes erzählte:

Die Jungfer Blondin war seit dem letzten Spaziergang sehr still und immer in sich selbst gekehrt; die Tante fragte sie öfters, warum sie so tiefsinnig sey, sie wußte aber keine Ursache davon anzugeben. Gestern Abend war sie gesund und munter zu Bette gegangen, diesen Morgen aber stand sie nicht wie gewöhnlich zu ihrer Zeit auf; das befremdete die Frau Wiedin, sie schlich auf den Zehen auf ihr Schlafzimmer und fand sie ruhig und sanft schlafen, sie ging also wieder herab und ließ sich den Kaffee bringen; nachdem sie diesen getrunken hatte, so kam die Magd hereingelaufen und erzählte ängstlich, daß

die Jungfer so sehr jammerte und weinte. Beide liesen zu ihr an's Bette und fanden sie auf den Knieen sitzen, kläglich weinen und wehklagen. Die Tante fragte sie, was ihr fehle? Ach! sagte sie, ihr Menschen bekehrt euch doch, die Gerichte Gottes sind vor der Thür und bald wird der Bräutigam kommen, wehe dem, der seine Lampe nicht geschmückt hat! Beide gaben sich alle Mühe, sie zurechtzubringen, denn sie war nicht bei sich selbst und sie meinte immer, sie sey nicht auf dem Bette, sondern auf der Straße.

Nach ungefähr einer Stunde besann sie sich; nun kannte sie ihre Tante, und jetzt wußte sie, daß sie auf ihrem Bette war. Sie erzählte, sie habe einen sehr merkwürdigen Traum gehabt: sie träumte, sie wäre vor dem Hause auf der Straße und sähe den Himmel, so, als wenn er von Morgen gegen Abend gespalten wäre; gegen Morgen hin erblickte sie ein unzählbares Heer Menschen in weißen Kleidern, die alle Harfen in den Händen hatten und darauf spielten; mitten unter ihnen sahe sie Christum eine Kopfslänge über alle hervorragen und seine Majestät war unaussprechlich. Er sahe sie freundlich an, winkte ihr und sagte: Folge mir nach! Sie fiel auf ihre Kniee und rief: Herr Jesus, zeuch mich dir nach, so will ich dir folgen! Indem kehrte sie sich gegen Abend hin und dort entdeckte sie mit Schrecken das ganze Heer verdammter Seelen und mitten zwischen ihnen den Satan in schrecklicher Gestalt; dieser rief ihr zu: Mache dir nur keine Rechnung auf die Seligkeit, denn du hast mir bisher gedienet und du bist mein; mit größter Angst wendete sie sich zu Christo und rief: Herr, erbarme dich mein! Darauf reckte Er seine Hand gegen den

Satan und die Hölle aus und sagte mit starker Stimme: „Diese Seele ist mein, denn ich habe sie mit meinem Blute erkauft!“ Nun verschwand alles nach und nach, und sie erwachte. Sannchen wurde auf diesen Traum krank, denn sie hatte ein starkes Fieber, ihr Gemüth war sehr darniedergeschlagen und ihre Seele mit dem Traum ganz angefüllt.

Das alles erzählte die Frau Wiedin Theobalden; beide erstaunten, denn sie sahen den Traum durchaus für göttlich an und glaubten, es würden noch viele merkwürdige Dinge mit ihr vorgehen. Theobald freute sich schon voraus auf alles, was er noch Gutes von ihr sehen und hören würde. Sie führte ihn nun hinauf zu der Kranken, diese empfing ihn mit der größten Freundlichkeit und sagte: „Ich armer Wurm, ich sündhaftes Geschöpf bin nicht werth, daß mich ein solcher Mann besucht!“ Theobald wurde darüber tief gebeugt, denn er hielt diese Demuth für den höchsten Grad der Heiligkeit, er küßte ihr also die Hand, und demüthigte sich noch mehr vor ihr.

Ich gerathe hier nach der Ordnung meiner Geschichte an eine Materie, die in vieler Rücksicht außerordentlich kritisch für mich ist; der Ungläubige, der Freigeist und der Christ nach der Mode, denn alle drei sind in meinen Augen sehr nahe Verwandte, wird das Maul rümpfen und sagen: Mein Gott! — oder ich weiß beim T..... nicht, wie der Stilling dazu kommt, so unbedeutende, so wenig unterhaltende und sogar nicht lehrreiche Sächelchen zu erzählen! Höre, du Unglücklicher! der du so etwas sagst, wisse erstlich, daß es noch zehnmal mehr Menschen gibt (Gott Lob und Dank! daß ich dir's mit Wahrheit sagen kann), denen diese Sächelchen im

höchsten Grad lehrreich sind, hab' nur Geduld, ich werde dir auch zu seiner Zeit noch Sächelchen erzählen, die dir in die Ohren gellen sollen, wenn du nur nicht taub bist.

Hingegen der große Haufen wohlmeinender, frommer guter Menschen werden hier für mich zittern und sagen: Wenn nur der gute liebe Mann nicht so weit ginge! Solche Sachen sind von der äußersten Wichtigkeit, denn alles Gute kommt vom Geist Gottes; da nun dergleichen Dinge gut sind, so kommen sie ja auch vom Geist Gottes, und darüber zu kritisiren, das ist sehr gefährlich.

Hört, lieben Brüder und Schwestern! die ihr so denkt oder sprecht, ich will euch etwas sagen: Gott hat uns seinen Willen vollkommen in seinem Wort offenbart, wir haben Mosen und die Propheten, Christum und die Apostel; an dem, was sie uns hinterlassen haben, finden wir genug zu unserer Seligkeit; alle außerordentliche Erscheinungen, Träume und Entzückungen gehören nicht zu den ordentlichen Mitteln, derer sich Gott zu unserer Belehrung bedient; indessen so lange solche Menschen nichts anders sagen, als was mit dem Worte Gottes und der Vernunft übereinkommt, so lang verehre ich auch die Wahrheit in diesem Kleide; halte aber immer die Art, wie sie sich da offenbart, nicht für die ächte, denn ich habe fast allemal gefunden, daß die ganze Sache ein sehr gefährliches Ende genommen hat, wie der Verfolg dieser Geschichte meine Leser noch zu ihrem höchsten Erstaunen belehren wird. Endlich glaube ich, die Erzählung der genauesten Umstände einer solchen Krankheit, denn nichts anders ist die ganze Sache, sey dem Mann, der den Menschen, und besonders die Seele, studirt, von äußerster Wich-

tigkeit; kurz und gut, ihr Leute! ich kehre mich an nichts und erzähle fort.

Sannchen ließ sich allerhand Bücher auf den Nachttisch vor's Bett tragen und schlug bald dieses, bald jenes auf; besonders beschäftigte sie sich mit Liedern, zuweilen las sie auch im neuen Testament, aber niemals viel, sondern nur einzelne Sprüche. Es war erstaunlich, wie treffend und auf alle Umstände passend alles war, was sie aufschlug; zudem sprach sie mit solchem Verstande und Erleuchtung über alles, daß sowohl die Tante als Theobald erstaunten, die so voller Ehrfurcht da saßen, als wenn der heilige Geist in so reichem Maaß, wie am ersten Pfingsttag über die Apostel, auf Sannchen gekommen wäre; sie selbst glaubte, daß alles, was in ihr vorginge, lauter Werke Gottes seyen; das war ihr aber auch nicht zu verdenken, denn wer begreift alle Wirkungen, die durch die Seele möglich sind? und wie leicht ist's dann, solche außerordentliche und zugleich gute Dinge der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit zuzuschreiben? Besonders war alles, was sie für Theobald aufschlug oder in Rücksicht auf ihn sagte, vortrefflich tröstlich und sehr vielversprechend. Da er nun alles, was sie sagte, für Eingebung des heiligen Geistes hielt, so wurde er über das alles so begeistert und mit solcher Kraft angethan, daß er den Tod für die Religion auszustehen für etwas sehr Geringes hielt; er fing zugleich an, große Dinge von sich selbst zu ahnen, daß er ein großes Werkzeug Gottes in der Welt werden würde u. s. w. Merkwürdig war's auch, daß Sannchen öfters auf eine Vereinigung ihrer beider anspielte und die allertreffendsten Aufschläge in Bogatzky's Schatzkästchen, in der Bibel und in den Gesangbüchern that; dieß al-

les hatte die heftigste Wirkung sowohl auf den Theobald, als auf die Tante, — alle drei ahneten, es sey der Wille Gottes, daß sich die beide heiratheten, — keins aber sagte ein einziges Wörtchen davon. Das Sprüch- und Verseaufschlagen, Reden und Weissagen dauerte ungefähr acht Tage fort. Theobald besuchte sie alle Abende und verschrieb ihr auch öfters etwas zur Stärkung; es fehlte ihr eigentlich nichts und doch war sie so matt, daß sie nicht außer dem Bette seyn konnte, und dann bekam sie alle Abende ein Fieber, dessen Ursache aber ganz unergründlich war.

Nach acht oder zehn Tagen aber zeigte sich ihr Zustand wieder in ganz einer neuen Gestalt; sie gerieth auf einmal in eine Erstarrung des ganzen Körpers, so daß alle Glieder ganz steif waren; sie lag auf dem Rücken und hatte die Hände auf der Brust gefalten, dabei sahe sie ganz starr in die Höhe und machte eine sehr ernste Miene; keine Art von Ermunterung konnte sie zu sich selbst bringen. Alsbald wurde Theobald zu ihr gerufen; er fand sie so daliegen, er setzte sich still an's Bett hin und beobachtete sie; die Tante war auch zugegen; nach einer Weile reckte sie die rechte Hand aus, lächelte und rief: Wohlauf, der Bräutigam kömmt, steht auf, die Lampen nehmt, Hallelujah! macht euch bereit zu der Hochzeit, ihr müsset ihm entgegen gehen. — Da ist Er, der Herr, wie helle glänzen seine Wunden, nun werden Ihn sehen, die Ihn gestochen haben — nun werden heulen alle Geschlechte der Erden! u. s. w. Ueber eine Weile fing sie an zu zittern und zu zagen. Ach Gott! rief sie, wie schrecklich ist der jüngste Tag, wie fürchterlich das letzte Gericht! Siehe, der Herr kommt mit viel tausend Heiligen, Gericht zu

halten über alle u. s. w. Die Angst ging immer weiter, so daß sie sich endlich im Bett aufrichtete, und der kalte Schweiß floß über ihre Wange herab; noch immer aber war sie nicht bei sich selbst, doch erzählte sie den Umstehenden, die sie für Vater und Mutter ansahe, alles, was sie gesehen und gehört hatte. Das war nun erschrecklich, ihre Erzählung war so pathetisch, so wohl gesetzt und so dramatisch, daß man darüber erstaunen mußte; sie redete darnach vollkommen vernünftig von allen Dingen; das ließ sie sich aber nicht ausreden, daß nicht die Tante ihre Mutter und Theobald ihr Vater sey, sie sprach auch mit ihnen ganz im Ton eines Kindes; da nun alles, was sie sagte, als von Gott eingegeben angesehen wurde, so ahnete man auch etwas Prophetisches darinnen, ob man's gleich nicht auszulegen wußte.

Von diesem Zeitpunkt an gerieth sie alle Tage um die nämliche Stunde in eine Entzückung, so daß sie ganz außer sich kam; wenn sie fühlte, daß sie dieser Zustand anwandeln wollte, so legte sie sich auf den Rücken, bereitete die Bettdecke über ihrer Brust her, faltete die Hände auf derselben und schaute in die Höhe. Bald darauf sahe sie Christum vor sich am Kreuz hangen; sie fing dann Gespräche mit Ihm an, die sehr zusammenhängend waren, und oft konnte man aus ihren Antworten alles schließen, was mit ihr geredet wurde.

Du war nun, nach Theobalds und der Tante festen Ueberzeugnng, die Prophetin fertig; sie wurde als eine heilige Person angesehen; er schrieb alle ihre Worte zu dem Ende auf, um sie drucken zu lassen, und schätzte sich glücklich, zu einem so heiligen Amt gebraucht zu werden, denn sie forderte ihn freiwillig dazu auf. Da auch Sannchen alle Abende

die Entzückung bekam, so konnte Theobald einer jeden beiwohnen, ohne etwas zu versäumen; er kam aber auch allemal hin, denn er hätte lieber alle Collegia ihren Gang gehen lassen, als nur Eine Entzückung zu versäumen.

Einstmals, nachdem dieser Umstand etwa vierzehn Tage gedauert hatte, so war die Entzückung viel feierlicher, als jemals; Theobald und die Tante erwarteten daher etwas Großes; als sie vorbei war, so sagte Sannchen: bleiben Sie beide diese Nacht bei mir, denn der Herr Jesus wird mich wieder besuchen und mir etwas sehr Wichtiges sagen. Mit Freuden entschlossen sich beide zu wachen; der ganze Abend bis gegen 1 Uhr nach Mitternacht wurde mit lauter erbaulichen Gesprächen zugebracht; nun aber fing Sannchen an, sie wolle ein wenig ruhen, die Tante möchte doch so gütig seyn und ein wenig Kaffee während der Zeit machen, sie selbst habe Lust, ein Schälchen mitzutrinken. Die Tante that das sehr gerne; als sie kaum eine halbe Viertelstunde weg war und Theobald still vor dem Bett gesessen hatte, so hörte er sie sich sehr verwundern und mit Erstaunen sagen: ach, Herr Jesus! ist das wahr, ach Herr! dein Wille geschehe! — mein Gott! was ist das, mein Gott und mein alles! — u. s. w. Er riß den Vorhang von einander und sagte: was ist's, Mademoiselle! was ist geschehen? Sie sah ihn bedenklich an und antwortete: Herr Theobald! da hat mir der Herr Jesus etwas sehr Wichtiges gesagt, ich darf aber nichts davon entdecken bis zu seiner Zeit! — In dem Augenblick empfand er eine Rührung in seiner Seele und eine tiefe Ueberzeugung, daß es nichts anders sey, als daß sie beide sich heirathen sollten; so wie er das fühlte, so sagte er lä-

chelnd: Mademoiselle, ich weiß es, was Ihnen der Herr Jesus gesagt hat.

„Wissen Sie's?"

Ja, ich weiß es, wir sollen uns heirathen, hier ist meine Hand!

„Ja, das ist der Wille Gottes, — der Herr Jesus hat mir gesagt, wir sollten uns heirathen." Mit diesen Worten schlugen sie ihre Hände in einander und versprachen vor Gott, sich zu heirathen.

Leser! ich bitte mit dem Urtheile noch etwas einzuhalten, ich erzähle gewisse Wahrheiten, in sofern du Erfahrung in der Physik und N. B. auch in der Religion hast, in sofern hast du ein Wörtchen dazu zu sagen; sonst aber bitte ich dich, noch ein wenig zu warten, denn bald wird dir ein Mann den Knoten lösen, der beides in einem hohen Grad hatte. Kaum war das alles vorüber, so erschien die Tante mit dem Kaffee; sie war ganz heiter und sagte, indem sie das Geschirr auf den Nachttisch setzte: nun, hat sie denn ein wenig geruht, Jungfer Base? Nein! antwortete die Kranke, aber sonst ist etwas sehr Wichtiges vorgegangen, der Herr Jesus erschien mir wieder am Kreuz und befahl mir, den Herrn Theobald zu seiner Zeit zu heirathen; ich wunderte mich sehr darüber, und ohne daß ich ein Wörtchen habe blicken lassen, so hat doch der Geist Gottes zu gleicher Zeit das Nämliche dem Herrn Theobald in den Sinn gegeben, er sagte mir's, ehe ich ihm etwas sagte, und wir haben uns so eben zusammen versprochen.

Die Tante schlug ihre Hände zusammen vor Verwunderung und über dem Kaffeetrinken mußten ihr beide alles mit den kleinsten Umständen erzählen. Sie hatte nichts einzuwenden, sie sagte, ihr schickt euch

für einander, jetzt seyd aber auch so klug und haltet alles höchst geheim, mein Schwager Blond ist ein recht braver Mann, aber von solchen Sachen hat er keine Kenntnisse; wenn er nun hörte, daß sich seine Tochter mit einem Studenten versprochen hätte, so würde er alles umstoßen und euch viele Leiden machen; wenn aber Herr Theobald einmal ausstudirt hat und sein Brod erwerben kann, so ist gar kein Anstand da, ich will ihm dann meine Base verschaffen.

Die beiden Neuverlobten hielten auch dafür, daß man die Sache heimlich halten müßte; indessen war ihnen ganz wohl dabei, denn sie sagten beide gegen einander: „das hat Gott angefangen, Er wird's auch vollenden!"

Nach dieser Geschichte hörten auf einmal alle Entzückungen auf, man sahe nicht das geringste Außerordentliche mehr an Sannchen, sogar schien es, als wenn ihre Lust am Lesen und Aufschlagen einigermaßen erkaltete; Theobald und die Tante wunderten sich sehr darüber, doch fanden sie bald die Ursache; die Tante kam sogar am ersten darauf, sie glaubte nämlich, die ganze Sache habe keinen andern Zweck gehabt, als daß Gott die Heirath zwischen ihnen beiden habe stiften wollen; dieser Aufschluß spannte nun ihre Erwartung auf's Höchste; — was wird denn Gott mit der Heirath vorhaben? — daraus muß etwas sehr Großes entstehen! so rief die Tante oft mit zusammengeschlagenen Händen. Selbst Theobald träumte sich eine große Zukunft in seinem zukünftigen Ehestand; dann durchdachte er seine Erziehung und seine wunderlichen Schicksale, und das alles bekräftigte ihn immer in den Gedanken, es müßte noch etwas sehr Großes aus ihm werden. Obgleich diese Zufälle bei Sannchen aufhörten, so hörte ihre

Krankheit noch nicht auf; Theobald verordnete ihr etwas; indessen sie wollte nichts nehmen, denn sie sagte: der Herr hat mir gesagt, Er sey mein Arzt und keine Arznei würde mir etwas helfen. Theobald verehrte das als Gottes Wort und gab ihr nichts mehr. Da sie aber von Zeit zu Zeit schwächer wurde, so daß es schien, als wenn sie die Auszehrung hätte, so fing Theobald an zu sorgen, sie aber lachte ihn aus und sagte: Kleingläubiger! was zweifelst du? — Einstmals, als er auch da saß und bekümmert war, so richtete sie sich im Bette auf und sagte: Theobald, heute über vier Wochen werde ich in dieser Stunde aufstehen, aufbleiben und gesund seyn. Er erstaunte, glaubte aber ihrem Worte und wurde muthig.

Die vier Wochen hindurch schien sie gar keine Besserung zu spüren, sie behielt aber immer guten Muth, so sehr auch Theobald zweifelte. Am bestimmten Tage verfügte er sich zu der gesetzten Stunde zu ihr; er fand sie sehr matt und schwach im Stuhl sitzen, indem ihr die Magd das Bette machte, sie konnte sich aber nicht aufrecht halten, sondern mußte wieder ins Bett; jetzt wurde ihr selber Angst, und Theobald fing an zu weinen. Sey gutes Muths! sagte sie zu ihm, der Herr wird sein Wort an mir nicht stecken lassen! Bei ihm that das aber keine Wirkung; er ging herab zur Tante und beide klagten sich ihre Noth bitterlich.

Als sie nun so recht am Weinen, Klagen und Zweifeln waren und Plane machten, wie sie sie an's Arzneinehmen bringen wollten, so trat sie ganz angekleidet und mit frohem Gesicht zur Thür herei: „Seht, ihr Zweifler! rief sie, da bin ich und bin gesund! Da fühl' meinen Puls, Theobald!“ Er that's

und fand ihn mit Erstaunen ordentlich, da er vor einer guten halben Stunde noch mit Extrapost gegangen hatte. Nun, das war noch das größte Wunder, das war augenscheinlich Gottes Finger, daran zweifelten nun alle drei nicht mehr, und wer nur das mindeste Bedenken darüber würde gezeigt haben, den hätten sie ohne Anstand für einen Gotteslästerer erklärt! Von dieser Zeit an blieb Sannchen zwar etwas bleich und schwächlich, sonst aber war sie ganz vollkommen gesund.

Ich vermuthe, daß hier viele meiner Leser die ganze Geschichte mit Sannchen theils für eine Krankheit, theils für einen vorsätzlichen Betrug erklären werden. Ich bezeuge aber, daß kein Betrug dabei unterlief, sogar den Befehl zum Verspruch mit Theobald glaubte sie steif und fest von Christo empfangen zu haben; sie war, die erste entfernte Ursache von allem ausgenommen, ganz und gar an allem unschuldig!

So hält wohl Stilling selbst die ganze Sache für göttlich? — Nein, ihr Herren! das thut Stilling nicht.

So sehr man auch alles geheim zu halten suchte, so kamen doch allerhand wunderliche Gespräche unter die Leute, und jeder redete von der Sache, wie er's verstand. Sannchens Vater wußte durch Briefe von der Tante, seiner Schwägerin, daß seine Tochter nicht recht wohl wäre, weiter aber nichts; aber durch's allgemeine Gerücht erfuhr er ganz andere Dinge, doch hörte er nichts Schändliches, nicht einmal wurde Theobalds gedacht; der hatte sich aber auch so vernünftig bei der ganzen Geschichte aufgeführt, und überhaupt war sein Ruhm so gegründet, daß außer den Altdorfer Studenten kein Mensch etwas Böses von ihm sagte.

Durchgehends nahm man Sannchens Umstände nicht so übel; der eine sagte, sie sey verrückt, der andere vermuthete, sie könnte es noch werden, der dritte glaubte, es stecke etwas Großes dahinter, und da es eben keinen Zusammenlauf unter dem Volke verursachte, so interessirte es die Geistlichen nicht; es war überdem auch niemals einer zu ihr gerufen worden, eben so wenig ein Arzt, denn Theobald vertrat bei ihr beide Stellen. Herr Blond glaubte nur seiner Schwägerin, und alles andere, was man sagte, hielt er für Mährchen, doch fand er nicht für gut, seine Tochter länger in Altdorf zu lassen; er schickte also seine Equipage hin, um sie abzuholen; diese kam, nachdem sie acht Tage wieder aus dem Bette gewesen war und sich in etwas wieder erholt hatte. Dieß war ein Donnerschlag sowohl für Theobald, als für Sannchen, doch faßten sich beide, verbanden sich noch fester, und er nahm sich nun vor, noch fleißiger zu studiren und alle seine Kräfte dran zu wenden, damit er einst als ein würdiger Arzt in der Welt möchte wirken können; sie indessen versprach ihm feierlich, nie einen andern zu heirathen, und ihm so oft, als es ihr möglich sey, durch Einschluß an die Tante zu schreiben, welcher Gelegenheit er sich auch zu den Briefen an sie bedienen sollte. Nun verabschiedeten sich beide; dieß geschah so feierlich und auf eine so erhabene Art, daß Sannchen fast auf's Neue ihre Zufälle bekommen hätte. Darauf berichtete Theobald die ganze Geschichte seinen Eltern; alle Worte, die Sannchen in ihren Entzückungen und außer denselben gesprochen hatte, überschrieb er ihnen; diese beiden guten Leute wurden dadurch so gerührt und so von der hohen Würde Sannchens überzeugt, daß sie sich es für die höchste

Ehre hielten, sie zu ihrer Schwiegertochter zu bekommen; sie schrieben ihm also aus der ganzen Fülle ihrer Freude und wünschten ihm von ganzem Herzen allen erdenklichen Segen.

Diese neue Veränderung in Theobalds Gemüth gestaltete ihn zu einem ganz andern Menschen; anstatt daß er vorher still und abgeschieden von allen Menschen gelebt hatte, so war er nun offen, freundlich, gesprächig und höchst angenehm; er hütete sich auf's Sorgfältigste vor allen Ausschweifungen, aber er vermied doch anständige Gesellschaften nicht; er aß und trank nun ordentlich, kleidete sich auch so, wie es seinem Stande zukam, ohne ein Petit-Maitre zu werden; kurz, er war jetzt der angenehmste und gefälligste Mensch von der Welt, so daß die ganze Universität alle Hochachtung vor ihm hatte, und dennoch befliß er sich einer ungeheuchelten Gottesfurcht und Rechtschaffenheit, mit einem Worte: er betrug sich ganz so, wie ihn Sannchen unterrichtet hatte. Dieses dauerte so ein ganzes Jahr fort, während welcher Zeit er alle vierzehn Tage an Sannchen schrieb und Briefe von ihr bekam.

Zu dem allem trug nun auch der Umgang mit der Welt und mit lehrreichen beispielgebenden Menschen Vieles bei; diese hatte er vorher ganz vermieden; mithin hatte er sie nicht prüfen, und das Gute, welches sie haben, nicht von ihnen lernen können; jetzt aber, da er sich mehr unter sie wagte, jetzt söhnte er sich mehr mit ihnen aus, und er fand also auch viel mehr Gutes unter den Menschen, als er bis dahin geglaubt hatte; endlich kamen ihm auch allerhand aufgeklärte Schriften unter die Hände, die er las, und wodurch seine Seele allmählig von ihrer

Höhe der Schwärmerei zu mehrerer gereinigterer Vernunft herabgestimmt wurde.

Nun aber änderte sich die Scene wieder: Sannchen war zu Hause immer schwermüthig und schwächlich gewesen; die vernünftigsten Aerzte, welche wegen ihrer consultirt wurden, schrieben alles einer Nervenschwäche zu, man erklärte sie für hysterisch; gut! das war sie, aber alle Mittel, alle Stahltinkturen, alle China und alles, was man ihr gab, konnte nichts helfen; endlich hörte man von einem Dorfpfarrer, dem Herrn Bosius, welcher besondere Fähigkeiten haben sollte, schwermüthige Personen zu kuriren. Herr Blond, welcher seine Tochter sehr liebte und alles dran wenden wollte, um sie wieder zurecht zu bringen, schrieb an diesen Mann, und ersuchte ihn, zu ihm zu kommen, damit er seine Tochter sehen und sich mit ihr unterreden könnte.

Herr Bosius kam; in einem ländlichen, sparsamen, aber sehr reinlichen Aufzuge erschien hier ein Mann, der mit einer ungeheuchelten Gottseligkeit große Weltkenntniß und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit verband. Daß er nicht kriechen, nicht prahlen, vielweniger sich einschmeicheln, nicht einmal sich zu einer bessern Stelle melden konnte, war die Ursache, daß er in seinem fünfzigsten Jahre noch auf der untersten Stufe des geistlichen Weltglücks stand; er war aber sehr zufrieden damit, er lebte mit Wenigem vergnügt, und sein eigentliches Interesse war das Interesse seines Herrn und Meisters, daran lag ihm alles; fast seine ganze Gemeinde bestand aus frommen, nicht kopfhängerischen, sondern rechtschaffenen wahren Christen, und alle waren Früchte seines thätigen Fleißes und seines Gebets.

Dieser seltene Mann wurde mit Sannchen al-

lein gelassen; er war außerordentlich freundlich gegen sie und bat sie, mit ihm ein wenig in dem Garten spazieren zu gehen. Die freundliche Miene und das gute Aussehen dieses Mannes gewann ihm bald jedes Herz, dem er sich zuwandte; Sannchen faßte Zutrauen zu ihm, sie ging also mit ihm; als sie nun allein im Garten wandelten, so fing Herr Bosius an:

„Haben Sie noch nie recht auf die Güte und Liebe Gottes, die er in der Natur offenbart, aufgemerkt und Betrachtungen darüber angestellt?“

Nein, Herr Pfarrer! einen flüchtigen Eindruck hab' ich oft dabei empfunden, aber besonders hab' ich noch nie darüber gedacht.

„Mamsell Blondin! so haben Sie sich mancher Freude beraubt, die Sie so oft in Ihrem Leben hätten genießen können.“

Ich glaube eben nicht, daß mein Herz Gefühl für so etwas hat; das Wort Gottes, die Bibel, war immer meine größte Freude.

„Glauben Sie denn nicht, daß die ganze Schöpfung der erste Theil der Bibel ist? — Wenn ich eine Bibel auf's Neue müßte drucken lassen, so würde ich auf das Titelblatt setzen: Des Worts oder der Offenbarung Gotes an die Menschen zweiter Theil, welcher die heiligen Schriften alten und neuen Testaments enthält; nun ist's doch schicklich, daß man erst den Inhalt des ersten Theils eines Buchs kennt, ehe man den zweiten liest.“

Das hab' ich in meinem Leben noch nicht gehört, aber mir dünkt doch, der erste Theil sey so weitläufig, daß man im ganzen Leben nicht zum zweiten kommen würde, wenn man den Inhalt erst wissen müßte.

„Erlauben Sie, Jungfer Blondin! das Wesentliche dieses Inhalts kann ich Ihnen mit kurzen Worten sagen: Nicht wahr? je mehr Gedanken Gottes Sie erfahren können, je mehr erfreut es sie? — denn wir lernen Ihn, das höchste Wesen, dadurch immer besser kennen."

Das ist gewiß!

„Nun so sehen Sie denn um sich, jedes Ding, das Sie sehen, ist ein Gedanke Gottes, jedes Gräschen, jede Blume, jedes Steinchen und jedes Würmchen. Gott hat sich jedes einzelne Ding erst gedacht, und darauf erschaffen. Was fällt Ihnen nun dabei am ersten auf?"

Ich erstaune darüber, das ist mir ganz neu, und doch ist's genau wahr, am allerersten muß ich die Mannigfaltigkeit der Gedanken Gottes bewundern, wie groß muß Er seyn, der so Vieles denken, und wie mächtig, der Alles, was er denkt, machen kann?

„Recht! das ist aber Alles sehr bekannt; es ist noch was Größeres, noch ein erhabener göttlicher Eindruck in jedem Dinge, sollten Sie den nicht errathen? Theures Mädchen! (hier trat Herr Bosius mit einem unbeschreiblichen Ernst vor Sannchen hin und schaute ihr in die Augen) Sie sind auch ein zur Wirklichkeit gebrachter Gedanke Gottes — forschen Sie tief in Ihrem Herzen, was fühlen Sie da am erhabensten, am feierlichsten, das Sie mit jeder Blume und mit jedem Würmchen gemein haben?"

Sannchen dachte tiefsinnig nach und sagte: ich weiß nicht, wo der Herr Pfarrer hinaus wollen.

„Ich kann das wohl denken, aber ich muß diesen Umweg zu Ihrer kranken Seele nehmen, um die Wunde

oder die Ursache der Krankheit zu finden; ich will Ihnen auf den Sprung helfen: Alles, was in der ganzen Natur ist, hat einen großen Zweck, in welchem es je nach seiner Art die größte Vollkommenheit zeigt — und dieser Zweck ist Liebe! — Liebe strahlt aus jeder Blume, aus jedem Gräschen, Alles liebt und wird geliebt; jetzt bemerken Sie wohl! Alles liebt in der Ordnung, in welche es der Schöpfer gesetzt hat."

Sannchen lächelte und antwortete: das begreif' ich noch nicht ganz; aber was wollen der Herr Pfarrer damit? — Herr Vosius war etwas betroffen, daß sie gegen seine Erwartung so wenig Empfindsamkeit gegen den allgemeinen Trieb der Natur zeigte, er hoffte, sie schmelzender zu finden, er trat ihr also näher, indem er sie fragte: „Rührt Sie das nicht, daß die ewige Liebe Liebe in alle Geschöpfe goß?"

Was verstehen Sie durch das Wort Liebe?

„Trieb zur Vereinigung, Eins mit dem Geliebten zu werden; das kann jetzt aus dem Wesen der Liebe zu meinem Zweck genug seyn."

Hier fing Sannchen an gerührt zu werden, Thränen zitterten in ihren Augen; ach! rief sie, wie gut ist Gott!

„Jetzt untersuchen Sie sich, Mamsel Blondin! prüfen Sie sich tief, was Sie dazu bewegt, so auszurufen, fassen Sie Zutrauen zu mir, vielleicht bin ich im Stande, Ihre Wünsche zu erfüllen."

Sannchens Herz öffnete sich; ach, Herr Pfarrer! antwortete sie, ich fühle tief in meiner Seele — sie stockte und ward roth.

„Soll ich einmal für Sie ausreden? Sie fühlen tief in Ihrer Seele Trieb zur Vereinigung mit Etwas, das Sie lieben, das ist: die Liebe, welche die

ewige Güte in Ihr Herz schuf, hat angefangen zu wirken; Hindernisse, welche Ihrer Liebe im Wege stehen, machen sie verschlossen, weil Sie sie für unüberwindlich ansehen, und daher sind Sie schwermüthig."

Nun weinte Sannchen laut und antwortete — nichts.

„Nun warten Sie, wir wollen den Hauptinhalt des ersten Theils des Worts Gottes uns bekannt machen, vor der Hand ist er in seinem ganzen Umfang Liebe. Gott will, daß alle Geschöpfe je nach ihrer Natur und Empfänglichkeit lieben, daß Sie also lieben, ist natürlich, ist erlaubt, ist Befehl Gottes; warum sind sie also schwermüthig?"

Dieß erheiterte das gute Mädchen, sie lächelte und sagte: Ich gestehe Ihnen, daß ich liebe.

„Sie haben recht, daß Sie das gestehen; nun wollen wir auch sehen, was der zweite Theil des Worts Gottes, nämlich die Bibel, dem Christen sagt; lesen Sie von Anfang bis zu Ende, und sie werden finden, daß auch ihr Inhalt nichts als Liebe athmet.

Das begreif' ich, denn Christus sagt, die Liebe Gottes und des Nächsten sey der Inhalt des Gesetzes und der Propheten; aber zwischen dieser Liebe, die Christus meint, und zwischen der natürlichen Liebe ist ein himmelweiter Unterschied.

„Von diesem Unterschiede darf ich jetzt nicht reden, leicht wär's mir, zu beweisen, daß nach Abzug dessen, was das Verderben der Menschen dazu gethan hat, alle Liebe im Grund eins ist, nur dieß: die Natur lehrt, daß wir lieben, die Bibel aber, wie wir lieben sollen. Jetzt, meine Theure! daß Sie lieben, ist recht, ist natürlich, Sie haben mir dieß gestanden; nun erlauben Sie mir auch zu un-

tersuchen, wie Sie lieben? wir wollen alles nach den Gesetzen der Bibel prüfen.

Bei dieser Prüfung, liebster Herr Pastor! werde ich bestehen.

„Haben Sie denn schon geprüft?"

Ja wohl, sie legt mir nichts in den Weg.

„Warum sind Sie denn schwermüthig?"

Weil mir Menschen Etwas in den Weg legen könnten, und weil vielleicht Etwas zwischen die Erfüllung meines Wunsches kommen kann.

„Erlauben Sie mir dann zu sagen, daß Ihre Schwermuth keinen wahren Grund hat; doch ich will der Ordnung folgen, um sie desto gründlicher trösten zu können: ist Ihr Geliebter ein Christ? — Sie werden gewiß ja sagen; aber können Sie freudig zugeben, daß man ihn auf den Fall gehörig prüft?"

O ja, von Herzen, da bin ich sicher!

„Gut! ist er im Stande, Frau und Kinder zu ernähren?"

Ja wohl, er ist ein Mediziner, und zwar ein Mensch von großen Fähigkeiten.

„Das erspart mir also auch die Frage, ob er Ihres Standes ist; ist er von gutem bürgerlichen Herkommen? — Das Gegentheil verschlägt wohl nichts, allein Ihre Eltern könnten auch darauf sehen, und die müssen ja ihre Einwilligung geben."

Sein Vater ist ein frommer, braver, reicher Bauer, und seine Mutter von Adel.

„Also hat er ja auch Vermögen; nun noch eins: haben Sie Ihre Eltern irgend für Jemand anders bestimmt?"

Nein! ich weiß wenigstens von nichts.

„Jetzt sagen Sie mir denn doch, warum Sie schwermüthig sind?"

Weil ich fürchte, es könnte noch Etwas dazwischen kommen, das uns wieder trennte.

„Glauben Sie von Herzen, daß Gott die Seinigen zu ihrem größten Glück führt?"

Ja, davon bin ich überzeugt.

„Wenn Er Ihnen also Ihren Geliebten nicht gibt, so muß es ja auch Ihr größtes Glück seyn, folgt nun nicht daraus, daß Sie schwermüthig sind, weil Sie Gott glücklich machen will?"

Das folgt freilich wohl; aber mein Herz will sich doch nicht beruhigen.

„Was folgt daraus?"

Daß es nicht ganz an den Willen Gottes und seine heilige Führung übergeben ist.

„Und was folgt daraus?"

Daß es sich noch übergeben muß.

„Jetzt hab' ich Sie da, wo ich Sie haben wollte; das Leiden, welches Sie bis dahin fühlten, war also weiter nichts, als eine Wirkung des Schmelzfeuers des treuen und guten Gottes, der die Seinigen von allen Unlauterkeiten fegen will. Sie verliebten sich ohne Vorwissen Ihrer Eltern, gaben Ihr Herz gegen die Ordnung Gottes einem Jüngling, ehe Sie beurtheilt und geprüft hatten, ob dieser Jüngling sich in allem Betracht zum Ehegatten für Sie schicken würde. — O! hier muß ich Ihnen und allen jungen Leuten aus der Fülle meines Herzens predigen; so oft sich zwei junge Leute verlieben, zusammen versprechen, ehe sie ihr eigener Herr sind, ja ich sage noch mehr, ehe sie Gebet, Vernunft und vorbedachter Rath zusammengeführt hat, so bereiten sie sich eine lange schwere Prüfung, NB. wenn sie Christen sind, denn sind sie das nicht, so läßt

sie Gott oft ihre eigene Wege gehen, und Er läßt's ihnen gelingen."

Mein Gott! ich erschrecke, wohin würden Sie mich führen, wenn das wahr wäre!

(Lächelnd) „In den Schooß der Vaterliebe Gottes, wo Ihnen unbeschreiblich wohl seyn wird; fürchten Sie nichts! — ich werde Ihren Wünschen nichts in den Weg legen, ich werde Sie befestigen; aber, daß es wahr ist, was ich sage, das will ich beweisen. Sie können nicht das Geringste von Ihren künftigen Schicksalen wissen, das geben Sie doch zu?"

Das ist ganz gewiß.

„Hängt nicht auch der größte und wichtigste Theil dieser Schicksale von dem Ehegatten ab, mit dem man verbunden werden soll?"

Unstreitig.

„Wer kann also am besten wissen, welcher Ehegatte zu unserm künftigen Glück am mehresten beförderlich seyn wird?"

Niemand anders als Gott.

„Ganz richtig! daraus folgt also, daß der, welcher sich als ein Christ, als ein Verehrer Gottes verheirathen will, sich einen Gatten von Gott zuführen lassen müsse."

Das ist gewiß; aber wie muß er's denn machen?

„Laufen Sie mir nicht vor, Ihre künftige Gewissensruhe gründet sich auf meine Ueberzeugung; laßt uns also Schritt für Schritt gehen. Wenn ein Jüngling ein Mädchen oder Diese Jenen sieht und sie sich in einander verlieben, nicht wahr, so gründet sich allemal diese Liebe darauf, daß sie sich gefallen?"

Das ist nicht zu läugnen.

„Nun fragen Sie einmal Ihr Herz, Sie sind in

dem Fall, daß Sie mir's am besten beantworten können; worauf gründet sich dieß Gefallen?"

Ich glaube, daß das verschieden ist: Zwei können sich gefallen, weil sie sich für schön halten; bei mir war das der Fall nicht so sehr, als daß ich meinen Geliebten für fromm hielt und mir sein ganzes Wesen wohlgefiel.

„Es ist der Mühe werth, daß Sie sich in dem Punkt auf's genaueste prüfen; wenn uns ein Mensch moralisch wohlgefällt, so kann er unser Freund werden; aber wenn wir uns in Jemand verlieben, so muß uns auch sein Körper, das ist, er muß uns auch physisch gefallen."

Gott, wie wahr ist das, ich zittre!

„Zittern Sie nicht, meine Beste! — Wenn uns nun ein Mensch wohlgefällt, er mag moralisch oder physich, oder beides zugleich seyn, können wir dann gewiß seyn, daß er uns als Gatte glücklich machen werde? Wie viele verborgene große Schwachheiten, wie Veles kann er noch in seinem Charakter haben, das uns in der Folge höchst elend macht? ja wie leicht kann sich noch ein solcher Mensch ändern und der größe Bösewicht werden?"

Ach, das ist unstreitig, Gott, wie nah' geht mir das!

„Seyn Sie nur ruhig; gesetzt nun, das alles träfe bei Ihrem Geliebten zu, wäre dann Ihr künftiges Unglück Kreuz? — Gewiß nicht, es wäre wohlverdiente Strafe."

Ach, schonn Sie mich, Herr Pfarrer! Sie zerquetschen mein Herz.

„Nein, liebes Mädchen! glauben Sie mir, ich will Sie beruhigen aber dieß muß vorhergehen. Kreuz muß der Christ haben, es ist das Läuterungs-, das erhabene große Mittel, wodurch unser Geist vervoll-

kommnet und unserem Erlöser immer näher gebracht wird; aber Strafe führt uns zur Erkenntniß begangener Sünden, und ist immer mit dem Schrecklichen, der Unruhe des Gewissens, verpaart. Im Kreuz kann man froh seyn, es bringt eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die sich dadurch üben lassen. Das alles thut aber die Strafe nicht, daher muß Gott in diesem Fall Kreuz und Strafe mit einander verbinden, wenn Er uns bessern will; mithin haben wir doppelt und dreifach zu leiden."

Gott, wie wahr ist das!

„Um also die Strafe zu vermeiden, muß man sich eine Gattin oder einen Gatten von Gott zuführen lassen; jetzt kommt's nun darauf an, daß man wise, wie man das anzufangen habe. Hier muß man den Gesetzen folgen, welche Gott, die Natur und die Obrigkeit festgesetzt haben. Wer noch seine Eltern oder andere Vorgesetzte hat, deren Willen er in diesem Stück entweder ganz oder zum Theil unteworfen ist, der muß, wenn er heirathen will, Gott eifrig anrufen, daß er ihm einen Gatten zuführen wolle, der ihm zu seinem wahren zeitlichen und ewigen Glück beförderlich seyn könne; ist er eine Mannsperson, so muß er vorzüglich seine Vernunft fragen, ob sich diese oder jene Person, die ihm sein Herz vorschägt, für ihn schicke, ist er dann mit sich selbst eins, so fragt er auch seine Vorgesetzten, und er thut wohl, wenn er sich auch deren Willen unterwirft; wären diese aber unbesonnen und gar zu eigennützig, so daß sie ihm seinen Vorschlag nicht willfahren wollten, so sey er nur fest versichert, daß dieß der Wille Gottes ist, die Person schicke sich für ihn nicht, er muß also von seinem Vorhaben abstehen, fleißig beten und andere Winke erwarten. Wollten ihn der Eltern oder

Vorgesetzte an eine Person zwingen, die sichtbare Fehler hat und anerkannt böse ist, so ist er nicht gehalten, ihnen zu folgen, er kann sich mit Bescheidenheit weigern, denn sie haben das Recht nicht, ihre Kinder zum Heirathen zu zwingen. Eine Frauensperson verhält sich eben so; sie ist aber um so viel sicherer, weil sie nicht sucht, sondern gesucht wird. Sehen Sie, das ist der Weg zu Heirathen. Die Liebe kann nicht beurtheilen, ob sich Jemand für uns zum Gatten schicke, sondern nur Vernunft, Religion und die göttliche Ordnung in Regierung unserer Schicksale."

Das alles sehe ich wohl ein; aber wo bleibt da die eheliche Liebe, diese Seligkeit auf Erden?

„Gute Seele! wie wenig kennen Sie die Liebe! Wenn sich ein Jüngling und ein Mädchen in einander verlieben, so glauben sie, ihre Leidenschaft gegen einander sey Liebe. — O, das ist ein großer gefährlicher Irrthum! ich bezeuge Ihnen vor Gott, es ist natürlicher Geschlechtstrieb — ich kann mir nicht helfen, es gehört zu meinem Zweck, Ihnen zu sagen, es ist das Liebkosen eines Thierpaars, welches sich begatten will, zur menschlichen Würde erhöht; nun mag man das verfeinern und destilliren und zum schönsten Platonismus hinaufsublimiren, wie man will, es bleibt immer ein leidentlicher Zustand, bis er befriedigt ist."

Herr Pfarrer! Sie beschämen mich.

„Wenn eine Wahrheit fruchtbar ist zur Besserung, so muß ich sie sagen, wenn sie auch beleidigt. Aber hören Sie weiter: sobald zwei Verliebte ihren Zweck zur Genüge erreicht, ihren Trieb befriedigt haben, so hört jene Leidenschaft, die Sie Liebe nannten, auf, und nun tritt beider Charakter in seiner wah-

ren Gestalt an's Licht; jene Leidenschaft bewog Jedes, dem Andern gefällig zu seyn, nun hört sie aber auf, und nun zeigt sich's, ob sich Beide zusammen schicken; jetzt, wenn sie blos die Leidenschaft geleitet hat, so fühlen sie Reue, machen sich Vorwürfe, und damit ist das unübersehbare Elend da; sind sie aber nach dem Willen Gottes und nach der Ordnung zusammen gekommen, so werden sich Beide nach und nach zusammen gewöhnen. Keins kann dem Andern etwas vorwerfen, denn Beide sind unschuldig; das Kinderzeugen und viele andere unnennbare Kleinigkeiten bringen allmählich die wahre eheliche, bis in den Tod dauernde Liebe zuwege, die so groß, so edel und herzerquickend ist, daß keine unverheirathete Person, nicht einmal das allerverliebteste Brautpaar, einen Begriff davon hat. Sie glauben jetzt Ihren Geliebten zu lieben, und ich weiß gewiß, wenn diese Liebe wieder zurückginge und Sie würden an einen andern, aber edlen Mann verheirathet, welcher Ihnen anfänglich auch gleichgültig wäre, so würden Sie ihn nach und nach so lieb gewinnen, daß Ihnen Ihre jetzige Liebe wie nichts dagegen vorkommen würde; das ist Ihnen jetzt nicht wahrscheinlich, und doch ist's wahr; es scheint Ihnen jetzt unglaublich, daß Sie je einen Andern würden lieben können, und vor Gott bezeuge ich Ihnen, Sie würden's können."

Das kann ich mir nicht vorstellen. Wenn sich aber zwei verlieben, und beiderseits Eltern geben dann ihre Einwilligung dazu, ist's dann nicht göttliche Ordnung und göttlicher Wille?

„Wußten Sie, daß es beiderseits Eltern zufrieden seyn würden, als Sie sich verliebten?"

Nein, ich wußte es nicht; aber die Umstände mei-

nes Geliebten waren mir bekannt, ich vermuthete, meine Eltern würden ihre Einwilligung geben.

„Ich glaube, das vermuthen die mehresten jungen Leute, wenn sie sich verlieben, aber wie oft irren sie in ihrer Vermuthung. Wenn Ihr Geliebter noch Eltern hat, so ist die Frage, wie sie denken? Doch das alles will ich nicht untersuchen; genug, Sie wußten's nicht, mithin, als Sie sich versprachen, so wagten Sie einen Eingriff in die göttlichen Rechte; diesen Eingriff ahndet Gott durch Ihre jetzigen Leiden. Sehen Sie, das ist's, was ich anfänglich sagte, daß zwei, die sich eigenmächtig verlieben, schwere Prüfungen auszustehen haben, wenn sie anders Gott fürchten."

Sannchen weinte bittere Thränen; diese wohlthätige Wirkung störte Bosius nicht, er ließ sie ausweinen und schwieg still; endlich sagte sie: ich fühle tief, daß ich gefehlt habe und daß sich mein Herz übereilt hat; aber wie soll ich's nun gut machen?

„Erinnern Sie sich noch, was Sie vorhin gestanden haben, daß Sie sich an Gott übergeben müßten?"

Ja, es fällt mir wieder ein.

„Nun, da haben Sie das wahre Mittel zur Beruhigung, jetzt müssen Sie nicht das Allergeringste mehr zur Beförderung Ihrer Heirath mit Ihrem Geliebten beitragen; Sie dürfen ihm nicht mehr schreiben, das überlassen Sie mir; dann werfen Sie sich vor Gott nieder, opfern Ihm Ihren Geliebten ganz auf, überlassen Alles Seiner fernern Führung, und dadurch werden Sie, wenn Sie anders aufrichtig mit sich selbst zu Werke gehen, Ihre Ruhe, und mit ihr die Gnade Gottes wieder finden."

Sannchen wurde auf einmal ruhig und munter, sie versprach Alles, entdeckte nun dem würdigen Mann

ihre ganze Geschichte und wer ihr Geliebter wäre, und überließ ihm, für sie die Correspondenz zu führen. Indessen bemerkte Bosius wohl, daß er zwar ihre Seele überzeugt habe, daß aber ihr schwaches Nervensystem die Probe nicht aushalten würde; daher nahm er sich vor, ihre Sache zu unterstützen und ohne ihr Wissen die Heirath zu Stande zu bringen. Des Nachmittags sprach er mit ihren Eltern, er stellte ihnen die ganze Geschichte und die Ursache von ihrer Tochter Krankheit vor, zugleich erklärte er ihnen die Folgen, welche entstehen würden, wenn sie nicht ihren Zweck erreichte. Herr Blond und seine Gattin stutzten zwar über die Unvorsichtigkeit ihrer Tochter, weil sie aber fanden, daß sie nicht auf einen unwürdigen Gegenstand gefallen war, so beruhigten sie sich, und beschloßen, wenn sich Alles so verhielte, wie Sannchen sagte, ihre Einwilligung zu geben. Nun empfahl ihnen Bosius, sich ganz ruhig zu verhalten, so, als wenn sie von gar nichts wüßten, damit ihre Tochter in ihrem Kampf, zur Uebergebung an Gott, nicht gestört würde, und ja keinen Schritt zu thun, ehe und bevor sie ihn zu Rathe gezogen hätten. Dieß wurde ihm zugesagt und fest beschlossen.

Bosius schrieb nun weitläufig an Theobald, er stellte ihm alle Wahrheiten vor, welche er auch Sannchen im Garten gepredigt hatte; hier fand er aber nicht den willigen Eingang, wie bei seiner Geliebten. Theobald antwortete ihm höflich wieder, aber gerade so sophistisch, wie alle Jünglinge thun würden, die in seinem Falle sind. Sein Hauptbeweis, daß seine Verlöbniß gerecht wäre, bestand darin, daß er und seine Geliebte Gott fürchteten, daß ihre Bekanntschaft auch Führung der Vorsehung sey, und daß ihre Verlöbniß ohnehin keinen Werth habe, wenn die El-

tern ihre Einwilligung nicht geben würden. Bosius suchte diesen dreifachen Satz dadurch zu widerlegen, daß das Bekanntwerden zweier junger gottesfürchtiger Leute unmöglich immer ein Wink zur Heirath seyn könne, sonst müßte ja die Welt umgekehrt werden, und wenn ihre Verlöbniß auch mit dem Beding beschlossen wurde, daß sie ohne der Eltern Einwilligung keinen Werth haben sollte, so sey doch im Weigerungsfall Jedes von ihnen unglücklich, und Sannchen könnte leicht Leben und Gesundheit darüber aufopfern müssen; endlich suchte er ihm auch den höchstrichtigen Grundsatz beizubringen, daß das Verlieben, ohne die göttliche Ordnung vorher zu Rathe zu ziehen, dem Christen sehr schwere Prüfungen zuziehen müßte. Diesem gründlichen Beweis konnte zwar Theobald nicht widerstehen, aber er glaubte noch immer, die Sache sey von Gott unmittelbar so veranstaltet worden, weil er in seiner Seele überzeugt war, daß Gott wirklich zu Sannchen geredet habe, und daß also hier nicht zu vernünfteln sey. Er war zwar anfänglich nicht Willens, Sannchens Entzückungen dem Pfarrer zu erzählen, jetzt aber verleitete ihn die Hoffnung dazu, den braven Mann zu überzeugen; er schrieb also seine Aufsätze von Wort zu Wort ab und übersandte sie ihm. Hierauf antwortete Bosius nichts weiter, als daß er ihn mündlich über diese Sache sprechen müsse, weil der Briefwechsel dadurch zu weitläufig werden würde. Im Grunde aber fand der kluge Mann aus dem ganzen Zusammenhange, daß sich beide junge Leute heirathen müßten, oder Sannchen würde darüber zu Grunde gehen.

Das gute Mädchen folgte dem Rathe ihres getreuen Arztes, sie rang im Gebet vor Gott, um von ihrer Liebe befreit zu werden; zu Zeiten glaubte sie

auch, ihren Zweck erreicht zu haben, zuweilen kam aber auch ihre Schwermuth in aller ihrer Stärke wieder. Bosius besuchte sie öfter, stärkte und tröstete sie; allein endlich unterlag sie abermal, sie fing wieder an völlig krank zu werden, und ihre Entzückungen nahmen wieder ihren Anfang, aber auf eine ganz andere Art, als zu Altdorf.

An einem Nachmittag bekam sie Frost, darauf Hitze, und mit diesem Fieber wurde sie stumm, so daß sie kein Wort reden, sondern alles, was sie wollte, schreiben mußte. Diese Stummheit dauerte bis den andern Nachmittag um zwei Uhr, wo sie auf einmal sich auf den Rücken legte, ganz steif wurde und mit dem Gesicht in die Höhe starrte. Nach einer Weile machte sie eine freundlich lächelnde Miene und sagte: Groß ist unsers Gottes Güte, seine Treu', täglich neu, rühret mein Gemüthe; sende Herr den Geist von oben, daß jetzund Herz und Mund deine Güte loben. Darauf fing sie an, sich in der Höhe umzusehen — zu lächeln und zu sagen: Ach wie viele Engel, — ach wie schön sind sie! — Aus ihren Reden und Geberden merkte man, wie die Heere der Engel vor ihr her zogen, und ihr so nahe kamen, daß sie oft nach ihnen haschte und mit der größten Freude sie ans Herz drückte; zuweilen hörte sie Musik, und dann pflegte sie mit einzustimmen. Endlich erschien ihr dann Christus am Kreuz, der fing ein Gespräch mit ihr an, welches manchmal, wie aus ihren Antworten erhellte, sehr wichtig war; nach diesem Gespräch ging der Zug der Engel fort, wie er gekommen war; sie sah ihnen mit aller Anstrengung nach, und wenn alles vorbei war, so sagte sie den Vers: Lob, Preis und Dank sey dir, mein Gott gesungen, dir sey die Ehr,

daß alles wohl gelungen; nach deinem Rath, schon ich es nicht versteh', du bist gerecht, es gehe, wie es geh'! In dem Augenblick kam sie wieder zu sich selbst und war ganz munter, außer daß ihr Fieber immer fort dauerte. Die ganze Entzückung währte gewöhnlich über eine Stunde und kam alle Nachmittag genau um zwei Uhr, allemal fing sie mit obiger Strophe an, und endigte sich mit letzterer; während der ganzen Zeit war sie so ganz außer sich, daß sie durch kein Geschrei und durch nichts ermuntert werden konnte. Obgleich der Zug der Engel und das Gespräch mit Christo das Wesentliche der Entzückung ausmachte, so waren sie doch in Ansehung der Materie des Gesprächs und in andern kleinen Umständen alle von einander verschieden; dabei passirte öfters so viel Unbegreifliches, daß es meine Leser nicht glauben würden, wenn ichs ihnen auch erzählen wollte. Z. B. da sie einen Mann von sehr widerwärtigem geizigen Charakter schon von der Hausthür ahnete, ohne daß sie das Mindeste von ihm hörte, vielweniger ihn durch vier Wände durchsehen konnte. Sie rief: da kommt der N., geht, sagt ihm, daß er mir nicht vors Gesicht komme! Man ging hinaus und sahe ihn gerad zur Hausthür hereintreten; nun lag Sannchen aber oben auf, und zwar auf der andern Seite des Hauses. Ich gebe das für nichts weniger, als ein Wunder aus, aber ich finde nöthig, dergleichen wunderbare Wirkungen der hysterischen Krankheit hier anzuführen, um meine Leser zu warnen, daß sie ja nicht die Weissagungen und Reden solcher Frauenspersonen für göttlich halten. Bald wird Herr Pastor Bosius die Sache in so weit erklären, als sie sich erklären läßt.

Herr Blond und seine Frau erstaunten über das Alles, sie wußten nicht, was sie daraus machen soll- ten; es lief nichts Thörichtes oder Wahnwitziges mit unter, im Gegentheil war Alles so wichtig und den Religionsbegriffen im gesundesten Verstande so ange- messen, daß der Orthodoxeste gegen alle ihre Reden nichts hätte einwenden können; und doch die ganze Begebenheit für göttliche Eingebungen zu halten, das wollte ihm als einem vernünftigen Mann auch nicht in den Kopf. Er consultirte alle benachbarte Aerzte, alle konnten wohl die Krankheit benennen, aber nicht die wunderbaren Wirkungen, die bei dieser Person sich zeigten, erklären; das war ihnen fremd, und sie hatten dergleichen nie erfahren; alle Mittel, welche an- gewendet wurden, waren durchaus vergeblich! Endlich wurde wiederum an Herrn Bosius geschrieben; dieser kam, er beobachtete die Kranke 24 Stunden lang, in wel- cher Zeit er nicht von ihrem Bette kam, er wohnte auch einer Entzückung bei, und bemerkte alle Um- stände aufs genaueste; hernach ging er mit den El- tern allein und sagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen sage, Sie müssen Ihre Tochter alsofort ihrem Geliebten geben, oder sie leidet so an Ihrer Gesund- heit, daß hernach alles vergebens ist; ich habe mit ihm correspondirt und mich nach ihm erkundiget, er ist ein frommer, braver und sehr geschickter Jüngling, der dereinst ein rechtschaffener Mann werden wird."

Ja, das ist wohl alles richtig, aber er hat ja noch nicht ausstudirt, hat dann noch keine Uebung, Herr Pfarrer! Das alles sieht vor der Welt einer sehr unreifen Handlung ähnlich, die mich ja ordentlich prostituirt.

„Sie haben ganz recht, aber ich versichere Ihnen bei Gott, Ihre Mademoiselle Tochter hat durch ihren

Kampf gegen ihre Leidenschaft und durch ihre Liebe schon so viel gelitten, daß sie nicht lange mehr leiden kann, ohne unwiederbringlich ruinirt zu werden, glauben Sie mir das, als wenn's Ihnen ein Engel vom Himmel sagte. Jetzt erlauben Sie mir weiter, Ihnen meinen Rath zu ertheilen. Ich will an Herrn Theobald schreiben, ihm die ganze Sache berichten, er soll dann ordentlich um sie anhalten, Sie lassen Beide in der Stille copuliren, und dann kann er wieder nach der hohen Schule ziehen und sich daselbst fertig machen. Die Sache ist nun einmal nicht anders, und unter zweien Uebeln muß das geringste gewählt werden, das Gespräch unter dem Volk hört bald auf, und es ist doch eigentlich in dem ganzen Vorgange nichts Schimpfliches."

Die Eltern hatten freilich gegen die ganze Heirath im Grund nichts einzuwenden, aber diese Art zu Freien war ihnen nicht ganz recht; indessen war nun nichts anders zu machen, denn sie sahen wohl ein, daß Herrn Bosius Rath der beste war; es blieb also dabei. Bosius fand auch für gut, Sannchen einen Wink von diesem Vorhaben zu geben, denn er wußte wohl, daß das eine stärkende Arznei für sie seyn würde. Sie freute sich auch wirklich ungemein, wurde froh und heiter, dennoch aber dauerten die Entzückungen und die Zufälle der Krankheit noch immer fort.

Das sechste Hauptstück.

Sobald Herr Bosius zu Hause war, schrieb er einen Brief an Theobald, in welchem er ihm

Sannchens Zustand und ihre Gefahr entdeckte, zugleich ersuchte er ihn, hieher zu reisen und zuerst zu ihm zu kommen. Theobald ging mit diesem Brief zur Tante, welche sich entschloß, mit ihm zu reisen. Nicht weit von Sannchens Wohnort ließ er die Tante allein reisen, und ging zu Herrn Bosius, der ihn mit vieler Würde empfing. Dieser rechtschaffene Mann war Willens, ihn wo möglich noch von einigen Irrthümern in Ansehung Sannchens zu überzeugen, damit sie ihn nicht verleiten möchten, noch ferner nach schwärmerischen Grundsätzen zu handeln, die der Religion allemal Schande, und dem, der sie hegt, mancherlei Strafen zuziehen können.

Der große Weltkenner fand bald, daß Theobald nach Verstand und Herz ein vortrefflicher junger Mann war, aus dem nothwendig etwas Rechts werden mußte; wenn nicht der fanatische Hang in Religionssachen, und die Neigung, immer den Weg der Phantasie einzuschlagen, bei jedem Scheideweg den Faden der Vorsehung abzuschneiden, und bloß dem Glanz eines Irrlichts zu folgen, alles vernichten, oder doch aufhalten würde; er redete den ganzen Nachmittag vieles mit ihm, und gewann ihn lieb bis zu einem hohen Grade der Freundschaft. Von Sannchen und von der Heirath wurde auch allerhand gesprochen, doch aber verschob der Pfarrer das Hauptsächlichste von dieser Materie auf die Zeit nach dem Abendessen, um desto ungestörter mit ihm reden zu können.

Als am Abend der Tisch abgetragen war, so nahm Bosius Theobalden an der Hand und führte ihn in sein Studierzimmer; hier setzten sie sich, rauchten eine Pfeife Taback bei einem Glas Bier, und nun fing der Pfarrer an:

„Herr Theobald! was halten sie von der Ver-

nunft in Religionssachen; in wiefern kann sie oder soll sie damit wirken?

Herr Pfarrer! in *dem* Stück bin ich noch ein Zweifler; nach den Grundsätzen meiner Erziehung muß die Vernunft ganz verläugnet werden, und die Empfindungen, insofern sie dem Wort Gottes gemäß sind, sollen die Seele leiten; nachher aber hab ich so vieles Licht in dieser Sache bekommen, daß ich nun wohl einsehe, man dürfe den Empfindungen nicht *alles* zutrauen, sondern die Vernunft müsse doch mitwirken; allein ich kenne die Schranken noch nicht, welche sowohl der Vernunft, als den Empfindungen gesetzt werden müssen.

„Es ist mir ungemein lieb, daß Sie sich mir in diesem Stück aufrichtig entdecken, hier darf Ihnen nichts mehr zweifelhaft seyn, wenn ich anders meinen Zweck erreichen und Sie über verschiedene wichtige Punkte aufklären will. Sagen Sie mir einmal, was ist eine Empfindung?"

Eine Definition kann ich Ihnen so nicht auf einmal davon geben; mir deucht, eine Empfindung sey: *wenn ich eine Neigung in meinem Gemüth finde, eine Lust, etwas zu thun oder zu lassen.*

„Diese Beschreibung ist richtig und zu unserm Zweck genug; stellen Sie sich einmal alle Gattungen von Empfindungen vor, so werden Sie sehen, daß das von allen eintrifft. Nur ein paar Beispiele: Es ist die Frage, ob wir mit einem Menschen vertrauliche Freundschaft errichten sollen? wenn wir nun nicht lange nachdenken und untersuchen, ob er dieser Freundschaft würdig ist, sondern die Neigung unsers Herzens fragen, ob wir ihm gut sind, ob wir ihn leiden können? so folgen wir unserer Empfindung. Oder

wir lesen oder hören eine Meinung von geistlichen Dingen, wir fühlen, daß uns diese Meinung gefällt, wir haben eine Neigung dazu, und folgen ihr, so folgen wir unserer Empfindung. Noch eins: wir werden durch den Anblick einer Schönheit oder des Elends gerührt, wir lassen uns durch diesen Anblick zu einer Handlung leiten, ohne zu untersuchen, ob die Schönheit wahr, und ob das Elend wahr oder falsch sey: so folgen wir auch in diesem Falle nicht unserer Vernunft, sondern der Empfindung. Haben Sie gegen diese Bestimmung unserer Empfindungen etwas einzuwenden?"

Mir däucht, das sey ganz richtig.

„Mir däucht's auch; allein woher kommt jetzt diese Empfindung? — darauf kommt Alles an."

Nach den Grundsätzen meiner Erziehung wirkt Gott, oder der Geist Jesu Christi, die Empfindungen in den Herzen der Frommen; und darum ist man auch schuldig, sein Leben darnach einzurichten.

„Sind denn alle Empfindungen, auch frommer Menschen, gut? — oder wirkt Gott alle Empfindungen in den Herzen der Frommen?"

Das kann man unmöglich glauben, denn auch in den frömmsten Menschen gelüstet noch das Fleisch wider den Geist; täglich steigen noch Empfindungen auf, denen man nicht folgen darf, die unfehlbar bös sind.

„Folglich darf man auch nach den Grundsätzen der Pietisten, die das glauben, nicht allein Empfindungen trauen, vielweniger sich von allen zu Handlungen leiten lassen."

Gewiß nicht.

„Wie kann man dann wissen, ob man einer Empfindung folgen oder nicht folgen darf?"

Man muß sie nach der unfehlbaren Richtschnur aller unserer Handlungen, nach dem Worte Gottes prüfen, ist sie dem gemäß, so ist sie von Gott, und man folgt ihr; ist sie dem aber nicht gemäß, so kommt sie von unserer verderbten Natur her, und wir dürfen ihr nicht folgen.

„O schön! schön! man darf also wohl keiner einzigen Empfindung folgen, bis man sie nach dem Worte Gottes geprüft hat?"

Das versteht sich von selbst, weil so viele verderbte Empfindungen mit unterlaufen, so muß ich freilich eine jede eher prüfen, als ich ihr folgen darf.

„Sehen Sie! — wenn Sie also die Sache beim Licht besehen, so dürfen Sie niemals einer Empfindung folgen, sondern dem Schluß Ihrer Prüfung; Sie thun das, was Sie nach der Prüfung der Bibel dem Willen Gottes gemäß finden, nicht wahr?

Ganz gewiß.

„Wie nennt man die Kraft der Seele, mit der man prüft und schließt?"

Mein Gott! und mein Alles! Vernunft! das ist ja sonnenklar — ich muß also nie meinen Empfindungen, sondern meiner Vernunft folgen.

„Sachte! sachte! das ist ganz wahr, allein mit einer Einschränkung: die wahren Gottesgelehrten warnen dennoch immer vor der Vernunft, und das mit Recht. Sehen Sie! die Vernunft hat bei weitem nicht Gründe genug, alles zu erreichen, was zu des Menschen ewiger Glückseligkeit nothwendig ist; dieß beweise ich Ihnen nicht, denn Sie sind kein Freigeist; darum hat Gott den Menschen sein geoffenbartes Wort gegeben, dieß muß also die Richtschnur des Lebens seyn. Diesem muß sich auch die

Vernunft ganz unterwerfen und nach demselben urtheilen. Daher wollen wir nun den Grund- oder Heischesatz festsetzen: der Christ darf nie seinen Empfindungen folgen, sondern er muß sich durch seine, durch das Wort Gottes erleuchtete und von demselben ganz abhängige Vernunft leiten lassen."

Das ist unwidersprechlich, und ein Aufschluß, der mir eine unendliche Ruhe einflößt, denn ich war noch immer zweifelhaft, was ich von den Empfindungen halten sollte; jetzt weiß ich meinen Wegweiser.

„Es freut mich sehr, da Sie der Wahrheit Raum geben; aber nun zur Sache selber: Sie sind nun gewiß, daß die christliche Vernunft (so wollen wir sie um der Kürze willen nennen) allein die Führerin Ihrer Handlungen seyn darf, jetzt ist die Frage, ob Ihr Versprechen mit der Mademoiselle Blondin vor diesem Richterstuhl Stich hält?"

Hier stutzte Theobald, er wurde bald roth, bald blaß und schwieg. Herr Bosius fuhr fort:

„Sehen Sie! mir scheint's, als wenn Sie in diesem wichtigsten Fall nicht einmal Ihrer Ueberzeugung gefolgt und Ihre Handlung nach der christlichen Vernunft geprüft hätten?"

Ja, ich glaube doch; ich hielt die Reden und Entzückungen dieser wahrhaft frommen Person für göttliche Wirkungen, weil sie nichts enthielten, das dem Worte Gottes zuwider war, und da sie sagte, es sey der Wille Gottes, ja, da ich's noch vorher fühlte, ehe sie's sagte, daß es der Wille Gottes sey, wir sollten uns heirathen, so glaubte ich bis daher fest, Gott habe diese Ehe beschlossen.

„Sie wollen ein Arzt werden, Sie sind schon mit der Lehre vom gesunden und kranken Körper bekannt,

und werden also leicht begreifen, was ich Ihnen über diese Materie sagen will: Die langfortwährende Anspannung der Seelenkräfte, besonders der Einbildungskraft, wirkt dergestalt auf die Nerven, daß sie davon höchst reizbar und gar leicht zu Krämpfen, Zuckungen und dergleichen geneigt werden, nicht wahr?"

Das lehrt die tägliche Erfahrung.

„Bei dem weiblichen Geschlecht ist diese Folge leichter und erreicht einen sehr hohen Grad, weil hier die Einbildungskraft sehr lebhaft und die Muskelfaser zugleich zärtlich und reizbar ist, oder mit einem Wort: weil die Nerven schwach sind."

Auch das ist unstreitig.

„Wenn daher ein Mädchen von Jugend auf sich mit göttlichen Dingen und Betrachtungen beschäftigte, und in solchen Sachen ihre Einbildungskraft beständig anstrengte, so kann sie in allem Betracht eine höhere Stufe der Tugend erreichen, weil sie geschickter zur Liebe ist, als ein Mann; dagegen aber läuft sie auch mehr Gefahr, eine Schwärmerin zu werden, besonders wenn sie ihren Empfindungen und nicht der christlichen Vernunft folgt.

Das ist in allen Erfahrungen gegründet.

„Nun wollen wir den Fall setzen, ein solch wahrhaft frommes Mädchen sieht einen wohlgebildeten Jüngling, der Eindruck auf ihr Herz macht und zugleich fromm ist, oder den sie wenigstens dafür hält, denn einen offenbar Lasterhaften wird sie nie lieben, sie verschließt schon beim ersten Anblick ihr Herz vor ihm, aber vor einem Frommen nicht, was thut sie? er gefällt ihr, sie fühlt den Trieb der Liebe, er ist fromm, im Augenblick wird die Empfindung zu stark und immer stärker, je mehr sie ihr nachhängt; jetzt mag sie die christliche Vernunft nicht mehr fragen,

die gewaltige Empfindung nimmt sie gefangen und zwingt sie, so zu schließen: dieser Jüngling da ist edel, ist fromm, ist schön, dein Herz fliegt ihm zu, er ist also von der Vorsehung für dich bestimmt. Wenn nun der Jüngling ihr auch sein Herz zuwendet, so ist vollends alles richtig!

„Wenn nun ein solches Mädchen wahrhaft fromm und eine Christin ist, so wird sie nicht weiter gehen, sie wird nun die Sache der Vorsehung überlassen, aber ihr schwacher Körper ist nicht stark genug, die Leidenschaft, die in ihrer Seele brütet, zu ertragen, die Einbildungskraft beschäftigt sich unaufhörlich mit dem geliebten Gegenstand, sie mag dagegen kämpfen wie sie will, dadurch steigt die Empfindung auf's höchste — und nun ist die Frage: ob diese Empfindung von Gott sey, und ob man also alles, was daraus folgt, für göttlich anzusehen habe?"

Das ist gar keiner Antwort werth, diese Empfindungen sind von der Liebe und nicht von Gott; aber Sannchens Empfindungen waren ganz anders, sie athmeten lauter Geist des göttlichen Worts.

„Wir wollen bald sehen, in wiefern das Grund hat; wenn die Empfindungen höher steigen, als es der ohnehin durch viele fromme Vorstellungen geschwächte Nervenbau ertragen kann, so muß ein Fieber folgen; der Reiz der Lebensgeister gegen die Reizbarkeit der Muskelfaser bekommt das Uebergewicht, und das ist ja die nächste Ursache des Fiebers. Begreifen Sie das?"

Das begreif ich sehr wohl; ob mir gleich diese Erklärung neu ist, so ist sie doch richtig.

„Sobald aber ein Fieber da ist, dessen Ursache, wie in diesem Fall, durch keine Arznei anders, als durch die Befriedigung der Liebe gehoben werden

kann, so dauern auch die Symptomen des Fiebers immer fort, diese haben wieder ihre Folgen, und so wird die Krankheit immer verwickelter, nicht wahr?"

Das ist alles ganz gewiß.

„Nun geben Sie Acht: ein Mädchen wird durch die Scham zurückgehalten, von dem zu reden, womit sich ihre Seele vorzüglich beschäftigt, nämlich von ihrem Geliebten, die Sehnsucht nach ihm bleibt immer tief versteckt; wer also von dem Umstand nichts weiß und auch die Krankheit nicht kennt, der erräth die Ursache nie; der Arzt sagt: diese Person ist hysterisch, das ist aber eben beinahe so viel gesagt, als: sie ist krank — das sieht ja ein Jeder. Nun liegt die Ursache dieser Krankheit in der Einbildungskraft, als welche zunächst an die Nerven gränzt; diese Ursache kommt aus Scham nie an's Licht, dagegen aber offenbaren sich die andern Vorstellungen, welche bei guten frommen Mädchen gewöhnlich die Religion betreffen, desto stärker; nun sind die äußeren Sinnen sehr schwach, weil die Nerven schwach sind, dagegen sind die innern Sinnen, oder die Einbildungskraft desto lebhafter — was ist hier die Folge? Träume — und zwar auf eine besondere Art: Wenn die äußern Sinnen ruhen, die innern aber wirken, so sind wir uns unseres natürlichen Zustandes nicht bewußt, sondern des Zustands, den sich die innern Sinne vorstellen. Alles, was wir da sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, das halten wir so lange für wahr, als der Zustand dauert; da nun aber die Seele eines solchen Mädchens beständig mit der Religion beschäftigt ist, so äußern sich diese Wirkungen in einem solchen Zustande in der Entzückung durch die äußeren Sinnen, da sieht eine solche Frauensperson lebhaft und deutlich alles, was sie sehen will; würde in

ihrer Seele der Wunsch aufsteigen, Gott selbst zu sehen, so wird sich ihr ein Bild vorstellen, welches das Resultat ihrer Begriffe von Gott ist, sie erstaunt darüber, sie weiß nicht, wo es herkommt, sie glaubt fest, Gott selbst offenbare sich ihr; wünschte sie mit Gott zu sprechen, so wird der Gott, der sich ihr vorstellt, anfangen zu reden, und diese Reden werden wiederum Resultate der Begriffe seyn, die sie von göttlichen Reden hat; folglich wird sie selbst betrogen, indem sie nicht Seelenkenntniß genug besitzt, um auf die Ursache zu kommen; und andere, denen es auch daran fehlt, werden ebenfalls, ohne ihre Schuld, hinters Licht geführt. Sehen Sie, mein theurer Herr Theobald! so sind die Empfindungen der Liebe die ganze Ursache dieser vermeintlichen göttlichen Offenbarungen!"

Auf die Weise wäre also alles ein Delirium — ein fieberhaftes Irrereden?

„Gewiß nichts anders!"

Wie kommt's denn aber, daß dieß Delirium so vernünftig ist? — Wenn ein anderer frommer Kranker delirirt, so hängt nichts zusammen; man hört, daß die Begriffe verworren sind, hier aber ist alles bis zum Erstaunen regelmäßig!

„Das ist sehr begreiflich: bei andern Kranken ist eine materielle Ursache der Krankheit mehr Hitze und mehr Alteration der Lebensgeister; das alles ist hier nicht — alle Säfte sind gesund, da fehlt nichts, als daß (nämlich in der Entzückung) die äußern Sinnen unwirksam, ja ich darf sagen, während der Zeit convulsivisch sind; die Seele wirkt also ganz ordentlich fort, alles ist ganz natürlich, ausser daß sie die Vorstellung der innern Sinne für die äussern hält und in so weit irrt. Wenn man träumt, so ist

die Sache auch anders: dann thut auch ein großer Theil der Werkzeuge der innern Sinne, mithin fällt da auch viel Regelmäßiges weg."

Herr Pastor! das ist erstaunlich, ich fürchte, daß Sie Recht haben; allein noch eins: Wie kommt's denn, daß solche Personen oft abwesende und zukünftige Dinge errathen?

„Diese Fälle sind selten; und wenn's geschieht, so kommt's daher, daß die höchstfreie Seele, die jetzt durch keine äußere Vorstellungen gehindert wird, vermittelst der höchst wirksamen feinen Werkzeuge der innern Sinne die Vorstellungen eines andern, auch entfernten Geistes, an den sie entweder ein starker Zug bindet, oder von dem sie ein hoher Abscheu wegscheucht, in sofern jene Vorstellungen Beziehung auf sie haben, empfinden kann. Hier liegt das Geheimniß der Ahnungen und vieler Visionen versteckt, und hier kann der nachdenkende Weise Morgenluft wittern, wenn er will; wenn die Seele einmal ganz von den Banden des Leibes befreit, die Werkzeuge der innern Sinne, und das alles noch dazu in der Geisterwelt, frei haben wird: was wird sie da in der Nähe und Ferne vermögen?"

Jetzt begreife ich alles gar wohl, und ich sehe leider! ein, daß Sannchens Krankheit die Ursache ihrer Reden und Entzückungen, mithin auch unsers Versprechens ist.

„Gott Lob, mein Freund! mehr wollt ich nicht, jetzt wollen wir nun auch weiter gehen, allemal müssen wir denn doch mit Ehrfurcht an eine Person denken, deren ganze Seele sich während ihrer Krankheit mit dem Einen, das Noth ist, beschäftigt; alles, was sich bei ihr äussert, ist nichts weiter als Empfindung, und jede Empfindung ist Wirkung der Vorstellung

oder der Einbildungskraft, denn wenn wir auch annehmen, daß Gottes Geist unmittelbar, ohne das äußere Wort in uns wirke, welches ich noch bezweifle, so wirkt er denn doch zuerst auf den Verstand, dieser auf die Einbildung, und diese endlich auf die Empfindung. Hieraus folgt aber noch eine wichtige Wahrheit: Wenn in diesem Fall der Geist Gottes erst auf den Verstand wirkt, so begreift ja eine solche Seele das, was die Empfindung will — folglich kann sie ja auch ihre Wahrheit beweisen!!! — Denken Sie doch darüber nach, daraus lassen sich erstaulich wichtige Schlüsse ziehen, die aber nicht hieher gehören."

„Wir sind also darüber eins geworden, daß Sannchens Reden und Entzückungen blos seelische und nicht göttliche Empfindungen zur Ursache haben, die also alle dem Richterstuhl der christlichen Vernunft unterworfen sind, nicht wahr?"

Freilich muß ich das gestehen; allein was wird nun aus mir?

„Ein Brand, der aus dem Feuer gerettet worden; Sie irrten aus Unverstand, aus Mangel an Kenntnissen; Sie glaubten, dem Willen Gottes zu folgen, als Sie Sannchens und Ihrem eigenen Willen folgten, daher fehlten Sie aus Schwachheit, und Gott wird Ihnen Ihre Sünde nicht zurechnen, das heißt, Sie werden beide selig werden, doch so, als durch's Feuer, denn an schweren Prüfungen und Läuterungen wird's Ihnen nicht fehlen, die sie aber alle hätte vermeiden können, wenn Sie auf eine vernünftige, christliche und gottgefällige Weise in den Ehestand getreten wären."

Herr Pastor! Sie gehen wahrlich zu weit, so gern ich auch gestehe, daß ich fehlte, indem ich Sann-

chens Reden für göttlich hielt, und also auch unser Verlöbniß göttlichen Ursprungs zu seyn glaubte.

„Ich glaube nicht, daß ich zu weit gehe, antworten Sie mir nur auf meine Fragen, ich will's Ihnen bald und das sokratisch beweisen. Wenn ein wahrer Christ heirathen will und sich noch in niemand verliebt hat, noch ganz unpartheiisch ist, was muß er dann zuerst thun?"

Beten, daß Gott ihm die rechte Person zeigen wolle.

„Ganz recht, was thut er dann weiter?"

Wenn er Eltern hat, so bespricht er sich mit ihnen über die Sache, er läßt sich von ihnen und andern Freunden rathen, dann kommen Personen in Vorschlag, aus denen wählt er sich diejenige, welche sich für ihn am besten schickt, die fromm und tugendhaft ist, die die gehörige häusliche Geschicklichkeit hat, und endlich auch, wenn's thunlich ist, die ein verhältnißmäßiges Vermögen hat.

„Vortrefflich! aber Sie vergessen ja noch ein Hauptstück: er sieht doch auch mit auf eine Person, die wohlgewachsen und wenigstens nicht übel gestaltet ist."

Daran dachte ich wirklich nicht, und doch sieht ein Jüngling vorzüglich darauf.

„Nun, wie weiter?"

Dann macht er den Eltern oder Vorgesetzten dieser Person seinen Antrag, diese beten auch, gehen auch mit guten Freunden zu Rath, und wenn sich nun kein Anstand findet und sich beide junge Leute leiden mögen, so gehen sie in Gottes Namen weiter und heirathen sich.

„Sie haben da den Weg, den christliche junge Leute nehmen müssen, recht wohl beschrieben, genau so muß

man zu Werke gehen; nun sagen Sie mir aber auch, warum man so verfahren müsse?"

Beten muß man um göttliche Führung, damit Er die Herzen lenken und die Umstände so leiten möge, daß sich gerade die Person findet, die sich für uns schickt, und daß auch ihr Herz so gestimmt werde, damit sie sich wirklich mit dem, der sie sucht, vereinigen könne. Hernach muß man auch eine solche Person suchen, weil es des Menschen Pflicht ist, das Seinige zu thun; ferner muß man bei diesem Suchen auf die gehörigen Eigenschaften sehen; denn es ist im Leiblichen und Geistlichen daran gelegen, daß eine Hausfrau rechtschaffen und tugendhaft sey.

„Das hieß also christlich-vernünftig geheirathet; nun möchte ich aber gerne wissen, ob jemand von dieser christlich-vernünftigen Ordnung dispensirt werden könne?"

Ich sehe wohl ein, daß ich wenigstens nicht in dem Fall war, ja, ich erkenne auch gar wohl, daß meine Heirath nicht nach der Regel ist: ob aber gerade mein Schritt mich zu einem Brand mache, der aus dem Feuer gerettet ist, und daß wir beide, ich und Sannchen, durch's Feuer selig werden müssen, das kommt mir immer noch zu hart vor. Bedenken Sie, theuerster Herr Pastor! welch eine Menge Eheleute kommen durch Hurerei in den Ehestand? wie viele durch Kuppeleien der Eltern, um Familienverhältnisse willen, die sich sonst in Ansehung der Uebereinstimmung ihrer Gemüther gar nicht zusammenschicken? und doch geht's sehr oft gut, oft blühet auch Segen auf solchen Ehen, und ihr frommer Wandel läßt mich auch hoffen, daß ihnen aus Gottes Barmherzigkeit um Christi willen das Seligwerden nicht so gar schwer fallen werde.

„Sie citiren da zwei Fälle, durch welche Ehen gestiftet werden; einen durch unehelichen Beischlaf; denn Hurerei kann man so etwas nicht nennen, und den zweiten: durch Familienverhältnisse, Reichthum u. dgl.; lassen Sie den Ihrigen für den dritten gelt, und nun wollen wir vergleichen. Zuerst aber müssen Sie einen großen Unterschied machen zwischen den Folgen, welche die Fehltritte eines wahren Christen haben, und denen, die aus den Sünden der Nichtchristen entstehen: Jene stehen unter der züchtigenden Leitung ihres himmlischen Vaters, Diese aber noch unter den Lockungen der ewigen Liebe, sie genießen ihr Theil in dieser Welt, Jene aber werden durch Kreuz und Trübsal zu der zukünftigen erzogen: wenn Sie also viele bemerken, denen es ungeachtet ihrer Fehltritte wohlgeht, so wissen Sie entweder nicht, was solche Leute in geheim für einen nagenden Wurm, für geheime Leiden haben können, oder es stehen ihnen noch Trübsale bevor, oder sie sind Menschen, die ihr Theil hier in der Welt zu genießen haben."

Hat denn das Leiden und Sterben Christi keinen erlösenden Werth für solche Schulden? muß denn der Christ selber für seine Sünden büßen?

„Können Sie, kann ein so aufgeklärter Kopf so fragen? Wir müssen einmal alles thun, um das, was wir verdorben haben, wieder gut zu machen, und es ist eine unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes, wenn Er uns Gelegenheit dazu gibt, denn um so viel, als wir selbst restituiren können, um so viel wächst der Grad unserer Seligkeit; für's Verdienst Christi bleibt noch genug zu ergänzen übrig. Alle Prüfungen und Leiden wegen begangener Fehler zielen dahin, uns zur Erkenntniß derselben und ihrer Größe

zu führen, damit wir sie hernach meiden mögen und also immer vollkommener werden."

Verzeihen Sie! ich machte einen thörichten Einwurf.

„Nun wollen wir wieder auf unsern Vergleich zwischen den dreien Wegen zum Ehestand kommen: Zuerst also vom unehelichen Beischlaf, in sofern er der Ursprung einer Ehe wird, alle andere Fälle gehören nicht daher: Wenn zwei ledige Personen diesen Fehler begehen, wogegen sündigen sie dann?"

Gegen die heiligen Befehle der Religion, gegen die christlich-vernünftige Ordnung und gegen die Gesetze des Staats.

„Warum mögen wohl die Religion und der Staat dieß Mittel zum Heirathen verboten haben?"

Ich kann mir keine andere Ursache vorstellen als die: weil es gegen die christlich-vernünftige Ordnung ist; denn an und für sich selbst in dieser Ordnung ist ja der Beischlaf erlaubt.

„Sie haben ganz recht; daraus folgt also, daß er, als Mittel zum Heirathen betrachtet, blos gegen die christlich-vernünftige Ordnung ist. Und ich glaube, mit dem zweiten Fall, wo die Eltern ihre Kinder kuppeln, wird sich's wohl eben so verhalten?"

Ganz gewiß!

„Sollte aber Ihr Fall wohl auch auf dieser Liste stehen? sollte er auch nichts weiter, als ein Fehler gegen die christlich vernünftige Ordnung seyn?"

Sie machen mir das Herz klopfend vor Erwartung.

Gesetzt, es erscheine ein Mensch in einer gewissen Stadt mit dem Aufzug eines Gesandten vom Landesherrn, und publicirte ein Gesetz von wichtigem Inhalt und Folgen — ein Gesetz, das er selbst gemacht — ein Gesetz, das den Gesetzen des Landesherrn entgegen liefe?"

Sie tragen Materien zu meinem Todesurtheil zusammen.

„Nein, es sind Materien, einen Brand aus dem Feuer zu erretten. Wenn der Gesandte nicht betrügen will, in Sannchens Fall ist, so wird er nicht gestraft, aber kurirt — Freund Theobald! er wird kurirt. Diese Kur aber verhält sich wie die Krankheit. Sehen Sie! welch ein großer Unterschied es ist: aus Schwachheit, oder aus zeitlichen Vortheilen geradezu die christlich-vernünftige Ordnung, ein Polizeigesetz des Reichs Gottes übertreten, und als ein Gesandter Gottes auftreten und sagen: Gott befiehlt, daß ich's übertreten soll. Ist das nicht Hochverrath? — ist das nicht Ihr Fall? — ist Ihr Schritt nicht ein unendlich größerer Fehler, als die beiden andern? — Durch Ihre Heirath wird die große, erhabene und reine Gottheit entehrt und ihre Religion bei ihren Gegnern lächerlich gemacht, fromme Christen aber werden geärgert.“

Theobald erblaßte, er kam einer Ohnmacht nahe und rief: Großer Gott, erbarme dich! — ich bin verloren!

Wer den Pfarrer Bosius selber in aller seiner Energie und Feuer hat reden hören, der wird sich über diese Wirkung nicht wundern; als er nun sahe, wie weit die Rührung bei dem Theobald ginge, so hielt er's nun für Pflicht, ihn zu erquicken und zu trösten.

„Freund! fing er an: treiben Sie die Sache nicht zu weit: Sie haben nichts weiter nöthig, als einzusehen, in wie hohem Grad Sie und Sannchen gefehlt haben; das ist der Wille und die Ordnung Gottes; fassen Sie in dieser Erkenntniß Ihrer Schwäche den festen Vorsatz, nie wieder auf eine ähnliche Art

zu sündigen, sondern sehr behutsam in dergleichen Sachen zu seyn, wo sich Schwärmerei mit einmischt; dann wird Ihnen Gott gnädig seyn und Sie väterlich leiten."

Herr Pastor! ich darf, ich darf Sannchen nicht heirathen, mir schaudert vor dem Gedanken.

„Schön! Schön! jetzt sind Sie auf dem rechten Standpunkt, wo es Ihnen erlaubt ist, sie zu heirathen, Ihr Wille mußte in den Willen Gottes aufgeopfert werden; sobald das gründlich und von Herzen geschehen ist, sobald beweise ich Ihnen, daß es nun ihre größte Pflicht ist, die Heirath mit Sannchen unverzüglich zu vollziehen."

Theobald wunderte sich, erholte sich und war wie ein Träumender, der nicht recht weiß, wie er dran ist. Der Pastor aber erzählte ihm nun umständlich, wie er mit Sannchen zu Werke gegangen war, daß sie sich ebenfalls in den Willen Gottes geschickt habe und ihren Fehler erkenne, daß es aber ihr Körper nicht aushalten könne, und also kein anderer Rath sey, als daß er sie heirathe.

Den ganzen Plan dazu machte Bosius auf die vernünftigste und geschickteste Weise, und er wurde auch alsofort ausgeführt. Theobald wurde mit Sannchen auf ihrem Schlafzimmer in der Stille getraut und so die Hochzeit ohne Geräusch vollzogen.

Da aber hier eine neue wichtige und ganz andere Epoche anfängt, so will ich den ersten Theil beschließen und meine Leser damit trösten, daß der zweite unverzüglich folgen soll.

Theobald oder die Schwärmer.

Eine wahre Geschichte.

Zweiter Theil.

Ich habe zwei Ursachen, die mich veranlassen, ein paar Zeilen vor der Fortsetzung von Theobalds Geschichte vorangehen zu lassen. Es soll weder eine Vorrede, noch Vorbericht, noch Erinnerung an den Leser, sondern blos etwas seyn, das ich doch gern gelesen haben möchte.

Die erste Ursache ist der Recensent in der allgemeinen Literatur-Zeitung, dem ich von Grund der Seelen für seine biedere und recht dem Geist eines vernünftigen Urtheils über eine Sache angemessene Recension des ersten Theils meines Theobalds danke; das Ende seiner Beurtheilung, welches die sieben Flämmchen betrifft, verzeihe ich ihm gern. Diese Stelle meines Werks zielt auf eine Klasse Menschen, die mich besser verstehn, als der Recensent, und denen ich dadurch einen so lichtvollen und bedeutenden Wink gebe, daß er sie von einer gefährlichen Schwärmerei heilen muß, wenn sie nur Augen haben und sehen wollen. Da nun der rechtschaffene Beurtheiler meines Buchs, so wie ich aus allem sehe, jene Leute und ihr System nicht kennt, so konnten ihm freilich die sieben Flämmchen auffallen, die aber ein Terminus technikus sind, den die Leute, für die der Gedanke

hingeworfen ist, sehr wohl verstehen. Verzeihen Sie also, edler Mann! wenn ich Sie ersuche, solche Stellen, deren Bezug Sie nicht wissen, mit Stillschweigen zu übergehen.

Die zweite Ursache ist die Ahnung, es werde viele vorwitzige Leser geben, die gern die versteckten Namen meiner aufgeführten Schwärmer enträthseln möchten; dieß wäre aber gerade meiner Absicht zuwider; nicht Personen, sondern Fehler wollte ich zur Schau aufstellen, und man wird's mir nicht übel nehmen, wenn ich jeden derb auf die Finger klopfe, der sich untersteht, den Vorhang von den Gesichtern wegzuziehen, die ich mit Sorgfalt verstecken wollte. Würde aber irgend eins von meinen Originalien vorwitzig seyn und hervorgucken, oder mir wohl gar Vorwürfe machen wollen, so muß ich es seinem Schicksal überlassen, rathe aber wohlmeinend, lieber seinen Schmutz abzuwaschen, damit kein Schleier mehr nöthig seyn möge! Ich glaube, wohlgethan zu haben, wenn ich dem Wanderer die gefährlichen Oerter auf seinem Wege durch Beispiele zu zeigen suchte; denn man stürzt oft in den Abgrund, ehe man vermögend war, ihn zu sehen.

Das erste Hauptstück.

Theobald und Sannchen waren nun getraut, und also Eheleute; da er nun noch nicht ausstudiert hatte, so mußte er wieder nach Altdorf reisen; die Tante war so liebreich, einer schmerzhaften Trennung der Neuvermählten dadurch vorzubeugen, daß sie sich entschloß, ihre Nichte mit und nebst Theobalden mit sich ins Haus zu nehmen; das war nun freilich eine ganz neue Art, auf die hohe Schule zu reisen, ganz Altdorf schwatzte auf eine Meile kreuz und quer darüber; indessen nach vierzehn Tagen war doch Alles vergeben und vergessen, und die ganze Sache schadete dem Ruhm beider junger Eheleute so wenig, daß man im Gegentheil die ganze Handlung durchgehends billigte.

Während der noch übrigen akademischen Zeit unseres Theobalds passirte so wenig Merkwürdiges, daß es der Mühe nicht lohnt, ein Wort damit zu verlieren. Kurz, Theobald endigte seine Studien rühmlich, und setzte sich in der berühmten und nahrhaften Stadt Bornhausen, im Fürstenthum Bornfels, als Arzt.

Zu Bornhausen wohnten viele fromme brave Leute, besonders auch Pietisten von mancherlei Gattung; ob nun gleich Doktor Theobald noch in vielen Stücken mit ihnen harmonirte, so hatte er doch aus vieler Erfahrung und auch aus richtigen Be-

griffen vernünftiger denken und handeln gelernt; er band sich also nicht ganz an ihre Gesinnungen, sondern lebte seiner freiern Ueberzeugung gemäß; das hielten nun Jene nicht für gut, sie sahen ihn als einen Mann an, der auf beiden Schultern trägt, weder kalt noch warm ist, den man also ausspeien muß; Keiner von ihnen bediente sich seiner als Arzt, im Gegentheil haßten und verfolgten sie ihn.

Die übrigen weltförmigern Bürger hingegen betrachteten ihn als einen Pietisten, denn sein genauer eingezogener Wandel und noch andere pietistische Anstriche gaben ihm gerad das Ansehen eines solchen Mannes, besonders, da er sich modest kleidete und immer dunkle Farben wählte; diese Menschenklasse bediente sich also seiner auch nicht viel, so daß es also im Anfange seiner Haushaltung knapp mit ihm aussahe, besonders da Sannchen auch immer kränklich war und dem Hauswesen nicht gehörig vorstehen konnte.

Ich komme da wieder auf den Text, über welchen ich auch bei seines Vaters Vermählung predigte. Vor der Heirath waren Theobald und Sannchen so voller Inbrunst und Eifer, von Gott und göttlichen Dingen zu reden, sie war so beredt und geschickt, daß nicht nur Theobald, sondern Jedermann über sie erstaunte; und er selbst war mit ihr so innig und erweckt, daß selbst der allerstrengste Pietist sie für eifrige Christen halten mußte; jetzt war das nun vorbei. Theobald nahm sich fest vor, einen ordentlichen Hausgottesdienst zu beobachten, das geschah auch etwa vier Wochen; nun unterbliebs aber allmählig, der Eifer erkaltete, und Beide redeten oft eine ganze Woche nichts vom Christenthum. Oft stellten Beide in der Stille eine Prüfung darüber an, und unter-

suchten, wo doch wohl der Fehler stecken möchte? Allein sie konnten ihn nicht auffinden, bis sie Herr Pastor Bosius einmal besuchte; diesem trefflichen Manne entdeckten sie ihr Anliegen, und er half ihnen bald aus der Dunkelheit heraus. Es wird für viele meiner Leser dienlich seyn, wenn ich einen kurzen Auszug aus der Rede mache, welche der große und würdige Mann damals dem jungen Ehepaar gehalten hat. Es heißt unter andern in Theobalds Tagebuch folgendergestalt:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen den Empfindungen und süßen Vorstellungen vom Christenthum und dem wahren und wesentlichen christlichen Leben. Wenn ein Anfänger zuerst erweckt wird, zuerst Lust bekommt, ein wahrer Christ zu werden, dann liest er erbauliche Sachen, allerhand schöne Lieder und Sprüche aus der Bibel, das Alles belebt ihn ganz und begeistert ihn so mit hoher Empfindung, daß er mit Freuden tausend Leben für die Religion aufopfern könnte; dieß ist aber nichts Wesentliches, sondern im Grund nur Schwärmerei, die freilich im Anfang nöthig oder doch nützlich ist, damit das noch unerleuchtete Gemüth Etwas habe, das es zur Frömmigkeit anhält; kommt nun bei jungen unverehlichten Gemüthern der Trieb zu heirathen noch dazu, so wird der Enthusiasmus noch größer, und oft entstehen aus dieser göttlichen und sinnlichen Vermischung der Ideen abscheuliche Irrthümer. Wenn es nun dem Menschen um seine wahre Vervollkommnung ein rechter Ernst ist, und er sich befleißt, nach dem Vorbild des Erlösers zu wandeln, so fühlet er beständig den Widerstand seiner sinnlichen Natur, die bei obiger Schwärmerei gar nichts litte, sondern im Gegentheil mitgenösse; das beständige Bestreben des Geistes, fromm

zu leben, drückt also die Sinnlichkeit, daher verliert sich die Freudigkeit, und man wird trocken. Dieß trifft nun die Neuverehlichten noch härter, denn um so viel höher, als sich ihre Schwärmerei durch ihre Liebe geschwungen hatte, um so viel tiefer sinkt die Seele zurück, wenn auch die Triebe der Natur in der Ehe gesättigt sind; darum vermische ja Niemand Fleisch und Geist mit einander, es hat immer die traurigsten Folgen; und dann denke nur Niemand, daß die angenehmen Empfindungen in den Betrachtungen über die Gegenstände der Religion wahre Zeichen des Christenthums seyen; solche Empfindungen hat der Türke und Heide in seiner Religion auch; sondern die wahren und sichern Kennzeichen der Heiligung sind: wenn man nie satt werden kann, seinen Nebenmenschen Wohlthaten zu erzeigen; wenn man gerne alle seine Kräfte aufopfern möchte, Menschen wahrhaft glücklich zu machen, und wenn man sich prüft, warum man denn das Alles so gerne möchte, und man findet dann unaussprechlich tief in der Seele die Wahrheit eingegraben: Darum möchte ich gern alle Menschen glücklich machen, um meinem lieben himmlischen Vater und meinem theuren Erlöser ähnlich zu werden, um ihm zu gefallen, und so vollkommen zu werden, wie Er ist, u. s. w. Auch der Freigeist thut seinen Mitmenschen Gutes, aber warum? blos aus Wollust, weil's dem guten Herzen wohl thut, wenn's andere freudig sieht, und besonders, wenn man Ursache an der Freude ist; diese Wohlthätigkeit ist wohl gut, aber weil sie eigne und nicht Gottes Ehre bezielt, wozu doch Alles abzwecken soll, so hat sie wenig Verdienstliches, besonders auch, da sie sehr selten in geheim, und noch vielweniger den Feinden Gutes, und wahrhaft Gutes thut, u. s. w."

Ich muß die Predigt des Herrn Bosius abbrechen, um nicht zu weitläufig zu werden; es kam mit Theobald und seiner lieben Gattin darauf an, daß sie praktisch ausführten, wovon sie so lange geschwätzt hatten, und ich muß gestehen, daß sie auch wirklich so viele Mühe anwendeten, als sie konnten, um ihrer Erkenntniß getreu zu seyn, aber im Ehstand und in einer ordentlichen Haushaltung ist die Ausführung, wahrlich! schwerer, als sich mancher christliche Schwätzer einbildet.

So viele Mühe auch Theobald angewendet hatte, gründlich die Medicin zu studiren, so verursachte doch sein Hang zum Wunderbaren, daß er Vieles versäumt hatte; er traute der Mitwirkung Gottes und seinem Gebet für die Kranken so vieles zu, daß er glaubte, ein Trünklein Wasser oder sonst ein einfaches gemeines Mittel sey in der Hand eines frommen Arztes zur Heilung eines Kranken hinlänglich; er bedachte aber nicht, daß dem Arzt noch genug zu beten übrig bliebe, wenn er auch die wirksamsten Mittel mit der vernünftigsten Methode verbände. Und dann erwartete er auch zu sehr eine unmittelbare Erleuchtung von Gott in seinem Beruf, und er hielt ein allzugroßes Anstrengen des Verstandes in Erforschung der Geheimnisse der Natur für einen Eingriff in die Rechte Gottes; ob ich gleich doch auch gestehen muß, daß ihm sein glückliches Genie, bei geringerer Verwendung als ein anderer, ziemlich gute Kenntnisse verschafft hatte. Kurz, Doktor Theobald that unter den Armen ausserordentlich viele und wichtige Kuren, bei Vornehmen und Reichen haperte es aber gemeiniglich; daher kams denn auch, daß er sehr wenig Geld verdiente, und also beständig bei seinen Eltern und Schwiegerältern um Unterstützung anhalten mußte; dieß zog ihm dann natürlicher Weise vielen Verdruß

zu, so daß er nach und nach in Schulden gerieth, mithin durchgehends für einen Schuldenmacher und schlechten Haushälter passirte, ob er gleich sowohl an Kleidern, als an seinem Tisch kaum die seinem Stand und Beruf zukommende Nothdurft hatte.

Die vielerlei Schicksale von Theobalds Beruf, so auch seine beständigen Trübsale in seiner häuslichen Verfassung, erspare ich zu einem andern Zweck, und verfolge meinen jetzigen.

Die Berlenburger pietistische Gemeinde erkaltete indessen allmählig; Dippel, Tuchtfeld, Haug. und der Graf selber starben; Hochmann war schon lange todt; mithin kam alles allmählig wieder in den alten Schlummer, nur daß hier und da einzelne gute Seelen, denen es von Anfang an ein wahrer Ernst um ihre Vervollkommnung gewesen, und die nun durch allerhand Sichtungen der Schwärmerei das einzig Nöthige wie ein Brand aus dem Feuer errettet haben, zum wahren Salz der Erden übrig blieben.

Nun trat aber ein neuer Held auf, der in seinem Wirkungskreis eine große Rolle gespielt hat, und wobei unser Theobald nicht wenig interessirt war*).

Etliche Stunden von Bornhausen auf einem einsamen Dörfchen, das ich nothwendig Jerusalem heißen muß, wohnte ein ehrlicher Bauer, Namens Koller; dieser hatte zwei Söhne, wovon der älteste, Bernd, Bauer wurde, und auf dem Gute blieb; der andere aber, nämlich Ernst, das Wollenweberhandwerk lernte. Dieser Ernst kam zu Theobalds

---

*) Leser! die Geschichte, welche ich hier erzählen werde, ist in ihrem ganzen Umfange wahr, ich fürchte mich der Sünde, so Etwas zu erdichten, ich habe aber Namen und Wahrheit, aus wichtigen Ursachen, so sehr versteckt, als ich konnte.

Zeiten nach Bornhausen und arbeitete auf seinem Handwerk; er war ein feiner ansehnlicher Mann, hatte schöne Kenntnisse in der Religion, dabei aber einen ungemeinen Hang zum Wunderbaren und zur Schwärmerei; daher las er in der Bibel ausser der Offenbarung Johannis wenig, diese aber konnte er fast auswendig; dann bestand seine ganze kleine Büchersammlung aus lauter Schriften von Böhms, Pordage und Leaden's Gattung, auch die Berlenburger Bibel besaß er ganz, nebst der geistlichen Familie, u. dgl.; in seinem Leben und Wandel war er ein recht sittsamer, ordentlicher junger Mann, der bei Jedermann beliebt war.

Nun wohnte eine reiche Kaufmannswittwe zu Bornhausen, die nannte sich Waltershaus'en, diese ließ wollene Tücher fabriciren, die sie dann auf die Messen schickte. Ernst Koller arbeitete auch für sie als Geselle, denn er war noch ledigen Standes, zu der Zeit etwa 28 Jahre alt; die Frau Waltershau sen aber mochte 45 Jahre alt seyn, ihr Mann war schon eine geraume Zeit todt, und sie hatte zwei Söhne, deren der eine, Peter, achtzehn, und der andere, Ludwig, sechszehn Jahr alt war.

Ernst Koller fand, daß es die Frau Waltershausen gern hörte, wenn er auf seine Art von der Religion schwatzte, denn er sprach so südwarm von dem tausendjährigen Reich, von der Nähe desselben, von der innern Beschaffenheit und Glückseligkeit, daß die gute Frau Waltershausen steif entzückt saß, Mund, Nase und Augen aufgesperrt hielt, und erst spät wieder zu sich selber kam. Ernst hielt diese Theilnehmung seiner Gebieterin für wahre Gottesfurcht, er wagte es also, sich ihr als Freund zu nähern, in ihren häuslichen Angelegenheiten zu rathen, und sich ihrer

Sachen so ziemlich vertraulich anzunehmen; der Frau Waltershausen war das ganz recht, denn auch hier schlich sich leider! leider abermal die fleischliche Liebe unter dem Deckmantel der Religion und Frömmigkeit ein. Ernst Koller ergriff diese Liebe mit beiden Händen; ob er sie auch geliebt habe und in wie fern Reichthum und Stand Antheil an seiner Wahl hatten, das entscheide ich nicht, der große Tag wird's klar machen.

Ernst heirathete also die Frau Waltershausen, und wurde nun ein reicher ansehnlicher Kaufmann; dazu schickte er sich auch vortrefflich, denn er verstund seine Fabrik aus dem Grunde; er konnte lesen und schreiben, war dabei ein großes Kraftgenie, wie meine Leser aus der folgenden ganzen Geschichte werden schließen können, und begriff also die Handlungswissenschaft gar bald; mit Einem Wort, hätte sich nun Koller einer wahren thätigen Gottesfurcht beflissen, wär er blos seinem Beruf getreu blieben, und hätte er durch seine so sehr nützliche Fabrik den armen Leuten in seiner Gegend Brod gegeben, o welch ein frommer und getreuer Knecht würde er dann geworden seyn; allein sein Geist nahm in seinem Laufe eine ganz andere Richtung.

Als er mit seiner Frau etliche Jahre in einer friedsamen und vergnügten Ehe, aber ohne Kinder gelebt hatte, so bekam eine Nachbarin, die Tochter eines Schlachters, welcher dem Herrn Koller das Fleisch in die Haushaltung lieferte, Namens Philippine Zartin, ein vortreffliches schönes und schwärmerisches Mädchen, Eingang in Kollers Haus; sie brachte von Zeit zu Zeit Fleisch dahin, bald traf sie den Herrn Koller im Lesen, bald im Reden von seiner Lieblingsmaterie; dadurch wurde das arme Kind mit in den Wir-

bel gezogen; sie fing auch an, die Propheten des alten Testaments und die Offenbarung Johannis, aber mit einer Begeisterung und mit einem Enthusiasmus zu lesen, der vielleicht in der Geschichte kein Beispiel mehr hat. Koller merkte das, und hielt es für gut; er ermahnte sie also, treu zu seyn, fromm zu wandeln, und in Gottes Wort so viel zu lesen, als sie nur Zeit hätte; zugleich lehnte er ihr Bücher, die im Stand waren, ihren Kopf immer wärmer, immer heißer zu machen.

Um diese Zeit kam Doktor Theobald nach Bornhausen; so wie er allmählig bekannt wurde, so entdeckte er auch bald den Herrn Koller und seine Denkungsart; so sehr er auch bisher durch allerhand Schicksale, wie meine Leser aus dem Vorhergehenden wissen, gewitziget worden, so lag doch noch immer ein Keim der Schwärmerei tief in ihm verborgen; als er daher die tiefen mystischen und prophetischen Kenntnisse des Kollers entdeckte, und zugleich seine höchst wahrscheinlichen und passenden Erklärungen der Apokalypse hörte, so wurde er nach und nach binnen etlichen Jahren wiederum in dieß neue Gewirre eingeflochten, ob er gleich von andern mystischen und schwärmerischen Krankheiten ziemlich geheilt war; Kollers System des tausendjährigen Reichs kam ihm als eine sehr angenehme Nebensache vor, die ihn in seinem praktischen Christenleben weder hinderte, noch sonderlich beförderte; er behandelte die Sache wie ein Steckenpferd, auf welchem man zuweilen in müßigen Stunden reitet, und doch wurde es ihm allmählig wieder Ernst, denn die immerwährende Beschäftigung mit solchen Vorstellungen nahm seine Seele immer mehr und mehr ein, und er wurde ein ärgerer, wiewohl vorsichtigerer und stillerer Schwärmer, als je!

Nachdem das Feuer etliche Jahre in der Asche geglommen und sich intensive im höchsten Grad verstärkt hatte, so brach es auf einmal in voller Kraft aus; Koller hatte sich nach und nach eine Gesellschaft von Freunden und Freundinnen gesammelt, die ihn für einen heiligen Mann und Lehrer hielten und zuweilen in seinem Hause zusammen kamen; unter diesen befanden sich auch Theobald, seine Gattin, und die Jungfer Zartin, welche aber wegen ihrer außerordentlichen Erkenntniß und Wärme für die Sache vor Allen den Vorzug hatte.

Im Anfang der dreißiger Jahren, wo ich nicht irre, saß die ganze Gesellschaft an einem Abend in Kollers Hause, Theobald, Sannchen und Zartin waren auch da; jetzt war das Wehen des Geistes der Schwärmerei stärker als je, Jeder war trunken von Wonne und süßem Gefühl, Alle umarmten sich und schwuren sich ewige Bruderliebe; auf Einmal verwandelte sich das Angesicht der Zartin in ein englisches Gesicht, sie kam außer sich, und fing an, erstaunliche Dinge zu sprechen; sie weissagte die Nähe der ersten Auferstehung und des tausendjährigen Reichs, und noch viele andere wichtige Dinge mehr, und das Alles mit einer so unbeschreiblichen Würde und Anstand, daß alle Anwesenden zu Boden sanken, auf die Knie und aufs Angesicht fielen, beteten, weinten und staunten; Jeder war gewiß, daß die Zartin eine Prophetin, und das, was sie sagte, Gottes Wort sey. Theobald war selbst ganz überzeugt; wenn doch jetzt Bosius hier wäre! sagte er zu Sannchen; sie antwortete, ich habe seine Vernünfteleien nie recht glauben können. Von dem Augenblick an wurde alles eingerissen, was der brave Mann je in ihren Seelen gebaut hatte, und sie waren Beide wiederum

der festen Meinung, daß auch Gott ehmals durch Sannchen geredet habe.

Die sonderbare Erscheinung mit der Zartin trug das Gerücht wie ein Lauffeuer durch ganz Bornhausen; viele der dortigen Pietisten und sonst auch andere gute Leute fingen an, aufmerksam auf die Sache zu werden, sie besuchten Kollers Versammlungen, hörten die Zartin weissagen, denn von nun an geschah dieß in jeder Versammlung; und Viele von ihnen traten zu dieser neuen Sekte über, so daß binnen Jahresfrist bei fünfzig Haushaltungen dazu gehörten.

Diesen großen Zuwachs beförderte insonderheit der beste, gelehrteste und weiseste reformirte Prediger zu Bornhausen, der Herr Darius: diesen trieb vielleicht Neugierde, vielleicht Amtspflicht, vielleicht beides zusammen, einsmals in Kollers Versammlung; nun redete die Zartin gerade diesen Abend mit einer solchen Kraft und Weisheit, daß Herr Darius sie in dem Augenblicke für eine Prophetin erklärte und sich der Sekte beigesellte; er fing nun selbst an, über die Offenbarung Johannis zu predigen, und alles nach dem System des Kollers und der Zartin auszulegen.

Bis dahin ging nun alles gut, aber nun fing Satan an, das wohlgeschmückte und für ihn ausgeräumte Haus zu beziehen: die Frau Kollerin war bisher eine getreue Anhängerin ihres Mannes gewesen; nun aber, da die Zartin auftrat, besonders da ihr junger Mann das bildschöne Mädchen liebkosete, sie immer über alles erhob, auch die Zartin mehr als liebreich gegen ihren Mann war, so fing die schwärzeste Eifersucht an in dem Herzen der alten Frau zu wüthen; sie erklärte die sogenannten Gottes-

sprachen der Zartin für Betrügerei, und sträubte sich mit aller Gewalt gegen die Versammlungen; sie bedrohte ihren Mann, kurz, sie protestirte gegen alles, aber es half nichts, besonders da ihre beiden Söhne dem System ihres Stiefvaters aufs treulichste anhingen.

Nun bestimmte sich der Geist der Schwärmerei näher; die Zartin fing nun an, von sich selbst zu zeugen, sie sey das Weib mit der Sonne bekleidet, sie werde dereinst den männlichen Sohn gebären, der die Heiden mit der eisernen Ruthe weiden sollte, ihr Sohn werde der König des tausendjährigen Reichs werden, sie sey aus dem Stamm und Geschlecht Davids, Herr Koller auch: sie und Herr Koller seyen auch die zwei Zeugen, und was dergleichen ungeheure Dinge mehr waren; — was meynt ihr wohl, liebe Leser! werden das wohl vernünftige Leute geglaubt haben? — Gewiß! Pastor Darius und Theobald glaubten es steif und fest, geschweige der übrige ungelehrte Haufe; dieß laß ich nun noch hingehen, aber daß die Zartin bald darauf die alte ehrliche Frau Kollerin für die babylonische Hure erklärte, daß das Jedermann glaubte, daß man sie nun oben im Hause einsperrte und abscheulich mißhandelte, daß ihre beiden leiblichen Söhne zu ihr gehen und sie zum Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet, verfluchen mußten, daß das Alle glaubten, Alle billigten, das ist entsetzlich und unbegreiflich. Indessen ists doch geschehen und wahr; die Kollerin wurde endlich verrückt und lebte nicht lange mehr; den Verdacht wegen ihrem Tode überlasse ich dem Herzen- und Nierenprüfer. Darius hielt ihr die Leichenrede über den Text: Auf daß der Herr Zebaoth erhöhet werde im Recht!

Mein Herz nöthigt mich, hier eine Zwischenerinnerung zu machen. Diejenige Gattung meiner Leser,

welche gern alles, was nur immer Religion heißt, für Schwärmerei erklären, und jeden Rechtschaffenen, der der Religion Jesu vernünftig anhängt, einen Pietisten nennen, warne ich, bei dieser schrecklichen Geschichte, die im Verfolg immer schlimmer wird, ja nicht zu lachen, nicht zu frohlocken, und wie sie gewohnt sind, nicht das Kind mit dem Bade zum Fenster hinauszuwerfen! Wiche diese Sekte zu weit zur Rechten ab, so weicht Ihr eben so sehr zur Linken, und glaubt nur nicht, daß euer Loos erträglicher seyn werde; die große Klasse derer, die ihr Pietisten nennt, enthalten doch bei allem dem noch immer die edelsten, die besten Menschen; widersprecht mir nicht, sondern forscht erst gründlich und unpartheiisch, und wenn ihr's nicht so findet, dann heißt mich partheiisch oder einen Betrüger, oder wie ihr wollt. Ich kann euch vor dem Allgegenwärtigen bezeugen, daß die Wenigsten, die ihr Pietisten nennt, Heuchler sind, wie ihr euch gern überreden mögt, sondern die Mehresten sind Menschen, denen es um ihre Vervollkommnung ein wahrer Ernst ist.

Die andere Klasse meiner Leser mag wohl selbst aus Pietisten bestehen, auch mit diesen hab' ich ein Wort zu reden: diese Leute werden glauben, ich trete der Religion und einer ehrwürdigen Klasse Menschen zu nahe, indem ich den Schwärmern so viele Fehler aufdecke: hier irren die lieben guten Leute gewiß, nichts ist verderblicher, als wenn man unter dem Schein der Heiligkeit Greuel treibt, die Welt schreibt sie alle den wahren Christen auf ihre Rechnung, dadurch wird dann die allerheiligste Religion, welcher ich hier in diesen gefährlichen Zeiten eine Apologie schreibe, verächtlich und stinkend, man erinnere sich nur an jene Kundschafter, welche Moses ins gelobte

Land schickte, und an das große Unglück, welches sie über das Volk Israel brachten: eben so sind die Schwärmer anzusehen, die ich in diesem Werk schildere.

Jetzt, wo man so sehr nach Wahrheit forscht und geizt und überall zweifelt, jetzt muß durchaus alles Falsche vom Christenthum geschieden und die Religion in ihrem wahren Licht dargestellt werden, damit man nicht Unkraut für Waizen halte, Alles ausreute und wegwerfe.

Doch, ich kehre wieder zu meiner Geschichte. Nach der Frau Kollerin Tode heirathete Koller die Zartin; nach der Meynung dieses Haufens von Schwärmern war nun die babylonische Hure gerichtet, und nichts stand dem Anbruch des herrlichen Reichs mehr im Wege. Es wurden auch Missionarien ausgeschickt, welche die wichtigen Neuigkeiten evangelisiren mußten; nun war ein großer Theil Menschen auf diese Dinge vorbereitet, wie meine Leser aus dem Vorhergehenden wissen; die Sache wurde so plausibel vorgestellt, daß der Beifall durch ganz Deutschland, in Holland, England und den nordischen Reichen außerordentlich war, es kamen Geschenke von großen Geldsummen an Herrn Koller an, die er zum besten Gebrauch verwenden sollte; alles wartete nun noch auf die Offenbarung des neuen Jerusalems, wohin sich eine große Menge zu ziehen rüstete.

Als Koller diese Wirkung seiner Lehre sahe, so faßte er den Vorsatz, seinen großen Plan auszuführen; die Weissagungen seiner nunmehrigen Frau wurden zweckmäßiger und bestimmter, und er fing nun an, im Geheim zu wirken; der Herzog von Y.... war Landesherr und katholisch, der König von X... aber Schutzherr der protestantischen Unterthanen. An beiden Höfen suchte er vorerst die dirigirenden Minister zu

gewinnen, dazu mochte er wohl einen Theil der großen Geldsummen verwenden; am herzoglichen Hofe durfte er nicht mit Religionsneuerungen angestochen kommen, da gab er vielmehr vor, er sey Willens, eine neue Stadt, und in derselben schöne Fabriken anzulegen; am königlichen Hofe aber, wo er auch dieses vorschützte, setzte er noch hinzu, daß er auch Willens sey, in dieser neuen Stadt eine Probe mit einer aufgeklärtern und bessern Religion zu machen; dieß blieb aber gleichsam nur bei dem Minister in Petto, als welcher Kollers System gewogen war; wäre es der Monarch gewahr geworden, so hätte ers gewiß nicht geduldet.

Als nun alles aufs beste und geheimste eingeleitet war, so verkündigte die Frau Kollerin sehr feierlich, Bornhausen werde in dreißig Tagen untergehen, denn diese Stadt wurde nun auch zum großen Babylon, der Mutter aller Hurerei und Unreinigkeit, gemacht. Dieß setzte alles in Furcht und Schrecken; viele Anhänger des Kollers machten sich reisefertig, denn die Prophetin hatte gesagt: Geht aus von ihr, mein Volk, auf daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Strafe! Am bestimmten Tage machte sich eine Menge Menschen aus der Stadt, aber es geschahe nichts; die Kollerin half sich bald, denn sie sagte, es gehe Bornhausen wie der Stadt Ninive zu Jonas Zeiten, denn Gott habe sie wegen ihrer Buße verschont.

Die Kollerin hatte auch wirklich ein Knäblein geboren, das war nun der neue Messias selbst! Es ist nicht zu sagen, welche Abgötterei man mit dem Kinde getrieben hat; allein es lebte nicht lange, und als Jedermann darüber stutzte, so hieß es: und das

Kind wurde entrückt zu Gott und seinem Stuhl!

Ungeachtet Bornhausen nicht unterging, sondern vielmehr im Segen fortblühte, so wurden doch Kollers Anhänger des Wohnens in Babylon müde, und die Anlage des neuen Jerusalems wurde in Geheim mit allem Ernst getrieben. Koller wählte sich seinen Geburtsort, das Dorf, dazu, welches ich oben in dieser Rücksicht schon Jerusalem genannt habe. Dieser einsame Ort liegt in einem flachen erhabenen Thälchen, er ist mit Waldungen, Wiesen und Bächen umgeben, und überhaupt in allem Betracht ein angenehmer Aufenthalt.

Koller baute sich hier ein schönes Haus, und in kurzer Zeit folgten mehr als dreißig reiche Kaufleute, die seine Anhänger waren, seinem Beispiel. Nun fing der Lärm erst recht an, das neue Jerusalem war im Entstehen, alles merkte auf, Leute von allerhand Gattung zogen dahin; und hätte Koller etwas mehr den Wolf ins Schaffell hüllen können, so möchte wohl die ganze Sache noch mehr ins Große gegangen seyn; allein er ließ zu früh die Klauen hervorgucken, doch dauerte der Anwachs etliche Jahre, so daß doch ein hübsches mittelmäßiges Städtchen daraus wurde.

Durch die Kanäle, welche Koller so meisterhaft zu eröffnen gewußt hatte, erhielt er nun den Charakter als königlich X...scher Geheimerath und das vollkommen freie Religions-Exercitium für seine neue Stadt; er erhielt zugleich die städtischen Privilegien, vermöge welcher sie der Landesherr nicht nur zu einer Stadt erhob, sondern ihr auch eine Quelle zu öffentlichen Einkünften anwies; es wurde also ein ordentlicher Magistrat angestellt und ein Rathhaus gebaut. Man baute auch eine hölzerne Kirche, berief den

Prediger Darius zum ersten Pfarrer und den guten Doktor Theobald mit eigenem Gehalt zum ordentlichen Arzt und Stadtphysikus; beide kamen auch mit herzlicher Freude; dieß wird man mir leicht glauben, wenn man bedenkt, daß sie beide fest überzeugt waren, der Ort, wo sie hinzögen, sey das wahre neue Jerusalem!

Nun muß ich doch auch mit wenigen Worten erzählen, wie Koller in seinem neuen Jerusalem Haus hielt: er wurde von allen seinen Anhängern für einen wahren Repräsentanten der Gottheit angesehen, man hielt ihn für eine göttliche und gewissermaßen anbetungswürdige Person; eben diese Ehre wiederfuhr auch seiner Frau, welche in einem fürstlichen Schmuck in einer Sänfte in die Kirche getragen wurde, wo ein erhabener, mit karmosinrothem Sammet überzogener und mit goldenen Tressen ausgeschlagener Thron stand, auf welchem beide Fürstenhäupter des neuen Jerusalems saßen; vor dem Thron her, aber so niedrig, daß die Köpfe unter die Füße zu stehen kamen, war der Stuhl des Magistrats. Zur Linken des Throns stund die Kanzel.

Ich habe das alles mit meinen eigenen Augen gesehen, und bezeuge, daß alles wahr ist.

Man kann leicht denken, daß kein Monarch in der Welt so vollkommen souverän war, als Herr Koller; der Magistrat that nicht das Geringste ohne ihn, ich wollte es ihm aber auch nicht gerathen haben; eben so abhängig war der Pfarrer mit seinem Consistorium, und alle waren es gern, weil jeder Kollers hohen Werth vollkommen anerkannte. Wer einmal so weit gekommen ist, daß er Herr über Herz und Gewissen ist, der ist mehr Despote, als je

ein Morgenländer, und wenn er will, auch mehr Tyrann.

Jeden Text zu jeder Predigt mußte der Pfarrer von Kollern fordern, denn der mußte wissen, was seinem Volk am dienlichsten war. Jeder Name, der einem neugebornen Kinde gegeben wurde, mußte von der Kollerin gegeben werden, denn sie war eigentlich noch immer das heilige Orakel, das auch Koller selbst fragte, wiewohl ich fest glaube, daß er's doch zuweilen häßlich bestochen und wie eine wächserne Nase gedreht habe. Wie es kam, daß Pastor Darius noch immer so blind war, weiß ich nicht, denn wenn man Frau Kollerin fragte, wie das Kind heißen sollte, so gab sie immer biblische Namen; da sie nun keine Sprache verstand, so gab sie oft den Casum unrecht an, sie sagte oft Onesimo anstatt Onesimus, dann Rufum anstatt Rufus u. s. w., weil sie die Worte in den Episteln so fand. Hätte nun der Herr Pfarrer Darius den Betrug nicht merken sollen, denn er konnte wohl denken, daß der heilige Geist die Sprache verstünde; allein sie waren alle in kräftige Irrthümer dahingegeben.

Meine Leser werden sich sehr wundern, wie es komme, daß Herr Pastor Bosius zu dem allem so still geschwiegen habe; nein! er hatte nicht geschwiegen; allein alle seine Ermahnungen waren vergebens gewesen, und eben so der väterliche Rath des Herrn Blonds; beide hatten den Theobald und sein Sannchen ernstlich ermahnet, sich mit den Kollerianern nicht einzulassen; allein es half jetzt alles nichts, daher schwiegen nun beide still und dachten, wer nicht hören will, der muß fühlen; dazu kam es auch bald, und zwar auf eine fürchterliche Weise.

Das zweite Hauptstück.

So klein auch die Gemeinde im neuen Jerusalem war, so wurden doch zwei Prediger zu dem Darius berufen; beide waren Kollers Freunde und hatten sein System angenommen. Der eine war ein guter Mann, er hieß Dachs, der andere aber war der abgefeimteste Bube, den je die Sonne beschienen hat; das darf ich sagen, die Geschichte wird diesen Ausdruck rechtfertigen! Ich will diesen Satan nur Schleicher nennen, um seinen wahren Namen zu verstecken, ich hab' ihn selber noch persönlich gekannt.

Bis daher war alles gut gegangen. Die Stadt hatte noch immer zugenommen, und von allen Seiten her waren wichtige Geldsummen dahin spendirt worden, so daß Koller alle seine Anstalten recht wohl bestreiten konnte; auch die Fabriken und Handlung fingen ziemlich an zu blühen; doch begannen vernünftige Leute schon zu zweifeln, denn Koller verstand nicht recht, seinen Charakter zu behaupten, er lebte täglich in Saus und Schmaus, und zog sich einen dicken fetten Körper. Die starken fetten Weine machten sein Gesicht braun und finnigt, so daß er durchaus nicht das Ansehen eines heiligen Mannes hatte, wenigstens nicht nach der Idee der Pietisten, welche nicht ohne Grund die Nüchternheit und Mäßigkeit für einen vorstechenden Charakterzug des Christen halten; zudem hatte er auch das Feierliche eines frommen Schwärmers nicht, und endlich verstand er doch bei dem Allem nicht genug, den Heuchler zu spielen, denn wenn er zuweilen hitzig wurde, so tyrannisirte er tüchtig. Seine Frau verstand es besser, wenigstens war sie noch immer eine

frömmere Betrügerin, als er, daher erhielt sie sich immer noch in größerem Ansehen.

Um die Liebe der ersten Christen nachzuäffen, wurden von Anfang an Liebesmahle gehalten, wo Koller und seine Frau und die Vornehmsten von der Sekte sich allemal einfanden; bis daher waren die Schmausereien wohl manchem zur Last gefallen, allein es war doch noch immer ohne Aergerniß abgelaufen; endlich aber wurde das Maß voll, der Herr Pfarrer Schleicher verdarb alles, denn dieser war im höchsten Grad scheinheilig, im vertrauten Zirkel aber, und besonders, wenn er sich etwas betrunken hatte, ein abscheulicher Bursche; er fing an, Ceremonien bei den Liebesmahlen einzuführen, die aber immer etwas Lächerliches und Entehrendes hatten; Koller hatte zwei Töchter gezeugt, welche die zwei Oelkinder genannt wurden; diese verehrte man im höchsten Grade. Um nun Schleichers gräuliche Ceremonien nur durch zwei Beispiele zu schildern, so mag es meinen Lesern genug seyn, wenn ich sage, daß Schleicher den Urin dieser Kinder auffangen und bei den Liebesmahlen zum Dessertwein herumgeben ließ. Zeugen kann ich aufstellen, welche aussagen werden, daß man ihn aus Spitzgläsern mit größtem Appetit getrunken habe. Dann ließ er auch zuweilen einen Kinderbrei kochen, und von Kollers Töchtern allen Gästen denselben um's Maul schmieren; es mußte sich nämlich Einer nach dem Andern auf den Stuhl setzen, dann wurde ihm eine Serviette vorgesteckt, die beiden Mädchen seiften ihn dann ordentlich ein, so, als wenn man Jemand den Bart scheeren will. Bezeugte nun irgend Jemand seine Befreundung darüber, so sagte Schleicher mit einer heiligen Miene: unter solchen Kindereien stecken große Geheimnisse.

Nun, das glaub' ich gar gern; aber was für Geheimnisse?

Sogar mit den ehrwürdigsten Handlungen der Religion trieb Schleicher Spöttereien. Z. B. er stellte sich mit den Füßen mitten auf den Tisch, nahm ein Brod in die Hand, brach dicke Stücke ab, schmiß sie jedem der Gäste ins Maul und sagte: so feiert man im neuen Jerusalem des Herrn Nachtmahl! Doch ich ziehe einen Vorhang über solche Gräuel, denn dieß ist genug zum Beweis, wie sehr Jehovah über die eifere, die von der Wahrheit auf eine solche gräuliche Art abweichen; denn er strafte sie mit Schwächung ihres Verstandes und macht ihnen die Rückkehr zu seinem heiligen Berge unmöglich.

Als nun Schleicher solche Narrheiten anfing, Koller und seine Frau aber nicht gescheit genug waren, diesen Gräueln Einhalt zu thun, so bekam die ganze Sache einen Stoß; Vielen gingen die Augen auf. Pastor Darius und Doktor Theobald waren die ersten, welche das Geheimniß der Bosheit einsahen; viele Bürger und Kaufleute gesellten sich heimlich zu ihnen, und so gab's ein geheimes Gemurmel, welches aber durch ganz Europa drang, so weit sich Anhänger fanden; damit hörte das Geldschicken größtentheils und aller Kredit auf.

Nach und nach fanden sich Leute, die wieder wegzogen und wegziehen wollten; allein das bekam ihnen übel, denn man hielt das Ihrige zurück, weigerte ihnen die Kirchenzeugnisse und beschuldigte sie großer Laster, so daß die Mehresten arm, verachtet und unglücklich wurden; dadurch ließen sich dann die übrigen abschrecken und blieben da; aber Niemand zog doch mehr dahin, und das neue Jerusalem blieb also nur ein sehr kleines Städtchen.

Nach diesen vorläufigen Nachrichten gehe ich nun zu einem Theil dieser Geschichte über, der meinen Lesern Mark und Bein durchdringen wird. Pastor Darius war ein armer betrogener Mann, Doktor Theobald auch, aber sie waren doch selbst keine Betrüger; nun trug es sich zu, daß Theobald und Sannchen an einem heitern Nachmittag spazieren gingen; beide waren sehr tiefsinnig und nachdenkend, sie wandelten Hand in Hand über's Feld hin und redeten nichts, denn ihre Verwirrungen schwebten wie Gewitterwolken vor ihrer Seele, und nur ein Bosius fehlte, um das elektrische Feuer wie Blitze auf ihre Herzen hinzuschleudern.

Endlich kamen sie an ein dunkles Gebüsche; hier hörten sie etwas rauschen, sie stutzten und warteten, was sich nähern würde, und siehe! es war Herr Darius; er hatte seine Augen roth geweint und vielleicht recht ernstlich vor Gott gebetet. Theobalden schlug das Herz, denn er fühlte, daß es mit Darius sympathisirte, ihm traten auch die Thränen häufig in die Augen, und mit Stammeln sagte er: Ach, Herr Pastor, wo ist es mit uns hingekommen? — Hier fielen sie sich um den Hals, und seelzagend sagte Darius: Ja wohl! — Nach einer Weile ermannten sie sich wieder und spazierten in den Wald hinein. Das Gespräch, welches sie hier führten, will ich aus Theobalds Tagebuch mittheilen.

Theobald. Ich fange seit einiger Zeit an zu merken, daß Koller ein Betrüger und seine Frau eine falsche Prophetin ist.

Darius. Ich merke es auch sehr wohl, und ich bin daher in der größten Verlegenheit, was ich thun soll; freilich muß ich nun Amt und Brod aufopfern, das fühle ich wohl, ich muß mein ganzes zeitliches

Glück daran geben, um das ewige zu erhalten; allein das kostet mich doch blutigen Schweiß, und ist eher gesagt, als gethan.

Theobald. Und doch ist's nöthig, und zwar unverzüglich; wir müssen eilen aus diesem Sodom, um unsre Seelen zu retten, damit wir nicht noch Leib und Seel verderben.

Darius. Großer Gott! wie hab' ich doch so blind seyn können? — Wie war's doch möglich, von dem so geraden und einfältigen schlichten evangelischen Wege der Wahrheit abzuweichen?

Theobald. Bei Ihnen ist das noch lange ein so großes Wunder nicht, als bei mir, ich bin von Jugend auf durch so viele Warnungen vor der Schwärmerei geführt worden, und habe mich doch wiederum verführen lassen; mich sorgt, es wird mir jetzt schwer werden, wider den Stachel zu lecken.

Sannchen weinte laut und sagte: auch ich fühle das; mir ist's seit einem Jahre gerade so, als wenn ich eine große Reise vorhätte und nirgends mehr zu Hause wäre — mir ist's so heimwehartig, und ich weiß doch nicht wohin, und dann kommt's mir auch oft vor, als wenn ich in einem wilden Wald von allen Menschen verlassen wäre und die Sonne wollte bald untergehen.

Theobald. O Sannchen, schweig still! jedes deiner Worte ist ein Stoß, der mich aus einem Abgrund in den andern hinabstürzt.

Darius fing immer mehr an zu schluchzen; endlich sagte er mit gebrochenen Worten: Noch leben wir in der Zeit der Gnaden; keine Sünde ist so groß, daß sie nicht vergeben werden könne, und wo anders sollen wir die Vergebung suchen, als bei dem Sündentilger? Laßt uns hier unter Gottes blauem

Himmel niederknien und nicht eher wieder aufstehen, bis wir Trost erlangt haben.

Mit diesen Worten sank der Greis auf die Knie; er war ein Mann von 65 Jahren; Theobald kniete auch, und Sannchen zwischen beide. Wer den Darius hat predigen hören, wer seine Kraft in Geist und Worten weiß, der kann sich erst einen Begriff von diesem Gebet machte; so knieten und beteten diese Drei eine gute Stunde lang, ehe sie an's Aufstehen dachten — eine Thräne schlug die andere, so wie ein Seufzer den andern, und sie standen alle Drei erquickt und getröstet, aber auch fest entschlossen wieder auf, nunmehr den Schwärmern den Krieg anzukündigen, es möchte auch kosten, was es wolle.

Den folgenden Sonntag war die Vormittagspredigt an Herrn Darius. Herr Koller, seine Gemahlin, der ganze Magistrat, der größte Theil der Bürgerschaft und viele Fremde waren in der Kirche, denn wenn Darius predigte, so fehlte es an Zuhörern nicht. Als er auf die Kanzel kam und den gewöhnlichen Auftrittsseufzer gethan hatte, so wendete er sich gegen Kollers Stuhl, rückte die Hand gegen ihn aus und sprach mit starker Stimme:

„Man hat dich gewogen und zu leicht gefunden.“

Darauf fing er nun an, sein Glaubensbekenntniß abzulegen und unter tausend Thränen Kollers Gräuel aufzudecken; er sagte ihm in's Gesicht, daß er der Antichrist in Miniatur sey, und daß noch Niemand, so lange die Welt stehe, mit Gottes Wort und der heiligen Offenbarung Johannis so den Spott getrieben habe, wie er. Endlich schloß er mit einem feurigen Gebet, daß doch die göttliche Erbarmung in Jesu Christo sich dieser verirrten Heerde anneh-

men und sie wieder zur Wahrheit führen möge u. s. w.

Man kann sich das Erstaunen auf der einen und die Wuth auf der andern Seite leicht vorstellen; sobald die Predigt aus war, so kam eine Deputation vom Magistrat, welche dem Herrn Darius alle seine Sachen versiegelte und ihm eine Wache vor die Thüre stellte; ihm war aber bei dem allem wohl zu Muthe, denn er war nun wieder auf dem rechten Wege und hatte wieder den Frieden des Gewissens erlangt, der ihm so lange gemangelt hatte. So wohl einem auch bei der Schwärmerei ist, so ist doch diese Empfindung lauter Nichts gegen das Gefühl des göttlichen Friedens; dieser geht über alle Vernunft, geschweige über alle Phantasie!

Die Gemeinde wurde dadurch in zwei Partheien getheilt, die Vernünftigsten fielen dem Pastor bei, unter diese gehörte auch unser Doktor und seine Frau; dieser war sogar so kühn, den Gefangenen am lichten hellen Tage zu besuchen und ganz frei von Koller, als von einem großen Betrüger, zu reden; dieß machte, daß er auch Wache bekam. Die übrigen Gutgesinnten waren zwar etwas schüchterner, doch hielten sie geheime Zusammenkünfte, und berathschlagten sich, was sie thun wollten.

Wenn ich nicht ein ganzes Land zu Zeugen aufstellen könnte, so würde mir Niemand glauben, was ich ferner erzählen will:

Des folgenden Sonntags war die Reihe an Schleicher; dieser kam nun in aller seiner Heiligkeit auf die Kanzel, denn im feierlichen Anstand und Scheinheiligkeit übertraf ihn Keiner; er konnte Jeden bezaubern, mit dem er nur umging; dieser kam nun sehr traurig und mit wichtiger Miene angestochen, er betete mit größter Inbrunst, daß doch Gott die

Gefahr abwenden möchte, die seinem Volk und seinem Gesalbtem über dem Haupte schwebe; zugleich bezeugte er mit sehr wichtiger Miene, es seyen finstere Zauberkräfte auf Zulassung Gottes ausgegangen, das Volk des Herrn zu versuchen; der Teufel sey in den gewesenen Pastor Darius gefahren, und der sey nun ein großer Herenmeister geworden, denn er habe ihn wirklich diese Woche des Nachts im Mondschein, mit einem Dreizack in der Hand, auf dem Schornstein eines gewissen Hauses gesehen u. s. w.

Was nun diese Predigt bei einem so sehr abergläubischen und fanatischen Haufen für einen Eindruck machte, das ist unbeschreiblich; Alles zitterte und bebte. Alle, außer den Anhängern des Darius, glaubten diese schändliche Lästerung, und Niemand getraute sich, des Abends und des Nachts auf der Straße zu erscheinen. Schleicher freute sich aus der Maßen, daß ihm die Spitzbüberei gelang; er trieb also die Sache durch Kollers und seiner Frau Unterstützung auf's höchste; man beschuldigte nun auch den Doktor Theobald, daß er ein Erzherenmeister sey, und bewachte ihn noch genauer; man ließ des Nachts verlarvte und in scheußliche Figuren verkleidete Kerls auf den Straßen und besonders um Darius und Theobalds Haus herumschleichen; einer von diesen Kerlen wurde erschossen und in aller Stille mit seiner Kühhaut und Hörnern auf die Seite gebracht; man schoß aus allen Fenstern mit bloßem Pulver, man ließ überall Schwefel brennen, blos den armen Pöbel in seiner Furcht und Entsetzen auf's höchste zu bringen; und endlich trieb man die Bosheit und Narrheit so weit, daß man die ganze Stadt nebst allem, was dazu gehörte, waschen ließ, alle Häuser wurden auf einen Tag von oben bis unten, inwendig

und auswendig gewaschen; alle Kleider, leinene, baumwollene, seidene und wollene, lagen auf der Bleiche, alles Gemüse in den Gärten wurde abgeschnitten und weggeworfen, alle Brunnen wurden ausgeschöpft u. s. w., denn Schleicher, der große Lehrer, bezeugte, daß alles von Darius und Theobald behext und bezaubert worden. Alles das waren Schleichers Schliche, die er nach einem Plan ausgedacht und angelegt hatte, den Sr. höllischen Majestät erster Minister, Adramelech, nicht besser hätte anlegen und erfinden können, denn dadurch wurde das ganze Volk, wenigstens größtentheils, so bestärkt und befestigt, daß es hernach an Zeugen und Eidschwüren gar nicht fehlte, als man ihrer bedürftig war.

Was aber noch das Allergräulichste war, worüber jeder Mensch staunen wird, der nur noch einen Funken Gefühl hat: Schleicher opferte sogar sein eigen Fleisch und Blut, einen seiner leiblichen Söhne, seinem Plan auf; dieser Jüngling war etwas stumpfsinnig, dennoch aber eben nicht unverständig; wegen seines schlichten und aufrichtigen Sinnes hatte ihn Darius geliebt und ihm freien Zutritt in sein Haus erlaubt; dieß gab dem teuflischen Vater Anlaß, auszustreuen, sein eigener Sohn habe auch vom Darius und Theobald Hexen gelernt; dadurch glaubte nun vollends alles, was nur an Hexerei zu glauben fähig war, denn Jeder dachte, wer wird seinem Kinde so etwas andichten? — es muß doch wohl wahr seyn; Schleicher wurde dadurch noch zum Zeugen der Wahrheit, der sein eigen Kind um der guten Sache willen nicht verschonte.

Durch Prügeln, Foltern, Ueberreden, Drohen und

Schmeicheln wurde der arme junge Schleicher so gestimmt, wie man ihn haben wollte; in seines Vaters Keller in Ketten und Banden gelegt, und dann zum öftern weitläufig verhört, wo er dann die gräulichsten und scheußlichsten Sachen aussagte, die von Wort zu Wort, und ziemlich geschärft, zu Protocoll gebracht wurden. Während der Zeit machinirte Herr Koller auch bei der hohen Landesregierung so gut er konnte, und als alles völlig richtig war, so ging das Trauerspiel an; ein edles Menschenherz warnte den Darius insgeheim, dieser sprang zum Fenster hinaus, entwich, und nach einer Stunde traf das Commando Soldaten ein, das den alten ehrlichen Greis abholen sollte; da nun der Vogel ausgeflogen war, so ging's auf den armen Theobald los, denn den hatte man nicht gewarnt, weil niemand vermuthete, daß es auch auf ihn abgesehen wäre.

Unser Herr Doktor Theobald wurde also als ein großer Herenmeister in Ketten und Banden gelegt und so öffentlich auf einem Wagen nach der Hauptstadt geführt. Dort setzte man ihn schon zum zweitenmal in seinem Leben in das elendeste Spitzbubengefängniß bei Wasser und Brod; Sannchen aber fiel zu Hause aus einer Ohnmacht in die andere: kurz darauf wurde Herr Pastor Darius für vogelfrei erklärt. Gut! daß er's im eigentlichsten Sinn war; denn er hatte sich in eine große freie Republik gewendet, dort aus eigenem Trieb vor einer großen zahlreichen Gemeinde öffentliche Kirchenbuße gethan, und war darauf auch öffentlich wieder auf- und angenommen worden; dort hat er als ein ehrlicher Bürger, aber niemals wiederum als ein Lehrer, denn dieses Amts hielt er sich völlig unwürdig,

noch nicht vor gar langer Zeit sein Leben rühmlich beschlossen.

Meine Leser werden sich kaum darein finden können, daß diese Geschichte in diesem Jahrhundert geschehen seyn soll, und ich versichere alle und jede, die es nicht glauben wollen, daß es mitten in demselben geschehen ist. Jedermann staunte über die sonderbare Gefangennehmung des Herrn Doktor Theobalds und über die Flucht des Pfarrers, noch mehr aber darüber, daß eine Landesregierung in einer solchen Sache peinlich verfahren konnte; indessen ließ doch jeder die Sache gehen, wie sie ging. Herr Blond, Sannchens Vater, reiste selbst nach der Hauptstadt; aber alles, was er that, half nichts, man gab ihm Vertröstungen, man zuckte die Schultern, man machte bedenkliche Gesichter, man verwies ihn an's Hoflager, welches weit entfernt war, u. s. w.; das war alles. Während der Zeit schmachtete der gute Doktor im Gefängnisse; doch gab es Leute genug, die ihn vor dem Wasser und Brod behüteten, denn jeder hielt ihn für unschuldig und viele schickten ihm Essen und Trinken; Blond wurde weggeschwatzt, er nahm aber seine unglückliche Tochter mit ihren drei Kindern mit und versorgte sie, damit es ihr an nichts fehlen und er sie schützen und trösten konnte. Sogar that Herr Blond eine Reise an den herzoglichen Hof, er kam aber nicht zur Audienz des vortrefflichen Fürsten, der von dem allem kein Wort wußte; aber mit Höflichkeiten und den besten Versprechungen wurde er überhäuft, so daß er mit guter Hoffnung wieder nach Hause reiste.

Theobald schrieb nun auch einen kläglichen Brief an seine nunmehr alt und grau gewordene Eltern; aber was konnten sie anders, als ihn beklagen und

trösten? Sein Onkel, der Herr Baron von Wirthen, war vorlängst gestorben, der würde sich sonst vielleicht für ihn verwendet haben, mithin saß der gute Mann hülflos von einem Tage, von einer Woche, von einem Monat zum andern, und harrte auf Hülfe; aber sie kam nicht, er hielt oft und vielfältig um Verhör an, aber auch das geschah nicht; man ließ ihn eben sitzen und man bekümmerte sich nicht um ihn.

Aber hatte er dann keinen Advokaten? Ja wohl! aber auch der richtete nichts aus.

Herr Pastor Bosius, der Rechtschaffene, hörte indessen die ganze Geschichte, und obgleich seine ehemaligen treuen Ermahnungen waren in den Wind geschlagen worden, so fing er doch nun an, sich ernstlich um seines ehemaligen Freundes mißliche Lage zu bekümmern; er reiste nach der Hauptstadt und besuchte den Doktor im Gefängniß. Hier fand er ihn nun, wie leicht zu erachten, in die tiefste Traurigkeit versunken; durch ein kleines viereckigtes Loch in der Mauer mit einem eisernen Gitter schien die Sonne traurig und still schief auf den bestaubten Boden hin; da stand ein elender hölzerner Tisch mit einem hölzernen Stuhl, und alles ruhte in trauriger Stille: der Gefangene, blaß und verkümmert wie ein Zehrender, der die Ewigkeit nahe fühlt, wankte daher und die Kette rasselte hinter ihm drein; so fand ihn Bosius, der Edle, als er zur Thüre hereintrat; da stand er, da stand Theobald; — beide starrten, beiden schoß ein lauter Thränenstrom aus den Augen, beide stürmten gegen einander sich um den Hals!

Armer Freund! —

Engel Gottes! —

Nun setzte sich Bosius auf einen Stuhl und weinte

sich aus; der Doktor aber setzte sich auf sein Strohlager und starrte stumm vor sich hin.

Bosius. Kann doch die Bosheit der Menschen so weit gehen?

Theobald. Kann man sich aber auch so hinter's Licht führen lassen, wie ich? — Wie sehr hatten Sie, edler Freund! mich zur Zeit meiner Heirath gewarnt, und blos aus Hang zum Wunderbaren, aus Schwärmerei, hab' ich mich wieder zum Sclaven des Satans machen lassen.

Bosius. Sie haben vollkommen Recht, ich habe mir's kaum vorstellen können; aber was ist in eines Menschen Kopf und Herzen nicht möglich, und immer noch fehlten Sie aus Schwachheit, nicht aus Bosheit; Sie werden sehen, daß Ihre jetzigen Leiden Geburtswehen eines langen und dauerhaften Wohlstands sind.

Theobald. Aber Gott! wie schwer sind sie? —

Bosius. Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünket sie uns Traurigkeit — jetzt können Sie recht beten lernen, so daß es Ihnen lebenslang gut thut, und ich versichere Ihnen, mehr brauchen Sie nicht; beten Sie vom Morgen bis an den Abend, und wieder vom Abend bis an den Morgen; denken Sie an nichts, als an Gott; zwingen Sie sich dazu, im Anfange wird's Ihnen zwar sauer, aber hernach auch immer leichter, und dann werden Sie sehen, welcher Segen für Ihr Herz daraus entstehen wird; wenn Sie aber immer an ihr Elend denken, so macht dieser scharfe beißende Gedanke Ihre Seele wund, er schmerzt dann immer mehr und mehr, und Sie setzen sich der Gefahr aus, eine Seelenauszehrung, ein immerwährendes Geistesgeschwür zu bekommen, dagegen

gibt's kein besser Präservativ, als ein anhaltendes Gebet.

Theobald lächelte in allem seinem Elende über das Geistesgeschwür, fand aber so viel Erklärendes in der Metapher, daß er sein Wohlgefallen nicht bergen konnte; zugleich führte ihn dieses auf die Anmerkung, daß der Bibelstyl eben darum so reichhaltig sey, weil er orientalisch, das ist, metaphorisch ist.

Bosius. Sie haben vollkommen Recht; in den Bildern: Wiedergeburt, Licht, Weinstock, Schaf kann mit einem Worte so viel gesagt und ausgedrückt werden, daß man ganze Seiten voll darüber zu schreiben hat; aber doch schaut der gemeine, aber reine Menschenverstand in's ganze Wesen der Sache und bedarf nur eines Blicks dazu. Wenn das doch unsre heutigen kalten Exegeten bedächten; sie wollen das Bild entwickeln und wischen es mit lauter Wasserfarben völlig weg.

Theobald. So lange die Empfindung eben so vielen Antheil an der Religion hat, als der Verstand, so lange ist's nothwendig, daß man die trockene Wahrheit in Bilder aus der Natur versteckt; in diesem Kleide gefällt sie, macht mehr Eindruck und läßt sich auch kürzer ausdrücken.

Bosius. Ganz gewiß! welch ein Ausdruck ist's nicht, wenn dort der Prophet sagt: Er (nämlich Jehovah) wird sitzen und die Kinder Levi schmelzen u. s. w. Leiden und Trübsal mit einem Schmelzfeuer, oder vielmehr mit dem Abreiben und Reinigen des Silbers zu vergleichen, ist so treffend, daß nichts drüber ist!

Theobald. Das empfind' ich jetzt in aller seiner Stärke; auch ich bin jetzt im Schmelztiegel, und

die Strophen aus dem vortrefflichen Liede des seligen Richters: **Mein Freund zerschmelzt aus Lieb in seinem Blute**, ich glaube, es ist der 7te und 8te Vers, haben mir in dieser Gefangenschaft schon manchen Trost gegeben.

Bosius. Ich erinnere mich dieser Strophen nicht, wie heißen sie?

Theobald. Das ganze Lied verdient einen Commentar, wie mehrere von Doktor **Richters** Liedern, sie heißen so:

Nun wird mein Gold im Leiden rein gefeget,
Der **Ofen** ist das Kreuz, der **Test** das Herz;
Die **Schlacke** ist, was sich in Gliedern reget,
Der **Schmelzer** ist mein Freund, die **Glut** der Schmerz.
Muß gleich das Gold durch's Feuer gehn,
So bleibt es doch bewährt in seinem Tiegel stehn.

Dann bringt mein Geist mit Freuden seine Garben,
Des Himmels Blitz durchstrahlet seinen Sinn.
Die Weisheit spielt in ihren Wunderfarben,
Da blinkt das Herz wie Demant und Rubin,
Wenn sich der Blick durchaus erstreckt,
So kriegt mein Geist sein Kleid und wird mit Licht bedeckt.

Bosius. Jetzt erinnere ich mich: die Strophen sind in der That schön, der aber versteht sie erst recht, der Silber und Gold reinigen kann, fühlen Sie aber jetzt die Wahrheit der Sache? Um den Leidenden her ist gemeiniglich alles dunkel, er sieht erst nachher im Licht der Freude den großen Nutzen des Kreuzes.

Theobald. Nicht immer empfind' ich diese große Wahrheit; wenn mein Weib und meine Kinder da vor meiner Seele stehen und mit seelzagenden Geberden blutige Thränen weinen, wenn ich sie sehe blaß und hager vor Kummer umherwanken, dann bricht mir das Herz, dann muß ich mir Gewalt anthun, daß ich nicht wider Gott murre; wenn ich aber

über das alles hinaus und auf's Ende sehe, dann erhole ich mich wieder, dann erblicke ich in der Ferne die goldenen Früchte meiner Thränensaat, dann ist mir schwermüthig wohl; dieß ist eine Empfindung, die mir angenehmer ist, als alle rauschende Freuden der Welt!

Bosius. Herrlich! — wenn Ihnen also jene traurigen Bilder vor Ihre Seele treten, so erheben sie Ihr Gemüth zu Gott, und hoffen Sie auf's Ende, so wird alles gut gehen; freuen Sie sich, daß sie unschuldiger Weise leiden.

Theobald. Darüber kann ich mich nicht freuen, denn ich bin nicht unschuldig; ob ich gleich kein Zauberer bin und also in dem Sinn unrecht leide, so bin ich doch ein Schwärmer, das ist fast eben so gut, als ein Hexenmeister seyn.

Bosius. Jetzt urtheilen Sie doch fast zu hart, es gibt doch manchen liebenswürdigen Schwärmer.

Theobald. Der aber zu den größten Ausschweifungen des Verstandes und Herzens fähig wird, wenn er nicht frühzeitig einlenkt und seine Empfindungen und Gefühle durch die erleuchtete Vernunft leitet. Mir däucht, man könne den Schwärmer nicht besser erklären, als wenn man sagt: er sey ein Mann, der seine Vernunft durch Empfindungen leitet; und das ist das gerade Gegentheil von dem, was ein wahrer Christ thun soll.

Bosius. Richtig, Herr Doktor! ich freue mich, Sie sind ja vollkommen kurirt.

Theobald. Ich hoff's, die Kur geht bis auf den Grund, wenn ich sie nur aushalte.

Bosius. Sie werden sie aushalten, Freund! nur Geduld! die Wirkung dieser Leiden wird vortrefflich

seyn, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, die Verheißungen Gottes sind Ja und Amen.

Theobald. Sie trösten mich unaussprechlich, ein sanfter Friede senkt sich in meine Seele, so daß ich's im Körper spüre.

Bosius. Schreiben Sie das mir nicht zu, meine Worte sind nur das Kleid, in welches sich der Himmelsbote einhüllt.

Theobald heiterte sich durch die Gegenwart dieses seines Freundes so auf, daß er fast seine Gefangenschaft vergaß; allein seine Ketten erinnerten ihn zu oft durch ihr Klirren an sein Elend, und dann wölkte sich seine Stirne wieder.

Sannchen besuchte ihn im Anfange zuweilen mit ihren Kindern und versorgte ihn mit Wäsche und Kleidern; allein der lang anhaltende Kummer arbeitete so lange an ihrem ohnehin schwächlichen Körper, daß sie Blutspeien bekam und es sich nach und nach zu einer Auszehrung anließ. Theobald erfuhr dieß, und sein Kummer wuchs durch die Vorstellung, seine Gattin zu verlieren, auf's höchste. Dazu starb ihm auch sein jüngstes Kind, ein hoffnungsvoller Knabe, er sah ihn also nicht wieder. Das alles wirkte dergestalt auf den Geist des guten Mannes, daß er gewiß hätte unterliegen müssen, wenn nicht Bosius in seinen Besuchen und Tröstungen unermüdet gewesen wäre. Dieser vortreffliche Mann ließ es aber bei solchen gewiß großen Wohlthaten nicht bewenden, er arbeitete auch in höchster Geheim an seiner Befreiung.

Bosius hatte mit einem sehr wackern jungen Edelmann studiert und innige Freundschaft mit demselben aufgerichtet; dieser Herr von Zalig war hernach in herzoglich Y...nische Dienste getreten und

Conferenzminister geworden; an diesen schrieb Bosius und erzählte ihm die ganze Geschichte weitläufig; er erhielt auch bald eine Antwort, die aber nicht sehr tröstlich war; der Minister schrieb: er sey von der ganzen Sache unterrichtet, er könne aber nichts ausrichten, denn fast alle andere Minister seyen auf Kollers Seite, und man habe nichts Geringeres im Sinn, als den armen Doktor lebendig auf den Scheiterhaufen zu bringen; er gehe also nicht mehr in die Conferenz, um keinen Antheil an dieser gräulichen Behandlung zu haben.

Bosius erschrack und erstaunte; dieß ging ihm zu nah! Er wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, und alle seine Pläne wurden ihm schon in der ersten Anlage zu Wasser.

Viel hätte er darum gegeben, wenn er dem armen Doktor nicht mehr hätte brauchen vor die Augen zu kommen; aber jetzt war der Trost am allernöthigsten. Er reiste also wieder zu ihm, und auf dem ganzen Wege studierte er recht fleißig auf die Art, wie er dem armen Gefangenen die ungeheure Nachricht allmählig beibringen möchte; allein diese Mühe war leider vergebens, er wußte schon die glühende Gefahr, denn seine Feinde waren recht fleißig gewesen, um sie ihm sobald als möglich siedheiß zu Ohren zu bringen.

Der Zustand, in welchem sich der arme Theobald befand, war der kläglichste; alle Trostgründe hafteten nicht mehr, er lag in einem tauben Hinbrüten auf seinem Strohlager, als Bosius kam; kaum kehrte er ihm das Angesicht zu. Bosius fiel über ihn her und weinte; Theobald konnte keine Thränen hervorbringen, so viele Mühe er sich auch gab und das Gesicht zum Weinen verzog. In seiner

Seele stieg ein Gewitter empor, da war's schwül, windstill, erstickend, kein Tröpfchen erquickte die schmachtende Natur. Dieser Zustand ist der schrecklichste, den man sich denken kann. Hier wußte der Pfarrer nun keinen andern Rath mehr, als das Gebet; er legte sich auf's Angesicht auf die Erde nieder und fing an mit Gott zu ringen wie Jakob; er schwur, nicht wieder aufzustehen, bis der arme Gefangene getröstet wäre. Dieß gelang dem frommen Beter: nach und nach fing Theobald an, zu weinen, bis endlich eine Thräne die andere schlug, und sowie er weinte, so wurde er heiterer, er gab sich ganz in den Willen Gottes und wurde muthig, auch die größten Leiden zu erdulden.

Während der Zeit, daß dieses vorging, wußte man im Blond'schen Hause noch kein Wort, und die Vorsehung kehrte auch das Gerüchte, welches wie Miltons Ungeheuer, die Sünde, in seiner grausenvollen Nacht daher eilte, auf seinem Wege um und blitzte es durch einen warmen erquickenden Sonnenstrahl zu Boden; denn am Y... nischen Hofe kehrte der Allmächtige alles zum Besten.

Koller und sein Hofprediger, Adramelech Schleicher, hatten ihr Bestes gethan, um den Doktor auf den Scheiterhaufen zu bringen. Das schreckliche Todesurtheil war im Tempel der Gerechtigkeit geschmiedet worden, und es fehlte weiter nichts, als die Unterschrift des Herzogs, der noch von dem allem kein Wort wußte; einer von den Ministern hatte es im Sack, um es dem guten Fürsten zur Unterschrift vorzulegen. Die Gutgesinnten blieben bei dieser Conferenz zurück, die Gestimmten aber kamen und setzten sich an ihren Ort.

Nun trug man die Sache dem Herzog vor, man

ihr die Farbe, welche man für die wirksamste hielt. Der Fürst hörte alles an und fragte: Wo sind denn die Andern, und vorzüglich Zalig? Man glaubte, die seyen unnöthig, denn die mehrsten Stimmen seyen für das Todesurtheil; der Herzog wölkte die Stirne und sagte: in diesem Fall gelten die meisten Stimmen nicht, sondern die einzige Stimme der Menschenliebe; laßt sie alle rufen, und daß bei Strafe der Cassation keiner ausbleibe. Man rief sie; sie kamen und setzten sich.

Herzog. Hier ist ein Todesurtheil über einen Zauberer gesprochen worden; hat Jemand von Ihnen, meine Herrn! etwas zum Besten des armen Sünders vorzutragen?

Zalig. Ich kann ihn nicht verdammen, denn ich habe keinen Heller von Kollers Gelde bekommen.

Der Herzog schaute mit großen Augen umher und sagte: Was? — wie ist das?

Zalig. Die Sache verhält sich so, Ihro Durchlaucht! Theobald hat sich der schrecklichen Schwärmerei des Kollers und seiner Anhänger muthig widersetzt, dafür hat man ihn der Zauberei beschuldigt, bei Wasser und Brod in Ketten und Banden gelegt, und so nun ein ganzes Jahr schmachten lassen.

Herzog. Wo sind dann die Protokolle, ich will sie selbst einsehen?

Zalig lächelte und sagte: die werden wunderbarlich aussehen; man hat mehr wie fünfzig Kollerianer verhört, die haben alle Eide geschworen und behauptet, sie hätten den Theobald in Gestalt eines Geißbocks, eines Hundes, eines Wehrwolfs und was weiß ich, in welchen Gestalten, des Nachts herumwandern gesehen; dagegen hat man den armen Doktor so wenig als seinen Anwalt verhört, man hat sich wohl

gehütet, zu vernehmen, was er zu seiner Entschuldigung vorzubringen habe.

Herzog. Dabei erstarrt einem das Blut; warum hat sich der arme Mann nicht an mich gewendet?

Zalig. Das ist versucht worden, es war aber eine silberne und güldne Mauer um Ihro Durchlaucht her.

Die Minister. Herr von Zalig! Sie werden da etwas zu beweisen bekommen.

Zalig sahe sich muthig um und sagte: „Wollen Sie, daß ich den Moses Heidel kommen lasse?"

Alle verstummten.

Herzog. Im Augenblick schicke man eine Staffete ab und gebe Ordre, daß der arme Doktor ohne weiteres Verhör, ohne irgend einigen Anstand, auf's ehrenvollste aus seiner Gefangenschaft befreit und ihm, was er verlangt, zur Schadloshaltung erstattet werde! Sie aber, Zalig! empfangen hier von mir die Vollmacht, gegen alle die ungerechten Richter eine Inquisition niederzusetzen und auf's pünktlichste zu verfahren!

Damit zerriß er das Todesurtheil und ging fort.

So prompt verfuhr der Herzog nicht immer, sein Fehler war allzu große Güte; er hatte oft Todesurtheile und andere Sachen unterschrieben, ohne sie vorher gelesen zu haben: dieß hatte die Minister dreist gemacht, um so etwas zu wagen. Zalig freute sich von Herzen über den Ausgang dieser Sache, und sogleich schrieb er den ganzen Verlauf an seinen Freund Bosius; dieser nahm Extrapost und eilte zu Theobald, zugleich schickte er auch einen Expressen ab, der Herrn Blond und Sannchen die frohe Nachricht überbringen mußte.

Der Doktor empfing die Nachricht von seiner nahen

Befreiung, wie leicht zu denken ist, mit hoher Freude; er umarmte seinen Freund und weinte laut; jetzt dankten nun beide zusammen Gott für die gnädige Entwicklung einer solchen harten Prüfung, und Theobald erklärte sich so über Religion und Schwärmerei, daß Bosius wohl merkte, er sey aus dem Grunde geheilt, daher sagte er ihm auch kein Wort mehr, weder zum Unterricht, noch zur Warnung.

Den folgenden Tag kam die Staffete an; Bosius war noch in der Hauptstadt, und gerade bei dem Gefangenen, als ein Sekretär hereintrat und dem Doktor ankündigte, er sey frei, der Herzog habe ihm Gnade widerfahren lassen; zugleich schloß ihm der Büttel die Fessel los. Theobald lächelte und sagte: Sagen Sie dem Präsident, daß ich auf solche Weise nicht aus dem Gefängniß ginge, sondern auf die Art, wie es der Herzog befohlen habe. Bosius fügte hinzu: ich gehe mit zum Präsidenten.

Der Präsident wollte sich nicht sprechen lassen, aber Bosius verstand die Sache besser; er ließ ihm sagen, daß er Seine Excellenz gerade jetzt sprechen müsse, oder es würde auf eine unangenehme Weise geschehen; sogleich wurde er vorgelassen.

Präsident. Was wollen Sie, daß Sie so ungestümm sind?

Bosius. Ew. Excellenz höflichst ersuchen, mit zum Gefangenen zu gehen und ihn mit eigner Hand aus dem Gefängniß zu führen.

Präsident. Was? — ich will Ihn zu ihm setzen lassen; jetzt kommt der Hexenmeister noch nicht weg; geh', Johann, sag' dem Büttel, er soll ihn wieder festschließen!

Bosius. Ihre Excellenz! das wird desto besser seyn, so werden Sie ihn auch eigenhändig wieder

losschließen müssen, das ist also noch ehrenvoller. Kennen Sie die Hand?

Nun trat der Pastor neben den Präsidenten, zeigte ihm den Brief vom Minister, und las ihn vor, daß er selber zusahe. Dieß that die verlangte Wirkung; der Präsident wurde blaß, fing an zu zittern und sagte: das wußte ich nicht! ich will mitgehen und den Doktor herausführen.

Das geschah nun, der Präsident führte ihn selbst über die Straße nach dem Gasthof; er wollte ihm ein Geschenk an Gelde machen, auch schickte er Wein hin. Theobald nahm aber von dem allem nichts; er verlangte auch nichts weiter zur Schadloshaltung, als daß die Regierung im ganzen Lande auf allen Kanzeln möchte publiciren lassen, daß man ihn vollkommen unschuldig befunden habe; dieß wurde ihm ohne Anstand verwilligt. Er reiste also mit seinem Freunde Bosius zu Herrn Blond, seinem Schwiegervater, und zu seiner Frau und Kindern. Hier wurde er so empfangen, wie man sich leicht vorstellen kann; Sannchen fand er aber so abgezehrt und lungensüchtig, daß er voraussahe, er werde sie nicht mehr lange behalten; dieß erweckte wieder eine neue Schwermuth in seiner Seele, so daß er sich doch nicht recht freuen konnte. Indessen war's ihm doch immer lieber, in die Hände Gottes zu fallen, als in die Hände der Menschen.

Das dritte Hauptstück.

Man sollte denken, Herr Koller und sein schwarzer Mitgehülfe wären nun der strengsten Gerechtig-

keit in die Hände gefallen, allein nichts weniger als das; da Theobald als Christ dachte und das Gebot: Rächet euch selber nicht, meine Liebsten! beobachtete, so geschahe weiter nichts, die Sache blieb ganz ruhig, und Schleicher wurde noch sogar um diese Zeit königl. X....scher Consistorialrath.

Hier, däucht mir, kann ich ein Wort zu seiner Zeit sagen; Theobald rächte sich nicht, die Diener der Gerechtigkeit auch nicht, und Gott eben so wenig: Koller lebte glücklich, starb schleunig aus seinem Wohlstande weg und kam in die andere Welt, ohne zu wissen, wie; Schleicher lebte viel länger, häufte eine Schalkheit auf die andere, wurde bettelarm und immer verstockter, so daß er kurz vor seinem Hinscheiden noch zween sehr ehrwürdige Männer auf eine abscheuliche Art für Narren hielt; nun zehrte er langsam aus, führte herrliche Reden auf seinem Todbette von der nahen Seligkeit, deren er sich ganz versichert hielt, und starb, dem Ansehen nach, wie ein Heilger. Dieß alles ist wahre richtige Geschichte; was kann man nun aus dem erbaulichen Ende so vieler Menschen schließen? — wie oft hält man ihre letzten Reden für Beweise ihrer Seligkeit! — und wie schädlich ist das? — Sieht man das frohe Ende eines solchen Menschen, so stellt man's mit den Handlungen seines Lebens in parallel, war dieses nun nicht sonderlich fruchtbar, nicht erbaulich; sagt mir, was kann dann der Schluß, den man aus einem heitern Tode macht, für Folgen haben?

Allerhand physische Ursachen, sogar ein hoher Grad der Verstockung, wie dieß der Fall bei Schleichern, bei Voltaire und bei so manchem Uebelthäter, der auf dem Blutgerüst stirbt, ist, können einen mit lachendem Munde sterben machen, und verursachen, daß

jetzt der Sterbende durch ein Meisterstück der Heuchelei, da er weiß, daß man vieles aus der Freudigkeit im Sterben zu schließen pflegt, himmlische Reden führt und der Ewigkeit entgegenjauchzt.

Wenn sich ein Sterbender als ein armer Sünder fühlt, wenn er bei Gott Gnade und Erbarmung zu erflehen sucht, wenn er sich glaubensvoll zum Erlöser wendet, sich der Seligkeit ganz unwürdig erklärt, dann endlich Muth und Freudigkeit bekommt, und ruhig, oder auch unruhig hinstirbt; wenn dieses alles bemerkt wird, wenn sich der Kranke allein glaubt, das sind gute Zeichen; wenn sie aber auch nicht bemerkt werden, so kann man darum nicht auf's Gegentheil schließen.

Nun nehme man einmal alle Vernunft zusammen und urtheile:

Ob es Gott, dem allerweisesten, allergerechtesten und liebevollesten Wesen, anständig sey, das Unrecht, welches dem Theobald wiederfuhr, ungerochen zu lassen? Man mag hier einwenden, was man will, so muß man doch endlich gestehen, daß das göttliche Recht der Wiedervergeltung hier Ersatz fordere.

Wenn nun aber dieser Ersatz so gewiß geschieht, als Gott gerecht und die ewige Liebe ist (denn eben diese Liebe fordert jene Gerechtigkeit, sonst wäre ja dem Theobald viel zu nahe geschehen), und das Recht dieses Ersatzes wird in diesem Leben nicht ausgeübt, wo soll es dann ausgeübt werden, wenn nicht ein Leben nach dem Tode folgt, welches genau die Vergeltung von diesem ausführt, welches nach Verdienst belohnt und bestraft? — Mich dünkt, es gäbe keinen stärkern praktischen Beweis für die Unsterblichkeit der Seelen und für Bestrafung und Belohnung nach diesem Leben.

Theobald blieb nun in dem Landstädtchen, in welchem sein Schwiegervater Beamter war, und fing daselbst an zu prakticiren; das Amthaus war für beide groß genug, mithin konnte er hier, wie er glaubte, besser fortkommen, als zu Bornhausen; allein alles war gleichsam Unsegen, was er anfing; seine Gattin war immer kränklich, sie konnte also ihrer Haushaltung nicht gehörig vorstehen, und er selbst, ob er wohl nichts weniger als ein Verschwender war, verstand doch nicht, wie man Geld beisammen halten und ersparen müsse; er ging immer reinlich, aber schlecht und modest gekleidet; kurz, er verthat nichts Unnöthiges, verdiente auch noch ziemlich viel; allein er gab, freilich im Glauben und Vertrauen auf Gott, viele Almosen, besuchte die armen Kranken vorzüglicher, als die reichen, das verdroß dann diese, jenen bezahlte er noch sogar die Arznei dazu; endlich verstand er auch die so ergiebige Geldquelle der Aerzte, die feine Charlanterie, nicht, ohne welche der Arzt weiter nichts als ein elender Stümper ist, mithin gerieth er auch hier wieder immer tiefer in Schulden, und mit ihnen in Verachtung.

Leute, die nichts von der Ehre verstehen, wollen immer behaupten, das Geld mache einen Mann nicht ehrenhaft; allein die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil: habt Geld und seyd Schurken, so werdet ihr allgemein geehrt werden; oder habt Schulden, seyd aber redlich, so werdet ihr Schande haben! Das Geld schminkt die Sünde zur Heiligen, und Schulden hängen der Tugend die Larve einer Furie vor's Gesicht.

Nirgends herrscht diese unedle Gesinnung in so hohem Grade, als in Handelsorten, da ist's noch nicht einmal genug, Geld zu besitzen, sondern man

muß noch dazu Kaufmann seyn. Der Holländer schätzt seinen Prinzen, Statthalter, bei weitem nicht so hoch, als den Bürgermeister in Amsterdam, der doch nur Kaufmann ist. Eine Anekdote fällt mir dabei ein, deren Wahrheit ich garantiren kann: Der vorige König von Preußen war einmal, ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit, in Amsterdam; da nun dieser Fall selten ist, so bekam er freilich viele Anschauer; als er nun einmal über die Gasse ging, so stand ein Amsterdamer Bürger an der Thür, und mit Verwunderung sagte er zu seinem Nachbar: Der König gibt sich ein Ansehen, gerad als wenn er Bürgermeister von Amsterdam wäre.

So gedrückt und kümmerlich verlebte Theobald viele Jahre; seine Schwiegereltern, wie sehr rechtschaffene Leute sie auch waren, begonnten auch allmählig ein Mißtrauen in ihn zu setzen, so daß alle Stützen einfielen; indessen konnte man doch nicht sagen, daß es ihm je am Nöthigen gemangelt habe, sein festes Vertrauen auf die Vorsehung blieb bei dem allem nicht unbelohnt; in diesem Vertrauen wankte er nie, dabei war er fleißig, redlich, treu in seinem Beruf, und duldete alles mit Sanftmuth, was ihm widerfuhr. Während dieser Zeit trugen sich aber mancherlei interessante Geschichten zu, die ich, als zu meinem Zweck gehörig, nicht verschweigen darf.

Das Städtchen, in welchem Blond und Theobald wohnten, hieß Portheim, oder ich finde vielmehr für dienlich, ihm jetzt diesen Namen zu geben; auch hier fanden sich viele brave, fromme und rechtschaffene Christen, denen es um ihre wahre Glückseligkeit ernstlich zu thun war; allein wie es dann

immer zu gehen pflegt, auch viele Pharisäer, die immer der wahren Gottseligkeit ein Schandfleck sind und ihr mehr schaden, als öffentliche Feinde. Hier fand Theobald also wiederum seine Last; sein äußerer Anstrich, seine Sprache und sein ganzes Betragen war pietistisch, und doch war seine Lebensart freier, nicht so einsam und eingezogen, denn er setzte den ganzen Werth der Religion auf die Früchte des Baums und nicht auf die Blätter und Blüthen; daher sahen ihn die strengen, und vorzüglich die Pharisäer, für einen Mann an, der auf beiden Achseln trüge, keinen festen Charakter habe, weder kalt noch warm sey, und also verdiene, ausgespieen zu werden; dazu gaben sie sich dann auch alle ersinnliche Mühe, sie waren nicht damit zufrieden, ihn selber nicht als Arzt zu brauchen, sondern sie verachteten ihn auch mit scheinheiligem Bedauern bei Andern, und richteten den Kredit zu Grunde, den er noch hatte.

„Es ist doch Schade um den Doktor Theobald, der Mann hat wirklich gute Anfänge im Christenthum gehabt, aber lieber Gott! die Weltliebe, die verführerische Delila — und dann versteht er doch auch nicht viel, er hat nicht genug studirt, und gibt sich auch bei den Kranken nicht Mühe genug u. s. w." So redeten diese Schandflecke der Nachahmer Jesu, des Jesus, der noch am Kreuz für seine Mörder bat, aber jene Menschenklasse mit dem Titel der Schlangenbrut belegte!

Theobald hatte bei allem seinem Bestreben nach einem vollkommen christlichen Wandel einen ziemlichen starken Hang zur schönen Literatur, insofern sie sich mit seinen Grundsätzen vertragen konnte; er las daher die schönsten Schriften der Engländer und der Deutschen, er hatte auch selbst ziemlich Geniekraft,

Etwas zu schreiben und zu dichten, doch getraute er sich nicht, seine Sachen drucken zu lassen; denn er befürchtete mit Recht, daß es ihm in diesen Zeiten nicht gelingen würde, ein berühmter Schriftsteller zu werden. Indessen hatte er doch ein und anderes geschrieben, das nur blos dalag, um zu seiner Zeit wieder zerrissen zu werden.

Nun trug sich's einmal zu, daß ein gewisser Finanzrath Bokey, seinen Schwiegervater, den Amtmann Blond, besuchte; dieser Mann war ein großer Schöngeist, und zwar im besten Sinne, ein ganz vortrefflicher Mann von Verstand und Herzen. In seiner Jugend war er so gut wie Theobald ein Schwärmer gewesen, nachher aber hatte er als Jüngling gereist, sein Schicksal führte ihn zu seinem Unglück nach Genf und Ferney; dort scheiterte er an seinem Glauben; er war nun ein förmlicher Geist geworden, aber kein Spötter, kein Verächter Jesu, sondern nur bloß ein Zweifler aus Grundsätzen, dabei aber höchst wohlthätig, geschäftig zu allem Guten, nicht wollüstig, doch aber fein und geschmackvoll in allen seinen Sachen, und dabei äußerst freundschaftlich, einnehmend und liebreich.

So wie nun diese Art Menschen höchst verfeinert sind und ihren Geschmack und Empfindung hoch rektificirt haben, so können sie auch in der ganzen Welt Gottes nichts Alltägliches dulden, das ennuyirt sie; wo sie aber Geniefunken entdecken, da jubiliren, herzen und küssen sie. So gings nun auch hier; Bokey fand den braven rechtschaffenen Blond unausstehlich, hingegen kam ihm Theobald äußerst wichtig vor; an diesen knüpfte er sich an und bezeugte sich unaussprechlich freundlich gegen ihn, daß Theobald darüber in die äußerste Freude gerieth und den Herrn

Finanzrath als einen Engel ansah, den ihm Gott zum Trost gesandt habe.

Was ist natürlicher, meine Leser! als dieses Betragen Theobalds? er war ein Mann, der beständig mit den Menschen hatte kämpfen müssen, noch hatte er das Vergnügen des freundschaftlichen Umgangs wenig genossen, er war arm und verachtet, gebeugt und niedergedrückt, und nun zeigte sich ihm ein großer vornehmer und berühmter Weltmann, nicht blos als Freund, sondern als warmer Verehrer seiner Talente, der ihn zu großen Dingen, zu wichtigen Unternehmungen fürs gemeine Beste aufmunterte; es war also kein Wunder, daß er sich mit warmer Liebe an diesen Mann anknüpfte, ihm seine Aufsätze vorlas, und sich freute, wenn ihn dieser große Kenner lobte. Bokey ließ auch wirklich ein Bändchen von Theobalds Aufsätzen drucken, welche ihm ungemeinen Beifall in der Welt erworben haben.

Dieß Verhältniß machte indessen mit unserm Doktor als Arzt und Practikus gleichsam den Garaus; denn die ganze Menge der Christen und Pharisäer fielen nun mit gesammter Hand über ihn her, und verurtheilten ihn, er sey nun gar ein Freigeist geworden, denn er habe freundschaftlichen Umgaug mit dem Rath Bokey, stehe mit ihm in Verbindung, dazu ließ er auch, so wie andre Seinesgleichen, romantische Sachen drucken, die dic jungen Leute zu Grund richteten, er sey ein abscheulicher gefährlicher Mensch, u. s. w. Da half nun keine Entschuldigung: daß er mit Bokey wohl Freundschaft halten könne, ohne in den Religionsgrundsätzen mit ihm übereinzustimmen: daß ja alle Recensenten, bei allem Lobe seiner Schriften, ihn noch immer des Pietismus, der Schwärmerei, mithin allzu vieler Anhänglichkeit an ihre Partei

beschuldigten, und was er weiter zu seiner Vertheithigung vorbrachte: alles war schlechterdings vergeblich!

Wäre nun Doktor Theobald ein reicher Mann gewesen, oder hätte er nur wenigstens keine Schulden gehabt, so wäre doch der Haß nicht so groß geworden; allein das war das Allerbetrübteste. Bei allem Druck und bei aller Verfolgung wirkten noch seine Schulden mit, und diese haben die fürchterliche Eigenschaft, den herrlichsten und edelsten Charakter mit einem Schleier zu verhüllen, auf alles ein schiefes, nachtheiliges Licht zu werfen, und den rechtschaffensten wohlthätigsten Mann verhaßt zu machen. Großer Menschenvater! bewahre die, die dich lieben, vor Schulden! lieber krank, lieber auf alle Weise elend, als Schulden haben, — vorzüglich, wenn die Gläubiger Kaufleute sind!

Theobald hatte wenig mehr zu thun, er nährte sich also mit Bücherschreiben, und da wars sein größtes Glück, daß die Buchhändler seinen Zustand nicht erfuhren: denn wenn ihm diese eiskalte Klasse von Kaufleuten auch noch über den Hals gekommen wäre, so hätte er's vollends nicht ausgehalten. Bokey, so warm er auch anfänglich war, so kalt wurde er gegen den Theobald, und das vorzüglich aus der Ursache, weil sich Letzterer von seiner Thorheit, ans Evangelium von Jesu Christo zu glauben, durchaus und schlechterdings nicht wollte befreien lassen. Er erklärte sich daher frei und öffentlich: der Doktor sey bei dem allem doch nur ein mittelmäßiger Kopf, es werde nie etwas Rechts aus ihm u. s. w., und so abbandonnirte er ihn allmälig ganz.

Nachdem ich nun überhaupt Theobalds Verfassung, so wie sie viele Jahre durch war, geschildert

habe, so beschreibe ich nun die einzelnen Zufälle, so wie sie sich nach einander zugetragen haben.

Nicht weit von dem Städtchen Portheim liegt ein Bauerhof, Schweinberg genannt, auf einem sehr angenehmen Hügel, von welchem man eine unaussprechlich schöne Aussicht in die umliegende Gegend hat; hieher wandelte Doktor Theobald öfters, um seinen Gram und seine Schwermuth in der Einsamkeit und im Schooß der unentweihten Mutternatur auf eine kurze Zeit zu vergessen. Indessen fand er auch hier die traurigsten Wirkungen der Schwärmerei, und weil er endlich bei der Sache zum Besten gewirkt hat, sie also mit zu seiner Lebensgeschichte gehört, so muß ich sie auch umständlich erzählen, besonders da sie abermals viel Lehrreiches für meine Leser von allerhand Gattung in sich enthält.

Der Schweinberg ist ein ziemlich großes Bauerngut mit einer einzigen Familie. Der Erbe desselben war ein launiger, unansehnlicher Kerl, der in allen seinen Geschäften langsam, unthätig, und überhaupt in allen Dingen ganz ungefühlig war; er hieß Hans. Selbst hatte er keinen Trieb zu heirathen, er hielt mit seiner alten Mutter Haus, die ihn dann endlich durch vieles Zureden dahin brachte, daß er, als ein vierzigjähriger Kerl, ein siebzehnjähriges Mädchen heirathen mußte. Dieß Mädchen war bildschön und hieß Catharine. Diese Verbindung war, wie man leicht denken kann, nicht auf Neigung, sondern auf Versorgung gegründet. Catharine liebte ihren Mann nie, aber sie hatte doch nun ihr Brod auf Lebenslang, und Hans liebte auch seine Catharine nicht, denn dazu hatte er nicht Empfindung genug, doch war er zufrieden, denn er hatte doch nun eine Haushälterin. Indessen lebten doch beide Leut-

chen sehr vergnügt zusammen, und durch die Länge der Zeit entstand denn doch endlich eine Neigung oder Freundschaft, die die Liebe ziemlichermaßen ersetzte. Hans zeugte auch mit seiner Catharine zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; der Sohn artete dem Vater in vielen Stücken nach, und die Tochter der Mutter; beide wurden in ihrer Einsamkeit ziemlich gut und unschuldig erzogen, sie waren in der That liebenswürdige Kinder der Natur; vorzüglich besaß das Mädchen eine so blühende Schönheit und ein so sanftes gutes Herz, als man's nur wünschen konnte; es hieß Lieschen. Dieß war die häusliche Beschaffenheit der Schweinberger Familie.

Die Frau Catharine hatte sehr viele Empfindungen und war mit Feuer und Geist getauft; die Einsamkeit, gute Prediger und häusliche Zufälle stimmten ihre ganze Seele zur Religion; sie wurde früh eine gute Christin, und blieb's auch bis an ihr Ende, ob sich gleich, freilich aus guter Meinung, ungeheure Thorheiten und ihre Folgen, Unglück und Trübsal mit in ihr wohlthätiges Leben einflochten, ihr hellglänzendes Licht verdunkelten und dem Christenthume in ihrer ganzen Nachbarschaft sehr viel schadeten.

Anfänglich hatte Catharine keine Verbindung mit irgend einer andern Religionspartei, außer ihrer angebornen, der reformirten; nun fand sich aber nach und nach ein Herrnhuter Missionarius bei ihr ein; dieser entflammte ihre Seele mit so vieler enthusiastischer Liebe zum Erlöser, und bestreute ihren Lebensweg mit so vielen Rosen, daß sie wie ein Trunkener taumelte, herumreiste, Schwesterbesuche machte, und so ihr Hauswesen und Beruf ziemlich versäumte. Hans war ein guter Mann, er ahnete das nicht, und wenn seine Frau nicht zu Hause war, so verrichtete er ganz

langsam und gemächlich seine und seiner Frauen Geschäfte mit einander.

Während dieser ihrer Lebensperiode trat der im ersten Theile dieser Geschichte schon bekannt gewordene Pollin wieder auf den Schauplatz; er fing auch in dortiger Gegend an, sein fanatisches Evangelium, mit dem Bauchkneipen verpaart, zu predigen. Catharine hörte von diesem Manne, das war genug, sie zu einer Reise von etlichen Stunden zu bewegen und ihn zu besuchen.

Pollin war äußerst einnehmend, und sein schwärmerischer Geist im Umgang so verführerisch und so täuschend, daß Catharine gleich bei dem ersten Besuch ganz bezaubert wurde. Die Grundsätze dieses Mannes waren aber nun den Herrnhut'schen ganz entgegen, bei ihm kam's auf Selbstverläugnung, ein höchst strenges mystisches Leben und weniger auf süße Empfindungen an; sein Begriff vom Glauben war ganz was anders, als der Zinzendorfische, und seine Träume vom tausendjährigen Reich zugleich so äußerst romantisch und anziehend, daß es wenig gefehlt hätte, Catharine wäre vom Verstande gekommen; sie wurde also damals eine vollkommene Anhängerin von Pollin, und der Herrnhutismus machte in ihrem Geiste mit dem Mysticismus eine ziemlich erträgliche Mischung, denn sie war nun nicht mehr so leichtsinnig als vorher, und doch auch nicht so finster und schwerfällig, als die Mystiker. Sie war überhaupt eine angenehme, liebenswürdige, brave Frau, die in der Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit die Erfüllung ihrer Religionspflichten setzte; was war denn nun auch sonderlich daran zu tadeln, wenn sich auch ihre Seele hie und da mit Phantasien und sü-

ßen Träumen das Leben versüßte? Wer unter uns Menschen ist ganz frei von aller Schwärmerei?

Pollin war indessen nicht gar lange Catharinens Führer, denn es entstand in der Grafschaft M... zu A... eine sehr merkwürdige Gesellschaft, an die sie sich ganz und auf immer anknüpfte *).

Ein gewisser, von der Herrnhutischen Gemeinde ausgegangener Geistlicher, Namens Dronheim, kam mit seinem einzigen Söhnchen, einem Kinde von drei Jahren, zu A... an, seine Frau war todt, und er nährte sich mit Uhrmachen, Schreiben, Rechnen, Unterricht der Kinder u. s. w. Dronheim gab sich bei einem braven frommen Handwerksmann mit seinem Kinde in Kost und Hausmiethe, und that, was ihm vor die Hand kam, um sich zu nähren. Hier sammelte er sich einen großen Anhang, und ich begreife auf diese Stunde nicht, wie's zuging; er hatte in seinem ganzen Betragen nichts Anziehendes, er war äußerst schmeichelhaft und ungesalzen, seine Reden und sein Betragen so kindisch, läppisch und affektirt, daß es mich eckelt, wenn ich mich noch der Stunde erinnere, die ich in seiner Gegenwart gewesen bin. Dem allem ungeachtet war doch sein System noch das beste, das ich außer dem einzig wahren kennen gelernt habe. Jesus und sein Evangelium war ihm alles; thue, was darinnen steht, weiter wußte er von nichts! Nur die Art, sich zu diesem Thun und Glauben geschickt zu machen, hatte wieder ihr ganz Besonderes: wöchentlich einmal, und zwar Samstags Abends nach

---

*) Ich bitte meine Leser, mir zu verzeihen, daß ich bei dieser dem Ansehen nach unwichtigen Geschichte so umständlich bin; sie ist ungemein lehrreich, und zu dem Zweck schreibe ich mehr, als zum Ergötzen.

dem Essen, versammelten sich alle seine Anhänger im Hause seines Hauswirths, dann wurden einzelne Strophen aus den schönsten und erwecklichsten Liedern gesungen und die Zither dazu gespielt, darnach war alles still; Einer oder der Andere las einen Spruch aus den Evangelien sehr langsam und bedächtlich, Jeder dachte darüber nach und sagte dann seine Meinung; dann freute man sich untereinander, dann sang man wieder, dann umarmte man sich brüderlich, schwur sich ewige Liebe und Treue, und verband sich zur Wohlthätigkeit gegen Jedermann, und so hoch begeistert und mit Kraft angethan, ging man wieder auseinander.

Wahrlich, ich gestehe es, nie ist wohl eine Verbrüderung reiner, edler und christlich-wirksamer gewesen, als diese Dronheimische Gemeinschaft, wie sie sich selber nannte; als ich sie kennen lernte, bestand sie wenigstens aus 800 Seelen, aus Vornehmen und Geringen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die alle zusammen in immerwährender sanfter Freude ihren Lebensweg fortpilgerten, sich innig liebten, und der Religion ihres Herrn und Meisters Ehre machten; das mußte Jeder, auch der allerroheste und wildeste Mensch gestehen.

Es war natürlich, daß Catharine sich ganz an diese Leute anschloß; ob sie gleich ganze 8 Stunden von A... entfernt wohnte. Das einzige, was mir und andern an ihnen mißfiel, war, daß sie gerne beisammen saßen und gesellschaftlich mit einander speisten; dadurch fielen sie manchem ihrer armen Mitglieder beschwerlich; so ging's dann auch auf dem Schweiuberger Hofe, oft kamen Besuche von 20 bis 30 Personen dahin, die das Vermögen des Hauses aufzehrten; das alles ließ sich aber Catharine

nicht anfechten, im Gegentheil machte es ihr Freude; und wenn der Besuch vorbei war, so plagte sie sich und sparte desto mehr, so daß sie fast lahm und steif vor Arbeit wurde. Hans wurde freilich durch alle diese Empfindungen, Rührungen und Bewegungen seiner Frau und ihrer Freunde nicht gerührt, er blieb eiskalt, aber er ließ es doch gehen, und legte ihr nicht die geringste Hinderniß in den Weg. Nach und nach kam er gar so weit, daß er das Aeußere mitmachte, ein Verschen mitsang, seufzete, wann die andern seufzeten, auch wohl küßte und sich küssen ließ, so wie überhaupt die Glieder der Kirche ihr äußeres Opus operatum mitmachen.

Das vierte Hauptstück.

Indessen wurden Catharinens beide Kinder groß und ganz nach den Sitten und Gebräuchen der Dronheimischen Gemeinschaft gebildet; Lieschen ging nun in ihr siebenzehntes Jahr, und zog durch ihre ausnehmende Schönheit und sanftes Wesen aller Augen auf sich, sie lebte in aller Unschuld und wußte noch nicht, was Liebe war.

Nun hielt sich in dasigen Gegenden ein lediger, aber schon bejahrter Siamoisweber auf, der in einer Manufaktur für Lohn arbeitete und Habicht hieß. Dieser Mensch war kurz, gesetzt, blaß und hager mit pechschwarzen Haaren, breitem und plattem Gesicht, und überhaupt nicht angenehm im Umgang, denn er war schmeichelhaft, tändelnd, eigensinnig, stolz und jähzornig; sonst aber in allem Betracht redlich, ehrlich und gottesfürchtig; denn er gab sich alle nur

ersinnliche Mühe, seine Leidenschaften zu bekämpfen; jeden Morgen machte er sich neue Vorsätze, und jeden Abend hatte er sie nicht befolgt: bald herrschte die Religion, bald die Sinnlichkeit, daher war er sich niemals selbst gleich, und dieß machte eben, daß Jedermann von ihm sagte, er habe gar keinen Charakter; so viel aber ist gewiß, er war dem allem ungeachtet ein sittsamer, treuer, guter Mensch, nur ungesalzen und unangenehm.

Dieser Habicht hatte erst die Waffen, sein Temperament zu bekämpfen, bei den Mystikern, und hernach bei den Herrnhutern gesucht; endlich gerieth er dann auch in die Dronheimische Gemeinschaft, und wurde also dadurch mit der Catharine auf dem Schweinberg verschwistert. Da er nun ohnehin in ihrer Nachbarschaft lebte und keine Haushaltung hatte, so beschloß er, bei ihr Kost und Quartier zu nehmen, um sich wenigstens über Tisch und Morgens und Abends mit ihr erbauen zu können.

Wenn man diesen Plan seiner künftigen Lebensart so obenan ansieht, so findet man nicht das geringste Anstößige in demselben, im Gegentheil glaubt man zuversichtlich, Habicht habe einen klugen und vernünftigen Einfall gehabt, und doch war er die Veranlassung zu vielerlei Elend und Jammer.

Catharine ergriff Habichts Vorschlag mit beiden Händen, denn sie dachte, Habicht ist fromm, mein Mann nicht, ich bekomme also doch einen Freund und Begleiter auf meinem Wege zum Himmel; ferner: Habicht ist wohlhabend, er hat sich etliche hundert Thaler Geld gespart, er bezahlt mir Kost und Quartier, und so erwerbe ich mir jährlich auch ein schönes Stück baar Geld, das mir gut thun kann; und endlich, wer weiß, was sich fügen kann? er ist

nicht nur gottesfürchtig, sondern auch ein guter Haushälter.

Auch in diesem Blick in die Zukunft, wenn man den letzten Punkt ausnimmt, lag nichts Tadelhaftes; allein eben dieß Letzte war die Klippe, woran nach und nach Alles scheiterte:

Vermische nie Gott und die Welt,
Weil dieses nicht zusammen hält.

singt ein alter Dichter, und er hat Recht.

Kurz! Habicht zog zur Catharine auf den Schweinberg, und sie machten ihren Contrakt nach dem Plan, den ich so eben angezeigt habe. Ein oder zwei Jahre ging das so fort, während der Zeit wurde die Heirath zwischen ihm und Lieschen beschlossen und ausgeführt, als er nahe bei fünfzig und die Braut nahe bei zwanzig war. Jedermann schüttelte den Kopf über diese unschickliche Verbindung, nur Catharine, Habicht und die Braut schüttelten ihn nicht, und Hans schwieg still dazu. Lieschen wußte noch nicht, was Liebe war, ihr war's recht, daß sie einen Mann bekam, übrigens war sie unschuldig wie ein Kind.

Kaum war die Hochzeit vollzogen, so entstanden allmählig Irrungen zwischen Schwiegereltern und Schwiegersohn über das Mein und Dein; in guter Zuversicht auf Habichts Gottesfurcht hatte man daran nicht gedacht, aber es fand sich nach und nach von selbst; Habicht war ein Haushälter, und dabei eigensinnig, es ging hier abermal, wie ich so oft in diesem Werke bemerkt habe: die süßen Empfindungen verlöschen nach der Heirath, und die Lebensbedürfnisse treten an die Stelle. Die große Wahrheit, der Mensch lebt von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht, ist eine von den letzten Erfahrungen des Christen.

Catharine wurde über diesen mißlungenen Anschlag tief gebeugt. Geduld bringt Erfahrung, sagte sie mir oft, wenn die Rede davon war und sie sich meiner Warnung erinnerte; bei dem allem war sie eine grundbrave Frau, und wenn ich je Reinigkeit der Sitten und des Wandels an Jemand bemerkt habe, so war sie es.

Lieschen und ihr Mann liebten sich indessen und lebten vergnügt zusammen, auch zeugten sie etliche Kinder.

Dronheim starb auch um diese Zeit zu A..., und die Gemeinschaft erkaltete nach und nach bis auf ein paar rechtschaffene Männer und Weiber, und so hörten die Versammlungen auf.

Hätte nun die Schweinberger Verfassung so fortgedauert, so hätte es noch angegangen; aber die Vorsehung wollte auch diese kleine Tenne fegen und Heu, Stroh und Stoppeln verbrennen.

Pollin trat nun wieder in voller Rüstung auf; er kam zerrissen und zerlumpt nach Portheim, wo damals auch Theobald wohnte; hier fand er nun Eingang bei einem reichen und in allem Betracht braven, aber zugleich zur Schwärmerei geneigten und in seiner Religion nicht genug gegründeten Kaufmann, welcher Steinbring hieß. Dieser Mann kleidete den Pollin schön und zierlich aus und nahm seine Grundsätze alle recht warm und begierig an; zudem nahm er ihn zu sich in's Haus, gab ihm ein schönes Zimmer und seinen Tisch und verpflegte ihn auf's beste.

Es ist wahr, man muß erstaunen, wenn man bedenkt, wie es doch möglich sey, daß so verworrene Grundsätze Eingang finden können, und doch war's nicht anders. Pollin lehrte, man müsse nicht arbeiten, sondern im blinden Glauben an die Vor=

sehung von ihr alle Nothdurft erwarten; wies man ihn auf die Bibel, so sagte er: eines Theils verstände man die Bibel nicht, und andern Theils sey es nun an der Zeit, daß sich Gott neuerdings durch ihn offenbaren würde; so war also nichts mit ihm auszurichten. Seine geheimen Grundsätze vom göttlichen Leben, vom zukünftigen Reich Gottes u. dgl. waren im Grunde die nämlichen, wie er sie ehemals zu H... gelehrt hatte; indessen wußte man zu Portheim von seinem Bauchreiben wenig, aber er bekam einen Anhang von mehr als dreihundert Menschen im Fürstenthum N..., von wannen diese betrogenen Leute schaarweise nach Portheim zu dem Pollin wanderten und ihn wie einen Apostel verehrten; — unter diesen herrschte jene läppische Ceremonie häufig.

Ich könnte hier viele traurige und ärgerliche Folgen dieser Sekte erzählen, welche im N...er Lande vorgefallen sind; allein ich würde dadurch die Anekdoten bis zum Eckel anhäufen. Catharine auf dem Schweinberg mit der ganzen Dronheimer Gemeinschaft nahmen aber keinen Antheil an dieser neuen Schwärmerei. Sie lebten ihren Grundsätzen gemäß und bekümmerten sich um Andere nicht.

Um diese Zeit lebte in Portheim ein Seidenwürkersgesell, ein Sachse von Geburt, er nannte sich Scholz, ein wohlgewachsener schöner junger Mann, voll Feuer und Geist, und besonders sehr beredt. Dieser Jüngling war im Lesen und Schreiben sehr geschickt, und seine größte Freude bestand darin, geistliche, besonders mystische und vorzüglich solche Schriften zu lesen, die die Einbildungskraft beschäftigten. Jakob Böhm, die Berlenburger Bibel und andere Bücher von der Art waren seine Lieblings-

lektüre; da er nun eine sehr lebhafte Phantasie und einen durchdringenden Verstand hatte, so kam es weit mit ihm; er konnte ganze Stunden lang mit Wärme und Anstand in Gesellschaften von solchen Sachen reden, und erwarb sich dadurch einen so allgemeinen Beifall, daß er weit und breit unter den Pietisten berühmt wurde. Dieser schloß sich nun auch an Pollin an, und er wurde diesem Erzschwärmer zu einem sehr nützlichen Werkzeug, denn Scholz war vernünftiger, er wußte dem verworrenen System mehr Licht zu geben und die Leute sicherer zu führen. Vornehme und Geringe hielten sehr viel von ihm, und sahen ihn als ein theures Rüstzeug Gottes an.

Bei diesem jungen blühenden Manne mischte sich nun abermal etwas Fleischliches mit unter, denn seine Versammlungen bestanden immer mehr aus Weibs- als Mannspersonen; auch hingen ihm jene immer mit mehrerer Wärme an, als diese. Allemal, wenn ich diese Bemerkung machen muß, die leider! so allgemein in der Erfahrung gegründet ist, so pocht mir das Herz, und das eben um der Spötter willen, die auch diese Schrift lesen werden. Ich kann mich nicht genug gegen diese abscheulichen Menschen verwahren. Ich bezeuge vor Gott und will es mit meinem Blute versiegeln, daß den sogenannten Pietisten Unrecht geschieht, wenn man sie der Unzucht in ihren Versammlungen beschuldigt; ich habe sie so lange und so vielfältig beobachtet, daß ich bestimmt von der Sache reden kann. Wehe dem! der hier spottet oder solche Menschen nach seiner eigenen verdorbenen Natur richten will! Alle dergleichen Leute haben den warmen und unüberwindlichen Trieb, wahrhaft fromme und vollkommen gute Menschen zu werden, denn wer ihn nicht unter ihnen hat, und

also ein Heuchler ist, der wird bald entlarvt. Wer wendet so viele Mühe zu seiner Vervollkommnung an, als diese Menschen? — Schämt euch alle, die ihr hier hohnlächelt und spottet! — sie sind bei allen ihren Gebrechen tausendmal verehrungswürdiger, als ihr elenden Geschöpfe! die ihr nur blos Sklaven eurer Lüste seyd. Dieses ganze Buch hat den Zweck, jenen eifrigen Menschen um ihr zeitliches und ewiges Wohl die Klippen, woran sie so leicht scheitern, und die selige Mittelstraße zu zeigen, und dann die Pietisten der Welt in ihrem wahren Licht darzustellen, damit sie Niemand mehr verkenne und ohne Ursache lästere. Man muß aber freilich solche Leute, wie die Kollerianer, nicht zu ihrer Klasse rechnen.

Scholz war gewiß nicht wollüstig, und ich habe ihn allzu genau gekannt, um hier ungewiß zu seyn; allein er sah die Tiefen seines Herzens nicht ein; seine Empfindungen kleideten sich immer in's Lichtgewand, und so kannte er sich selbst nicht. Ebenso dachte wohl keins von den Frauenzimmern, die ihn so gern hörten, an Liebe zu ihm, denn wenn nur ein solcher Gedanke aufsteigt, so schlägt man ihn auf den Kopf; aber der Saame war denn doch im Herzen, ohne ihn zu bemerken.

Doktor Theobald hatte durch lange und viele Erfahrung alle diese Gefahren und Schlangenschliche der verdorbenen menschlichen Natur kennen gelernt; wo er also Gelegenheit hatte, Zeugnisse der Wahrheit abzulegen, da that er's; allein er fand wenig Eingang, denn man hielt ihn noch immer für einen Mann, der auf beiden Achseln trüge, daher kehrte er sich nicht weiter an diese Leute; doch kam's einst dazu, daß er dem Scholz tüchtig die Wahrheit sagen mußte.

Eine gewisse, sehr brave, aber auch artige, hon-

nette junge Frau, die mit Sannchen lang bekannt gewesen und eine innige Freundin von ihr war, hing sehr stark an Scholzen, und dieser auch an ihr; sie wohnte 6 Stunden von Portheim in einem Landstädtchen und gehörte zu der Dronheimer Gemeinschaft, unter welcher Scholz auch herumstrich und Besuche machte. Diese Frau hieß Kaufmännin; sie kam zuweilen nach Portheim, um Freunde zu besuchen, und also auch Sannchen.

Nun trug sich's zu, daß die Frau Kaufmännin gerade bei Theobald und Sannchen saß und sich mit ihnen unterredete, als Scholz lächelnd und freudig zur Thür hereintrat. Die Kaufmännin entfärbte sich. Theobald bemerkte augenscheinlich, wie sich ihre Brust hob und das Herz pochte, dann überzog eine angenehme Röthe ihr Gesicht, dann wurde sie wieder blaß; auch Scholzens Gesichtszüge entdeckten, was in seinem Herzen vorging; nun näherten sie sich und drückten sich die Hand mit einem: Gott sey mit dir, Bruder! und Gott sey mit dir, Schwester! und nun sprach man über geistliche Materien fort, aber mit einer solchen Theilnehmung von Scholzens und der Kaufmännin Seite, daß sich Theobald nicht mehr halten konnte; das Blut stieg ihm in den Kopf, doch mäßigte er sich und fragte:

Sagt mir doch, ihr lieben Beide! wie kommt's, daß ihr so unaussprechlich mit einander harmonirt?

Beide stutzten, und in dem Augenblicke schlupfte in jedem Herzen der Schlangenkopf in seine Höhle zurück. Scholz antwortete: Lieber Herr Doktor! sollte man mit einer so edlen Seele nicht übereinstimmen, nicht harmoniren können?

Theobald. Können ist natürlich, aber dürfen?

Scholz. Ei! um Gottes willen! warum nicht dürfen? hat nicht Christus und haben nicht die Apostel befohlen, daß wir uns unter einander lieben sollen?

Theobald. Was heißt Ihr eigentlich lieben, Freund Scholz? was versteht Ihr unter dem Wort christlicher Liebe, so wie sie die Religion gebeut?

Scholz. Daß man sich gern hat, gern beisammen ist, sich mit einander freut, daß man's so recht fühlt, wie lieb man sich hat und sich in Noth und Tod unterstützt.

Kaufmännin. O ja! ja! das ist so recht die wahre Liebe.

Theobald. Ach, ihr guten Kinder! — Sagen Sie mir einmal so recht offenherzig, Frau Kaufmännin, wie ist die eheliche Liebe beschaffen? zeigen Sie mir doch den Unterschied zwischen der Liebe, die Sie zu Ihrem Mann und die Sie zu Freund Scholzen und die Sie zu meiner Frau haben? — Die Sache ist wichtig, meine beste Freundin! hier prüfen Sie sich sehr sorgfältig.

Die Kaufmännin erschrack, blickte vor sich nieder und wurde tiefsinnig; Sannchen lächelte und Scholz wurde eifrig. Herr Doktor! fing er an, ich glaube gar, Sie haben einen Verdacht auf unsere Bruderliebe? das ist entsetzlich; Sie bringen da fremd Feuer auf des Herrn Altar, es ist ja fürchterlich, nur von Ferne so etwas zu denken! Wer wird dann die allerheiligste und allerreinste Liebe mit so etwas Abscheulichem beflecken können?

Theobald. Scholz! Euer geistlicher Stolz, Euer Zutrauen auf Eure eigene Kraft täuscht Euch, und wenn Ihr auch Beide von dem Bewußtseyn einer solchen Liebe frei seyd, so müßt Ihr doch den Schein

meiden, der kann in einem solchen Grad dem Herrn Kaufmann, der seine Frau so innig liebt, unmöglich gleichgültig seyn.

Scholz lachte laut; aber der Kaufmännin traten die Thränen in die Augen. Theobald merkte das, und nun war er völlig von Allem überzeugt, daher sagte er ferner: „Hört, Ihr guten lieben Leute! prüft Euch einmal, ob Ihr Gott und Euren Erlöser so liebt, wie Ihr Euch unter einander liebt. Und denkt einmal, Gott weniger lieben, als die Menschen, welch' eine Abgötterei!"

Scholz. Herr Doktor! ich wär' der größte Bösewicht in der Welt, wenn auch nur ein Schein unerlaubter Liebe gegen irgend eine Frau in meinem Herzen wäre. Aber die Liebe zu Gott und Christo ist ganz was anders, als die Liebe zu den Menschen. Christus sagte: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten; Gottes Wort halten und thun, was Er befohlen hat, das heißt, Ihn lieben!

Theobald. Ganz recht! das ist vortrefflich; Gott ist ein Geist, die Liebe zu Ihm liegt nicht in den Nerven, sondern auch im Geist und in der Wahrheit; aber es ist die Frage, ob sich die Christen nicht auch so lieben müssen?

Scholz. Ganz gewiß! aber wenn wir mit den Menschen umgehen, so sehen wir sie; wir sehen ihr Thun und Lassen, und wenn sie mit uns harmoniren, so gewinnen wir sie lieb; ich glaube wohl, daß sich da etwas Sinnliches und Fleischliches mit einmischt, aber es ist die Frage, ob das nicht erlaubt ist? Wir können in dieser Welt so vollkommene geistliche Menschen nicht werden.

Theobald. Gut! Ihr gesteht mir also, daß

sich allemal eine fleischliche Liebe unter die geistlich-christliche mischt?

Scholz. Wenigstens mehrentheils! das glaub ich gar gerne; aber ich halte dafür, das ist erlaubt.

Theobald. Zwischen Leuten von einerlei Geschlecht glaub ich's auch; aber zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht! — wie gefährlich ist das? — bedenkt's nur einmal recht! — wie leicht kann sich da der Geschlechtstrieb mit einmischen! — aus guter christlicher Meinung kämpft man dagegen und verbirgt ihn in seinem Herzen; indessen fährt man fort im Umgang, in der Zärtlichkeit, und so wird das Feuer unter der Asche immer stärker, bis es endlich losbricht und dem Christenthum Schande macht!

Scholz lachte herzlich und sagte: O Herr Doktor! Herr Doktor! wie schwach müssen Sie seyn, wenn Sie so denken können!

Die Kaufmännin aber gestand mit Thränen in den Augen: der Herr Doktor könne wohl recht haben, denn man würde gemeiniglich finden, daß man wohlgebildete Personen inniger liebe, als unansehnliche, und das sey doch ganz gewiß eine unreine Liebe.

Theobald setzte noch hinzu: die christliche Liebe kann nur darinnen bestehen, daß sie der Liebe zu Gott ähnlich ist; die Gebote der Liebe an seinem Nebenmenschen ausüben, ihm dienen, seine geistliche und leibliche Glückseligkeit befördern, nur das ist wahre christliche Liebe; was weiter geht, ist Schwachheit, Sinnlichkeit, Unvollkommenheit, und zwischen Personen von beiderlei Geschlecht Frucht vom verbotenen Baum.

Die beiden Frauenzimmer gaben Theobald vollkommen recht, und die Kaufmännin war von der Zeit an vorsichtig und untadelhaft. Scholz aber ärgerte

sich, spottete und ging fort — er besuchte sie noch jezuweilen. Nun wurde Theobald einst zu einem Kranken an den Ort berufen, wo die Kaufmännin wohnte; sie hatte den Doktor bemerkt, sie schickte daher einen vertrauten Freund zu ihm und ließ ihm sagen, Scholz sey nun schon über acht Tage in ihrem Hause und gäbe vor, er sey krank, und ihr lieber guter Mann sey sehr unwillig darüber; der Herr Doktor möchte doch kommen und ihr den Menschen vom Halse schaffen, denn sie sey in der äußersten Verlegenheit darüber. Dem Theobald stieg das Feuer in den Kopf, er ging augenblicklich in's Haus, die gute Frau empfing ihn mit rothgeweinten Augen, und ihr Mann sah sehr ernst aus; er sagte nichts, hatte auch seiner Frau keine Vorwürfe gemacht, aber sein tiefes inneres Leiden war Jedem sichtbar.

Theobald ging nun ganz allein hinauf zu Scholzen, er sah ihn gesund und blühend im Bette liegen, er grüßte ihn ganz ernsthaft und fühlte ihm den Puls. Scholz! fing er an, mit Euch kann ich jetzt nicht im freundschaftlichen Ton reden, marsch! packt Euch im Augenblick fort, Ihr seyd nicht krank, und wenn Ihr's wär't, so gehört Ihr hier nicht her, und ich sage Euch, kommt nicht wieder in dieß Haus; selig sind die Friedenmacher! folglich verdammt die Friedensstörer! — und das dreimal doppelt, wenn sie dem Ehefrieden gefährlich werden; ich bin hieher gerufen worden, nun könnt Ihr denken, wie weit es gekommen ist. Scholz packte sich auf und ging im Augenblicke fort.

In der Zeit ging auch Pollins Rolle zu Ende. Unter den N...ern, die so fleißig aus der Ferne zu ihm wallfahrteten, waren auch zwei junge Leute,

ein Jüngling von etwa 25 Jahren, und seine Schwester, ein feines Mädchen von 23 Jahren. Der gute alte Pollin, ein Mann, der keine Zähne mehr hatte, dessen Haar schneeweiß war, und der seine siebenzig schon hinter dem Rücken hatte, fing auf einmal an, seine Perrücke zu pudern, sich aufzuputzen und dem Mädchen weiß zu machen, er müßte sie heirathen. Ich weiß wahrlich nicht mehr, was er für glückliche Folgen aus dieser Ehe weissagte; genug, das Mädchen machte sich eine Ehre daraus, den alten Narren zu nehmen; aber alle Geistlichen von allen Religionen weigerten sich, sie zu copuliren, und so wurde nichts aus der Sache; das Mädchen wurde klug und ging nach Hause, und Pollins Wohlthäter, der Herr Steinbring, schaffte ihn auch aus dem Hause. Jedermann ärgerte sich an dem alten Gecken und sein ganzer Kredit war hin; er setzte sich nun in einem Städtchen in den Niederlanden, wo er lange Zeit verachtet, elend und kränklich lebte — ob er jetzt todt ist, weiß ich nicht.

Scholz und alle, die ihm gefolgt hatten, hörten nun auch auf, an seinen Grundsätzen zu hangen, ein Jeder that, was ihm recht däuchte; allein eben dieser Scholz, der doch nun bald hätte klug werden sollen, machte wieder einen Streich, der viel Elend nach sich zog. Er hatte zuweilen die Catharine auf dem Schweinberg, den Habicht und sein schönes Weib Lieschen besucht; nun kam ihm auf einmal die Lust an, eine so geräuschvolle Stadt, wie Portheim war, zu verlassen und in der Einsamkeit Gott zu dienen; zu seiner Einsiedelei wählte er sich den Schweinberg, er sprach die Catharine an, ihn in Kost und Logis zu nehmen, und diese Frau, die so Vieles von der Art erfahren hatte, selbst Habicht und

Lieschen willigte mit Freuden ein. Theobald, der gar wohl merkte, daß es nun auf Lieschen losgehen würde, widerrieth es mit größtem Ernst, denn Habicht war ein dürrer, abgearbeiteter Mann, der nahe an die sechszig gränzte, und Lieschen eine Frau von 28 Jahren, schön, blühend und voller Feuer. Der Doktor stellte der Catharine in geheim die Gefahr vor, und führte ihr viele Beispiele, besonders auch die Geschichte der Kaufmännin an; allein das half nichts, sie war so voll heiligen Enthusiasmus, daß sie sich gar darüber ärgerte — wo kann das Gott zugeben, sagte sie, daß so gute und heilige Absichten solche Folgen haben? man muß dem Satan trotzen, der sucht freilich die Frommen zu sichten, aber eben dadurch wird man im Guten gefördert. Kurz, Theobalds treue Ermahnungen halfen gar nichts, Catharine baute dem Scholz sogar ein eigenes Häuschen auf dem Schweinberg, weil sie selbst keinen Platz im Hause hatte, und so lebte er da etliche Jahre.

Nun ging es gerade so, wie es Theobald vermuthet hatte. Habicht war den Tag über nicht zu Hause, denn er arbeitete in der Fabrik, und Lieschen wartete Scholzen bei seiner Weberei auf mit Spulen und dergleichen Arbeiten; hier ging's nun so weit, daß Lieschen hysterische Zufälle und Zuckungen bekam. Ihr Leiden ging auf's Höchste, denn dafür stehe ich, daß sich Scholz nicht mit ihr vergangen hat, er war im Grunde rechtschaffen, und seine Seele war eigentlich blos mit platonischer Liebe erfüllt. Catharine und Habicht merkten endlich das Unheil, Scholz nun auch, und so zog dieser freiwillig fort in sein Vaterland, wo er sich häuslich niederließ. Habicht starb bald an der Aus-

zehrung. Bei Lieschen aber war durch so mannigfaltige Ursachen der Geschlechtstrieb so hoch gespannt worden, daß sie liederlich und von einem schlechten Menschen schwanger wurde, den sie nun geheirathet hat. Catharine grämte sich jämmerlich, und nun sah sie ein, welch' einen Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte die Schwärmerei anrichten könne; aber es war nun zu spät, sie hatte der Religion einen Schandfleck angehangen und den Spötter lachen gemacht.

Das fünfte Hauptstück.

Es erfordert wenig Nachdenken, um einzusehen, woher es komme, daß unter den Christen auf der einen Seite eine so erstaunliche Lauigkeit in den wahren eigentlichen Pflichten der Religion, auf der andern eine in's Wilde laufende Schwärmerei, und auf der dritten Religionshaß, Freigeisterei und Spötterei herrsche? Jene Lauigkeit, womit der größte Theil behaftet ist, entsteht aus dem ewigen Einerlei des sogenannten Gottesdienstes; man wird aller Wahrheiten, Symbolen und Ceremonien nach und nach so gewohnt, daß sie nicht den geringsten Eindruck mehr machen; und dann lebt man in dem von Jugend auf durch Erziehung und Schicksal gebahnten Wege der Sinnlichkeit ganz ruhig fort, die Kräfte zur Vervollkommnung erschlaffen und werden nicht entwickelt, dazu kommen dann auch die Bedürfnisse dieses Lebens, die den ganzen Wirkungskreis der Seele so erfüllen, daß man selten an das Eine, das Noth ist, denkt.

Wenn nun entweder Genie oder Zufall den Trieb

zur Vervollkommnung aufwecken, so untersucht der Mensch die nächsten besten Mittel und ergreift sie ohne mühsame Prüfung; geräth er nun an schwärmerische Personen oder Bücher, so wird er in den Wirbel hineingezogen; hier findet auch die Phantasie ihre Rechnung, die süßen Empfindungen betäuben Verstand und Herz, und so wird der mehr oder weniger gefährliche Schwärmer fertig.

Andere, auch forschende Geister, gerathen in philosophische Grübeleien über die Wahrheiten der Religion; hier gibt's nun sophistische, verführerische, mündliche und schriftliche Anleitungen die Menge, wer ihnen unter die Hände geräth, ist fast unwiederbringlich verloren; diese Lehren schmeicheln der Sinnlichkeit, schläfern den Geist ein, erfüllen ihn mit Zweifel und Mißtrauen in allen Quellen der Wahrheit, und versetzen den Menschen in einen kläglichen Zustand. Diese Krankheit ist fast unheilbar und grassirt in unsern Zeiten fürchterlich!

Man kommt endlich auf einem andern noch weit schlimmern Wege zu diesem höchst traurigen Ziel, und dieß mögen sich die Geistlichen, Volkslehrer, Erzieher, Eltern und andere, die sich mit dem Religionsunterricht abgeben, wohl merken. Das ernstliche, ungestüme und oft mit Schlägen verpaarte Auswendiglernen, Lesen und Einbläuen der Religionswahrheiten, die oft dazu nicht einmal gehörig verdaut und dem gemeinen Menschenverstand angemessen sind, erfüllen das Herz des Kindes schon mit Abscheu und Widerwillen, der mit dem Alter immer zunimmt; dadurch entsteht dann entweder obige erschreckliche Lauigkeit und gänzliches Aufhören des Forschens und Betrachtens der Wahrheit, mithin eine gänzliche Unthätigkeit, oder wenn der Mensch bei reifern Jahren

über sophistische Schriften geräth, so verschlingt er mit vollen Athemzügen alles, was gegen die Religion geschrieben ist, und wird ein so grimmiger Feind und Spötter Jesu Christi, daß an keine Rückkehr mehr zu denken ist.

Bei so bewandten Umständen schaudert einem die Haut, man muß ängstlich fragen, wo sind denn die wahren Christen? — und wie soll man sich in dieser großen Gefahr sowohl in Ansehung seiner selbst, als seiner Kinder betragen?

Auf diese doppelte Frage ist bei dem allem leicht zu antworten; die eigentlichen wahren Christen fallen nie dem Publikum in's Auge, sie sind unter alle Stände und alle Menschenklassen zerstreut; sie machen kein Geschrei, sondern wenig Wort; sie lassen beständig fort durch gute Handlungen ihr Licht leuchten; sie zeichnen sich weder durch Kleidung, noch durch einen besondern Wandel vor andern Menschen aus; sie sondern sich weder von ihrer Kirche, noch von bürgerlichen Gesellschaften ab; sie erscheinen da allenthalben, wo ihre Erscheinung weder Aergerniß, noch Sünde gebärt; sie vermeiden mit eben der Sorgfalt den äußern Schein der Heiligkeit, mit der sie den Schein und das Seyn der Eitelkeit vermeiden; sie thun Gutes Jedermann, und suchen das weder zu verstecken, noch zu entdecken; sie sind die besten Unterthanen, die besten Ehegatten, die besten Eltern und die besten Nachbarn. Leser! wo du einen solchen Menschen findest, da bete an, denn du hast einen wahren Christen gefunden, und frage dann nicht, was er glaube.

Will man wissen, unter welcher Menschenklasse die mehresten sind, so dient zur Nachricht: unter den Bauern und Handwerksleuten findet man sehr viele,

unter den mittlern Ständen viel wenigere, aber edlere, unter dem Adel und den Fürsten die allerwenigsten — wer aber auch da ein wahrer Christ ist, der ist ein Fürst Gottes, und unter den Pietisten, Schwärmern und äußern Mundbekennern findet man zwar die allermehrsten gute Leute und auch gute Christen, aber gemeiniglich mit einem heiligen Schein umgeben, der wahrlich mehr schadet, als nützt, weil er die Kritik aller Welt auf sich zieht, die dann die Fehler und Thorheiten solcher Menschen nicht den Menschen, sondern der Religion aufbürdet, und das ist entsetzlich!

Auf die zweite Frage antworte ich nur mit ein paar Worten: Eltern und Erzieher sollen durch ihr Beispiel lehren; dieß wirkt unendlich fruchtbar, und ohne beständig mit Predigen, Lesen und Ermahnen alles Gute zum Eckel zu machen, bei jedem Fehler und bei jedem Mißverstande mit kurzen Worten sagen und beweisen, was gethan werden müsse; und vor allen Dingen ist's nöthig, unaufhörlich gegen den Eigenwillen zu streiten, bei jeder, auch der kleinsten Gelegenheit, muß man den Willen der Kinder gehorsam und folgsam gegen einen bessern Willen zu machen suchen; diese unaufhörliche Uebung, die mit Aufklärung des Verstandes über das wahre Gute und Schöne verbunden werden muß, macht nach und nach den Menschen zu dem friedensvollen, sanften und folgsamen Jünger des Erlösers. Eben so sollen auch die Lehrer, dem Wesentlichen nach, verfahren, so wird man im Ganzen allenthalben unfehlbar seinen Zweck erreichen.

Alles dieß ist ein Resultat meiner langwierigen Erfahrungen und Beobachtungen, und die Scenen, in welche Theobald noch ferner verwickelt wird,

müssen schlechterdings nach diesen Grundsätzen berichtigt werden, wenn sie recht lehrreich werden sollen.

Während allen denen Auftritten der Schwärmerei, des Sinns und des Unsinns, lebte in den Niederlanden, und zwar zu Mühlheim an der Ruhr, ein sehr merkwürdiger und in allem Betracht verehrungswürdiger Mann, ich meine den zum Theil bekannten, zum Theil auch verkannten sel. Gerhard Ter Steegen. Wenn je ein Lehrer allgemein durch ganz Deutschland gewirkt hat und in seinen Schriften noch fortwirkt, so ist's dieser. Man stutze ja nicht über das, was ich da sage; sein Einfluß ging freilich nicht in's Große, desto stärker aber unter das gemeine Volk, und es ist nöthig und höchst lehrreich, daß ich ihn unpartheiisch schildere, denn eben der oben gemeldete Heiligenschein, den er um sein Haupt hat, ist Schuld, daß man diesen großen und edlen deutschen Mann zum Theil verlästert, zum Theil auch sich die Mühe nicht nimmt, seine großen Verdienste zu prüfen und ihnen Recht wiederfahren zu lassen.

Gerhard Ter Steegen war unter neun Kindern das jüngste und der Sohn eines ehrlichen Bürgers in Meurs, der aber kein Vermögen nachließ und früh starb. Gerhard wurde bei einem Krämer als Ladenjunge in die Lehre gethan, nachdem er die nöthigen Schulkenntnisse und auch etwas Latein gelernt hatte. Hier diente er nun mit aller möglichen Treue, und seine ganze Seele strebte nach Vollkommenheit des Verstandes und Herzens, die er mit Recht nur blos und allein in der christlichen Religion suchte; nun war zu der Zeit, nämlich in den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts, Peter Poiret in den dortigen Gegenden sehr berühmt; Fenelon und die Frau Guyon waren ebenfalls noch

in frischem Andenken; Hofmann fing an zu wirken, und überhaupt lebte und webte alles dort herum in einem sehr feinen Mystizismus; Gerhard wurde also in diesen Zirkel hineingezogen, und er ergriff dieses System mit einem solchen Enthusiasmus, daß er wenige seines Gleichen hatte; er kasteite seinen Körper durch übertriebene Mäßigkeit, wachte ganze Nächte mit bloßem Haupt im Gebet, Lesen und gottseligen Betrachtungen; übte sich zugleich im höchsten Grade in der thätigen Liebe, der Demuth und der Sanftmuth, und wendete nach seinem besten Wissen und Gewissen alle seine Leibes- und Seelenkräfte an, um das große glänzende Ziel zu erreichen, das er sich vorgesetzt hatte.

Wie verehrungswürdig ist dieser Jüngling bei allem seinem übertriebenen Enthusiasmus, im Vergleich gegen unsere heutige süße Herrchen, die ihrem Herzen keine Lust wehren und so hoch betheuern, der Mensch habe keine Gewalt über sich.

Ter Steegen ging indessen zu weit, denn er schwächte seine Gesundheit durch seine strenge Lebensart dergestalt, daß er auf immer ein kränklicher Mann wurde. Endlich, gegen das zwanzigste Jahr seines Lebens, verließ er die Handlung und widmete sich der Einsamkeit; er ging nach Mühlheim an der Ruhr, kaufte sich daselbst eine Bandmaschine und webte Bänder; damit nährte er sich ehrlich, und so lebte er lange Zeit unbemerkt und in der Stille.

Der Kandidat Hofmann, dessen ich gleich im Eingange dieser Geschichte gedacht habe, lebte damals auch noch in seinem kleinen Häuschen; mit diesem braven Manne ging Gerhard um und lebte mit ihm in vertrauter Freundschaft bis an Hofmanns Tod. Von diesem lernte er noch Vieles; er legte

sich auf die orientalischen und andere Sprachen, um die Bücher, die er liebte, in ihrer Grundsprache lesen und in's Deutsche übersetzen zu können. Mit dieser Arbeit beschäftigte er sich in seinen Nebenstunden; er übersetzte und sammelte die Lebensgeschichten frommer Menschen aus der katholischen Kirche, machte allerhand geistliche Lieder und Gedichte, und schrieb ein und anderes, das hernach im Druck erschienen ist.

Es würde hier viel zu weitläufig fallen, wenn ich alle seine Schriften anzeigen und sein Leben umständlich beschreiben wollte; es soll mir überhaupt genug seyn, nur das Wichtigste aus seinem Leben und Charakter anzuführen: er war in seinem äußern Betragen ein höchst angenehmer liebenswürdiger Mann, munter und lebhaft, aber auch zugleich ernsthaft und feierlich im Umgange. Anfänglich war er ein strenger Mystiker, nach und nach aber milderte er dieß System und gab ihm eine evangelische Gestalt; seine Grundsätze waren kürzlich folgende:

Der Mensch muß einen unüberwindlichen Vorsatz fassen, vollkommen zu werden, insofern es nur möglich ist; sein Muster ist die Lehre und das Leben des Erlösers.

Das Mittel dazu ist der Wandel in der Gegenwart Gottes, nämlich: eine fortdauernde Einkehr und Innigkeit, so daß man beständig seine Aufmerksamkeit auf das richtet, was in der Seele vorgeht, und so jede Neigung, die nicht gottselig ist, in der Geburt erstickt.

Mit dieser Uebung muß das immerwährende oder innere Gebet verbunden werden, welches in einem beständigen Zuneigen und einer fortdauernden Abhängigkeit von der Gottheit, auch in den geringsten Kleinigkeiten, besteht.

Alles dieß muß in einem beständigen Ruhen und innern Hinsinken vor Gott ausgeübt werden.

Um das alles zu erleichtern, muß man sich, so viel es der äußere Beruf erlaubt, der Einsamkeit und Eingezogenheit befleißigen u. s. w.

So wenig Ter Steegen bekannt zu werden suchte, so sehr wurde er's doch allmählig; er bekam eine ungemein große Correspondenz; seine Schriften wurden gedruckt und gingen reißend ab, und sie würden noch weit mehr gelesen werden, wenn nicht sein mystischer Styl die Schriften ekelnde Leser unserer Zeiten abschreckte; denn man mag sagen, was man will, unsere heutige strohtrockene Moral wird wenig wirken, wenn nicht ein reiner und erhabener Enthusiasmus damit verbunden wird, der die Ausführung erleichtert, und diesen flößt Ter Steegen ein. Mit Einem Wort: er war ein vortrefflicher Mann! sein Evangelium mag immer den Weisen dieser Welt eine Thorheit seyn, er hat gewiß mehr wahre Christen gezeugt, als seit der Apostel Zeiten irgend Einer gethan hat; das ist zwar viel gesagt, aber in der That wahr, denn von Amsterdam an bis Bern findet man seine Anhänger sehr häufig unter dem gemeinen Volke, und diese sind zuverläßig unter allen Pietisten die besten, ob sie gleich auch noch einen gewissen Heiligenschein um sich haben, der den Spötter lästern macht, indem er gewisse Schwachheiten entdeckt, die zwar gegen die gewöhnlichen Fehler der Menschen gar nichts sind, aber eben darum so hoch aufgemutzt werden, weil sie gedachter Heiligenschein mehr in's Licht setzt, als an andern. Eben aus dieser Ursache erklärte sich Theobald nie für einen Anhänger Ter Steegens, ob ihm gleich

damals seine Grundsätze ganz rein und untadelhaft vorkamen.

Indessen muß man doch, wenn man unpartheiisch urtheilen und der reinen wahren Religion ganz getreu seyn will, aufrichtig gestehen, daß auch Ter Steegen noch verschiedene Unlauterkeiten mit seiner Lehre verband: er war dem unehelichen Leben hold und hinderte dadurch viele an einer glücklichen Heirath; er empfahl die Einsamkeit, welche doch dem Geist Jesu ganz zuwider ist, denn der fordert Thätigkeit und Wirksamkeit unter und mit den Menschen, zur Beförderung der einzelnen und allgemeinen Glückseligkeit.

In dieser Sache liegt ein wahrer Widerspruch: der Christ soll sich zuweilen entfernen, um sich aus der Zerstreuung zu ziehen, zu sammeln, durch Wachen und Gebet neue Kräfte zu erhalten, um hernach desto fruchtbarer wirken zu können; nach Ter Steegens Grundsätzen aber soll man sich von den Menschen entfernen, so viel man kann, lieber ledig bleiben, um zu viele Wirksamkeit zu vermeiden, damit man in der Stille Betrachtungen anstellen könne.

Dann führte auch Ter Steegen unmerkbar zum Separatismus, seine Anhänger machen nicht viel aus den äußern Mitteln zur Vervollkommnung, und geben dadurch hin und wieder zu Unordnungen Anlaß. Dieß ist vornämlich, was ich gegen diese Leute einzuwenden habe.

Dem allem ungeachtet schwindet doch das alles, wenn man den vortrefflichen Charakter der Ter Steegianer beobachtet; ich habe noch nie so würdige Menschen getroffen, als unter ihnen.

Unter vielen Anekdoten, die von dem vortrefflichen

Geist des sel. Ter Steegens zeugen, will ich nur Eine anführen: Er fuhr einmals auf dem Postwagen nach Holland, wo er sehr viele große und vortreffliche Freunde hatte, die er zuweilen besuchte; nun saßen zween Holländer vor ihm, deren ganzes Christenthum dem Ansehen nach im Reden und Worterkenntniß bestand. Diese schwatzten hin und her; der eine defentirte die Wiederbringung aller Dinge; der andere kämpfte dagegen; bei diesem Dispût sahen sie oft den Ter Steegen an, der ganz still hinter ihnen saß und sehr vielen Eindruck auf sie machte, so daß sie was Merkwürdiges in ihm vermutheten; denn sein ganzes Daseyn zeigte den großen Mann, und aus seinem Angesichte leuchtete eine solche geheime Majestät, die jeden mit tiefer Ehrfurcht anfüllte. Die beiden Holländer hätten gern sein Urtheil über ihre Sache gehört, ob sie ihn gleich nicht kannten; als daher der eine die Wiederbringung mit dem bekannten Spruch: Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen, zu Boden schlagen wollte und sich daher mit Selbstgefallen zum Ter Steegen kehrte, und ihn fragte *): Wat segt jy darvan, Myn Heer! so antwortete Ter Steegen mit dem ihm gewöhnlichen Anstand **): Hst is wel waar, Myn Heer! Hoe ter Boom vallt, so blyvt'r daar leggen, maer het staat int's Huysvaders Welbehagen, daruyt t' maken, wat hem belieft. Wahrlich eine naive, artige und angemessene Antwort, die mich jedesmal innig freut, so oft sie mir einfällt; so aufgeweckt und

---

*) Was sagen Sie dazu, mein Herr?

**) Es ist wohl wahr, mein Herr! wie der Baum fällt, so bleibt er liegen; aber es steht in des Hausvaters Wohlgefallen, aus demselben zu machen, was ihm gefällig ist! —

geistvoll war Ter Steegen in seinem ganzen Leben und Betragen.

Wohlthätig nach dem wahren Geist der Liebe war Ter Steegen im höchsten Grad; er hatte kein Vermögen, als was er sich durch sein kleines Händelchen mit Band erwarb, und doch gab er vielen Armen Brod und beschäftigte sie; viele arme Kinder wurden in seinem Hause zur Arbeit und zum Christenthum angeführt, und mit Rath und That stand er jedem bei; denn er hatte viele feine Weltkenntnisse, die man bei ihm gar nicht hätte vermuthen sollen. Mit einem Wort: er war ein allgemein beliebter Mann, der dem Christenthum bei allen Menschenklassen Ehre machte.

Obgleich Theobald sich nie für einen Anhänger Ter Steegens erklärte, so gab ihm doch seine Lehre mehrere Festigkeit und Richtung; er nahm das Wahre derselben an, und was er als Spreu und Stoppeln erkannte, das ließ er liegen; dieß war denn auch die Ursache, daß ihn auch die Ter Steegianer nicht leiden konnten, denn sie fanden, daß er nicht zuweilen Pontac trank, wie Ter Steegen; nicht so mit steifem Arm bewillkommte, wie er, nicht so ging, so stand, nicht die Mienen annahm, wie der selige Mann, u. s. w. Dann kann man sich's wohl vorstellen, und doch ist's gewiß wahr, daß alle seine Anhänger und Freunde, die ihn gekannt hatten, sich fast in seine Lebensart theilten; er trank zur Stärkung seines schwächlichen Magens zuweilen ein Gläschen Pontac; er hatte, wie jeder Mensch, seine eigene Mienen und Geberden, die ihm sehr wohl anstanden, und war überhaupt sehr angenehm; wenn aber nun seine Anhänger auch darinnen etwas suchten, so fehlten sie sehr, denn sie machten sich dadurch

vor aller Welt lächerlich, und hingen abermal ihrer sonst so guten Sache einen Schandfleck an.

Er hatte aber auch viele warme Freunde, die sich eben nicht für seine Anhänger erklärten und ihn doch herzlich liebten und verehrten; unter diese gehörte auch Hasenfeld, der, wie ich im ersten Theil erzählt habe, Theobalds Lehrmeister gewesen war. Dieser würdige Mann war nun Rektor des Gymnasiums in D... geworden und hatte viel Umgang mit Ter Steegen gehabt; zugleich lebte in D... ein lutherischer Prediger H..., ein Mann, der wenige seines Gleichen in der Welt haben mag, und der auch ein sehr guter Freund vom sel. Gerhard war.

Diese beiden Männer waren Theobalds gute Freunde, er correspondirte mit ihnen, und sie kamen auch zuweilen nach Portheim, wo er dann vielen Trost von ihnen genoß.

Um meinen Lesern einen wahren Begriff vom Prediger H... zu geben, so will ich ihn einigermaßen schildern; er war ein Gelehrter und sehr geschickter Mann, aufgeweckt und witzig, und in seinem Amt einer der nützlichsten Männer; er besaß die wahre Pastoralklugheit, war ein Glaubensheld im eigentlichen Sinn und schaffte mehr Erbauung, als Tausende seines Gleichen.

Im siebenjährigen Kriege lagen preußische Husaren zu D..., unter diesen war einer, der durch sein rohes unbändiges Leben viel Unheil anrichtete, er jagte seinen Wirth und dessen Leute täglich aus dem Hause, und wenn er besoffen war, so lief er mit dem bloßem Säbel durch die Stadt, und jedermann ging ihm aus dem Wege.

H... hörte beständig über den Unmenschen kla-

gen, und dieß jammerte ihn. Einst, als er in seiner Studirstube saß, aus welcher er auf den Markt sehen konnte, so hörte er auf demselben ein gräuliches Fluchen und Degengeklirre; er schaute zum Fenster hinaus und sah den Husaren dort stehen, haselieren, mit dem Säbel in's Pflaster hauen und gräulich schelten und fluchen; in dem Augenblick sank er nieder auf seine Knie und betete in der Stille bei sich selbst; seine Frau kam darüber; nun stand er hastig auf, forderte Rock, Hut und Stock; die gute Frau gab ihm alles, merkte indessen aber, was er vorhatte; sie erschrack, hielt ihn fest, aber er riß sich los und eilte fort.

Als er auf den Markt kam, so hatte ihm der Husar gerade den Rücken zugekehrt, so daß er den alten Greis nicht bemerkte; dieser kam also zu ihm, schlug ihn mit der Hand auf die Schulter und sagte sehr ernsthaft: Ich sage dir im Namen Jesu Christi, stecke dein Schwert in die Scheide, geh' nach Hause und sey ruhig! Der Husar erschrack, stutzte, doch ermannte er sich wieder, hob den Säbel auf und brüllte: Du T.... Pfaffe, dich soll — H... rückte näher und sagte die vorigen Worte noch ernsthafter; nun sank der Husar auf die Knie, stammelte, und die Thränen drangen ihm aus den Augen: Herr Pastor! fing er kläglich an, was soll ich thun? Mit mir gehen! antwortete H...; das that der Husar; nun las ihm der Pfarrer die Lektion vollends recht. Der Husar wurde ganz verändert, begehrte seinen Abschied, H... half ihm, daß er ihn bekam, und von der Zeit an war er ein edler würdiger Mann. Dergleichen Anekdoten könnte ich viele von H... erzählen; allein ich muß weiter eilen. Er schlug alle Beförderungen aus und blieb bei seiner armen Gemeinde selbst in Armuth, weil er wohl

wußte, daß sie, wenn er sie verließe, unglücklich seyn würde.

Aus diesem Wenigen sieht man, daß H... ein wahres Original war; es war eine Freude, mit ihm umzugehen, und seine Gegenwart machte allemal einen tiefen Eindruck, so daß man sich gleichsam, ohne es zu wissen, veredelt fühlte, wenn man wieder von ihm wegging.

Hasenfeld auf seiner Seite war noch origineller: sein Wahrheitshunger war unaussprechlich, besonders in Rücksicht auf die Religion und das künftige Schicksal der Menschheit; daß er nicht an den Symbolen seiner Kirche blindlings klebte, zog ihm viel Verfolgung von Seiten der Geistlichkeit zu, und weil er mit erstaunlichem Enthusiasmus an der Religion hing, so wurde er den Deisten und Naturalisten lächerlich und verächtlich, besonders weil er sich öfters ungemein seltsam ausdrückte und dadurch machte, daß jedermann von ihm redete. Z. B. wenn so etwas geschah, das nicht gerade nach dem Lauf der Dinge zu seyn schien, so pflegte er wohl zu sagen: das sey eine Cabinetsordre Jesu Christi. Theobald schrieb ihm einst über eine gewisse Sache und bediente sich spöttischer Ausdrücke über den Satan. Hasenfeld antwortete ihm wieder und schrieb: „Hüten Sie sich, den Satan zu lästern, denn auch der Satan ist Majestät." Brief Judä. —

Einst lag ein rechtschaffener Mann in D... auf dem Todtbette. Hasenfeld besuchte ihn; sowie er zu ihm kam, sagte er: „Herr W..., Sie werden sterben, wenn sie nun in den Himmel kommen, so grüßen Sie meinen Vater von mir, und sagen Sie ihm, ich sey Schulmeister der lateinischen Sprache in D... (denn ich glaube nicht, daß das Wort Rek-

tor dort gilt), ich hätte seine beiden Söhne, meine Brüder, auch studiren lassen, und ich werde ferner seine Stelle bei ihnen vertreten." Solcher Anekdoten weiß ich sehr viele von ihm. Ich weiß wohl, daß viele bei dieser Erzählung lachen, andere sich wundern, und noch andere darüber höhnen werden; allein ich bitte sehr ernstlich, nicht anders als mit Ehrfurcht an den verklärten Hasenfeld zu denken; denn er war in seinem Leben und in seinem Wirken einer aus Tausenden, ein großer herrlicher Mann; was liegt nun daran, ob er sonderbar und in vielen Stücken von andern verschieden war?

Als nun H... und Hasenfeld in D... noch recht im Flor lebten und sich Theobald in seinem Portheim fortkümmerte, so gerieth er wieder durch einen neuen Schwärmer in neue Verdrießlichkeit, die aber von einer ganz andern Art war, als die vorhergehenden.

Zu S..., in Theobalds Vaterlande, wohnte ein Kaufmann, der von jeher seinen Sachen mehr aufgelegt hatte, als sie tragen konnten, und der daher in seinem Wohlstande immer mehr zurückging; sowie er das merkte, fing er an, fromm zu werden (Gott verzeih mir's, daß ich das Wort hier mißbrauche), er hielt Versammlungen in seinem Hause, predigte, besuchte oft die Herrnhuter zu N... und schlug sich überhaupt auf die Seite der Pietisten; das alles half ihm aber gar nichts, es ging mit ihm den Krebsgang, es kam zum Concurs, und so wurde er arm; seine brave Frau starb vor Kummer, sein ältester Sohn wurde Soldat, seine Tochter und ein kleines Söhnchen behielt er noch bei sich. Er schrieb sich Schlemmer.

Als er nun im Elend war und es ihm an Brod

mangelte, so nahm er seine Zuflucht zum Landesherrn; dieser unterstützte ihn mit Gelde, damit er doch etwas anfangen könnte; allein auch dabei war kein Segen; er suchte Hülfe bei den Pietisten, diese aber lasen ihm die Epistel, wie sie auch recht hatten, und ließen ihn dann gehen. Noch einmal erbarmte sich der Fürst über ihn, er schenkte ihm 600 Gulden, sagte ihm aber dabei, daß dieß ganz gewiß das letzte Geld sey, das er von ihm zu erwarten habe.

Schlemmer nahm das Geld; nun fiel's ihm ein, Medicin zu studiren und dazu die 600 Gulden zu verwenden; da es nun zu D... sehr wohlfeil und eine gute medicinische Fakultät daselbst ist, so beschloß er, dorthin zu reisen, um da zu studiren.

Der Weg von S... nach D... geht über Portheim; nun wußte Schlemmer, daß sein Landsmann Theobald daselbst Arzt sey; sobald er also dahin kam, so schickte er zu Theobald und ließ ihm sagen, er möchte doch zu ihm kommen, denn er sey nicht recht wohl. Theobald wußte etwas von Schlemmers Geschichte, aber den sonderbaren originellen Charakter dieses Mannes kannte er nicht, sonst hätte er sich in Acht genommen.

Er ging also in's Wirthshaus, wo Schlemmer logirte, man wies ihn zu ihm auf's Zimmer, da sah's nun kurios aus; dort lag ein dicker phlegmatischer Mann, mit einem runden spitzen Mäulchen und durch die Augwimpern blinzelnden Augen im Schlafrock im Bette; auf der andern Seite standen Familiengemälde längs der Wand hin; dort lag Bettwerk und Hausrath durcheinander, dort ein Pack Bücher u. s. w. Theobald grüßte ihn und setzte sich zu ihm an's Bett.

Nun fing Schlemmer seine Klaglieder an, theils

wegen seinem kränklichen Körper, theils wegen seiner betrübten Schicksale, und theils wegen seines Vorhabens, daß er noch im 50sten Jahre seines Alters studiren müsse.

Auf die erste Untersuchung fand der Doktor gleich, daß Schlemmer so gesund war, wie ein Fisch im Wasser; indessen da er doch durchaus krank seyn, Liquor anodinus, Nitrum depuratum und Tartarus vitriolatus nehmen wollte, so ließ er's ihm zu; darauf wurde vom Studienplan geredet; Schlemmer hatte 14 Stunden gereist und von jenen 600 Gulden, die zum Studiren bestimmt waren, schon 400 verzehrt, wenn er nun so fortreiste, so kam er natürlicher Weise mit den übrigen 200 Gulden nicht nach D..., denn dahin hatte er noch 12 Stunden. Nun war's freilich November, die Tage waren kurz, die Erde überall weich, er war ein schwerer Mann, dazu hatte er all das Gepäcke und seine zwei Kinder bei sich, und das alles auf einer Kutsche; er brauchte also vier starke Pferde, um sich mit seinen Accidenzien fortzubringen; er kam also in einem Tage nicht weit, und dazu speiste er tüchtig und das beste, das er bekommen konnte: es war also natürlich, daß die Reise etwas rechts kosten mußte. Als Theobald das alles reiflich bei sich überlegte, so fand er leicht, daß es mit Schlemmers Studiren keine leichte Sache war; er fing daher an, ihm Rath zu geben, und schlug ihm vor, das Bettwerk ihm oder sonst einem Bekannten in Verwahrung zu geben. Bei Leibe! bei Leibe! Herr Doktor! sagte Schlemmer, ich würde ja nicht lebendig nach D... kommen, das Bettwerk muß ich auf der Reise um mich packen, ich bin gar sehr zu Rheumatismen geneigt!

Theobald konnte sich des Lautlachens nicht er-

wehren, denn er stellte sich, den Mann in sein Bettwerk gehüllt, in der Kutsche vor.

Aber die Bücher! fuhr er fort.

„Das sind lauter theologische, die brauch ich zu meiner Erbauung.“

Theobald mußte sich abermal wundern, daß der Mann so Vieles zu seiner Erbauung bedurfte.

Genug, der Doktor fand, daß er sich da mit einem Mann eingelassen hatte, den er so leicht nicht los werden würde. Schlemmer blieb noch etliche Tage da; durch Theobalds Vorschub collektirte er sich noch hundert Thaler zusammen und reiste nun nach D... ab. Theobald schrieb an H..., Hasenfeld und an einen braven Professor der Medicin, und empfahl ihnen allen den alten Schlemmer; dieß wirkte so viel, daß er für seine Person und Kinder die freie Kost bekam, auch hatte er alle seine Collegia umsonst, Kleider hatte er auch nach Nothdurft, und doch brauchte er immer Geld.

Theobald und Steinbring, die sich nun einmal seiner angenommen hatten, wollten ihn nicht gern sitzen lassen, sie gaben sich daher beide alle Mühe, um Geld für ihn zu sammeln und es ihm nach und nach zu schicken; so brachten sie ihn ein Jahr durch; Schlemmer war auch fleißig und in der That ein vortrefflicher Kopf, er hatte vorher aus Veranlassung seines eigenen Körpers schon viele medicinische Schriften gelesen, und wurde also in dieser Zeit von einem Jahre ziemlich fähig, ein Arzt für Arme und Nothleidende, besonders für robuste Bauersleute zu werden. Wenigstens schadete er nie durch seine Arzneien, denn sie waren immer sehr gelind.

Die größte Noth hatte der arme Schlemmer in D... mit seinen Kosttischen, wo er speiste: denn

weil er das Gnadenbrod aß, so konnte und durfte er den Küchenzettel nicht machen. Oft schrieb er gar kläglich an Theobald, daß seine Gesundheit zusehends schwächer würde, denn niemand in D... verstände eine erträgliche Suppe zu kochen, und die Braten seyen vollends nichts nutz; ein guter Braten müsse an einem Spieß über einer Kohlenglut gebraten und beständig Butter auf die Kohlen geworfen werden, damit der aufsteigende Butterdampf recht in's Fleisch eindringen könne. Kein Wunder, daß dieser Mann bankerott wurde; ich würde kein Wort von ihm erzählt haben, wenn es mein Zweck nicht wäre, Menschen zu schildern, die sich der Religion rühmen und ihr durch ihren Charakter Schande machen; denn Schlemmer predigte allenthalben und ermahnte jeden, der ihm nur einigermaßen Gelegenheit dazu gab, zu einem gottesfürchtigen Lebenswandel, und das nicht etwa auf eine gemeine Art, denn er war ein sehr beredter und in der That sehr geschickter und belesener Mann. Die Religionsspötter sollen durch dieß Werk erinnert werden, die Religion nicht mit den Gesinnungen der Menschen zu vermischen, und jener nicht aufzubürden, was diesen zukommt; und ebenso müssen die Freunde des Christenthums vorsichtig seyn, und durch Auszeichnung, Lehren, Schreiben und Ermahnen sich nicht hervorthun, weil die Welt alsdann allemal ihre Handlungen strenger beurtheilt und jeden Fehler auf Rechnung der Religion schreibt. Mit öffentlichen Lehrern verfährt man schon gelinder, denn man weiß ihren Beruf; außerordentliche Prediger aber werden, wenn sie die Vorsehung nöthig findet, auch von ihr dazu ausgerüstet. Du aber, mein Freund! der du von Herzen ein wahrer Jünger Christi bist,

predige und lehre mit guten Handlungen und mit deinem Beispiel.

Während des Laufs dieses Schlemmer'schen akademischen Jahrs wurden die D...ischen Freunde seiner herzlich müde, und Theobald hatte bei ihnen wenig Ehre und Freude von seinem empfohlenen Schlemmer. Jedermann wußte Theobalds mißliche Hausverfassung, und da er nun den Schlemmer so ernstlich empfohlen hatte, so dachte man, gleich liebt seines Gleichen; dazu kam noch die Feindschaft der Portheimer gegen den Doktor, die ihm allerhand Uebels wegen seiner Haushaltung nachsagten und ihn in allerlei Verdacht zu bringen suchten. H... wurde selber kalt gegen ihn, Hasenfeld aber, der ihn genau kannte, blieb beständig. Ein sehr lehrreiches Beispiel, wie viel einem ehrlichen Manne daran gelegen seyn soll, sich so viel möglich ist, vor Schulden zu hüten.

Der Professor der Arzneiwissenschaft zu D..., der dem Schlemmer auch viele Liebe erzeigt hatte, entließ ihn endlich und schrieb an Theobald, man möchte doch nun dem Manne an einen abgelegenen Ort, etwa in ein Landstädtchen verhelfen, wo er in Ruhe prakticiren und sein Brod erwerben könnte. Schlemmer kam mit diesem Briefe nach Portheim, und war nun wieder dem Theobald und dem Steinbring auf dem Halse. Nun faßten beide den Entschluß, ihn in dem Städtchen H..., vier Stunden von Portheim, zu etabliren, denn da war kein Arzt; das geschah; zudem schrieb Theobald an 36 Personen in Holland und Deutschland, die alle Schlemmers Gönner und Freunde waren, und bat sie, dem Manne mit einer Beihülfe zu Statten zu kommen; dadurch brachte er's dahin, daß ihm

auf Lebenslang ein jährlicher Gehalt von 300 Gulden bestimmt wurde, doch mit dem Beding, daß ihm wöchentlich nur 5 Gulden sollten gereicht werden, Steinbring sollte die Kasse haben und Theobald die Rechnung führen; das that aber nur den Winter gut, denn Schlemmer konnte nicht auskommen; im Frühjahre marschirte er wieder fort, besuchte alle seine Freunde, und bewog sie, ihm nur noch zwei Jahre alle Jahre 400 Gulden zu geben, auch das wurde ihm verwilligt: nun ging er nach G..., studirte da Theologie, predigte sehr schön, und wurde Pfarrer auf einem Dorfe, wo er aber für seine Gemeinde collektiren mußte; nun durchzog er Land und Sand, collektirte und starb, so wie ich gehört habe.

Theobalds Schicksal wurde durch diese Geschichte noch unerträglicher, er wurde noch verachteter, und hatte nichts mehr zu thun; zu gutem Glück aber bekam er einen Ruf ins Herzogthum Felsenstein, wo er in der Stadt Lichtenau Physikus wurde, und also nun eine neue Laufbahn antrat.

Das sechste Hauptstück.

Lichtenau liegt über dreißig Meilen von Portheim entfernt; unser guter Doktor kam nun in ein Land, wo er ganz andere Menschen und eine höchst verschiedene Lebensart antraf. Die Gegend war reizend schön, wie ein Paradies, die Menschen sehr aufgeklärt, und zu nichts weniger als zum Pietismus geneigt; im Gegentheil waren die Geringeren bloße Ceremonienchristen, und die Vornehmen entweder sorglose Nichtsglauber und Nichtsthuer, oder wahre Dei-

sten. Hier war also Theobald wieder ein Pietist, nicht als wenn er seine Grundsätze und seine Lebensart verändert und strenger geworden wäre, sondern weil sein Mittelweg, den er sich durch lange Erfahrung ausgezeichnet hatte, hier noch zum Pietismus gehörte.

Seine äußeren Umstände waren indessen hier erträglicher, er bekam einen ansehnlichen Gehalt, und verdiente dazu noch so viel, daß er recht wohl bestehen konnte. Sannchen lebte auch hier viel vergnügter, indessen wurde sie doch immer kränklicher und schwächer; die paar Kinder waren auch schwächlich und starben binnen drei Jahren, so daß sie also keine Kinder mehr hatten. Dieß mochte auch Sannchen sehr drücken, so daß sie nun allmählig anfing, auszuzehren.

Während dieser Zeit lernte Theobald wiederum zween Menschen von ganz besonderm Schlag kennen, aber auf eine Art, die ihn leicht hätte in großen Kummer stürzen können.

Er hatte einen Collegen, einen Doktor der Arzneigelahrtheit, der vor ihm da gewesen und gern Physikus geworden wäre; allein sein läppischer Charakter machte ihn zu einem solchen wichtigen Amte unbrauchbar; dennoch aber hatte er Witz und Kopf, und so sehr er Jedermann zum Narren und Spaßmacher diente, so nachdrücklich konnte er sich rächen, wenn er beleidigt wurde. Sogar hatte er große Freunde am Hofe, die mit ihm studirt hatten und denen er zum Spion diente. Es muß wohl gemerkt werden, der Hof war katholisch und die Unterthanen gemischter Religion, Theobald, wie bekannt, ein Protestant, der Doktor Bösewitz war aber auch katholisch. Nun nahm sich dieser Bösewitz oder

Bösewicht, wie es Andere lieber aussprechen, vor, den Theobald zu stürzen, es möchte auch kosten, was es wolle; um dieses desto sicherer bewerkstelligen zu können, betrug er sich freundschaftlich gegen ihn, that ihm Gefälligkeiten, wo er konnte, und suchte jeden Verdacht aus Theobalds Herzen zu vertilgen; doch nahm sich dieser sehr vor ihm in Acht, denn man hatte ihn sehr nachdrücklich gewarnt.

Zugleich hielt sich in Lichtenau ein Franzose auf, der sich mit dem Unterricht in der französischen Sprache abgab, aber aus allerhand Ursachen sehr arm war; dieser hieß zwar ein Protestant, aber er war eigentlich ein Naturalist, sonst ein Mann von einem ungeheuren Trieb, sich emporzuschwingen, voller Cabale, und übrigens sehr geschickt, belesen und ein vollkommener Schöngeist.

An einem Sonntag Nachmittag war einst Gesellschaft in einem der angesehensten Häuser der Stadt; Theobald, Bösewitz und der Sprachmeister du Calde waren auch daselbst; es wurde gespielt, gesprochen, verläumdet, geschäckert, getrunken u. s. w. Theobald vermied solche Gelegenheiten so sehr er konnte, indessen ging er doch zuweilen in eine solche Assemblee, um sich nicht auszuzeichnen, welches bei ihm um so nöthiger war, weil er einmal den pietistischen Anstrich hatte, und er, wenn er demselben in der That entsprochen hätte, sich unfähig gemacht hätte, Gott und Menschen in seinem Beruf zu dienen.

Du Calde war ein wahrer Franzos, das heißt, moquant über solche Leute, von denen sie glauben, daß sie sich nicht rächen würden; daher sagte er laut und mit einer spöttelnden Miene: ich glaub, der Herr Doktor Theobald bekümmert sich mehr um die Seelenkur seiner Kranken, als um den Körper.

Theobald blickte ihn ernst an und schwieg. Bösewitz aber, dem dieß in seinem Kram diente, versetzte darauf ganz treuherzig: Pfui! Monsieur du Calde, muß man denn darüber spotten, das ist ja sehr lobenswürdig, denn am Heil der Seelen ist immer mehr gelegen, als am Körper, und dann kann man nicht sagen, daß der Herr College Ihre Patienten versäumen.

Du Calde. Ich spotte nicht, Herr Doktor! au conträr! das muß Jedermann sagen, daß der Herr Doktor Theobald ein recht andächtiger frommer Mann sind.

Dem Theobald stieg nun das Feuer in den Kopf, er trat vor den Sprachmeister und sagte: Wissen Sie die Gesetze einer honetten Gesellschaft? — Wir sind hier beide Gäste, Sie marschiren also zuerst zur Thür hinaus; hiemit reichte er ihm Hut und Stock und that ihn vor die Thür; dann nahm er auch seinen Hut und Stock und ging auch fort *). Ein paar Männer sahen beiden nach, denn man befürchtete, sie möchten sich schlagen; das war aber Theobalds Sache gar nicht, er ging ruhig nach Hause, der Sprachmeister auch, in der Gesellschaft aber gab man dem Theobald Recht, ob er gleich darinnen gefehlt hatte, daß er den du Calde vor die Thür schmiß, denn das wäre eigentlich des Hausherrn seine Sache gewesen; indessen, was thut man nicht im Eifer! er kam ihm auch theuer genug zu stehen.

Du Calde kochte Gift und Galle über den Doktor Theobald, und sobald als Bösewitz nach Hause

---

*) Dieß ungestüme und hitzige Verfahren scheint nicht in Theobalds Charakter zu liegen, und doch ist die Sache Faktum.

kam, so ging er zu ihm, und beide arbeiteten nun den Plan aus, wie sie den Theobald stürzen, dadurch den Bösewitz ans Physikat, und den du Calde an besseres Brod bringen möchten.

Es ist entsetzlich, wenn ein Mensch einmal in Verdacht ist, so kann er sich sehr schwer wieder davon befreien. Theobalds Leben war allgemein bekannt und seine frappanten Schicksale in Jedermanns Munde; daher legte man ihm auch sogar die unschuldigsten Sachen entweder für Pietisterei oder doch für Folgen derselben aus. Dieß gab denn den Grund zu jenem höllischen Plan, den beide ausstudirten.

Um ihn desto eher in die Falle zu stürzen, mußten beide sich um seine Freundschaft bewerben und sich so betragen, als wenn sie's recht gut mit ihm meinten; sie hofften, er werde sich dann weniger vor ihnen in Acht nehmen; denn sie glaubten über das Alles, er sey kein Politikus, sondern ein treuherziger und etwas dummer Mann. Dem zufolge fing Bösewitz an, den Theobald fleißiger zu besuchen, als sonst, er consulirte ihn wegen vieler Kranken, gab ihm in vielen Stücken treuen Rath, und betrug sich so, daß Theobald wirklich glaubte, er sey sein Freund geworden; dem ungeachtet aber nahm er sich sehr in Acht, und sagte nicht mehr, als er vor Jedermann verantworten konnte.

Du Calde an seiner Seite versäumte ebenfalls nicht, seine Rolle zu spielen; der war nun noch feiner, denn er kam anfänglich nicht zum Theobald ins Haus, sondern bei der ersten Gelegenheit, wo er ihn nach jenem Vorfall bei der Gesellschaft wieder traf, that er ihm für seine Beleidigung die treuherzigste Abbitte, sogar ging der abscheuliche Mensch so weit, daß er klagte, er fühle sein Gewissen beschwert, weil

er so oft über die Religion gespottet habe. Doch auch hier nahm sich Theobald in Acht, denn von Religionssachen sprach er kein Wort mit ihm. Beide brachten ihn also von dieser Seite nicht in die Falle, doch hörten sie nicht auf, ihn zu besuchen, und zugleich alle Mittel anzuwenden, ihn zu stürzen.

Endlich bot sich eine Gelegenheit von selbst an: zu Lichtenau fanden sich etliche Jungfern und Weiber, welche zwar eigentlich keiner Schwärmerei beschuldigt werden konnten, aber weil sie Sonntags Nachmittags, so wie sich's schickte, zuweilen beisammen saßen und sich über das, was den Vormittag war gepredigt worden, unterredeten, auch wohl sonst noch in einem erbaulichen Buche lasen, so hieß man sie denn doch Pietisten, und das war genug, sie zu hassen. So weit ist's mit der christlichen Religion gekommen, man darf sich über alles in der Welt gesellschaftlich besprechen, man darf in den Wirthshäusern haufenweise beisammensitzen und die gröbsten Laster begehen — dagegen kräht kein Hahn; sobald man aber nur anfängt, gesellschaftlich von den Mitteln zu seiner wechselseitigen Vervollkommnung von der Religion zu reden und darüber Plane zu entwerfen, so schreit alle Welt, und Jeder befürchtet den Umsturz der Staatsverfassung. Wahrlich, das ist sonderbar! — ein Phänomen, das unglaublich seyn würde, wenn es nicht die tägliche Erfahrung bestätigte!

Es ist wahr, dieses ganze Buch ist ein sehr wichtiges Zeugniß der Wahrheit gegen die besondern Versammlungen, die die Religion zum Zweck haben, denn alle die schrecklichen Geschichten, die ich erzählt habe, waren Folgen derselben: im Anfang sind die gemeiniglich gut gemeint, aber allmählig mischt sich fast allemal die Schwärmerei dazu, und so geht's

zum Verderben und zum äußersten Nachtheil der Religion aus. Allein ist denn kein Mittelweg möglich? Soll man denn nicht essen und trinken, weil das Fressen und Saufen so viel Unheil nach sich zieht? Die Lehrer des Volks sollen darauf Acht geben, und wenn sich gute brave Leute zu heilsamen Zwecken versammeln, so sollen die Prediger daselbst erscheinen, und sie führen und unterrichten, anstatt sich entweder nicht an sie zu kehren, oder gar auf den Kanzeln gegen sie loszuziehen; dadurch machen sie das Uebel ärger. Wenn dieser Vorschlag überall ausgeführt wird, so stehe ich für alle böse Folgen, und behaupte, daß alsdann solche Erbauungsstunden, auf eine weise und kluge Art geleitet, unendlich nützen werden. Doch ich fahre fort zu erzählen.

Jene braven und frommen Weibspersonen, von denen man nicht das geringste Verdächtige wußte, waren denn doch allgemein als Pietisten verhaßt, weil sie zuweilen auf oben beschriebene Art zusammen kamen und eingezogener als Andere lebten. Eine darunter hatte einst wegen ihrer Gesundheit mit Doktor Theobald zu sprechen; da er nun just nicht bei der Hand war, so unterhielt sich Sannchen mit ihr; da sie nun sehr vernünftig von Religionssachen sprach, so ließ sich Sannchen mit ihr ein, und beide wurden vertraut mit einander. Die Jungfer invitirte nun Sannchen auf einen Nachmittag in ihren Garten; Sannchen sagte das zu, und Theobald hatte auch nichts dagegen einzuwenden.

Diese Visite wurde also an einem schönen Nachmittag vollzogen; Sannchen ging in den Garten, und gegen den Abend spazierte Theobald auch hin, um seine Frau abzuholen. Als er nun durch den Garten hin und in die Laube trat, so fand er fünfe

dieser frommen Weibspersonen daselbst beisammen, auf dem Tische lagen Bibeln, Gesang- und andere erbauliche Bücher, zwischen Johannisbeeren, Weißbrod, Kuchen und dergleichen; der Frau Doktorin war in dieser Gesellschaft wohl, aber ihr Mann stutzte; denn er kannte die Gefahr besser als sie; indessen setzte er sich, man legte ihm zu essen vor, und indem er genoß, was man ihm gab, redete er folgendergestalt zu den Frauenzimmern:

„Meine lieben Freundinnen! erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Erinnerung gebe, die mir wegen Ihnen sehr am Herzen liegt: Sie kommen öfters zusammen, um sich zu erbauen, thun Sie das nicht, ich bitte Sie darum, es stiftet wahrlich mehr Schaden, als Nutzen. Das wahre Christenthum besteht im Thun, im Liebeüben, im Demüthigseyn, in der Furcht gegen Gott und dergleichen, und nicht im Beisammmensitzen und fromme Empfindungen haben; wenn Sie mir einwenden: das gemeinschaftliche Erbauen sey aber ein vortreffliches Mittel, sich zu jenen guten Werken und im Glauben zu stärken, so antworte ich: Wenn ein Mittel auf einer Seite noch so nützlich, auf der andern ebenso und noch weit mehr schädlich ist, so ist es durchaus unerlaubt; da nun dergleichen Versammlungen erstlich in sich selbst viel weniger nützen, als man glaubt: denn für's erste ist nicht jede fromme Empfindung gut, und ich weiß aus vieler Erfahrung, daß solche Versammlungen weit mehr geschadet, als genutzt haben; und für's zweite schleicht sich fast immer ein Sektengeist bei solchen guten Leuten ein, so daß sie sich und die Ihrigen für weit besser halten, als Andere, und das ist schon abscheulich; und für's dritte: da man auch dadurch Aufsehen macht und das Publikum gegen das Christen-

thum empört, so halte ich's durchaus für unerlaubt, sich solcher Erbauungsmittel zu bedienen; ein Jeder lese und bete und singe für sich im Verborgenen, lasse dann seine gute Handlungen, sein Licht leuchten, so sehr er kann, und bediene sich endlich der öffentlichen Erbauungsmittel in den Kirchen, so wird er viel weislicher handeln u. s. w." Nun nahm Theobald seine Frau an dem Arm und wanderte nach Haus.

Den folgenden Tag war die ganze Stadt voll Gespräch über den Doktor Theobald und seine Frau; man sagte laut in allen Gesellschaften, er habe im Garten einen Conventikel gehalten und daselbst gepredigt; nun wurde noch so viel dazu gedichtet von Briefchenschlucken und von andern läppischen Sachen, die nicht einmal nennenswerth sind, daß die Sache den Magistrat und die Geistlichen von allen Religionen aufmerksam machte, besonders da Theobald von jeher den Verdacht gegen sich hatte.

Dieser Vorgang kränkte ihn und seine Frau aus der Maßen; alle Vorsicht hatte ihn also nichts geholfen, und er spürte nun von dem Augenblick an, daß seine Nahrung wieder zu sinken anfing. Er und seine Frau setzten sich beisammen und weinten Stunden lang, alle Entschuldigungen halfen nichts; denn Bösewitz und du Calde wendeten allen Fleiß an, die Sache immer auf der verdächtigsten Seite vorzustellen und immer im Andenken zu erhalten; sie hatten auch nicht versäumt, alles so schwarz und verdächtig an den Hof zu berichten, als nur möglich war.

Diese beiden bösen Menschen waren die Urheber der ganzen Schwätzerei; denn da sie den Theobald beständig in geheim beobachteten, so waren sie ihm auch von weitem in den Garten nachgeschlichen und hatten sich dort nicht weit von der Laube hinter eine Hecke gelegt und also alles mit angehört.

Der Beichtvater des Herzogs und noch Andere mehr brachten es also dahin, daß Theobald vollkommen cassirt wurde. Dieser bekam Wind davon, und er wäre durch den Kummer ganz zu Boden gedrückt worden, wenn ihn nicht sein alter würdiger Freund Bosius abermals gerettet hätte; meine Leser werden sich wundern, wie das zuging, da dieser so weit von ihm entfernt lebte. Aber eben das war er nicht, denn auch dieser war endlich durch die Vorsehung weiter geführt worden; man hatte ihn zum Generalsuperindenten berufen, und er wohnte in der Residenz Felsenstein. Sobald er also hörte, daß Theobald cassirt worden (dieser hatte ihm aber auch die wahre Liegenheit der Sache geschrieben), so reiste er nach Lichtenau, ihn zu besuchen, und so kam er noch vor dem hinkenden Boten an; er tröstete ihn also über den Punkt vollkommen und sagte ihm, er wisse eine vortreffliche Gelegenheit für ihn; denn er habe vom Fürsten von T... den Auftrag, einen Leibarzt für ihn zu besorgen. Theobald kränkte sich also über seine Lage nicht mehr, denn er schöpfte nun wieder neue Hoffnung.

Jetzt war nun der Zeitpunkt vorhanden, in welchem Sannchen den Weg alles Fleisches gehen sollte; sie war immer eine sehr edle, fromme und verständige Person gewesen, sie hatte ihren Mann unaussprechlich geliebt und auch unaussprechlich seinetwegen gelitten; dagegen liebte er auch sie über alles, und beide hatten nun lange genug die traurigen Folgen ihrer auf Fanatismus gegründeten Heirath empfunden und in der Leidensschule Weisheit gelernt. Dafür sollte nun Sannchen in der Ewigkeit belohnt und Theobald als ein geübter Streiter noch hier eine

Zeitlang zum Besten der Menschen rechtschaffen gebraucht werden.

Meine Absicht ist hier nicht, Beispiele frommer Kranken und Sterbenden aufzustellen, sonst würde ich vieles von Sannchens Sterbebette sagen können; genug! sie starb nach einem vierteljährigen Krankenlager wie eine wahre Christin sanft und selig.

Theobalds Leiden waren in diesem Fall außerordentlich, wie man leicht denken kann; er war nun wieder allein in der Welt, aber auch deswegen freier und geschickter, den Rath der Vorsehung über ihn auszuführen. Nun glaubte er zuverläßig, er würde Leibarzt des Fürsten von T... werden; alles war auch gehörig dazu eingeleitet, und doch war der Weg der Vorsehung ganz anders ausgezeichnet, wie ich nun umständlich erzählen will.

Das siebente Hauptstück.

Einst, als Theobald einsam in seiner Studierstube saß und sein Sannchen schmerzlich beweinte, auch innerlich um Trost und Beruhigung zu Gott seufzete, ließ sich ein Fremder bei ihm anmelden. Theobald ließ ihn zu sich kommen; der feine Anstand dieses Mannes, mit einem sehr simpeln Anzug vereinigt, machte einen ungemeinen Eindruck auf den Doktor; dieser präsentirte ihm einen Stuhl, und jener setzte sich. Herr Doktor! fing er an: Ihre Schicksale sind mir von Jugend auf bekannt und mir dünkt, Sie sind jetzt in einer Lage, die Sie zu großen Dingen fähig macht; Ihre vielen Erfahrungen und Prüfungen machen mir auch Hoffnung, Sie wer-

den jetzt den glücklichen Mittelweg zwischen Unglauben und Aberglauben gefunden haben und sich hinfüro vor Abwegen, sowohl nach der einen als andern Seite, zu hüten wissen.

Theobald wunderte sich über diese freie Anrede eines Mannes, den er in seinem Leben nie gesehen hatte, aus der Maßen, und sein Herz war nicht ganz ohne Empfindlichkeit darüber; doch verbarg er diese und antwortete: Mein Herr! ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und ich wundere mich sehr, daß Sie auf Kenntniß meines Charakters Anspruch machen.

Der Fremde lächelte und sagte: Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich so frei mit Ihnen spreche, denn ich vermuthe, mir bald ein Recht dazu verschaffen zu können; ich will Sie zu einem glücklichen Manne machen, wenn Sie anders einen sehr großen Wirkungskreis, Gutes zu thun und ein sorgenfreies Auskommen für Glück halten.

Diese Worte gingen dem Theobald durch die Seele, doch mäßigte er seine Empfindung; denn er war gewitzigt worden und sagte: Mein Herr! auf diese beiden Stücke, die Sie da anführen, ging von jeher mein ganzer Trieb aus, und noch nie war ich in der Lage, ihm Genüge leisten zu können. — „Das weiß ich; aber jetzt sollen Sie in die Lage kommen, wenn Sie nur wollen.“ Mein Herr! verzeihen Sie, ich muß Ihnen Etwas sagen: ich bin sehr oft in Verbindungen getreten, für deren Nutzen und großen Zweck ich mein Blut vergossen hätte, und am Ende gings allemal auf ein Lami aus.

„Von Verbindungen ist hier gar keine Rede; es ist die Frage: ob Sie entschlossen sind, sehr heilsame und offenbar gemeinnützige Aufträge auszuführen und

sich selbst dadurch ein ehrliches Auskommen zu verschaffen?"

Das wäre meine größte Freude.

„Wollen Sie mir denn erlauben, daß ich Sie über einige Punkte frage und mir Ihre Meinung darüber ausbitte?"

Von Herzen gerne.

„Nun so sagen Sie mir denn: Was ist die Bestimmung des Menschen in diesem Leben?

Zur Verherrlichung seines Schöpfers zu leben.

„Wie verherrlicht man den Schöpfer? Sie bestimmen sich nicht genau."

Wenn man seine Gebote hält.

„Können Sie mir nicht mit ein paar Worten den Inhalt aller Gebote Gottes sagen?"

O ja! Gott lieben über Alles, und den Nächsten wie sich selbst.

„So weit gings nach dem Schulkatechismus; aber nun weiter: Was heißt, Gott über Alles lieben? jetzt bin ich mit der Schulknabenantwort nicht zufrieden."

Ich auch nicht: Gott über Alles lieben heißt, seine Gebote halten, keins übertreten, und wenn man auch alles darüber einbüßen müßte; und indem man die Befehle Gottes ausführt, muß man immer die Ehre, Heiligung und Verherrlichung seines Namens, und nicht eigene Ehre, Nutzen und Ruhm im Auge behalten.

„Das ist recht! das ist vortrefflich!"

Alle Befehle Gottes haben die Beglückung seiner Geschöpfe, und besonders der Menschen, zum Zweck, und jede Wirkung zur Glückseligkeit der Menschen ist Befehl Gottes; Menschen beglücken heißt, sie lieben, und es aus Gehorsam gegen Gott und als in seinem Dienst thun, heißt Gott lieben. Dieß

ist nach meinem Sinn Bestimmung des Menschen; hierzu gehört dann noch die Pflicht, sich selbst nach Verstand und Willen immer mehr zu vervollkommnen, damit man zu immer größerem und ausgebreiteterem Nutzen wirken könne.

„Sie haben ganz nach dem Sinn der Religion und der Wahrheit geantwortet. Damit wären wir also fertig. Wollen Sie so gütig seyn und mir diese Frage schriftlich beantworten? — Stutzen Sie nicht darüber, Sie können das ja ohne Anstand."

Theobald wunderte sich über alle Maßen, wo das Ding am Ende hinaus wollte, bald fing er an, zu hoffen, bald zu fürchten, doch nahm er sich fest vor, behutsam zu seyn; indessen konnte ihm der Aufsatz über die Bestimmung des Menschen keinen Schaden zufügen, er versprach ihn also zu machen; nun fragte der Fremde noch, binnen welcher Zeit er ihn gedächte fertig zu haben? Theobald sagte ihm, am Abend. Gut! versetzte der Fremde, darauf verlaß ich mich aber auch, denn ich eile; nun empfahl er sich und ging fort.

Jetzt war der Doktor allein, alles Denken und Nachsinnen half ihm nicht; es verdroß ihn, daß er nicht gefragt hatte, wo der Fremde logire oder wer er sey; daher war ihm alles wie ein Traum oder wie eine Erscheinung. Indessen er mußte sich jetzt beruhigen und seine Frage beantworten, welches denn auch bald und leicht geschehen war.

Als er nun alles vollendet hatte und voller Gedanken gegen Abend vor das Thor hinausging, um zu spazieren, so traf er in der Allee seinen Fremden mit noch einem Fremden an, der ihm aus allen Umständen vornehmer zu seyn schien, als der erste, ob er gleich noch schlechter gekleidet war.

Theobald wunderte sich bei sich selbst und freute sich auch zugleich, denn er hoffte nun nähern Aufschluß von der Sache zu bekommen. Der erste Fremde war sehr freundlich gegen ihn und fragte ihn, ob er seine Frage beantwortet habe? Theobald antwortete ja! und zog sie aus der Tasche; der Fremde nahm sie und las sie über dem Spazierengehen seinem Kameraden vor, der dann auch sein Vergnügen darüber bezeigte; übrigens aber sich so betrug, als wenn Theobald gar nicht zugegen wäre.

Nun fing der Doktor von weitem an, sich zu erkundigen; aber da war alles vergebens, er erfuhr nicht einmal, wo sie logirten, viel weniger, wer sie wären; der Fremde, der sehr wohl wußte, daß dieß geheimnißvolle Betragen den Theobald nothwendig abschrecken müsse, ergriff ihn also an der Hand und sagte: Herr Doktor! daß Sie behutsam sind, dazu haben Sie große Ursache; Sie sollen sich aber auch zu nichts verbinden, dessen Werth Sie von Anfang bis zu Ende nicht ganz und vollkommen einsehen können, und dann haben Sie doch noch immer freie Wahl. Bei diesen Worten zog er seine Börse aus der Tasche und zahlte ihm drei Carolinen in die Hand und sagte: dieses Geld wenden Sie zum besten Gebrauch an nach Ihrem eigenen Gutbefinden; morgen Nachmittag um vier Uhr will ich Sie besuchen, und dann sagen Sie mir aufrichtig, was Sie damit gemacht haben.

Der Doktor stutzte gewaltig; anfänglich kam's ihm vor, als wenn die drei Carolinen ein Geschenk für ihn seyn sollten, daher bedachte er sich ein wenig; plötzlich aber fiel ihm die eigentliche Meinung des Fremden ein, er nahm's also und sagte: Wohl! ich will sehen, was ich damit anfange. Als er nun

merkte, daß die Fremden lieber allein waren, so verließ er sie und ging fort.

Theobald wandelte einsam für sich hin; er war so in Gedanken vertieft, daß er auf einsame Wege gerieth und sich endlich lange besinnen mußte, wo er war; er überlegte hin und her, was es für eine Bewandtniß mit dem Fremden haben möchte? er konnte aber weder vor noch hinter sich kommen. Auf einer Seite war ihm nichts wünschenswerther, als der Antrag des seltsamen Mannes, und er freute sich von Herzen darüber; auf der andern aber schien ihm auch das Geheimnißvolle in der That verdächtig; er beschloß daher, sehr behutsam zu seyn und keinen Schritt zu thun, der ihn einst gereuen könnte. Gegenwärtig glaubte er also, es sey seine Pflicht, auf die beste Anlage der drei Carolinen zu denken.

Nach langem Nachsinnen fiel ihm ein Anschlag ein: in Lichtenau war kürzlich ein Strumpfweber gestorben, der eine Frau mit sechs Kindern ohne Broderwerb nachgelassen hatte; seine langwierige Kränklichkeit hatte ihn in Schulden gesteckt, und man hatte der Wittwe den Strumpfstuhl weggeschätzt, den doch der älteste Sohn, der seines Vaters Handwerk sehr wohl verstand, hätte brauchen, seine Mutter und Schwester ernähren und allmälig die Schulden bezahlen können. Besser konnten also nach Theobalds Meinung die drei Carolinen nicht angewendet werden, als wenn er den Strumpfstuhl für die arme Wittwe damit einlösen würde; flugs lief er nach Hause und ging zu dem Gläubiger, der den Stuhl an sich gezogen, aber zu gutem Glück noch nicht verkauft hatte; mit diesem accordirte er auf zwei Carolinen, denn mehr hatte er eigentlich nicht zu fordern; allein der Gläubiger wollte gern noch etwas

gewinnen, Theobald aber redete ihm so in's Gewissen, daß er endlich nachgab; nun kaufte er für den dritten Carolin auch Wolle, und nun ging er mit den reinsten Empfindungen der Wollust und Freude zu der armen Wittwe und sagte zu ihr: er habe ein Präsent von drei Carolinen von einem unbekannten Freunde für sie bekommen; mit diesem Gelde habe er ihr den Stuhl wieder losgekauft und auch Wolle erhandelt, sie könne also beides abholen lassen.

Die hohe Freude der armen Wittwe kann sich Niemand vorstellen, der sie nicht selbst erfahren hat; sie weinte, sie wollte vor ihm auf die Knie fallen — allein Theobald eilte mit Augen voll Wasser fort und sagte: danke sie dem himmlischen Vater, ich habe nichts bei der Sache gethan, als was ein treuer Bedienter thut, dem sein Herr ein Almosen gibt, um es einem Armen zu geben; so wurde eine Familie mit drei Carolinen gerettet.

Theobald freute sich innig über das Gelingen dieser guten Handlung, und erwartete den Zeitpunkt mit Verlangen, an welchem er dem Fremden Rechenschaft davon geben konnte. Dieser kam, denn den folgenden Tag Nachmittags um vier Uhr erschien er wieder ganz allein in Theobalds Studirstube; dieser erzählte ihm nun, was er mit dem Gelde angefangen hatte; der Fremde fiel ihm um den Hals und sagte: das haben Sie gut gemacht; nun setzte er sich und fing an: „Es besteht eine Gesellschaft durch ganz Europa, und ich mag wohl sagen durch die ganze Welt, die sich's zum heiligsten Gesetz gemacht hatte, den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen, der Menschen möglich ist; zu dieser Gesellschaft gehöre auch ich, und der Freund, den Sie auf dem Spaziergange bei mir sahen, ist einer von unsern Vorstehern; wir

suchen Leute, die Kopf und Herz haben, in unsere Verbindnng zu ziehen, und darum haben wir sie aufgesucht, Ihnen wird durch uns und uns durch Sie geholfen werden."

Jetzt ging dem guten Theobald ein großes Licht auf, er lächelte und sagte: jetzt weiß ich, was es zu bedeuten hat; wollen Sie mir aber erlauben, daß ich einige Einwendungen dagegen mache?

„So viel Ihnen gefällig ist."

Es gibt allenthalben Verbrüderungen, Verbindungen oder Logen, wo man der vernünftigen Welt jenen großen Zweck vorheuchelt; besieht man aber die Sache bei'm Licht, so läuft's auf bloße Ceremonien, Tändeleien und Puppenspiel hinaus. Meister und Gesellen wissen nichts und thun nichts, die Obern scheinen Geheimnisse zu besitzen, womit sie die Untern lange äffen; indessen wird weder Verstand noch Herz gebessert; statt dessen schröpft man Geld zusammen, und verschwendet es auf eine solche Art, die der Menschheit Schande macht. Dieß alles weiß ich von dem so berühmten Freimaurerorden, und das hat mir wahre Verachtung gegen denselben eingeflößt.

„Sie haben vollkommen Recht, und das ist das Unglück noch nicht allein; können Sie wohl glauben, daß sich Ungläubige, Freigeister, Himmelsstürmer, Leute, die immer das Wort Freiheit im Munde führen, aber unter diesem geheiligten Ausdruck nichts anders verstehen, als Zügellosigkeit unter der Larve der Maurerei zusammen verbinden und unendlichen Schaden anrichten?"

Auch davon habe ich dunkle Gerüchte gehört, aber ich konnte es nicht glauben, denn was darf die Welt nicht lästern?

„Nein, das ist nicht gelästert, es ist pure Wahr-

und solche Logen verursachen, daß die Regierungen hin und wieder aufmerksam werden, und wo sie keine Kenntnisse von der Sache haben, da legen sie dem ganzen Orden zur Last, was eigentlich nur jene Mißgeburten treffen sollte. Aber der wahre eigentliche Freimaurerorden hat keinen andern Zweck, als sich selbst zum besten Menschen zu bilden, seinen eigenen Verstand so sehr zu vervollkommnen, als möglich ist, um sich dadurch zum Dienst Gottes und der Menschheit immer geschickter zu machen; und dieß letztere ist's eigentlich, wohin alles zielt."

Aber glauben Sie mir, wenn das der eigentliche wahre Zweck ist, wozu dann eine solche geheime Verbindung? — dazu hat ja ein jeder Christ seine hohe Verpflichtung!

„Darüber will ich Ihnen den wahren Aufschluß geben: Es ist eine ausgemachte Sache, wenn viele Menschen ihre Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Zweck vereinigen, so wird er gewiß in höherm und vollkommenerm Grade erreicht, als wenn Jeder seinen eigenen Weg geht und allein wirkt; je größer nun eine solche Gesellschaft ist, desto besser."

Sie haben Recht; aber wozu das Geheimnißvolle — wozu die Hieroglyphen und Ceremonien — wozu der theure Eid?

„Auch darüber will ich Ihnen sagen, was ich Ihnen jetzt sagen darf, denn alles können Sie noch zur Zeit nicht fassen: es gibt gewisse Wahrheiten, die der Schlüssel zu den wichtigsten Entdeckungen sind, die aber ohne eine lange Kette von Vorbegriffen nicht erkannt und verstanden werden können; würden nun jene Wahrheiten öffentlich bekannt gemacht, so würde ein großer Theil Menschen gar nicht darauf

achten, eben so wenig als der Bauer auf einen ungeschliffenen Diamanten, den er im Wege nicht aufhebt; wieder ein großer Theil würde sie nicht für Wahrheiten erkennen, sondern für Hypothesen oder gar für Schwärmerei, weil solche Menschen nicht durch die vorbereitenden Begriffe geleitet werden. Und wieder Andere, die fürchterlichste Menschenklasse, denen sie gar nicht in ihr System passen, würden toben, wüthen, schreien und verfolgen. Sehen Sie, daher ist das Gelübde der höchsten Verschwiegenheit nöthig."

Das alles begreife ich wohl, und ich finde diese Einrichtung vernünftig; ich wundere mich aber sehr, daß das Freimaurergeheimniß noch nie entdeckt worden, denn Viele sind doch wieder ausgetreten, viele Logen sind zertrümmert, und es scheint fast unmöglich, daß nicht Einer oder der Andere sollte geplaudert haben.

„Kann einer ausplaudern, wenn er nichts weiß?"

Gewiß nicht! daraus folgt also, daß der Orden kein Geheimniß hat!

„Das folgt gar nicht; erstlich erfährt Keiner das Geheimniß anders, als durch lange Prüfungen und Uebungen, und wer in allen bestanden ist, der plaudert gewiß nicht, er tritt niemals aus, uud seine Loge kann keine königliche Macht zertrümmern; und zweitens ist auch das Freimaurergeheimniß unaussprechlich, wenn es auch einer entdecken wollte, so kann er nicht."

Das begreif ich wahrlich nicht!

„Das kann wohl seyn; ich will es Ihnen durch ein Gleichniß begreiflich zu machen suchen. Gesetzt: ein Freund führte Sie durch ein kleines Pförtchen in einer sehr hohen Mauer in einen Hof, hier fän-

den Sie Steine von wunderbarer Art und Gattung, nun sähen Sie wohl, daß das Steine wären, aber für ihre wunderbaren Eigenschaften hätten Sie keine Worte? wie wollten Sie dem, der sie nicht gesehen hat, diese Steine beschreiben? Ferner: man führte Sie nun wieder durch ein enges Pförtchen in einen zweiten Platz, und nun sehen Sie obige Steine polirt und zu Säulen, Gesimsen und Zierrathen von mancherlei Art gebildet; endlich kämen Sie in den dritten Hof, und nun stände da ein Gebäude von unbeschreiblicher Schönheit, Pracht und Mannigfaltigkeit; sagen Sie mir, wie wollten Sie das alles einem, der die Sache nicht kennt, begreiflich machen?"

Ich sehe wohl ein, daß das nicht möglich ist; aber ich begreife bei dem allem doch die Sache nicht.

„Das ist sehr natürlich, denn wenn Sie sie begreifen, so wäre sie kein Geheimniß, und doch kann ich mich auch nicht deutlicher ausdrücken; eben darum hat der Orden Hieroglyphen, weil seine Wahrheiten keiner Worte fähig sind; ein Bild, eine Figur, ein Emblem ist von einem sehr großen Umfang, es stellt sehr viel vor. Zudem spannen die Hieroglyphen die Forschungskräfte an, man möchte gern wissen, was dahinter steckt; man wird also eifrig und thätig."

Wahrlich! Sie haben mir ein großes Licht angezündet; nur möchte ich noch gerne wissen, warum man einen so großen Eid schwören muß, wenn man doch das Geheimniß nicht entdecken kann?

„Eben darum, weil man's nicht entdecken kann, so muß man schlechterdings gar nichts davon reden, damit alle Mißbegriffe und Lästerungen verhütet werden; und dann erfordern alle gute Handlungen Verschwiegenheit, die linke Hand muß nicht wissen, was die rechte thut; zudem wird von Uebelgesinn-

ten und Mißgünstigen immer den besten Absichten entgegengearbeitet, wenn sie vorher bekannt sind."

Noch Eins: es däucht mich immer sehr gefährlich zu seyn, sich in eine geheime und so vielbedeutende Verbindung einzulassen, wenn man nicht sicher ist, daß nicht unter dem Vorwand der Selbstvervollkommnung, der Wohlthätigkeit und guter Handlungen, auch in der besten Meinung, Dinge unternommen werden, die der Religion und der Staatsverfassung, mithin den ersten Pflichten des Menschen gerade zuwiderlaufen, und also höchst gefährlich sind.

„Das kann nur ein Mensch befürchten, der die Einrichtung und die wahre Gestalt des Ordens nicht kennt, und es ist ihm auch nicht übel zu nehmen, wenn er vor dem Eintritt in denselben bedenklich ist. Ich will Ihnen auch darüber den wahren Aufschluß geben. Die Regeln des Freimauerordens haben mit den Religionssystemen gar nichts zu thun, sie haben keinen Bezug auf den Glauben und die Meinungen eines Menschen, nur das ist erforderlich, daß man Christum als den Erlöser der Welt erkenne und die Bibel für Gottes Offenbarung an die Menschen halte. Was die guten Handlungen betrifft, so wird Keiner zu irgend etwas gezwungen oder angehalten, was er nicht selbst mit voller Ueberzeugung für sehr gut und edel hält; sobald also ein Ordensglied sieht, daß etwas unternommen wird, das der Staatsverfassung droht oder bedenklich ist, so ist er seines Eids entlassen, denn es wird in demselben wesentlich ausbedungen, daß Niemand gehalten seyn soll, gegen seine Ueberzeugung zu handeln."

Wenn sich die Sache so verhält, so kann einer ja austreten, wenn er will?

„Ohne Anstand."

Auf die Weise trage ich keinen Augenblick Bedenken, mich aufnehmen zu lassen.

Nun sprachen beide noch ein und anders über diese Materie, und der Fremde invitirte den Theobald zum Abendessen, wo er nun beide kennen lernte; der ihm noch unbekannte Fremde war der Graf von S..., und der andere der Baron von Z...; der erste Auftrag, den sie ihm gaben, war, sich binnen drei Wochen hier in Lichtenau fertig zu machen und dann eine Reise nach K... anzutreten; der Baron versprach alsdann wieder zu kommen, um ihn mit dem nöthigen Reisegeld und mit dem gehörigen Unterricht zu versehen. Des andern Morgens reisten die beiden Fremden fort und hinterließen unsern Theobald in einer seltsamen Gemüthsverfassung.

Bosius hatte in so manchen Verhältnissen dem Theobald Rath und Hülfe geleistet; daher hielt es der Letztere auch für Pflicht, keinen Schritt zu thun, ohne den Ersten vorher um Rath gefragt zu haben; er schrieb ihm also den ganzen Vorfall mit den Fremden weitläufig und umständlich, und er erhielt bald die völlige Einwilligung dieses seines wahren Freundes, und nun erfuhr er erst, daß Bosius selbst schon lange in der Verbindung gewesen war. Dieß wunderte den Theobald sehr, und er wurde dadurch vollkommen beruhigt.

Im Vorbeigang muß ich doch noch bemerken, daß weder Böswitz, noch du Calde durch Theobalds Sturz ihren Endzweck erreichten, denn der erste wurde nicht allein nicht Physikus, sondern auch sogar allgemein verhaßt, so daß er seine Praxis ganz verlor, und du Calde wurde von seinen Gläubigern eingeklagt; ihm wurde alles verauctionirt, nackt

und bloß mußte er fortwandern, und nun konnte er betteln, wo er wollte.

Theobald machte sich indessen in der Stille reisefertig; nach drei Wochen kam der Fremde und brachte ihm Reisegeld; zugleich unterrichtete er ihn in allem, was er zu beobachten hatte, und nun gingen beide mit einander fort; unterwegs trennten sie sich aber, der Baron reiste nach F... und Theobald, mit den gehörigen Briefen versehen, nach K....

Mit diesem Zeitpunkt wird Theobalds Geschichte sehr geheim, und ich finde keine Spur mehr, aus welcher ich Nachrichten schöpfen könnte; ich kann also blos seine öffentlichen Schicksale beschreiben, und diese sind immer wichtig genug, um das Publikum theils zu belehren, theils zu warnen, und endlich auch wiederum den hohen Gang der Vorsehung zu verherrlichen.

Zu K... ließ er sich also förmlich in den Freimaurerorden aufnehmen, und nun verließ er seinen Beruf, die ausübende Arzneikunde, und legte sich auf die Weltweisheit und damit verwandte Wissenschaften, die ihm ohnehin auch viel angenehmer und seinem forschenden Genie angemessener waren. Der Plan seines zukünftigen Lebens forderte es so, sonst hätte er auch als Arzt ungemein viel Gutes wirken können.

Kaum war er aufgenommen, als ihn der Fürst von B... zum Hofmeister seines Erbprinzen berief, den er in der Philosophie unterrichten sollte. Nebenher aber hatte der Fürst die Absicht, ihn näher kennen zu lernen, um ihn im Verfolg zu andern wichtigen Geschäften brauchen zu können, denn er war selbst ein sehr guter Maurer und von Geist und Herzen ein vortrefflicher Mann.

Theobald nahm diesen Beruf mit Freuden an, denn einen Erbprinzen zu unterrichten, und noch besonders in der Philosophie, das schien ihm eine Saat zu seyn, wo er zu seiner Zeit tausendfältig würde erndten können. Der Erbprinz war zwölf Jahr alt und fing just an selbst zu denken; auch seine Mutter, die Fürstin, war eine fromme verständige Dame, die dem Hofmeister nicht das Geringste in den Weg legte, das ihn an der Erziehung hätte hindern können. Theobalds Collegen in diesem wichtigen Geschäfte waren: Herr Schönemann, ein junger, sehr gelehrter Theolog, welcher die alten Sprachen und die Religion docirte; Monsieur Chambron gab im Französischen und Italienischen Unterricht, und Herr Lambert hatte die Mathematik, reine und angewandte, das Zeichnen und überhaupt die schönen und bildenden Künste zu seinem Fach; alle vier waren ausgesuchte und verdienstvolle Männer, und der geheime Rath Leerstein stand dem Erziehungsgeschäfte als Oberhofmeister vor.

Als nun Theobald zu R..., der Residenz des Fürsten von B..., angelangt war und sich eingerichtet hatte, so ließ ihn der Fürst zu sich kommen und redete ihn also an: Herr Theobald! ich habe bei der Erziehung meines Sohnes eine große Hoffnung auf Sie gesetzt, denn Sie haben viel Erfahrung und Ihre Geschichte ist mir bekannt; ich habe gemerkt, daß der rechtschaffene Schönemann selbst Religionszweifel hat, mit denen er kämpft, und ich fürchte in der That, daß die übrigen zwei Lehrer förmliche Deisten sind; ich habe mit dem geheimen Rath Leerstein schon im Vertrauen von der Sache gesprochen, der vermuthet ebenfalls etwas; jetzt wünsche ich recht sehr, daß der Lehrer der Philosophie gründlich

genug seyn möge, den Prinzen so zu befestigen, daß keine Zweifel bei ihm haften können.

Gnädigster Herr! erwiederte Theobald, das ist ein schweres Stück Arbeit; indessen glaube ich doch darinnen zum Zweck zu kommen, ich will mein Möglichstes thun, um Ew. Durchlaucht zu befriedigen.

Nun trat er sein Amt an; er fand bei dem Prinzen einen lebhaften Verstand und viel Wißbegierde; dieß freute ihn, und er faßte Hoffnung, etwas Rechtes ausrichten zu können. Das Erziehungsgeschäft war recht weislich eingerichtet; wöchentlich ein paarmal zur bestimmten Zeit traten alle vier Lehrer zusammen und hielten unter dem Vorsitz des Oberhofmeisters Conferenz über das, worinnen der Prinz unterrichtet werden sollte; sie vereinigten sich dann alle über den Vortrag und suchten immer die Lektionen so einzurichten, daß sie Bezug auf einander hatten und sich unter einander erklärten.

In der ersten Session legte Theobald seinen Plan vor, nach welchem er die Philosophie lehren wollte, und dieser war kürzlich folgender: die gewöhnliche Schulphilosophie nach Baumgarten verschob er noch eine Zeitlang, und nahm die Naturlehre zur Elementarwissenschaft; diese lehrte er aber auf eine ganz andere Art, als sonst gewöhnlich ist: er suchte vorzüglich allenthalben die ersten wirkenden Kräfte durch weislich angestellte Versuche in's Licht zu setzen und zu erklären, denn die deutlichen Begriffe derselben geben nicht allein Licht in die Haushaltung der ganzen Schöpfung, indem sie viel Unbegreifliches begreiflich machen, sondern sie führen auch am nächsten zur Erkenntniß des Schöpfers selbst. So wie sich dann nach und nach die Begriffe vermehren, so kann man auch allmählig mit der Logik anfangen und nun

durch häufige Beispiele (denn dazu hat die Physik nun Stoff genug hergegeben) alles deutlich machen, so klärt sich der Verstand am geschwindesten und fruchtbarsten auf, und die Vernunftlehre ordnet ihn alsdann und gibt ihm die gehörige Methode. Endlich gibt die Methaphysik den allgemeinen Begriffen ihre rechten Namen und ordnet jedes im Gedächtniß und in der Vorstellungskraft in sein gehöriges Fach.

Die praktische Philosophie ordnete Theobald folgendergestalt: Durch die in der Naturlehre gefundenen Begriffe von den ersten Kräften suchte er den Schöpfer, so wie Er sich in der Natur geoffenbaret hat, nach seinen Eigenschaften kenntlich zu machen und alles mit Beispielen aus der Erfahrung zu erläutern; zu diesem Zweck bediente er sich der Geschichte der Menschheit, hier legte er nun das alte Testament zum Grunde und knüpfte dann die Geschichte der übrigen Völker daran, indem er zeigte, was für Wege die Vorsehung von jeher eingeschlagen habe, die Menschen aufzuklären und zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen, wie ihm aber die Menschen beständig dagegen gearbeitet und wie sie endlich den Erlöser als einen Repräsentanten der Gottheit hingestellt habe, der allen Bedürfnissen zur Glückseligkeit der Menschen durch Lehre, Leben und Sterben abzuhelfen fähig war, u. s. w.

Dieses gab ihm dann auch Anlaß, zu gleicher Zeit die Natur des Menschen zu untersuchen, aus welcher er die einzelnen und gesellschaftlichen Pflichten herleitete, die er besonders auf den Regenten anwendete, und dann zugleich die Glückseligkeitslehre oder die Moral damit vereinigte. Endlich verband er alles zusammen, indem er die Regierungskunst und Staatswirthschaft aus allem Vorhergehenden abstrahirte und zeigte,

daß sie eigentlich alles, was praktische Philosophie heißt, in sich concentrire.

Der Oberhofmeister sowohl, als seine drei Collegen konnten ihren Beifall über dieß System nicht genug äußern, und es wurde beschlossen, daß Theobald dasselbe ordentlich zu Papier bringen, jeder alsdann abschreiben und sein Fach hineintragen sollte.

Dieß geschah, und so entstand ein Erziehungsplan, der nicht besser ausgesonnen werden konnte; der Fürst bezeigte auch sein besonderes Wohlgefallen darüber und freute sich, solche Männer gefunden zu haben.

So selten auch die wahre Freundschaft unter Collegen angetroffen wird, so war sie doch unter den vier Lehrern dieses Prinzen gewiß aufrichtig; dieß kam aber vorzüglich daher, weil keiner ehrsüchtig war und sich nicht über den andern erheben wollte.

Nach und nach bemerkte Theobald, daß der Fürst in seinem Urtheil über die drei andern Lehrer nicht geirrt habe; Schönemann entdeckte sich Theobalden allmählig, so wie er merkte, daß dieser ein zuverläßiger Freund war und man sich ihm sicher anvertrauen konnte. Theobald freute sich über dieses Zutrauen und faßte den Entschluß, alles anzuwenden, um diesem braven Mann, der mit Wahrheitsliebe und Bekümmerniß zweifelte, ein Licht anzuzünden. Zu diesem Zweck lud er ihn einst an einem Nachmittag auf ein Schälchen Kaffe auf sein Zimmer ein und schlug ihm vor, ob sie nicht einmal eine Unterredung über die Wahrheit der christlichen Religion halten wollten? Schönemann versicherte: es könnte ihm kein größerer Gefallen geschehen, als wenn dieß auf eine gründliche Art geschähe, so daß man keinen Schritt von der Stelle wiche, bis der Satz vollkommen berichtigt sey.

Dieß höchst wichtige Gespräch finde ich in Theobalds Tagebuch von Wort zu Wort aufgezeichnet, und da ich keine gründlichere und beruhigendere Beweisführung kenne, als diese, so will ich sie ganz hier abschreiben: denn ich weiß gewiß, daß manchem rechtschaffenen Zweifler sehr damit gedient seyn wird.

Theobald. Laßt uns einmal einen Satz zuerst festsetzen und berichtigen: Ist die Geschichte Christi und seiner Apostel, so wie sie im neuen Testament beschrieben ist, wahr, so ist auch die christliche Religion, in so fern sie ganz dem Geist des neuen Testaments angemessen ist, die wahre seligmachende Religion. Beleuchten Sie diesen Satz auf's genaueste, damit wir von der Wahrheit desselben ganz fest überzeugt werden.

Schönemann. Wenn die Geschichte Jesu wahr ist, wenn Er Kranke durch ein Machtwort gesund machte, Todte erweckte, selbst vom Todte auferstanden ist u. s. w.; wenn seine Apostel das alles geleistet haben, was von ihnen geschrieben ist: so muß auch die Lehre Jesu und seiner Apostel richtig seyn, die sie mit so großen Zeichen und Wundern bekräftigt haben, besonders da die Sittenlehre des Christenthums so vortrefflich ist und also in sich selbst einen großen Beweis ihrer Wahrheit enthält; nun macht aber die Lehre Jesu und seiner Apostel die eigentliche christliche Religion aus; wenn also die neutestamentliche Geschichte wahr ist, so ist auch die christliche Religion wahr. Von diesem Satz bin ich vollkommen überzeugt.

Theobald. Es kommt also nur alles darauf an, daß wir beweisen, ob die Geschichte Jesu und seiner Apostel, so, wie sie im neuen Testament beschrieben worden, ganz und vollkommen wahr sey,

so daß nichts vergrößert, nichts unrichtig beobachtet ist, sondern daß die Geschichtschreiber alles nach der genauesten Wahrheit erzählt haben.

Schönemann. Dieß ist der Hauptpunkt, an dessen festem und überzeugendem Beweis ich zweifle; denn alles, was ich darüber gelesen und gehört habe, hat mir nicht Genüge geleistet.

Theobald. Ich glaube, einen völlig befriedigenden Beweis führen zu können; es gibt hier nur drei Fälle:

1) Die Evangelisten haben entweder die ganze Geschichte erdichtet.

2) Oder die Geschichte Jesu und seiner Apostel durch Erzählung solcher wunderbaren Thaten verschönert, um ihnen vielen Beifall zu erwerben.

3) Oder alles, was sie gesagt haben, ist ohne Ausnahme wahr.

Schönemann. Ganz richtig! der erste Fall ist nicht werth, daß man ihn untersucht; es hat noch nie jemand am Daseyn Christi und seiner Apostel gezweifelt, aber der zweite! der zweite!

Theobald. Freilich ist der zweite Fall der wichtigste; aber ich bitte Sie, ruhig mit mir über denselben nachzudenken; wir wollen ihn mit warmer Wahrheitsliebe zu berichtigen suchen.

Hier sind nun zween Fälle möglich:

1) Die Evangelisten haben entweder mit Willen und vorsätzlich die Wunder und die Auferstehung Jesu erdichtet, und in diesem Fall wußten sie, daß sie die Unwahrheit erzählen; sie waren sich selbst nicht bewußt, daß sie die Welt belogen; oder

2) sie täuschten sich entweder selbst, indem sie nicht richtig beobachteten und Wunder zu sehen glaubten,

wo keine waren; oder sie wurden durch Erzählung Anderer, oder durch's Gerücht betrogen.

Schönemann. Das ist gewiß, eins von beiden muß seyn, sonst kann man nicht mehr zweifeln; den ersten Fall glaube ich nun wohl nicht, dazu waren die Männer zu ehrlich und zu rechtschaffen; aber der zweite ist sehr wahrscheinlich.

Theobald. Das scheint er wirklich zu seyn; aber um ja nichts zurück zu lassen, will ich auch den ersten ganz entkräften; denn es gibt Zweifler genug, die ihn behaupten: die Bücher des neuen Testaments sind entweder vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben, oder hernach; sind sie nach derselben geschrieben, so ist's Unsinn von den Evangelisten und Aposteln gewesen, daß sie nicht auch den endlichen Ausgang ihrer Feinde, der Juden, beschrieben und so gezeigt haben, wie pünktlich die Weissagungen Christi erfüllt worden. Zudem sieht man ja auf allen Blättern der Evangelien, der Apostelgeschichte und der apostolischen Briefe, daß die Verfasser in der Zeit schrieben, in welcher alle Fakta, die sie erzählen, geschehen sind; alles harmonirt mit der Zeitrechnung, und Lukas setzt die Geschichte der Apostel nicht weiter fort, bis auf die Ankunft Pauli in Rom; wäre die Geschichte nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben worden, so hätte man gewiß auch die fernern Schicksale dieses wichtigen Mannes erzählt. Die Briefe der Apostel sprechen immer von den Juden als einem noch bestehenden Staat, von ihren Opfern und Gottesdienst; wem kann's einfallen, daß diese Schriften nach der Zerstörung Jerusalems seyen erdichtet worden? In diesem Fall hätte man wahrlich zweckmäßiger gedichtet und viele kleine unbedeutende Nebenumstände weggelassen.

Ich glaube also mit Grund behaupten zu können, daß die Evangelien, die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe vor dem Untergange des jüdischen Staats geschrieben worden, und zwar zu der Zeit, die sie selber bestimmen. Und endlich: gesetzt, alle Schriften wären auch nach dem Verfall der Juden geschrieben, so kommt's immer wieder auf folgende drei Punkte an:

1) Die Geschichte ist entweder ganz erdichtet, und das glaubt kein Mensch; oder

2) sie ist zum Theil mit Wissen und Willen, oder

3) ohne Wissen und Willen erdichtet.

Auf dem zweiten Punkte beruht also jetzt wiederum unsere Untersuchung.

Schönemann. Ganz richtig! allein ich sehe nicht ein, warum Sie den Umschweif nehmen und zu beweisen suchen, jene Geschichtschreiber hätten vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben: daran zweifeln wohl Wenige.

Theobald. Um desto gründlicher zu seyn und einem Einwurf vorzubeugen; denn man könnte ja sagen, sie hätten blos die Geschichte nach dem allgemeinen Gerücht zusammengetragen und also wiederum entweder mit Wissen und Willen Unwahrheiten geschrieben, oder ohne Wissen und Willen, so daß sie zwar glaubten, was sie schrieben; aber der Sache doch nicht mathematisch gewiß waren, indem sie nicht mit eigenen Augen gesehen und gehört hatten.

Schönemann. Das ist auch wirklich wahr.

Theobald. Aber nun bedenken Sie, liebster Freund! und doch schreiben die Geschichtschreiber so, als wenn sie Augenzeugen gewesen wären; sind sie also nicht wiederum nicht vorsätzliche Betrüger gewesen?

Schönemann. Das folgt natürlich, es bleibt

also am Ende nichts anders übrig, als die Geschichtschreiber haben zur Zeit Jesu gelebt und sind Augen- und Ohrenzeugen der Geschichte; denn vorsätzlich haben sie wohl nicht betrogen.

Theobald. Auf welchen Grund bauen Sie diese Behauptung?

Schönemann. Das beweist das ganze neue Testament; überall leuchet der edelste Charakter, die reinste Einfalt, Aufrichtigkeit und Unschuld aus allen Erzählungen hervor; sie übertreiben nichts, sie sagen ihre Irrthümer eben so frei, als ihre falsche Hoffnungen von Christo, sie verrathen nirgends Interesse und lehren die erhabenste Moral, die je gelehrt worden ist. Und endlich, wie ist's möglich, die Sache eines hingerichteten Menschen, die durchaus keine irdischen Vortheile verspricht und im Gegentheil von aller Welt mit Wuth verfolgt und mit Hohn belohnt wird, durch alle nur mögliche Leiden zu verfechten und endlich mit einem schmählichen Tode zu versiegeln? Man bedenke doch diesen Punkt genau, so wird man ja unmöglich mehr zweifeln können.

Theobald. Recht! allein um doch auch hier nichts zurück zu lassen, will ich noch einen Einwurf machen: könnten nicht geschickte Betrüger in spätern Zeiten auch das, was von den Aposteln beschrieben worden, zum Theil, oder ganz erdichtet haben?

Schönemann. Möglich ist das allerdings; indessen auch nichts weiter; denn was Sie vorhin sagten, entkräftet diesen Zweifel ganz. Die Evangelisten erzählen nichts weiter, als die Geschichte Jesu bis an seine Himmelfahrt; wären die Evangelisten 100 Jahr später geschrieben, so hätte man gewiß noch andere Dinge hinzugesetzt; besonders gilt das auch von der Apostelgeschichte, und endlich hätten die Apo-

stel ganz zuverläßig in ihren Briefen des Umsturzes der jüdischen Verfassung, als einer sehr wichtigen Sache, mit der sie so Vieles rechtfertigen konnten, gedacht; wären sie erdichtet, so würde man wiederum ganz anders geschrieben haben.

Theobald. Das alles ist vollkommen wahr und einem unbefangenen Gemüth beruhigend; hiemit ist also bewiesen, daß die Evangelisten mit Wissen und Willen keine Unwahrheit geschrieben haben; denn welcher vernünftige Mensch, der noch dazu eine so erhabene Moral lehrt und gar keine Prätension auf Reichthum und Ehre macht, sondern alle seine Belohnung nach dem Tode erwartet, wird unter so vielem Widerspruch, Leiden und Martertod eine Unwahrheit, eine mit Wissen und Willen nur zum Theil erdichtete Geschichte zum Grunde aller seiner Handlungen und Schicksale machen? Aber nun kommen wir zu den eigentlichen Hauptpunkten, auf deren Beweis alles beruht, indem fast alle Zweifel aus dieser Quelle fließen; nämlich: Haben sich die Evangelisten selber getäuscht und unrichtig beobachtet, gesehen und gehöret; oder haben sie vielleicht die Erzählung Anderer geglaubt, und sind so durch das Gerücht betrogen worden?

Schönemann. Ich gestehe, diese Vermuthung hat mir vielen Kummer gemacht, und ich kann sie nicht entkräften; denn wenn ich bedenke, wie strenge der Abergläubige an seinen Sätzen hängt und wie fest noch heut zu Tage der gemeine Mann an Zauberei und Gespenster glaubt, so befürchte ich wahrlich! daß sich auch die Apostel in Ansehung der Wunder getäuscht haben

Theobald. Dieser Punkt ist freilich der wichtigste; wir wollen also auch sehr vorsichtig in seiner Untersuchung zu Werke gehen. Wir wollen die Auferstehung Christi vor uns nehmen; denn wenn die Wahrheit derselben bewiesen ist, so haben wir Vieles gewonnen.

Schönemann. Sagen Sie lieber alles.

Theobald. Wohlan! gesetzt, es kämen jetzt ein Paar einfältige ungelehrte Männer aus Konstantinopel hieher in Deutschland; diese lehrten allenthalben eine sehr aufgeklärte Moral, wären sehr tugendhaft und unsträflich, bekräftigten aber zugleich, daß sie diese Lehre von einem sehr frommen heiligen Manne in Konstantinopel gelernt hätten, der aber sein Leben für seine Lehre unschuldig dahin gegeben habe, und nach seinem Tode am dritten Tage wieder auferstanden und vierzig Tage später sichtbar gen Himmel gefahren sey; gesetzt, ferner: sie gründeten das Heil der Menschen auf den Glauben an jene Geschichte und auf das Halten seiner Gebote; was meinen Sie, würden solche Männer Eingang finden?

Schönemann. Schwerlich; man würde sie verlachen und zum Lande hinaus peitschen.

Theobald. Wie kam's denn doch, daß die Apostel so ungemein viele Proselyten machten?

Schönemann. Alle Völker waren damals noch sehr geneigt, Wunderwerke und abergläubische Dinge zu glauben.

Theobald. Aber wie, wenn große Verfolgung, Verlust an Hab und Gut, Leib und Leben mit einem solchen Glauben verknüpft war, welcher, auch der Abergläubigste, wird da eine solche neue Religion annehmen?

Schönemann. Mir dünkt doch, daß man Beispiele genug hat, daß sich Menschen für abergläubische Grundsätze haben martern lassen.

Theobald. Ja wohl: aber nur für angeborne, für von Jugend auf eingesogene; aber zeigen Sie mir Beispiele, daß man für die Wahrheit einer neuen Geschichte habe verfolgen und martern lassen, ohne daß man sie gewiß wußte?

Schönemann. Sollte das nicht von den Japanesern gesagt werden können?

Theobald. Schwerlich, denn die marterte man, weil sie Christen geworden waren, und es half kein Widerruf, keine Reue; es ist nichts einleuchtender, als daß sich die Nachbaren des jüdischen Landes, wenn die Apostel zu ihnen kamen und ihnen das Evangelium predigten, bei Reisenden, bei Kaufleuten und auf alle mögliche Weise werden erkundigt haben, ob die Geschichte Jesu wahr sey? Es streitet wider alle Erfahrung, die man über die menschliche Natur gemacht hat, daß irgendwo eine große Menge Menschen sollte eine Religion angenommen haben, die keine irdischen Vortheile, im Gegentheil Verfolgung, Verläugnung vieler Vortheile und vielerlei Ungemach verspricht, wenn nicht überwiegende Gründe zugegen waren, die sie zur Annahme derselben bestimmten. Und diese überwiegenden Gründe waren: das heilige Leben der Apostel, ihre vortreffliche Sittenlehre, und vorzüglich ihre Wunder. Würden die Männer aus Konstantinopel eben diese Merkmale so vorzeigen können, daß auch der strenge Beobachter, aber Wahrheitsfreund, nichts dagegen einzuwenden hätte, so wäre kein Zweifel, sie würden eben solche Progressen machen, wie die Apostel, und ohne

jene Charaktere ganz und gar nicht. Erwägen Sie das genau, so werden Sie überzeugt seyn.

Schönemann. Diese Gründe sind sehr gut; aber doch bleibt mir noch immer der Einwurf unentkräftet, daß die Japaneser ohne Wunder die christliche Religion häufig angenommen haben.

Theobald. Ueberlegen Sie die Sache genau, so werden Sie finden, daß sie mehr für als wider die Religion ist; die christliche Religion, auch die katholische, und vorzüglich diese wegen ihren prächtigen Feierlichkeiten, hat im Ganzen ausserordentlich viel Anziehendes, und verspricht sehr Vieles, das so recht den moralischen Bedürfnissen des Menschen angemessen ist; es ist daher kein Wunder, wenn sie eine unaufgeklärte, sehr abergläubische Nation mit beiden Händen ergriff, weil sie dadurch in der Aufklärung sehr Vieles und handgreiflich gewinnt. Das war aber alles nicht der Fall, in dem sich die Apostel befanden; sie hatten gar keine Ceremonien, als die simple Wassertaufe und ihr Brodbrechen — alles war bei ihnen pure nackte Liebe zu Gott und Menschen, und Glaube an den Erlöser, — das sind ja wahrlich Forderungen, die der Sinnlichkeit ganz und gar nicht schmeicheln und die kein Mensch annimmt, wenn nicht auch der Verstand von der Wahrheit der ganzen Sache vollkommen überzeugt ist, und das konnte durch die Apostel nicht anders geschehen, als durch Wunder und Beweis der Wahrheit von Jesu.

Schönemann. Vortrefflich! Sie haben mich sehr gestärkt; und nun erlauben Sie mir, daß ich den vorhin angeführten Zweifelsgrund wieder aufwärme und ihn etwas anders einkleide: Die Geschichte Jesu kann in der Hauptsache wahr, Er konnte der allervortrefflichste Mensch seyn; in dieser Ueberzeugung

konnten die Apostel, als der Physik unerfahrne und von Geburt aus einfältige und abergläubische Männer, für's erste einen frommen Betrug spielen und Vieles verschönern und vergrößern, auch wohl hinzudichten, weil sie wußten und erfuhren, daß sie dadurch eine größere Menge Menschen verbessern, vervollkommnen und Christo zuführen konnten; und für's zweite konnten sie sehr Vieles selber glauben, gesehen und gehört zu haben, was sie in der That nicht gesehen und nicht gehört hatten.

Theobald. Ganz richtig! und nun kommen wir durch einen nützlichen Umweg wieder dahin, wo wir ausgegangen waren, nämlich zur Auferstehung Christi; ist diese Geschichte wahr, so wollen wir mit dem Verschönern und Täuschen bald fertig seyn.

Schönemann. Das gestehe ich Ihnen ohne Widerrede zu.

Theobald. Nun so laßt uns dann unpartheiisch zu Werke gehen: waren die Apostel von der Wahrheit der Auferstehung überzeugt, oder nicht?

Schönemann. Sie haben sie gewiß fest geglaubt, denn hätten sie dieß erdichtet, so ist ihr ganzes Betragen lauter Widerspruch; für eine Lüge thut man nichts von allem dem, was sie gethan haben. Aber wie leicht war es, daß sie sich täuschten? — wie oft glaubt man verstorbene Menschen wieder zu sehen, und doch ist nichts an der Sache, wenn sie genau geprüft und untersucht wird.

Theobald. Ganz recht! aber wir wollen die Erzählungen prüfen: Johannes war der bewährteste Augenzeuge von allem, und er erzählt die Geschichte so natürlich, so ganz ohne Anschein von Täuschung, ohne Verschönerung, und ohne Vorsatz, zu überreden, daß man ihm sogleich glauben muß. Die andern

Evangelisten verfahren ebenso; da sie aber nicht so bei der ganzen Geschichte gegenwärtig waren, so erzählen sie aus anderer Zeugen Munde und weichen daher kleinen Nebenumständen etwas ab, wie es immer geht, wenn verschiedene Menschen eine Geschichte erzählen. Dieß ist schon ein großer Beweis, daß die Apostel die Geschichte nicht erdichtet haben; in diesem Fall wären sie gewiß vorsichtig genug gewesen, um auf's Genaueste übereinzustimmen, so aber, wie sie erzählen, sieht man es augenscheinlich an, daß sie an keinen Zweifel dachten, denn sie wußten, daß die Auferstehungsgeschichte notorisch und allgemein bekannt war; wäre dieß nicht gewesen, so hätten sie gewiß alle ihre Kräfte angewendet, um Befehle für die Wahrheit zu führen, oder das Volk zu überreden; so aber wußten sie, daß das unnöthig sey, und erzählen also nur, wie die Sache zugegangen sey.

Schönemann. Das ist eine schöne und richtige Bemerkung, aber sie entkräftet noch immer meinen Einwurf nicht, noch immer konnte die ganze Geschichte eine Täuschung, eine Geschichte seyn, wie wir deren viele von wiedergekommenen Verstorbenen haben.

Theobald. Auch das wollen wir widerlegen: Können Sie eine solche Geschichte, wo viele Personen am hellen Tage mit einem Verstorbenen reden, mit ihm essen und trinken, seine Wundernarben fühlen, wo der Verstorbene lehrt und unterrichtet, wo nicht immer die nämlichen Männer den Auferstandenen sehen, sondern verschiedener Denkungsart, und wo dieser Umgang frei und öffentlich 40 Tage dauert?

Schönemann. Das ist wahr! — die Apostel müßten entweder hier vorsätzliche Betrüger gewesen seyn, und das kann nur ein Unwissender oder ein Böswicht behaupten, oder die Geschichte muß —

muß wahr seyn; denn hier läßt sich nicht mehr an Täuschung denken, oder man hat von keiner sinnlichen Erfahrung mehr Gewißheit zu erwarten; aber Freund! kann doch die Auferstehungsgeschichte nicht verschönert worden seyn?

Theobald. Wenn sie wahr ist, wenn ein Todter lebendig wird, bedarf eine solche Geschichte wohl Verschönerung? — kann sie übertrieben werden? — und sieht man's ihr an, daß sie's ist?

Schönemann. Ich schäme mich dieses Einwurfs. Letzthin wollte mir einer einwenden, Christus sey nicht gestorben, sondern nur ohnmächtig geworden, und habe sich hernach im Grabe wieder erholt, und das habe Anlaß zur Betrügerei gegeben *).

Theobald. Das war doch entweder ein erzdummer, oder ein satanisch boshafer Zweifler: es ist einmal gewiß, daß dem Erlöser Hände und Füße sind mit Nägeln durchbohrt worden; gewiß ist's, daß man ihn mit einer Lanze in die Seite stieß, um ihn vollends zu tödten, wenn er noch nicht völlig gestorben seyn möchte, und daß damals sein Geblüt schon geronnen war, sonst wäre nicht Blut und Wasser herausgelaufen; nun sage mir einmal ein vernünftiger Mensch, wie es möglich war, daß auch der geschickteste Wundarzt solche schreckliche Wunden binnen vierzig Stunden sollte geheilt haben, und wenn dieses nicht war, wie ein Mensch auf solchen wunden Füßen umherlaufen und mit der durchstochenen Brust gesund seyn konnte? Größern Unsinn hat nie einer behauptet!

Schönemann. Ich muß gestehen, ich kann an

---

*) S. den Horus, eins der abgeschmacktesten Bücher unserer Zeit.

der Auferstehungsgeschichte nicht mehr zweifeln, denn die Apostel haben nicht getäuscht und wurden nicht getäuscht, das ist einmal historisch richtig. Aber noch Eins: warum ließ sich Christus nicht vom ganzen Jerusalem und von den Vornehmsten des jüdischen Volks sehen?

Theobald. Das ist ein alter Einwurf; ei darum, weil das gar nichts half; diejenigen, welche behaupten konnten, er thue Wunder durch Unterstützung der bösen Geister, die würden auch gesagt haben: sehet, wie der Satan dem Betrüger auch noch nach seinem Tode zu Gebote steht, um uns hinter's Licht zu führen. Nein! wir fragen nach solchen Zaubereien nichts; wenn man einmal mit unüberwindlichen Vorurtheilen gegen etwas eingenommen ist, und wenn man sich boshafter Weise vorgenommen hat, eine Sache, die so ganz gegen unsern ganzen Plan streitet, nicht zu glauben, so hilft alle Ueberzeugung nicht, und das war der Fall der Juden in Absicht auf Christum.

Schönem. Das ist wahr, und ich sehe wohl ein, dieß würde auch der Fall sehr vieler heutiger Freigeister seyn; denn ob man gleich heutiges Tages sehr vorsichtig in der Erscheinung außerordentlicher Dinge ist und alles aus der Physik zu erklären sucht, so würde man doch bei allen Wundern, und auch bei der Erscheinung eines Todten, die man nimmermehr aus der Naturlehre erklären könnte, unglaublich bleiben und immer sagen: es gibt noch sehr viel Unerklärbares in der Natur, und es also lieber nicht glauben, als von seinen Lieblingssätzen abgehen.

Theobald. Das ist vollkommen richtig und in der Erfahrung gegründet. Wenn also die Auferstehungsgeschichte wahr ist, so sind auch die übrigen

Wunder wahr; derjenige, der die Macht hat, vom Tode aufzustehen, dem ist's auch leicht möglich, Kranke gesund zu machen, Todte zu erwecken, und andere Macht= und Kraftwerke zu thun.

Schönem. Daran ist kein Zweifel mehr. Indessen, liebster Herr Theobald! so wahr das alles einem redlichen Wahrheitsfreund vorkommt, so gewiß ist's doch, daß selten ein Zweifler durch solche Vorstellungen überzeugt wird, ich selbst fühle noch immer ein großes Aber in meiner Brust, und bin noch nicht frei vom Zweifel.

Theobald. Darüber wundere ich mich gar nicht, das ist der Geist unsers Jahrhunderts; es haben sich durch Philosophie, durch Lektüre von mancherlei Gattung, und durch die Convention so viele Unterlagen zum Zweifeln in unserer Seele gesammelt, daß die Wahrheit mit aller ihrer Stärke uns nichts mehr abgewinnen kann, bis die Vorsehung und unser herzliches Sehnen nach Wahrheit allen Wust aus Verstand und Herzen weggeräumt hat!

Schönem. Das ist das Ueberzeugendste von allem, was Sie noch gesagt haben; aber wie hilft man sich da heraus?

Theobald. Wie ich mir herausgeholfen habe, ich will Ihnen meine Erfahrung mittheilen; ich glaube, ich habe den rechten Weg eingeschlagen. Wenn man die Geschichte Jesu und seiner Apostel auf's strengste prüft, so kommt man doch nur auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit und nie zu einer völligen Ueberzeugung, folglich auch nie zur beruhigenden Gewißheit gegen die vielen Zweifel, die einem heut zu Tage aufstoßen. Jene Untersuchung ist also nicht hinlänglich für den Christen, um den wahren, seligmachenden Glauben zu bekommen, dieser muß durch den

Geist Christi bewirkt werden, deßwegen sagt auch der Erlöser: ich will euch den Tröster, den heiligen Geist senden, der soll euch in alle Wahrheit leiten; und dieß geht folgendergestalt zu: Wenn es einem Menschen von Herzen um seine moralische Vervollkommnung zu thun ist, so bemüht er sich zuerst um die beste Sittenlehre, denn die enthält die Regeln zur Vervollkommnung; nun findet er, daß es in der Welt keine erhabenere und vollkommenere Moral gibt, als die, welche die christliche Religion lehrt; folglich erwählt er sich dieselbe begierig zum Gesetz seines Lebens und Wandels, und befolgt sie, so gut er kann. Indem er sich ohne Unterlaß damit beschäftigt, und also auf seine Gedanken, Worte und Werke wachsam ist, um nichts zu begehen, das jener Moral zuwider ist, so wächst nach und nach das Verlangen zur Vervollkommnung, er empfindet allmählig immer mehr und mehr den Wachsthum der Liebe zu Gott und dem Erlöser, und zugleich auch zu den Menschen; mit dieser Liebe geht dann eine gewisse Sanftheit und Biegsamkeit des Charakters verpaart, und alle christliche Tugenden keimen nach und nach hervor; mit Einem Wort: anstatt der tobenden Leidenschaft fängt nun der Geist Jesu Christi an, Platz in der Seele, im Verstande und im Herzen zu nehmen, und je länger man in jener Uebung fortfährt und je eifriger man in Haltung der Gebote Gottes ist, desto mehr wächst das Maaß des Geistes und zugleich die Gewissensruhe oder der Friede Gottes, welcher über alle Vernunft ist. Da es aber moralisch unmöglich ist, keine Fehler zu machen und keine Sünden zu begehen, so ist's natürlich, daß bei dem verfeinerten sittlichen Gefühl auch die Neigungen des Gewissens in solchen Fällen

viel zarter und empfindlicher werden; man brennt vor Verlangen, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, und man thut's unfehlbar, wenn man kann; wenn aber die Folgen so beschaffen sind, daß man sie nicht mehr aufheben kann, wenn man sieht, daß eine Sünde zum Unglück des Nebenmenschen unaufhaltbar und unendlich fortwirkt, so steigt die Noth auf's höchste, und man weiß sich nicht mehr zu helfen. Der schärfere moralische Blick zeigt einem dann die göttliche Gerechtigkeit in ihrem schrecklichen Licht, und man fühlt und empfindet mächtig und gleichsam tödtend die Forderung: mache wieder gut, was du da in der guten Schöpfung Gottes verdorben hast oder leide ewige Strafe! Da hilft das Schlafkissen gar nicht, mit welchem sich der berauschte Freigeist helfen will: Gott hat mich so schwach geschaffen, denn die reinere und schärfere Vernunft empfindet tief, daß sie alle die Fehler hätte vermeiden können, wenn sie nur gründlich gewollt hätte. Jetzt tritt der Bürge dazwischen, jetzt kommt die christliche Religion mit ihrer göttlichen Erlösungslehre. O, welch ein kühler Zephir fächelt da das brennende Gewissen durch! wie paradiesisch glänzt da Golgatha im Strahl der göttlichen Liebe! und wie begierig ergreift man da dieß unbegreifliche Versöhnungsmittel! Hier sinkt die Vernunft in den Staub und sagt mit voller Ueberzeugung: Vater Jesu Christi und mein Vater! freilich begreife ich deine erhabene Sündentilgung nicht, aber ich begreife sie, denn sie ist das einzige Mittel zu meiner Beruhigung — ohne dasselbe bin ich verloren! Da hört dann alles Spekuliren über die Wahrheit der christlichen Religion auf, denn man fühlt und empfindet sie, und das ist besser als alle Demonstration. Fährt man ununterbrochen in der Ver-

vollkommnung, in der Haltung der Gebote Gottes, oder in der Heiligung fort, so wachsen alle oben angeführte Erscheinungen in der Seele, man bekommt immer mehrere Kraft, und begeht also immer wenigere und kleinere Sünden, damit verbindet sich aber ein immer feineres Gefühl, folglich erscheinen auch die kleinsten Fehler große Sünden zu seyn, dadurch wird man dann immer vorsichtiger und immer mehr in das Interesse des Erlösungswerks verwickelt; zugleich entsteht mit der erhabensten Liebe zu Gott und dem Erlöser ein kindliches Zutrauen zu seiner Allmacht, Weisheit und Güte, man vertraut sich ihm mit seinen Schicksalen ganz an, und dieß ist die Grundlage des wahren Gebets — nach und nach wird die Seele lauter Gebet, so daß man mit Gott und Christo umgeht, wie ein Freund mit dem andern; so wächst der Christ von Kraft zu Kraft, von Macht zu Macht, bis er endlich immer mehr und mehr der göttlichen Natur theilhaftig und in das Bild der Gottheit vergestaltet wird. Freund! was sagen Sie jetzt, und wo bleiben da die Zweifel an der Wahrheit der Religion?

Schönem. Das ist vortrefflich, und ich fühle mich so innig gerührt über diese klare Vorstellung, daß ich diesen Proceß von nun an, von Anfang bis zu Ende, mit Gottes Hülfe durchgehen will.

Theobald. Gott gebe seinen Segen dazu, es wird Sie gewiß nicht gereuen.

Schönem. Wie kommt's aber, daß dieser Weg so wenig betreten wird?

Theobald. Er wird gewiß mehr gewandelt, als wir wissen und denken können; der wahre Christ posaunt seinen Gang nicht aus, er verbirgt ihn vielmehr, und läßt nur seine guten Werke leuchten, und der größte Theil ist auch unter dem gemeinen Volke

versteckt, so daß man ihn nicht bemerkt; zudem haben auch die wenigsten so deutliche Begriffe von dem, was in ihnen vorgeht, daß sie im Stande wären, sie einem Andern mit Worten zu erklären oder niederzuschreiben. Gott Lob! es gibt sehr viele wahre Christen, aber sie werden gewöhnlich verkannt.

Ich weiß wohl, daß dieser Beweis des Theobalds wenig Wirkung auf den größten Theil meiner Leser machen wird, und doch konnte ich ihn nicht weglassen, eines Theils, weil er die damalige Denkungsart dieses merkwürdigen Mannes am besten darlegt, und zugleich zeigt, wie nahe er nun dem seligen Mittelweg gekommen war; und andern Theils, weil denn doch dieser Beweis für den gutmüthigen Schwachgläubigen viel Beruhigendes enthält. Daß sich ein Kopf, wie Schönemann, dadurch hinreißen ließ, kann Manchen auffallen, allein mir ist's sehr begreiflich: einem Mann, dem es um seine wahre Glückseligkeit zu thun ist, muß angst und bange werden, wenn er sich den Zustand vorstellt, in dem er sich befinden würde, wenn er die christliche Religion verließe; unter allen Arten von Gottesverehrung auf dem ganzen Erdboden ist keine einzige, die so erhaben und zweckmäßig ist, als die christliche: man erkundige sich, so wird man diesen Erfahrungssatz vollkommen wahr finden. Die christliche Religion ist unter allen wirklich existirenden die beste; wer sie also verläßt, der muß eine noch bessere erfinden, die noch nicht existirt, und das will wahrlich etwas sagen. Unsere heutigen Deisten glauben das non plus ultra, die erhabenste und reinste Religion gefunden zu haben, allein die Zeit wird's lehren, daß sie sich entsetzlich irren; der Begriff von der unbedingten Nothwendigkeit ist wesentlich mit dem Deismus verbunden, und der hebt alle Moralität

auf; das heißt also mit andern Worten: der Deist ist keiner Vervollkommnung fähig, und das ist eine fürchterliche Folge! Der Deist stürzt sich in einen Abgrund, in den er ewig fällt, ohne zu wissen, wohin! Dahingegen der Christ seinen Gang ruhig fortgeht; er glaubt, daß er Kräfte habe, sich zu vervollkommnen, daher thut er auch sein Bestes; er glaubt, daß Gott in Christo sein Gebet erhöre, daher hängt er mit kindlicher Zuversicht in allem von Gott ab; er glaubt, daß Gott um Christi Leidens und Sterbens willen ihm die begangenen Sünden vergeben werde, wenn er sie anders herzlich bereut und in Zukunft meidet, daher fühlt er immer mehr Drang, vollkommner zu werden, und genießt doch Gewissensruhe und Seelenfrieden u. s. w.

Ja, aber, sagt der Deist: das sind Sachen, die sich mit der gesunden Vernunft nicht vertragen! O du elender Mensch! — sagt das nicht auch der gemeine Mann, wenn du ihm weiß machen willst, die Erde drehe sich in 24 Stunden Einmal um sich selbst, oder sie gehe im Jahr Einmal um die Sonne, oder die Sterne seyen größer als die Erde? Ueber das alles lacht er, und sagt auch: das streite ja mit der gesunden Vernunft!

Bringt einmal den Deismus in ein System, so will ich euch noch weit mehrere Punkte zeigen, die mit der gesunden Vernunft streiten, als in der christlichen Religion. Wenn's auf die ewige Glückseligkeit des Menschen, auf die Fortdauer nach dem Tod ankommt, so ist's ja natürlich, daß da Wahrheiten mit in Anschlag gebracht werden müssen, deren Beweisgründe in die Welt gehören, in welche der Mensch nach diesem Leben übergehen soll; es ist also schlechterdings nicht möglich, daß der Mensch diesseits des

Grabes alles begreifen kann, was ihn zu jener Welt zubereiten soll; oder mit andern Worten: das Wesen, welches sowohl diese als jene Welt beherrscht und vollkommen kennt, mußte uns die einzige wahre Religion offenbaren.

Wie vermessen und strafbar würde der Jüngling seyn, den sein König an seinem Hof brauchen wollte, und ihm zu dem Ende Verhaltungsbefehle zuschickte, wenn er diese Befehle kritisiren, vernunftwidrig finden, und sich einen eigenen Vorbereitungsplan zu seinem künftigen Dienste schaffen wollte? denn der junge Mensch kann ja nicht wissen, was der König weiß, der seinen ganzen Dienst kennt.

Schönemann wurde durch Theobalds Beweisführung beruhigt, und beide arbeiteten nun gemeinschaftlich an der Bildung des Prinzen zum Christen, und sie erreichten auch ihren Zweck vollkommen; die andern Lehrer ließen sich über die Religion nicht heraus, und wirkten also auch in diesem Punkt nicht schädlich, sie erfüllten ihre Pflicht in ihren Fächern, und mehr wurde nicht von ihnen gefordert. Auf diese Weise wurde also der Prinz zu einem vortrefflichen Manne erzogen, der Fürst erkannte dieses, daher liebte und belohnte er auch die Lehre fürstlich.

Sechs Jahre war Theobald Lehrer der Philosophie bei dem Prinzen; in dieser Zeit ging, außer den geheimen Geschäften, von denen ich nichts sagen kann, nichts Merkwürdiges vor; er war seit der Zeit in einen sehr weit ausgebreiteten Briefwechsel und Wirkungskreis gerathen, und hatte schon sehr viele wichtige Hauptpunkte zur Vermehrung der wahren Menschenglückseligkeit ausführen helfen, wodurch er sich also bei seinem Fürsten und andern großen Männern einen sehr hohen Grad von Hochachtung erworben

hatte. Jetzt glaubte ihn nun auch der Fürst hinlänglich zu kennen, um ihm wichtige Staatsgeschäfte anvertrauen zu können. Aus dem geheimen und öffentlichen Zusammenhange der Sache läßt sich leicht schließen, daß die Stelle als geheimer Kabinetssekretär für unsern Theobald die schicklichste war, die ihm auch, mit dem Charakter als geheimer Rath, übertragen wurde. Diesen wichtigen Posten verwaltete er 10 Jahr auf die rühmlichste Weise, nämlich so lange der Fürst lebte. Bei der Regierung des Prinzen, seines Zöglings, brachte er's noch weiter, wie ich unten weitläufiger erzählen werde.

Als er ein Jahr ungefähr Kabinetssekretär und Geheimer Rath gewesen war und in seinem besten Alter eine blühende Gesundheit genoß, beschloß er, im Frühling ganz unbekannter Weise eine Reise zu Fuß auf's Land zu machen; verschiedene Ursachen trieben ihn zu dieser Reise an; es ging ein Gemurmel unter dem Volke, als wenn hin und wieder gewisse Justizbeamte ihre Aemter sehr ungerecht verwalteten; diese zu belauschen und hinter die gewisse Wahrheit zu kommen, war die erste und vornehmste Absicht; die zweite bestand in dem Verlangen, in dieser schönsten Jahreszeit auch einmal die schöne Natur zu genießen, und die dritte wußte unser Herr Gott allein. Die Erlaubniß des Fürsten zu erhalten, fiel nicht schwer; er steckte also einige Wäsche und nothwendige Bedürfnisse in einen Reisesack, und ließ sich denselben durch einen Bedienten vor's Thor tragen; dann zog er sich sehr simpel und bürgerlich an, band seine Haare in einen Zopf, und spazierte an einem frühen Morgen, als noch alles schlief, zur Stadt hinaus, nahm daselbst seinen Bündel auf die Schulter, und wanderte am Stabe wie ein Handwerksmann

die einsamen Fußwege im Grün des Waldes und im Gesang der Nachtigallen fort; seine Richtung aber nahm er nach einer Gegend hin, wo ihm das Gerücht einen ungerechten Beamten sehr schwarz geschildert hatte.

Des Mittags kam er in ein Dorf, wo er nach einem Wirthshause fragte; man zeigte ihm eins, er kehrte daselbst ein, legte seinen Reisesack neben sich auf die Bank und bestellte sich Etwas zum essen; indessen kam der Wirth vom Felde und sah sehr mürrisch aus. Kaum grüßte er unsern Reisenden; das fiel dem Theobald auf: Herr Wirth! fing er an, warum so verdrießlich?

„Da soll der T... nicht verdrießlich werden! stell er sich nur vor, wir haben ungemessene Frohnen, wir müssen so viel frohnen, als der Fürst — oder vielmehr als der Beamte will; nun legt unser Beamter einen schönen Garten an, und da hat uns eben der Schulze wieder aufgeboten, wir sollen hin an dem Garten arbeiten. Wegbauen und dem Fürsten arbeiten müssen wir doch, da wird uns also der Garten zur Last, und was hat der Fürst und das Land für Nutzen davon?"

Mein Gott! da seyd ihr arme Leute ja übel geplagt, ungemessene Frohnen! das ist ja erschrecklich! — und noch erschrecklicher, daß sich der Amtmann frohnen läßt, dazu hat er ja nicht das geringste Recht; schweigt denn der Fürst und die Regierung so still dazu?

Der Wirth zuckte die Schultern und sagte: der Fürst ist ein sehr guter Herr, aber er weiß lange nicht alles; in der Regierung sitzen auch brave Männer, aber auch Bösewichte, und die haben immer einen stärkern Arm als die Guten; die Beamten kennen

hernach ihre Leute, die schmieren sie rechtschaffen, und so wird der arme Unterthan nicht gehört!

Theobald saß und überlegte die Lage eines Fürsten bei sich selbst, er wurde schwermüthig darüber, so daß ihm, seines Appetits ungeachtet, das Essen nicht schmeckte. Nach Tische setzte er seinen Fuß weiter, und wanderte nach der Amtsstadt hin, wo der gottlose Amtmann wohnte; hier logirte er sich in ein Wirthshaus ein, um etliche Tage da zu bleiben und den Beamten genau zu beobachten.

Die erste Geschichte, die er hörte und die jetzt das ganze Städtchen in Aufmerksamkeit erhielt, betraf die Wittwe des ehemaligen fürstlichen Kanzleidirektors Joachim Friedrich Webers; dieser war einer der geradesten und rechtschaffensten Männer seiner Zeit gewesen, aber seine Unbiegsamkeit und etwas rauher Charakter hatten ihn am Hofe durchgehends verhaßt gemacht; selbst die guten Männer wurden kalt gegen ihn, weil er die große Kunst nicht verstand, sich beliebt zu machen, zudem war er ein so strenger Moralist, daß er seine gute Handlungen immer zu verstecken suchte, und ihnen nicht einmal freien Lauf ließ, sich vor den Augen der Menschen zu zeigen; welches sehr oft wahres Bedürfniß für den Geschäftsmann ist, wenn sich sein heilsamer Wirkungskreis nicht verengern soll.

Weber hatte eine vortreffliche Frau, die mit der wohlgeordnetsten Häuslichkeit eine große Weisheit in Erziehung der Kinder verband; er hatte zween wackere Söhne und eine vortreffliche Tochter mit ihr gezeugt, die Söhne hatten die Rechtsgelahrtheit studiert und ihr Brod außer Land suchen müssen, und die Wittwe lebte nun mit ihrer Tochter in dieser

abgelegenen Landstadt, theils um sich leichter zu ernähren, theils auch, um von allen Bekanntschaften nnd Beziehungen des Hofs entfernt zu seyn, besonsters auch darum, weil sie aus Mangel nicht mehr standesmäßig leben konnte. Sie hatte gar kein Vermögen, ihre Tochter nährte sie beide mit Haubensticken und Galanteriearbeiten für die Kaufleute in der Hauptstadt, wobei ihr dann die Mutter, so viel als sie konnte, an die Hand ging. Diese Beschäftigung gab ihnen einen ordentlichen Unterhalt, so daß es ihnen am Wohlanständigen und Nöthigen nicht fehlte.

Nun war aber eine geile Dirne in dem Städtchen, welche auch Hauben stickte und mit welcher der Amtmann einen verbotenen Umgang pflog; diese fing an, Abgang an Nahrung zu spüren, einestheils, weil die Jungfer Weberin bessere Arbeit machte, anderntheils, weil auch Jedermann mehr Liebe und Achtung für sie hatte, und drittens, weil man bei dieser nicht bestohlen wurde.

Die liederliche Kreatur fing also an, einen bittern Groll auf die Frau Weberin und ihre Tochter zu werfen, sie begehrte daher von dem Amtmanne, ihr diese Leute aus dem Wege zu schaffen, und das fiel dem hartherzigen, gewissenslosen Manne gar nicht schwer; indessen mußte doch eine scheinbare Ursache da seyn, und sollte man sie auch vom Zaune brechen. Gerade ein paar Tage vorher, als Theobald ankam, war das Gewitter über die zwei armen Schaafe losgebrochen, und der Lärm war jetzt in der Stadt allgemein; wo zwei Personen beisammen standen, da wurde gewiß von den Weberinnen gesprochen, und sie wurden ziemlich allgemein bedauert. Der Böswicht hatte die Sache folgendergestalt angefangen: Er ließ erst den Hausherrn vorladen, bei welchem

die Weberin wohnte, diesen fragte er, ob die beiden Frauenzimmer ihre Hausmiethe ordentlich bezahlten; der Mann antwortete ja, vor acht Tagen sey aber wieder ein Quartal fällig worden, das sey noch nicht bezahlt, denn die Frau Weberin erwarte alle Tage Geld für Arbeit auf der Post. Nun warnte ihn der Amtmann und sagte: das Geld sey schon von einem gewissen Kreditor in Beschlag genommen, er möchte also machen, daß er zu seiner Bezahlung käme. Der Mann erschrack und ging nach Hause; alsofort schickte der Amtmann auf die Post und bedeutete dem Posthalter, wenn irgend ein Paquet Geld an die Frau Weberin ankäme, es ihr nicht auszufolgen zu lassen, sondern es augenblicklich ihm zu überschicken, weil eine gewisse Forderung Sicherheit erheische, und man doch vor Gericht nicht gern Lärm machen wollte. Darauf schickte er den Amtsboten zur Frau Weberin und ließ sie vorladen; sie kam, und nun hörte sie die Donnerworte: sie müsse erst mit 20 Gulden das Bürgerrecht gewinnen, ehe sie weiter ihr Geschäft fortsetzen dürfte, und es sey ihr hiemit alles fernere Arbeiten schlechterdings untersagt; würde sie sich aber unterstehen, einen Stich ferner zu thun, so müßte sie gewärtig seyn, daß man sie mit ihrer Tochter zum Thore hinaus führte. Die gute Frau konnte kein Wort antworten, sie taumelte nach Hause, legte sich zu Bette und benetzte ihr Lager mit Thränen. Ihre Tochter erschrack und erkundigte sich nach der Ursache, und als sie ihr Unglück erfuhr, sank sie hin auf die Knie und weinte blutige Thränen; der Hauswirth, der sie seit einigen Tagen genau beobachtete und noch kein Geld bekommen hatte, denn der Amtmann hatte es schon, kam nun auch als von ungefähr hinauf auf's Zimmer, und da er vermuthete,

das Weinen rühre daher, weil sie erfahren hätten, daß ihr Geld in Beschlag genommen worden, so fing er auch mit Drohungen und Verweisen an, und versicherte, daß er, wenn er in dreien Tagen sein Quartal nicht bekäme, sie nackend auf die Straße werfen würde. Dieß machte nun das Elend vollkommen. Beide nahmen ihre Zuflucht zu Gott, und schrieen unabläßig zum Vater der Menschen um Hülfe.

Gerade in diesen dreien jammervollen Tagen, und zwar dem zweiten des Abends, kam Theobald: er hörte die Geschichte, er fragte genau alle Umstände aus, und vernahm zugleich, daß Mutter und Tochter zwei sehr rechtschaffene fromme Personen seyen. Kaum konnte er den Morgen und die Zeit erwarten, wo er mit Anstand zu den bedrängten Frauenzimmern gehen konnte.

Er fand sie im äußersten Elende abgehärmt da sitzen; so wie er zur Thüre hereintrat, so erschracken sie, denn sie befürchteten wieder etwas Unangenehmes; die Jungfer Weberin fand er als eine äußerst angenehme Person, deren vortrefflicher Charakter aus jedem Gesichtszuge hervorleuchtete, und ihre Mutter erregte tiefe Ehrfurcht in seinem empfindsamen Herzen.

Nachdem er sie freundlich gegrüßt hatte, sagte er: ich bin ein Reisender, und habe gestern Abend Ihr Unglück im Wirthshause vernommen, hier sind acht Carolinen, ich bitte, sie als ein Geschenk nicht von mir, sondern von unserm gemeinschaftlichen himmlischen Vater anzunehmen, und das ohne einige Bedenklichkeit; hiemit drückte er der Frau Weberin die acht Goldstücke in die Hand.

Wie am Abend, nach einer schweren Gewitterwolke, schwarz wie die Nacht, auf Einmal die Sonne hell hervorstrahlt und den betröpfelten Wald vergoldet, so

heiterten sich beide edle Gesichter auf; die Mutter umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen. Edler Mann! sagte sie, wer Sie auch sind, ich sehe Sie an als einen Gesandten Gottes, ein paar Elende zu retten, dafür sey Er ewig gepriesen! Gern hätte ihn auch die Tochter umarmt und geküßt, aber die jungfräuliche Scham hielt sie zurück; doch ergriff sie ihn mit beiden Händen und sagte: Mein Herr! ich schwöre Ihnen, wenn mich je Gott in den Stand setzt, Ihnen mit tausendmal so viel zu dienen, daß ich's ohne Anstand thun will.

Das kann leicht geschehen, Mademoiselle! sagte Theobald, denn er hatte seine Parthie schon genommen. Nun setzte er sich zu dem würdigen Paar, frühstückte mit ihnen, und lockte unvermerkt alle Haupttheile ihrer Geschichte heraus; dann reiste er wieder fort, und beim Abschiede sagte er die merkwürdigen Worte: Ueber 8 Tage wird ein Mann kommen, der Sie beide in einen so glücklichen Zustand versetzen wird, als Sie es in diesem Leben nur verlangen können, denn die Mademoiselle soll die Braut eines Mannes werden, der ihrer nicht ganz unwürdig ist. Dieser Antrag machte beide roth, beide antworteten nichts, sondern schlugen nur die Augen nieder; nun ging Theobald wieder nach der Hauptstadt, denn er hatte für dießmal schon genug gehört. In welcher sonderbaren Erwartung die beiden Frauenzimmer die 8 Tage durch waren, läßt sich leichter vorstellen, als beschreiben. Sobald als Theobald fort war, zahlten sie ihrem Hauswirth das Geld vor, welcher also befriediget wurde, und die 20 Gulden für das Bürgerrecht trugen sie auch zum Amtmann, denn dieß hatte ihnen Theobald ausdrücklich empfohlen; seine

Absicht dabei war, um gleich Anfangs einen sichern Grund der Anklage gegen ihn zu haben.

So wie er wieder zu Hause war, kleidete er sich um, ging zum Fürsten und erzählte ihm die gemachte Entdeckung, und zugleich sein Vorhaben, sich mit der Jungfer Weberin zu verheirathen, wenn es ihm Ihre Durchlaucht erlauben würden.

Der gute Fürst billigte seine Wahl, und ernannte auf der Stelle einen Commissarius, welchen ihm Theobald vorschlug, damit nicht einer gewählt würde, der im Trüben fischen könnte, denn hier war ein höchst gerader und aufrichtiger Mann nöthig. Nach etlichen Tagen reisten also der Commissarius und Theobald zusammen nach dem Landstädtchen ab, wo der Amtmann tyrannisirte. Es ist natürlich, daß beide keinem Menschen sagten, was ihr Endzweck sey.

Als beide die Nacht im Wirthshause geschlafen hatten, so kleidete sich des Morgens Theobald seinem Stande gemäß an und ging zu den Weberinnen, welche in ihrem reinlichen und einfachen Anzuge da saßen und arbeiteten. Man kann denken, wie ihnen beiden das Herz schlug, als sie in dem fremden Herrn ihren Wohlthäter entdeckten; die Verwirrung erlaubte ihnen nicht viel zu sagen, allein Theobald half ihnen bald auf den Text, denn er fing folgendergestalt an:

„Freundinnen! (erlauben Sie mir diesen vertraulichen Titel) ich kam, und fand Sie edel und liebenswürdig, ich erkundigte mich nach Ihrem bisherigen Leben, und hörte nichts als Rühmliches, nichts als Früchte der erhabensten Religion; aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, dachte ich nun, und jetzt wage ich's, Ihnen näher zu treten: ich bin der ehemalige Hofmeister des Prinzen, und nunmehrige Geheimerath

und Cabinetssekretär Theobald; Frau Weberin, ich bitte Sie um einen Titel, der mir lieber ist, als alle andere, nehmen Sie mich für Ihren Sohn an! und Sie, Mademoiselle! — Sie bitt' ich um Ihre Hand und Herz!" — Verwirrung, Bestürzung, Thränen, hohe Freude, Blicke in Lustgefilde der Zukunft, dieß alles stürmte dergestalt auf die beiden guten Seelen los, daß sie sich nicht zu retten wußten, und nur stammeln — nicht reden konnten. Theobald ruhte still und blickte vor sich nieder; endlich ermannte sich die Mutter und sagte: Herr Geheimerath! oder Freund! ich weiß Sie nicht zu nennen — mein Kind — ist mein einziges irdisches Gut, wollen Sie so gütig seyn, und uns beide nur Eine Stunde allein lassen? Theobald erwiederte: von Herzen gerne, und stand auf. Bleiben Sie beliebigst! sagte die Tochter mit bewegtem Gemüth und glühenden Wangen, ich bitte, bleiben Sie! Theobald setzte sich wieder. Nun fuhr Amalia fort: Liebe Mama! warum sollen wir uns unter vier Augen über eine Sache besprechen, die entschieden ist? Die Mutter versetzte: nachdem du dich so erklärst, meine Tochter! hast du freilich Recht.

Amalia. Ich weiß, Mama! Sie haben mir immer gesagt, ich sollte mir selbst einen Gatten wählen, Sie wollten mit meiner Wahl zufrieden seyn, jetzt wähle ich — hier stockte ihr die Rede, und ein Bach von Thränen stürzte ihre Wangen herab; per Sympathie weinte die Mutter mit, und Theobalden selbst drangen die Thränen in die Augen.

Nach einer sehr empfindsamen Minute sagte die Frau Weberin: Freund! Sie sprechen mich um meine Tochter und um den süßen Sohnstitel an, Sie sind uns längst als ein vortrefflicher Mann bekannt, dieß

war das Höchste, das ich in dieser Welt wünschen konnte, hab's aber nie wagen dürfen.

Theobald. Gott sey gelobt! — Nun so wende ich mich auch an Sie, Mademoiselle! und bitte um Ihr ewiges Ja! — Amalia antwortete: Wenn das, was man Brautliebe nennt, zu diesem Ja nöthig wäre, so könnte ich noch zur Zeit nicht antworten, wenn aber tiefe Hochachtung, eine innige Verehrung und ein sehr geheimes ahnendes Gefühl der vollkommensten ehelichen, nicht nur Brautliebe, genug ist — Herr Geheimerath! so bin ich ewig die Ihrige.

Theobald stutzte und besann sich; indessen gingen ihm die Augen auf, und er erblickte die glänzendreine und unschuldvolle Engelsseele dieses herrlichen Mädchens in ihrem hohen Licht. Brautliebe konnte Amalia gegen den Theobald noch zur Zeit unmöglich haben, denn dazu wird ein stufenweises Verlieben erfordert, das durch Umgang und gefälliges Betragen erst nach und nach erzeugt wird; freilich verlieben sich viele plötzlich und heftig, allein das ist keine Brautliebe, sondern Instinkt. Hätte sie nun wie ein Alltagsmädchen gesprochen, so hätte sie eine Maske vorgehangen und hätte gesagt: Ja ich liebe Sie! das that sie aber nicht, sondern mit der edelsten Aufrichtigkeit entdeckte sie die Wahrheit von dem, was sie empfand; sie hatte Ehrfurcht vor dem edlen Manne, und sein ganzes Daseyn machte einen Eindruck auf sie, der ihm wie die Morgenröthe eines ganz heitern und vortrefflichen Sommertags vorkam.

Wie sicher konnte er nach dieser Erklärung seyn, daß ihn Amalia nie täuschen würde? Innig gerührt schloß sie Theobald in seine Arme. Vortreffliche Seele! fing er an: nun so erwarte ich dann Ihre theure Liebe, und damit reichte er seine rechte

Hand; sie schlug ein, die Mutter legte die ihrige auch auf und segnete das Band mit empfindungsvollen Thränen.

Theobald ahnete unaussprechliches Glück aus dieser Verbindung; seine Seele war Gott immer gegenwärtig, und er beugte sich innig und immerwährend in seinem Innersten, aus Dank gegen die Vorsehung, die ihn so väterlich geleitet hatte.

Nun machte er ins Geheim Anstalten zur ehelichen Einsegnung, welche er ohne weitere Umstände noch diese Woche vornehmen wollte; er gab seiner Braut und ihrer Mutter Geld genug, damit sie sich das Nöthige anschaffen und sich so viel als nöthig war, aus dem Staube wieder erheben konnten. Theobalds Besuch bei den Frauenzimmern hatte indessen Aufsehen gemacht, das nicht zum Besten der Jungfer Amalia wirkte, denn man glaubte, der fremde Herr habe ihrer Tugend eine Falle gestellt; allein wie verwunderte man sich, als es bekannt wurde, daß der Herr geheime Rath Theobald die Mademoiselle Weberin heirathen würde; das ging über allen gewöhnlichen Menschenverstand. Ei, Herr Gott! — Nun, das ist doch unbegreiflich! — erscholl aus aller Frau Basen Munde, und die mehresten, besonders diejenigen, die die Weberinnen am scheelsten angesehen und gedemüthigt hatten, erschienen nun in Galla und gratulirten der Jungfer Braut und zukünftigen Frau geheimen Räthin auf's demüthigste; andere brave wohlthätige Frauen aber kamen zu ihnen ohne Ceremonien und zollten in ihrer Gegenwart dem Vater der Menschen eine Thräne des Dankes. Die ersten wurden sehr gleichgültig und eben so feierlich empfangen, als sie kamen, und bei den andern leerte man das Herz aus.

Der Amtmann, der nun schon ahnete, was man mit ihm vorhatte, doch aber durch Geld, gute Worte und Freunde sich zu retten gedachte, machte den Höfling, er zog sein bestes Bordenkleid an und wanderte zu den Frauenzimmern, denen er mit größter Höflichkeit Glück wünschte und sich ihrer Protection empfahl. Zugleich nahm er Anlaß, von seinem Verfahren gegen sie zu reden und sich wegen desselben mit allerhand nichtigen Ausflüchten zu entschuldigen; allein man begegnete ihm eben so höflich, und Amalia beantwortete alle Bitten mit dem Gemeinspruch: Jede gute Sache empfiehlt sich selbst! Von hier ging er zu Theobald, der auf die nämliche Art verfuhr. Ich mag meine Leser mit Sachen nicht aufhalten, die nicht zu meinem Zweck dienen; genug, Theobald wurde getraut, der Amtmann abgesetzt und lebenslang in ein erträgliches Gefängniß gebracht, und jener feilen Dirne wurde auf eine Zeitlang ihre Wohnung im Zuchthause angewiesen.

Das achte Hauptstück.

Theobald hatte nun durch Amalien Sannchens Lücke wieder ausgefüllt, und seine würdige Schwiegermutter lebte nach einer langen und schweren Prüfung wieder in Ehren und sehr glücklich, denn Theobald nahm sie zu sich und betrug sich so gegen sie, als wenn er ihr sein ganzes Glück zu verdanken hätte. Gewissermaßen war das auch wahr, denn in Amalien fand er alles, was man nur von der edelsten Gattin erwarten kann. Sie fing auch wieder an aufzublühen, und erreifte zu einer Schönheit, die am ganzen Hofe Aufsehen machte. In-

dessen erschien sie sehr wenig bei öffentlichen Gelegenheiten, außer wo es Wohlstand und Pflicht erforderten. Aber eben dieß, daß man sie so selten sah, erhitzte die Wünsche verschiedener Hofschranzen, welche ihr die Kur zu machen suchten und sich's gleichsam zum Ziel setzten, diese hohe und geprüfte Tugend zu bekämpfen und zu besiegen; alle Pfeile aber prellten an Minervens Schilde ab, und Theobald genoß das hohe Vergnügen, der einzige Geliebte zu seyn und ein Muster der Tugend zu besitzen. Sie sollte aber noch einen härtern Kampf beginnen und in ihrer gefährlichen Laufbahn auf die höchste Probe gesetzt werden, denn der Fürst selbst fing an, ein Auge auf sie zu werfen; seine Gemahlin war schwächlich und er ein gesunder, starker und lebhafter Mann, daher empfand er eine Neigung gegen Amalien, die er zwar lange, aber mit viel zu schwachen Waffen zu bekämpfen suchte, so daß er endlich unterlag und Versuche zu machen anfing.

Die Kunstgriffe und Ueberwindungsmittel, welche der Fürst anwendete, Amaliens Tugend zu besiegen, sind aus allen Lustspielen und Romanen so bekannt, daß es mich aneckelt, selbige hier abzuschreiben; genug, er versuchte alles, aber vergebens; seine Präsente bekam er allemal wieder zurück, und sie wich ihm bei jeder Gelegenheit mit einer tiefen Verbeugung aus.

Diese Sprödigkeit, wie die heutigen Männer nach der Mode die edelste der Tugenden zu nennen belieben, machte den Fürsten nur noch hitziger, so daß er zudringlich zu werden anfing. Jetzt däuchte es Amalien Zeit zu seyn, mit ihrem Manne über die Sache Rath zu pflegen, denn bis dahin hatte sie ihm alles sorgfältig verhehlt. Theobald erschrack von Her-

zen, denn er ahnete ein schweres Gewitter, welches sich über seinem Haupte zusammenziehen könnte; indessen beide waren in Leiden geübt, und sie machten sich zu allem gefaßt.

Der erste Schluß, welchen sie abfaßten, bestand darinnen, Amalia sollte dem Fürsten bei erster Gelegenheit, zwar mit der gehörigen Ehrerbietung, doch aber mit aller Würde der Tugend, kurz und gut ihre ganze Gesinnung sagen; würde das fruchtlos seyn, so waren beide entschlossen, sich je eher je lieber vom Hofe zu entfernen und sich so gut zu nähren, als sie könnten, auch lieber jedes Elend zu erdulden, als auf solche schreckliche Weise zu sündigen.

Die Gelegenheit, dem Fürsten die Wahrheit zu sagen, äußerte sich bald. Theobald wurde in Geschäften auf etliche Stunden von seiner Frau entfernt, und dieser Zeit bediente sich der Fürst, Amalien seine Visite zu machen; er fand sie in ihrem Cabinet, wo er sie ganz unvermuthet überraschte, mit Nähen beschäftigt; daß sie erschrack, läßt sich leicht denken, sie faßte sich aber so gut sie konnte, ohne ihre Angst merken zu lassen; jetzt bediente sich der Fürst seiner Autorität, und er fing an, sehr dreist in ungeziemenden Zumuthungen zu werden; nun däuchte es Amalien Zeit zu seyn, ihre Rechte als Mensch auch gegen Fürsten zu behaupten, sie trat daher mit Majestät vor den Fürsten hin und sagte: Ew. Durchlaucht erlauben Ihrer unterthänigsten Dienerin ein Wort zu reden.

„Sehr gerne, meine Schöne!"

Durchlauchtigster Fürst! Ew. Durchlaucht können über alle meine Kräfte gebieten, alles, was Dero Dienst in billigen Dingen von mir fordert, soll mir nicht zu schwer seyn. Alles, was Ehrfurcht lei-

sten kann, steht Ihnen zu Befehl; sobald aber von Diensten die Rede ist, die gegen höhere Pflichten streiten — Durchlauchtigster Fürst! (hier nahm sie eine furchtbar drohende Miene an) da sind Sie Mensch — und ich bin's auch, und verzeihen Sie, wenn ich mich da aller Rechte der Menschheit bediene. Hier vor dem furchtbaren Allgegenwärtigen schwöre ich, lieber mich in meinem Blute zu wälzen, lieber alles zu dulden, als die eheliche Treue zu verletzen! Verzeihen Sie, gnädigster Herr! das ist meine unwiderrufliche Erklärung.

Wie vom Donner gerührt stand der Fürst da, und ohne ein Wort weiter zu sagen, eilte er fort.

Amalie hatte lange auf diese Rede studirt, daher floß sie ihr wie fließendes Feuer von den Lippen, so wie ein Blitz aus den Wolken auf die prächtige Thurmspitze hindonnert und eiserne Stangen zerschmelzt.

Bald kam Theobald nach Hause; Amalie erzählte ihm, was vorgefallen war, und beide erwarteten nun fürstliche Rache; indessen diese fiel nicht so schwer aus, — der Fürst war eine Zeitlang finster gegen Theobald; allein er dachte zu edel, als daß er sich strenger hätte rächen können; zudem fand er nicht lange hernach ein lediges Frauenzimmer, welche nicht so unbezwinglich war, an welche er sich adressirte. So wie die verbotene Neigung des Fürsten gegen die geheime Räthin verlosch, so entstand eine unbegränzte Hochachtung gegen sie, und er wußte seiner würdigen Gemahlin so viel zu ihrem Vortheil zu erzählen, daß diese aufmerksam auf sie wurde, sie oft zu sich kommen ließ, und sie endlich, ungeachtet ihrem bürgerlichen Stande, zur vertrautesten Gesellschafterin ihrer letzten Lebenstage machte; unbeschreibliches Vergnügen genoß Amalie am Krankenbette

der theuren Dame, sie kam fast nie von ihr, und hier sah sie den Fürsten oft als Gatten und als Christ glänzen, und in diesen Tagen half sie Vieles dazu beitragen, daß sein sittlicher Charakter gebessert und die Mätresse zum unendlichen Vortheile des Fürsten und des Landes entfernt und bürgerlich versorgt wurde. Die Fürstin vermachte ihr auch in ihrem Testamente ein ansehnliches Landgut, welches in der Folge Theobalden und seiner Gattin viele heitere Tage und reines Vergnügen gewährte.

Nach dem Tode der Fürstin lebte ihr Gemahl noch etliche Jahre, aber er wurde nie wieder so heiter als vorher; er fing auch an zu kränkeln, und Theobald mit seiner Amalie genoßen seine Gnade immerfort, ob er ihn gleich nicht weiter beförderte, er blieb immer, was er war; indessen war er auch wohl damit zufrieden. Ueberhaupt hatte der Fürst die Eigenschaft, daß er für jedes Amt den gehörigen Mann wählte, und wenn er der Erwartung entsprach, so konnte man sich fest darauf verlassen, daß er lebenslang keinen Schritt weiter kommen würde; zuweilen traf sich's, daß der Fürst in dem Charakter eines Mannes geirrt hatte, und nur in diesem Fall geschahen Promotionen.

Endlich starb dieser rechtschaffene Regent; er wurde allgemein bedauert; indessen glaubte jeder, der Erbprinz würde, nach allem, was man von ihm wußte, noch ein besserer Fürst werden, und man betrog sich nicht. Dieser Herr verließ sich auf Theobald und Schönemann; den ersten ernannte er alsofort zum wirklichen geheimen Staatsrath, mit Beibehaltung des geheimen Cabinetssiegels, und Schönemann wurde Generalsuperintendent; ohne diese beiden Männer that der neue Fürst nichts, sie mach-

ten sein Cabinet aus, und Fürst und Land fuhren sehr wohl dabei. Zudem stiftete der Fürst eine sehr gute Loge, in welche aber kein Mensch angenommen wurde, der nicht einen untadelhaften Charakter und richtige Religionsbegriffe hatte; der Fürst war selbst Meister vom Stuhl und Theobald und Schönemann waren Vorsteher. Was diese Loge für eine gute Wirkung that, das läßt sich nicht genug rühmen, denn alle hatten keinen andern Endzweck, als wahre Selbstvervollkommnung und ächte Glückseligkeit der Menschen. Doch von dieser Materie kein Wort mehr.

Nun will ich noch eine Schwärmergeschichte erzählen und damit dieses Werk beschließen, denn diese Materie ist eigentlich der Zweck, warum ich dieses Buch geschrieben habe. Ich wollte den seligen Mittelweg zwischen Aberglauben und Unglauben zeigen, und ich glaube, meine Pflicht erfüllt zu haben. Heut zu Tage ist nichts schädlicher, als Schwärmerei, denn diese befördert den Unglauben außerordentlich.

Gesunde, reine, vernünftige Religionsbegriffe müssen heutiges Tages von allen Männern, die Kraft dazu fühlen, gelehrt und gepredigt werden; die Offenbarung Gottes an die Menschen muß dazu die Grundlage abgeben, und dann wird Aberglaube und Unglaube schwinden, und die Wahrheit wird endlich ohne Zweifel siegen.

Als der neue Fürst etwa ein Jahr regiert hatte und nunmehr alles in seinem ordentlichen Gleise ging, so fing ein gewisser Handwerksmann, Namens Stibius, an, Aufsehen zu machen; dieser Mann war ein Schneider und wohnte zu Liebenkirchen, einem entfernten Landstädtchen des Fürstenthums. Stibius hatte bei einem Meister gelernt, der ein Separatist war und die Wiederbringung aller Dinge und die

damit verbundene Reinigung nach dem Tode glaubt. Petersens Schriften und die Berlenburger Bibel waren seine Hauptlektüre; übrigens war er ein stiller, sehr rechtschaffener, äußerst liebenswürdiger Mann; ich kann nie ohne Ehrfurcht an den alten Greis denken, denn er war einer aus Tausenden, auf den auch die allerkühnste Schmähsucht kein Wort zu sagen wußte; ich habe ihn sehr wohl gekannt und mich öfters mit ihm unterredet. Der junge Stibius bildete sich ganz nach diesem Manne und nahm auch seine Grundsätze von dem Fortschritt zur Vollkommenheit nach dem Tode und die Wiederbringung aller Dinge an; auf sein Leben und Wandel ließe sich ebenfalls nichts sagen.

Hier muß ich doch eine sonderbare Geschichte erzählen, die sich mit dem ehrwürdigen Greis, dem Meister des Stibius, zutrug, als dieser bei ihm in der Lehre war; es wurde in's Geheim von dieser Sache gemurmelt, ich war begierig, hinter die Wahrheit zu kommen; ich ging zu dem Manne, traf ihn allein, redete ihm in's Gewissen, und unter der Betheurung, bei seinem Leben nichts davon zu sagen, erzählte er folgendergestalt:

„Ich hatte ehemals einen Gesellen, der hieß J..., er war einerlei Gesinnung mit mir, und wir liebten uns so zärtlich wie Brüder; und da er schwächlich war und zuweilen zu Bett liegen mußte, so behielt ich ihn bei mir. Endlich bekam J... vollends die Auszehrung. Ich wartete und pflegte ihn so gut ich konnte, und wir unterredeten uns beständig von dem Leben nach dem Tode. Endlich, als es mit ihm zu Ende ging, so saß ich einst vor seinem Bette; er war sehr munter und voller Hoffnung auf die Zukunft, und ich auch voller Zuversicht; in dieser See=

lengestalt sagte ich zu ihm: Lieber J..., ich hätte wohl eine Bitte an dich, wenn du kannst, gewähre sie mir, erscheine mir nach dem Tode und erzähle mir, wo du bist und wie es in der andern Welt beschaffen ist. J... drückte mir die Hand und antwortete: Lieber Meister, wenn's mir zugelassen wird, so soll's geschehen."

„Endlich starb der gute J... ganz ruhig; ich ließ ihn begraben, und da ich Wittwer bin und allein schlief, so saß ich alle Abende eine Zeitlang im Finstern auf meinem Bette und wartete ganz ruhig und ohne Furcht, ob mir J... nicht erscheinen würde; es vergingen etliche Wochen, und ich sah und hörte nichts; endlich verzweifelte ich an der Erscheinung, und ich dachte gar nicht mehr daran. Ungefähr nach sechs bis acht Wochen ging ich einst etwas spät schlafen; ich saß eine Weile im Bette und kratzte mich an den Füßen, ohne im geringsten etwas anders zu denken, als daß die Schärfe, die ich in der Brust hatte, nunmehr in die Füße ziehen werde, indem ich am ersten Orte Erleichterung spürte und mich letztere sehr juckten. Ein kleiner Schimmer von der rechten Seite an der Wand her machte mich aufmerksam; ich sah hin und fand, daß ein weißlichter Nebel von Menschenlänge da stand, der sich in einer halben Minute zu einer ordentlichen Menschengestalt formte; jetzt fing ich an zu glauben, daß es mein seliger J... seyn müsse, ich empfand nicht die geringste Furcht bei mir, freudig fing ich an: Bist Du da, J...? Die Gestalt antwortete mir sehr deutlich Ja! Voller schauerlichem Vergnügen fragte ich weiter: Wie geht's Dir und wie ist Dein Aufenthalt beschaffen? Der

Geist antwortete mir ganz vernehmlich, doch mit einer dumpfen Stimme: Mir ist sehr wohl, aber ich genieße das Anschauen Gottes noch nicht, und dieß macht mich etwas schwermüthig, denn ich bin noch nicht vor Gericht gewesen. Ich befinde mich in einer sehr großen weitläufigen Gegend, wo eine Dämmerung ist, weder Tag noch Nacht; gegen Morgen ist das Licht durch ein großes Gewölke verschlossen. Ich bat ferner, er möchte mir doch noch einmal erscheinen, wenn es ihm erlaubt wäre und wann sein Zustand verändert würde; darnach verschwand er, und ich sah ihn nicht mehr. Diese Erscheinung machte mir vieles Nachdenken; ich harrte wieder etliche Wochen, ohne etwas zu sehen, und ich verzweifelte wieder, daß er erscheinen würde; doch ich irrte mich, denn gegen 10 Uhr erschien die Gestalt abermal an dem nämlichen Orte, aber weit anders, als vorher, sie sah heller, und ich muß sagen, fürchterlich aus, so daß mir angst und bange wurde; doch wagte ich es und fragte: wie ihm zu Muthe sey? Drohend antwortete er mir und sagte: wenn es Gottes Wille wäre, daß die Menschen den Zustand jenes Lebens wissen sollten, so würde Er es gewiß geoffenbart haben; begnügt euch mit dem Glauben, bis ihr zum Schauen gelangen werdet. Während dieser Rede wurde die Gestalt so drohend, daß mir der Angstschweiß ausbrach und sie verschwand."

Daß der Greis überzeugt war, er habe das gesehen und gehört, daran darf Niemand zweifeln; ich meines Orts bin in solchen Fällen Zweifler, aber nicht Läugner, ich lasse alles an seinem Orte stehen und urtheile nie. Diejenigen, die über so etwas lachen, beweisen, daß sie weder der geoffenbarten, noch geheimen Natur bis in die ersten Getriebe ge-

sehen haben, und die alles glauben, was sie hören und sehen, sind abergläubisch. Auch hier gilt das Motto dieses meines Werks, der Weise geht immer den Mittelweg und vermeidet die äußersten Gränzen.

Stibius hatte alle Grundsätze seines Meisters eingesogen, aber nicht seine Mäßigung gelernt; die vortrefflichen Sitten des Alten waren nicht der Gegenstand seiner Nachahmung, sondern nur seine paradoxen Meinungen, und dieß ist der Fall der mehresten Nachbeter. Der Alte starb, Stibius heirathete, setzte sich, wurde Meister, las allerhand schwärmerische Schriften, und besonders Dippels Werke; und da er den Zweck nicht hatte, sich selbst zu vervollkommnen, sondern nur durch Wissen sich aufzublähen, so kam er bald auf die Stufe, auf welcher größere Männer als er sogenannte Erzketzer geworden sind.

Durch vieles Lesen und Erhitzung der Einbildungskraft hatte er sich eine Geschicklichkeit erworben, mit vielem Nachdruck und für den gemeinen Mann, der zum Prüfen ungeschickt ist, sehr übertäubend zu reden: seine Zuhörer wurden hingerissen und ganz in den Geist der Schwärmerei versetzt. Anfänglich war in der ganzen Sache nichts Unsittliches, seine Anhänger vermehrten sich sehr und waren stille und ordentliche Leute, allmählig aber ging's weiter; seine Grundsätze waren eigentlich folgende:

1) Der Mensch ist völlig frei, er kann ungehindert wirken und thun, was er will; er ist, so weit er reichen kann, Herr in der Schöpfung.

2) Der Mensch ist zur Glückseligkeit bestimmt, je glücklicher er sich machen kann, desto mehr erfüllt er seine Bestimmung.

3) Die Befriedigung der sinnlichen Begierden vergnügt den Menschen, sie macht ihn glücklich, sie gehört also auch zu seiner Glückseligkeit, und er hat das Recht dazu.

4) Indem der Mensch seine sinnlichen Lüste befriedigt, welches eigentlich seine Bestimmung in dieser Welt ist, versäumt er die Vervollkommnung seines Geistes, durch welche er noch höhere Vergnügen genießen würde, diese sind für jene Welt bestimmt. Nach dem Tode muß also der Mensch noch viele Reinigungen durchgehen, bis er zu jenem hohen Geistesvergnügen oder zur ewigen Seligkeit kommt.

5) Es gibt keine eigentliche Verdammniß oder sogenannte Hölle oder Strafen, sondern alles, was die heilige Schrift so nennt, sind bloße Reinigungsmittel, die den Menschen zum erhabenen Genuß der Geistesvergnügen immer fähiger machen.

6) Christus ist der Seligmacher, durch seinen Geist führt er den ganzen Reinigungsprozeß in Zeit und Ewigkeit aus, u. s. w.

Ein jeder Vernünftiger sieht leicht ein, daß in diesem ganzen Lehrbegriff eigentlich nur ein einziger Punkt schädlich ist, nämlich: die Erlaubniß, die sinnlichen Lüste nach Wunsch befriedigen zu dürfen; diese Lehre ist abscheulich und aller Sittlichkeit zuwider, und nur allein dieser machte die Stibianer, wie man leicht denken kann, unglücklich.

Im Anfang ging alles ordentlich zu, nur etliche Familien zu Liebenkirchen versammelten sich bei dem Stibius und ließen sich von ihm unterrichten; allein eben die fleischliche Freiheit, welche er unter der Hand einflößte und welche die allerangenehmste Lockspeise war, die ein Sektenstifter nur an seine Angel thun kann, machte, daß sich diese Sekte bald durch's

ganze Land ausbreitete, und zwar um so viel geschwinder und gefährlicher, als es ein Grundsatz dieser Leute war, in allen ihren Begriffen geheim zu seyn; Niemand wurde zu ihren geheimen Zusammenkünften gelassen, bis sie von seinem völligen Beifall gänzlich überzeugt waren.

Nach und nach äußerten sich die gefährlichen Folgen dieser bösen Lehre, denn da man, jede Lust zu befriedigen, für Pflicht hielt, so blieb man nicht mehr bei dem Genuß seines Eigenthums, und dieß war sehr natürlich; die unersättlichen Begierden der Seele gehen in's Unendliche, und haben bald in dem engen Bezirk der eigenen Besitzthümer aufgeräumt; der Bauer muß alsdann eben so gut auf Eroberungen ausgehen, als der König. Die Geistlichen bemerkten zu allererst die Unordnungen unter dem Volke, sie forschten nach, und hörten nun, daß unter den Stibianern *) und besonders in ihren Versammlungen gräuliche Dinge vorgehen sollten. Viele begnügten sich damit, daß sie von den Kanzeln herunter auf die Stibianer losdonnerten, und das war auch wirklich das leichteste, das sie thun konnten; wie wenig das aber fruchtet, besonders bei dergleichen Leuten, das hat von jeher die Erfahrung gelehrt, und sie lehrt es noch täglich. Andere ließen sich durch ihre Weiber referiren, was in ihren Gemeinden vorging; die Weiber empfingen ihre Nachrichten von jenen Ohrenbläserinnen, welche umherstreichen und Neuigkeiten ausspähen, um zuweilen mit der Frau

---

*) Daß der Rädelsführer in der That nicht Stibius geheißen habe, und daß also auch das Wort Stibianer der rechte Name nicht sey, versteht sich, ich darf noch zur Zeit denselben nicht entdecken.

Pfarrerin eine gute Tasse Kaffe ausschlürfen zu können; wie viel da die Wahrheit leidet, ist bekannt. Wenn nun solche übelunterrichte Männer entweder auf der Kanzel, oder bei sonstigen Gelegenheiten schiefe Urtheile fällen, wie dieß nicht anders möglich ist, so verderben sie mehr, als sie nutzen, denn weil sich Niemand recht getroffen findet, so wird er auch nicht erlegt.

Einer aber unter den Predigern ergriff das rechte Mittel; er war ein eifriger Mann, und der auch zugleich die wahre Klugheit besaß, solche Sachen zu behandeln, wie sie behandelt werden müssen; er besuchte die Leute in ihren Häusern und forschte ihre Grundsätze aus; diese entdeckte er vollkommen, die Handlungen aber, die sie in ihren Versammlungen trieben, brachte er freilich durch Locken nicht heraus. Endlich versuchte er einen braven rechtschaffenen Mann, der auch unter die Stibianer gerathen war, zu überzeugen und ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen, und dieß gelang ihm; der Mann fing endlich an zu weinen und zu beklagen, wie sehr er verführt worden, und nun gestand er die gräulichsten Dinge, z. B. wie sie die Gemeinschaft der Weiber einzuführen suchten, und daß wirklich einige im Ehebruch lebten, daß sich verschiedene zu Raub und Mord verbunden hätten und nächstens unter der Anführung eines gewissen Mannes nächtliche Einbrüche bei solchen Männern, die ihnen vorzüglich zuwider seyen, wagen würden, daß sie ihre Versammlungen alle des Nachts hielten, in den Kellern zusammenkämen und sich dort mit Beschwörungen, Geisterzitiren und Schatzgraben beschäftigten, und was dergleichen Gräuel mehr waren. Durch diesen Mann erfuhr auch der brave Geistliche, daß die Sekte schon weit und breit

um sich gegriffen habe und über tausend Familien in und außerhalb des Landes in's geheim treue Anhänger derselben seyen.

Der ganze Grund dieser ungeheuren Ausschweifungen lag in der falschen Anwendung des Begriffs von der Wiederbringung aller Dinge; der gemeine unaufgeklärte Menschenverstand schloß folgendergestalt: Wenn's einmal gewiß ist, daß alle Menschen selig werden, so mag ich leben wie ich will, ich komme doch endlich zu der allgemeinen Bestimmung des Menschen — zur Glückseligkeit; ferner: Wenn ich mir hier den Genuß der zeitlichen Güter entziehe, so verliere ich ihn auf ewig, und das ist ja wahrer Verlust, indem mir doch der ewige Genuß in jener Welt nicht entgeht, ob er gleich etwas verzögert wird. Schreckliche Folgen! die alle Moralität zu Grunde richten! — Wie sehr beweist diese Erfahrung, daß man keine Lehrsätze von der Art, auch dann, wenn sie wirklich Wahrscheinlichkeit für sich haben, so unreif unter das Volk bringen müsse, und wie wichtig die Lehre der Religion von Belohnungen und Strafen nach diesem Leben sey!

Der Mann, welcher dem Geistlichen alle diese Dinge entdeckte, bat sehr, ihn nicht zu verrathen, weil er sonst gewiß um's Leben kommen würde; der Prediger versprach dieß, berichtete aber die ganze Sache in ihrer wahren Gestalt an's Ministerium, und nun kam sie in's Cabinet, denn Schönemann legte sie dem Fürsten vor. Jedermann zitterte vor dieser abscheulichen Sekte, und der Fürst übertrug die Commission, die Sache zu untersuchen, dem geheimen Staatsrath Theobald und dem Generalsuperintendenten Schönemann. Beide hielten nun Rath, wie dieß Uebel am besten zu entdecken und wie ihm am ge-

wissesten zu steuern sey; alles aber, was sie beschlossen, wurde sehr geheim gehalten, und dieß war auch sehr nöthig, denn in solchen, wie in allen Dingen, die von Wichtigkeit sind, schläft der Verräther nie!

Zu allererst wurde ein Commando Soldaten von 50 Mann beordert, nach Liebenkirchen zu marschiren und dort weitere Befehle zu erwarten, dann reisten die beiden Commissarien in aller Stille dahin ab; die Soldaten wurden dort in alle Wirthshäuser vertheilt und der commandirende Officier, dem man den ganzen Plan anvertraut hatte, quartirte sich bei den Commissarien ein.

Das erste, was da vorgenommen wurde, war ein unverdächtiges Gespräch mit dem Rädelsführer Stibius; Theobald übernahm die Geschäfte darum, weil Schönemanns Ansehen als Geistlicher Verdacht hätte erwecken können. Theobald aber, als ein Weltlicher, konnte eher seine Absichten verstecken. Die Einrichtung wurde folgendergestalt getroffen: Theobald begab sich in ein Zimmer, neben welchem ein Kabinet war, in dem man alles hören konnte, was im Zimmer gesprochen wurde; in diesem hielt sich Schönemann nebst einem Sekretär auf, um alles, was vorging, zu Protokoll bringen zu können. Als nun alles in Ordnung war, so ließ Theobald den Schneider Stibius rufen, und zwar mit dem Bedeuten, es sey ein fremder Reisender da, der ihn gerne sprechen möchte; Stibius kam augenblicklich. denn in solchen Fällen trieb ihn sein schwärmerischer Geist, in der Hoffnung, Proselyten zu machen. Theobald hatte sich mit Vorbedacht simpel angezogen, denn er wußte, daß prächtige Kleider allemal den gemeinen Mann abschrecken, vertraulich zu seyn; Stibius sah ihn daher für einen gemeinen Reisenden,

für einen Kaufmann oder so etwas an; zudem war er kühn; er nahm also ohne weitere Umstände einen Stuhl und setzte sich zu Theobald hin. Dieser freute sich, daß ihn Stibius nicht kannte, denn dieß würde sein Vorhaben ohne Zweifel erschwert haben; er betrug sich also auch vertraulich und hieß den Stibius seinen Hut aufsetzen, welches dieser auch ohne Weigerung that.

Nun fing Theobald an: Meister Stibius, ich habe gehört, daß Sie und eine gewisse Anzahl Freunde von den gemeinen Grundsätzen der Religion in gewissen Stücken abweichen, und besonders eine Reinigung nach dem Tode und die Wiederbringung aller Dinge glauben; nun war ich auch ehemals ein Anhänger von dieser Meinung, nach und nach habe ich aber einen und andern Scrupel gefunden, über welche ich gern mit Ihnen reden möchte; können Sie mich überzeugen, so ist's mir lieb, denn diese Lehre hat in der That viel Tröstliches.

Stibius. Es ist mir lieb, mein Herr! daß Sie Zutrauen in mich setzen, ich will Ihnen gern alle unsere Gründe sagen, und ich hoffe zu Gott, Sie werden dadurch überzeugt werden.

Theobald. Wir wollen einmal sehen, wie weit wir kommen: Alle Sprüche der heiligen Schrift, welche für die Wiederbringung angeführt werden, weiß ich, und eben so gut diejenigen Stellen, die sie wiederlegen sollen, damit wollen wir uns also nicht aufhalten; es kommt hier nur alles auf die Folgen an, welche eine solche Lehre in diesem Leben haben kann; denn das werden Sie mir doch zugeben, daß eine Lehre, welche den Menschen nicht fromm, nicht tugendhaft, nicht gesittet macht — kurz, die der wahren Frömmigkeit zuwiderläuft, unmöglich gut und der Religion angemessen seyn kann.

Stibius. Das hat seine vollkommene Richtigkeit, und wir glauben, daß eben die Lehre von der Reinigung nach dem Tode und von der Wiederbringung ein Mittel zur Frömmigkeit ist.

Theobald. Eben das kann ich nicht einsehen. Zuerst aber, damit wir nicht leeres Zeug reden, möchte ich gern wissen, was Sie unter Frömmigkeit und Gottesfurcht verstehen.

Stibius. Ei! wenn man nicht sündigt und sich in allen christlichen Tugenden übt.

Theobald. Was nennen Sie Sünde?

Stibius. Wenn man die Gebote Gottes nicht hält, und wenn man sie hält, so ist das christliche Tugend.

Theobald. Ganz recht; allein der Gebote Gottes sind gar viel; mir dünkt aber, man könnte sie alle unter der Liebe Gottes und des Nächsten begreifen.

Stibius. Das ist gewiß, Gott lieben und den Nächsten ist die Summe aller Gebote Gottes.

Theobald. Was haben Sie für einen Begriff von der Liebe Gottes? wie liebt man Ihn?

Stibius. Wenn man alle seine Wohlthaten, geistliche und leibliche, überdenkt, und besonders auch diejenigen, daß Er alle Menschen, böse und gute, noch dereinst nach diesem Leben glücklich machen will, so ersinkt man vor Demuth und Liebe für diesen großen und guten Gott; glaubt man aber, daß er wegen der Uebelthaten kurzer Jahre seine Menschen eine unendliche Ewigkeit durch mit den grausamsten Plagen martern werde, so kann man Gott nicht lieben, im Gegentheil muß man ein Wesen hassen, das Menschen zu einem solchen erschrecklichen Unglück erschaffen hat; denn Er wußte ja vorher, daß sie gottlos leben würden, und doch erschuf Er sie.

Theobald. Dieser Gedanke ist richtig, Niemand kann mit Grund etwas dagegen einwenden. Aber ich habe noch Einiges dabei zu erinnern, erstlich: diese Liebe zu Gott, welche durch die Betrachtung seiner Güte und Barmherzigkeit entsteht, muß sich auch in guten Wirken äußern; denn Gott ist mit dieser Liebe nicht gedient, Er bedarf ihrer gar nicht; wenn wir weiter nichts thun, so sind wir unnütze Knechte.

Stibius. Das ist natürlich, die Liebe Gottes führt nun auch dazu, daß wir unsern Nebenmenschen lieben.

Theobald. Das ist einer von den Hauptpunkten, worüber ich gern mit Ihnen reden wollte: Wie glaubt ihr, daß sich die Liebe des Nächsten äußern müsse?

Stibius. Ei, das ist leicht zu begreifen: wenn man seinen Nebenmenschen, besonders den Nothleidenden hilft, und wenn man überhaupt seinen Nächsten Vergnügen macht.

Theobald. Aber das Vergnügen sowohl, als das Helfen kann auf mancherlei Art geschehen. Vielerlei Vergnügen sind schädlich und führen zum Unglück, und manchmal hilft man auch wohl Jemand zu seinem Schaden.

Stibius. Das wüßt ich nicht; Gott hat ja den Menschen zum Genuß des Vergnügens erschaffen, wofür haben wir Geruch, Geschmack, Gefühl, Gehör und Gesicht, als daß wir damit genießen sollen?

Theobald. Glauben Sie denn, daß der Mensch alles schlechterdings so lange genießen dürfe, als er kann, ohne seine Begierden im Zaum zu halten?

Stibius. Doch wohl mit einiger Einschränkung, so daß man am Genießen bleiben kann, ohne seiner Gesundheit zu schaden.

Theobald. Wissen Sie aber auch, daß die Be-

gierden des Menschen unendlich sind und daß man mit dem Vergnügenmachen nie fertig wird, wenn man diese Lehre annimmt? — Sehen Sie auch wohl ein, daß dann keine menschliche Gesellschaft bestehen kann, indem der Mächtigere alsdann alles an sich reißen wird; weil die ganze Erde, mit allem, was sie hat, bei weitem nicht hinlänglich ist, die Begierden eines Menschen, der keine Schranken kennt, zu sättigen, und weil alsdann die ganze Menschheit zu Grunde gehen müßte?

Stibius. Eben darum ist das Verderben der Menschen so groß, sie sollten sich alle in diese Erdengüter zu gleichen Theilen theilen, einer sollte so viel besitzen wie der andere, weil im Grunde alle gleiches Recht dazu haben.

Theobald. Gut! wir wollen das einmal annehmen; da das aber nicht seyn kann und jene Ordnung nicht eingeführt ist, wie soll sich da der Christ, der rechtschaffene Mann betragen?

Stibius. Er soll genießen, so viel er kann.

Theobald. Meister Stibius! Ihrer Meinung bin ich nicht; genießen so viel man kann, und das verbunden mit dem Grundsatz, alle Menschen hätten gleiches Recht zu den Gütern dieser Welt, — mir däucht, das sey keine gute Lehre; z. B wenn nun ein Aermerer als Sie so dächte und beraubte Sie, theilte mit Ihnen wider Ihren Willen, oder wenn ein Mächtigerer, etwa der Landesherr, sagte: ich will genießen, so viel ich kann, und nähme Ihnen das Ihrige, wären Sie wohl damit zufrieden?

Stibius. Nein, in beiden Fällen nicht.

Theobald. Nun, wenn Sie es nicht zufrieden sind, so sind ja auch Ihre Grundsätze unrichtig; denn was Ihnen recht ist, das ist ja auch einem andern recht.

Stibius (lächelte). Mein Herr! Jeder sucht zu

genießen, so viel ihm die Vorsehung Gelegenheit dazu gibt, — Jeder thut sein Bestes; freilich ohne seinem Nebenmenschen zu schaden.

Theobald mußte hier seinen Eifer mächtig zurückhalten, denn er wollte gern noch weiter in ihn dringen und ihn ausforschen; er fuhr also fort und sagte: Nehmen Sie mir nicht übel, ich finde doch viel Gefährliches in dieser Lehre, und ich glaube, wenn die Wiederbringung aller Dinge dazu führt, daß sie alsdann eine schädliche Meinung sey. Die Befriedigung der sinnlichen Begierden, mehr als die Erhaltung, Stärkung und Erhöhung der Leibes- und Seelenkräfte erfordern, hat lauter erschreckliche Folgen, und das will ich Ihnen beweisen:

1) Wenn der Mensch seine sinnlichen Begierden zu befriedigen für seine Bestimmung hält, so geht er immer weiter, er greift um sich, so weit er kann, drückt den Schwächern, und am Ende erreicht er doch seinen Zweck nie. Die Befriedigung aller sinnlichen Begierden kann also seine Bestimmung nicht seyn, sonst könnte die Welt nicht bestehen; man braucht ja nur zwei Augen, um das zu sehen. Sie sagen, die Glücksgüter sollten unter die Menschen gleich vertheilt seyn; aber Sie bedenken nicht, daß dann auch alle Menschen sich vollkommen gleich an Kräften seyn müßten; denn wenn das nicht ist, so wird der Stärkere immer wieder dem Schwächern das Seinige entreißen, einer wird mit Recht mehr erwerben als der andere, und also auch mit Recht mehr besitzen, sowie es auch wirklich in der Welt beschaffen ist. Die obrigkeitliche Gewalt ist nun dafür da, jeden bei seinem Eigenthum zu schützen, und jeder andere fällt mit Recht in ihre Strafe, der weiter geht, als sein Eigenthum reicht.

Sehen Sie, warum hier schon die Pflicht des recht-

schaffenen Mannes erfordert, daß er seine Begierden im Zaume halte. Haben Sie gegen diese Sätze etwas einzuwenden?

Stibius machte es wie alle Schwärmer, welche ihre Empfindungen für die Richtschnur ihrer Handlungen halten, er suchte auszuweichen und erklärte alles, was Theobald sagte, für Vernünfteleien. Dieser fuhr aber fort und sagte:

2) Haben Sie nicht oft bemerkt, daß die Befriedigung der sinnlichen Lüste allemal eine Traurigkeit hinterläßt? — sobald der Genuß vorbei ist, so ist das Vergnügen verschwunden; die größten Wollüstlinge haben daher am mehresten zu leiden.

Stibius. Ja, das ist wahr, darum muß man auch suchen, ununterbrochen am Genießen zu bleiben.

Theobald mußte sich mit Gewalt halten, um den abscheulichen Menschen nicht zu mißhandeln; mit Gelassenheit fuhr er jedoch fort:

Das ist ja unmöglich, ohne ein wüthendes Ungeheuer in der Welt zu werden!

3) Müssen Sie nicht gestehen, daß es doch eigentlich nur die Seele ist, welche auch bei den fleischlichsten Vergnügen genießt?

Stibius. Das ist gewiß!

Theobald. Nach Ihren eigenen Grundsätzen ist doch der Mensch schuldig, immer mehr und mehr nach dem Vergnügen zu streben, das am größten ist?

Stibius. Allerdings!

Theobald. Nun merken Sie wohl, es gibt Seelengüter, unendliche Güter, die jeder Mensch in unendlicher Fülle hier in der Zeit, bis in alle Ewigkeit fortgenießen kann, deren Genuß mittheilbar ist; je mehr ich andern mittheile, je mehr genieß ich selbst, und die mich weiter nichts kosten, als sie mit meinen Kräften ohne weitere Auslage und Aufwand zu

erwerben, und diese Güter sind Tugend und Gottseligkeit.

Stibius. Indessen führen diese Leute, die darnach ringen, ein elendes Leben. — Kreuz und Trübsal verfolgt sie allenthalben.

Theobald. Müssen Sie nicht oft viele Mühe und Sorge anwenden, um zeitliche Güter zu gewinnen? Eben so machen den Menschen diese Leiden zum Genuß jener wahren Güter immer geschickter. Und dann empfindet der Christ auch im Leiden sehr oft einen innern Genuß, der ihm weit angenehmer ist, als alle rauschende Vergnügen in der Welt.

Stibius. Ich möchte den Versuch nicht machen; besser ist's, hier genießen, was man kann, und dort auch.

Theobald. Sie nehmen ja eine Reinigung nach dem Tode an, wovon wollen Sie dann gereinigt werden?

Stibius. Von meinen Unreinigkeiten.

Theobald. Was heißen Sie Unreinigkeit?

Stibius. Sünde ist Unreinigkeit.

Theobald. Sünde ist, Gottes Gebot übertreten, und Gottes Gebot übertreten heißt, das Gesetz der Natur nicht halten, und dieß befiehlt, andern Leuten das nicht zu thun, was man von ihnen auch nicht gethan haben will; jetzt machen Sie sich die Rechnung selbst; so viel Vergnügen zu genießen, als man kann, ist wider das Recht der Natur, weil es andere am Genuß hindert; je mehr Sie also Ihren Grundsätzen folgen, desto mehr sündigen Sie, desto strenger ist die Reinigung nach dem Tode; und nun ist die Frage, ob die Reinigung hier nicht viel leichter und bequemer ist, als wenn sie dort geschehen muß?

Stibius. Ich kann mit Ihnen nicht disputiren, denn Sie können nicht alles fassen und ertragen, was ich Ihnen noch weiter sagen könnte.

Theobald. Ob ich's fassen könnte, daran zweifle ich nicht, aber das Ertragen hat mehr zu sagen.

Nun noch Eins: Nehmen Sie auch die Bibel zur Richtschnur Ihres Lebens an?

Stibius. Allerdings.

Theobald. Diese lehrt aber auf allen Blättern, die zeitlichen Güter mäßig zu genießen und sein Augenmerk auf die zukünftigen zu richten. Die Wiederbringung läßt sie zweifelhaft, aber ihre Moral nicht; jetzt urtheilen Sie selbst, was der Mensch, der Christ thun soll?

Stibius. Ja, die Bibel leidet eben vielerlei Erklärungen!

Theobald. Aber keine andre, als die ganz natürlich im Wortverstande liegt. Doch genug, ich merke wohl, wir werden über unsre Glaubensartikel nicht einig. Nun hab' ich noch einen Antrag an Sie.

Stibius. Wo ich Ihnen dienen kann, da thue ich's von Herzen gerne.

Theobald. Das soll mich freuen, und wir beide werden etwas sehr Gutes stiften, wenn Sie mir folgen. Sehen Sie hier meine Vollmacht! Damit zog er ein Papier aus dem Sack und las ihm vor, daß er mit dem Generalsuperintendenten abgeschickt sey, die Stibianische Sekte zu untersuchen und nach Befinden zu verfahren. Nun fuhr er fort: Jetzt, Meister Stibius! jetzt rath' ich Euch, schlechterdings frei und ungezwungen alles zu bekennen, was in euren Versammlungen vorgeht, oder gewärtig zu seyn, daß man nach aller Strenge mit Euch verfährt. Darauf stampfte Theobald mit dem Fuß, und Schönemann nebst dem Sekretär, und kurz darauf zween Soldaten nebst dem Offizier traten zu verschiedenen Thüren herein. Stibius erschrack auf den Tod und zitterte wie Espenlaub; in dieser Ueberraschung

setzten sich die Commissarien und fragten nun den armen Sünder über alle Punkte ab, wozu ihnen der Bericht jenes Pfarrers Veranlassung gegeben hatte. Der arme Schelm gestand alles, und sie erfuhren gräuliche Dinge, mehr als sie nur von Ferne hätten ahnen dürfen. Auch mußte er ihnen alle seine Anhänger mit Namen anzeigen und wo sie wohnten. Augenblicklich wurde dem Amtmann aufgetragen, auf der Stelle noch in dieser Nacht an alle Beamte Couriere mit den Listen der Stibianer abzuschicken und alle zu arretiren, noch ehe sie etwas von dem Vorgange zu Liebenkirchen erführen. Zugleich wurden alsofort alle, die zu Liebenkirchen wohnten, eingezogen und sogleich verhört.

Der Erfolg von dieser raschen Behandlung war der, daß man im ersten Schrecken alles erfuhr, und also nach Recht und Gerechtigkeit verfahren konnte. Stibius und seine Helfershelfer wurden auf lange Zeit mit Zuchthausstrafe belegt, und die andern nach Befinden gestraft, alle aber bis auf vollkommene Besserung excommunizirt.

So dämpfte man diese gräuliche Sekte gleichsam in der Brut; indessen schlugen sich doch Banden zusammen, welche noch bis vor einigen Jahren großen Unfug in den Niederlanden getrieben haben und deren Ende der Galgen war. Ihre ganze Sache war ein wunderbares Gemische von Fanatismus, Naserei, Raubsucht, Mord und Frevel; und ich glaube fast, daß es grassirende Seelenkrankheiten gibt, so gut wie körperliche.

Da mein Zweck mit Theobalds Geschichte nicht weiter geht, als in so fern sie in Absicht auf Schwärmerei und Unglauben oder Aberglauben lehrreich seyn

kann, von nun an aber dergleichen Vorfälle in derselben nicht mehr vorkommen, so beschließe ich hier dieses Werk mit dem herzlichsten Wunsch, daß doch die so warmen und verehrungswürdigen Freunde Gottes und der christlichen Religion durch so viele schreckliche Beispiele sich möchten warnen lassen, nichts Besonderes, — nichts Auszeichnendes zu beginnen, als nur, daß sie in der Stille an ihrer eigenen und anderer Menschen Vervollkommnung thätig arbeiten mögen, dazu ist jeder in allen Religionsbekenntnissen fähig. Eine besondere Sekte stiften zu wollen, ist allemal ein Stolz, der sich unter die Maske der Frömmigkeit versteckt, ein wahrer Aufruhr gegen die durch heilige Verträge sanktionirte Ordnung, und ein strafbares Beginnen gegen die Gesetze dessen, der die Welt durch weit andre, als solche gewaltsame Mittel regieren und regiert haben will. Hat Er eine Aenderung bestimmt, so weiß Er alles so vorzubereiten und seine Werkzeuge so zu leiten, daß sie gleichsam den Lauf nehmen müssen, den sie wirklich nehmen. Selig ist der und heilig, der Gottes Willen erfüllt, ihm weder vorläuft, noch zurückbleibt, dessen Macht wird über das Holz des Lebens sich erstrecken, und er wird in den Thoren der Residenzstadt des größten Monarchen aus- und eingehen! —

Theorie der Geisterkunde.

Seiner Königlichen Hoheit

Herrn

Carl Friedrich,

Großherzog von Baden u. Hochberg, Herzog von Zäringen &c.

Dem

Patriarchen der Fürsten

und

Christusverehrer auf dem Thron

gewidmet

vom

Verfasser.

Wenn sie Mosen und die Propheten — bei uns kommen Christus und die Apostel noch hinzu — nicht hören, so werden sie auch nicht glauben, wenn Jemand von den Todten auferstände. Evang. Luc. 16. Vers 31.

Einleitung.

§. 1.

Wenn man die Menschengeschichte rückwärts bis ins graue Alterthum durchdenkt, so findet man, daß sie immer mehr mit den Einwirkungen über- oder untermenschlicher, guter oder böser Wesen durchwebt ist. Wesen, deren Existenz sowohl, als ihre Thatsachen in der sinnlichen Naturkette nirgends hin zu passen scheinen, und daher von allen Völkern des Erdbodens von jeher bis auf unsre Zeiten geglaubt worden sind.

§. 2.

Sonderbar ist dabei die sehr wichtige Bemerkung, daß sich alle diese Wesen genau nach dem Charakter und dem Grad der Cultur des Volks richten, von dem sie geglaubt, verehrt und verabscheut werden; man vergleiche die Götterlehre der alten Egypter, Griechen und Römer mit den wilden Romanzen der Isländischen Edda, dem grotesken Labyrinth der Mythologie des Brama und den Scheusalen der alten Mexikaner, so wird man finden, daß die Gottheiten jedes Volks auch gleichsam seine Landsleute waren; die Guten betrugen sich genau nach den Sitten der

nach der National-Denkart fein gebildeten Menschen-Klassen, und die Bösen übten das, was man für lasterhaft hielt.

§. 3

Diese Beobachtung gibt der heut zu Tage unter aufgeklärten Leuten herrschenden Vorstellung, daß alle diese Wesen, zu allen Zeiten und unter allen Nationen, Traum, Täuschung der Phantasie und Dichtung gewesen und noch seyen, einigen Anstrich der Wahrscheinlichkeit — daß aber doch dieser Anstrich nichts mehr und nichts weniger als ein Anstrich sey, das läßt sich leicht beweisen: man beherzige, zergliedere und ergründe folgende Frage ruhig, unpartheiisch und gewissenhaft.

§. 4.

„Kann die menschliche Einbildungskraft etwas erdichten oder erschaffen, zu dem sie keinen Stoff, keine Materie hat?" — Jeder vernünftige redliche Denker wird mir antworten: Nein! sie kann sich durchaus kein Bild schaffen von dem, was nicht in die Sinne fällt." Daraus folgt also unwidersprechlich, daß wir Menschen nie von einer unsichtbaren Geisterwelt, von der Fortdauer unseres Wesens nach dem Tode, von guten und bösen Geistern und von Gottheiten von Ferne etwas geahnet hätten, wenn sich nicht dieses Uebersinnliche dem Sinnlichen offenbaret hätte. Warum wissen wir nichts von einer thierischen Geisterwelt? — warum spricht man nicht vom Wiederkommen freundlicher Hausthiere? — natürlicher Weise deßwegen, weil sich eine solche Welt nie den Menschen offenbaret hat. Aber wo findet sich nun eine Offenbarung der vernünftigen Geisterwelt, auf deren erzählte Thatsachen man sich sicher verlassen und auf

deren Gewißheit man unumstößliche Lehrgebäude gründen kann?

§. 5.

Der ächte Israelite und der wahre gläubige Christ antwortet auf der Stelle und mit Zuversicht: in der Bibel! — Gut! aber das Publikum, für welches ich schreibe, besteht aus Partheien, deren Begriffe von dieser heiligen Urkunde sehr verschieden sind.

§. 6.

Die erste Parthei nimmt alles ohne Anstand als Gottes Wort an, was in der Bibel gesagt wird; und doch theilt sich auch diese in zwei Hauptklassen: die eine, welche fest an den Symbolen der protestantischen Kirche hängt, glaubt zwar alle Erscheinungen aus der Geisterwelt, die in der Bibel erzählt werden, aber seit den Apostelzeiten nimmt sie keine mehr an, und wenn unläugbare Thatsachen dargethan werden, so schreibt sie solche lieber einem Gaukelspiel des Satans und seiner Engel zu, als daß sie ihrem System etwas vergeben sollte.

§. 7.

Die andere Hauptklasse glaubt nicht allein alle übersinnliche Erscheinungen in der Bibel, sondern auch die Fortdauer derselben bis zu unsern Zeiten. Diese schweift aber nun gewöhnlich auf der andern Seite zu weit aus, indem sie alle, dem gewöhnlichen Menschenverstand nicht faßliche Wirkungen der Phantasie, oder auch der körperlichen Natur für übernatürlich ansieht, und vornämlich, daß sie auf die Erscheinungen aus der Geisterwelt mehr Gewicht und mehr Werth legt, als ihnen zukommt. — Dieser Hauptpunkt macht einen vorzüglichen Theil des Zwecks aus, warum ich dieß Werk schreibe; ich bitte meine Leser, ihn im Gesicht zu behalten.

§. 8.

Die zweite Parthei entkleidet die heilige Schrift von allem orientalischen Schmuck — so nennt sie alle Bilder, die ihre aufgeklärte Vernunft in keiner Gehirnkammer anbringen kann, weil sie nicht zu den dortigen Meubeln passen; die trockene Geschichte der Bibel glaubt sie so ziemlich, doch unter der Aufsicht ihrer vernünftigen Kritik: aber die Moral, die Sittenlehre, das ist eigentlich, worauf es ankommt, wenn von göttlicher Offenbarung die Rede ist.

§. 9.

Die dritte Parthei endlich glaubt weder an die Bibel, noch an die Geisterwelt; ob und wie sie nach dem Tod fortdauern wird, das ist hier gleichgültig; ihr Element ist sinnlicher Genuß und Wissenschaft der Sinnenwelt; was sich auf dieser und ihrer zunächst an der Hand liegenden Grundsätzen nicht erklären läßt, das nimmt sie nicht an. Diese Parthei ist eigentlich heut zu Tage die herrschende, der Geist der Zeit ist der Gott, der sie in allen ihren Handlungen leitet, und die immerfort, wie die Moden, wechselnde Philosophie zu seiner Offenbarung macht; vom Glauben, auch an das Glaubwürdigste, ist da gar die Rede nicht.

§. 10.

Der Zweck dieses meines Buchs bezieht sich auf alle vier Partheien; möchte ich ihn nur erreichen! — Das Unternehmen ist schwer — da ich aber auf meinem langen und merkwürdigen Lebensweg Gelegenheiten die Menge gehabt habe, Beobachtungen aller Art zu machen; da mich auch die Alles leitende Vorsebung so geführt hat, daß ich zu tief verborgenen Erscheinungen den Aufschluß gefunden und die vornehmste Quelle desselben entdeckt habe; und da ich

nun endlich von einer sehr verehrungswürdigen Person, der ich nichts abzuschlagen wage, weil alle ihre Wünsche edel und gut sind, aufgefordert worden bin, meine Theorie durch den Druck bekannt zu machen, so wage ich es in Gottes Namen und bitte alle meine Leser, ruhig und mit einem vorurtheilsfreien Gemüth dieses Werk aufmerksam zu lesen und zu prüfen; ich glaube, daß es Worte zu seiner Zeit enthält, da sich jetzt häufig hin und wieder merkwürdige Erscheinungen äußern, wodurch gute Seelen von der wahren Spur des Einzig Nöthigen abgeleitet und auf Abwege und Irrthümer geführt werden.

§. 11.

Ich werde also der ersten Parthei zeigen, daß es unter tausenderlei Träumen, Täuschungen, Dichtungen und Phantastereien doch noch immer einige wahre und unläugbare Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen gebe, womit der Satan und seine Engel nichts zu thun haben. Der ungeheure Mißbrauch, den die römische Kirche von jeher mit diesen Dingen getrieben hat, bewog die Reformatoren, demselben durch die Symbolen Schranken zu setzen; die Erfahrung aber lehrt, daß sie auf dem andern Extrem von der Wahrheit, die ruhig in der Mitte ihren glänzenden Pfad wandelt, eben so weit, aber weniger gefährlich abgekommen sind.

§. 12.

Der zweiten Parthei will ich beweisen, daß es viele sehr wichtige und unerklärbar scheinende Phänomene gibt, deren Ursache sie in der Geisterwelt, oder wohl gar in der Einwirkung Gottes suchen, die aber ganz allein in der menschlichen Natur gegründet sind, deren Tiefen auch von den allerscharfsichtigsten Forschern noch nicht hinlänglich entdeckt worden, viel-

leicht auch nie ganz entdeckt werden können. Dieser Mißgriff solcher gutdenkenden, aber nicht genug unterrichteten Seelen hat zu den ungeheuersten Schwärmereien und den beweinenswürdigsten Folgen Anlaß gegeben; es sind daher Sekten entstanden, die der reinen Christusreligion zur Schmach und Schande gereichten. Ich verweise hier meine Leser auf mein Buch: Theobald oder die Schwärmer.

§. 13.

Die dritte und vierte Parthei kommen darinnen überein, daß sie von allem dem ganz und gar nichts glauben, sondern alles entweder für Trug und Täuschung, oder für Wirkungen der uns noch verborgenen Kräfte der menschlichen Natur erklären. Da es aber dem allem ungeachtet doch Thatsachen gibt, deren historische Gewißheit nicht geläugnet werden kann, so wagen sie Erklärungen, die so ungereimt sind — wie der selige Kästner einst sagte — daß sie, wenn sie wahr wären, noch ein größeres Wunder seyen, als das, welches sie wegerklären wollten.

Alle diese Schwerglaubigen werden durch dreierlei Beweggründe geleitet.

§. 14.

Der erste ist das mechanisch-philosophische System, das sie bei der ganzen Sinnenwelt, bei den körperlichen Naturkräften und Geistern ihren Erklärungen zum Grund legen und es für unumstößlich wahr halten.

§. 15.

Der zweite hat den Aberglauben und seine Vertilgung zum Zweck: man wagt lieber die allersinnlosesten Erklärungen, auch wohl, wenn man sich nicht anders zu helfen weiß — mit Ehren zu melden — eine Lüge, wenn man anders dem, was man für Aberglauben hält, dadurch einen tödtlichen Stoß bei-

bringen kann. Aber was ist Aberglaube? — was ist Schwärmerei? — an dem einen Ende der Kette ist die Religion Jesu in ihrer höchsten Reinigkeit schon schwärmender Aberglauben; am andern Ende steht die sinnloseste und wildeste Träumerei an der Stelle der Wahrheit! — Freunde und Freundinnen! — diese heilige Führerin auf dem dunkeln und mit so vielen Abwegen durchkreuzten Lebenspfade findet Ihr sicher, wenn Ihr mit vorurtheilsfreiem und gottergebenem, wahrheitsliebendem Gemüth nicht nach dem Wunderbaren und Außerordentlichen gafft und hascht, nicht die verborgenen Geheimnisse der Geisterwelt ergrübeln, sondern nur das glänzende Kleinod am Ziel erringen, nichts als Jesum Christum den Gekreuzigten wissen wollt. Begegnet Euch dann irgendwo etwas aus der verborgenen, geheimnißvollen Welt, so behandelt es nach den Lehren, die ich euch in diesem Buch vortrage, und geht dann ohne Aufenthalt weiter, ohne Euch bei solchen Gegenständen lange aufzuhalten.

§. 16.

Der dritte Beweggrund endlich ist so gethan, daß man ihn bedauert und ruhig vorübereilt. Die Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen zeugen von einer unsichtbaren Geisterwelt, die der Aufenthalt abgeschiedener Seelen, guter und böser Engel und Geister ist; sie beweisen die Fortdauer unserer Seelen nach dem Tod mit dem klaren Bewußtseyn ihrer gegenwärtigen Existenz und der Rückerinnerung des ganzen vergangenen Erdenlebens; dann auch die große Wahrheit von Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Das ist aber gewissen Leuten ein Dorn in den Augen; sie fühlen wohl, was für ein Schicksal auf sie wartet, wenn obiges alles Wahrheit ist. Einige vermuthen auch wohl eine Art von Fortdauer

ihres denkenden Wesens, aber die Rückerinnerung an ihr Erdenleben glauben sie nicht, sondern sie träumen sich dann eine ganz neue Existenz, die um einen Grad edler und besser ist, als die jetzige, auf die aber das hier geführte Leben gar keinen Einfluß hat. Diese ganze Idee ist aber eben so viel werth, als die gänzliche Vernichtung nach dem Tod: denn wenn ich mich des gegenwärtigen Lebens, aller meiner Schicksale, meiner Gattin und Kinder, meiner Freunde, meiner Schwächen und guten Handlungen ganz und gar nicht mehr erinnern kann, so bin ich das nämliche Ich, der nämliche Mensch nicht mehr, sondern ein ganz neues Wesen — Gott bewahre uns vor einer solchen Zukunft in Gnaden! — und Ihm sey ewig Lob und Dank gesagt, daß die Bibel, der allgemeine Menschenverstand aller Völker zu allen Zeiten, und noch immer unzweifelbare Erfahrungen gerade das Gegentheil bezeugen.

Alle diese Begriffe sind Folgeschlüsse, deren Grundsätze in der mechanischen Philosophie liegen. Dieses gefährliche Raubschloß zu ersteigen, zu zerstören und zu schleifen, soll also mein erster Versuch seyn.

Das erste Hauptstück.

Prüfung der Grundsätze der mechanischen Philosophie und Widerlegung derselben.

§. 17.

Unter allen Völkern, Zungen und Sprachen gab es von Anfang der Welt an kein einziges, welches Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen läug-

nete; im Gegentheil, wenn etwa hie oder da ein Einzelner so klug und so aufgeklärt war, von dem allem nichts zu glauben, so verabscheute man ihn als einen Gotteslängner, der nach diesem Leben große Strafe zu erwarten hätte. Wie viele abscheuliche Betrügereien, Täuschungen und gräßlicher Aberglauben mit der reinen einfachen Wahrheit vorzüglich unter den heidnischen Nationen verbunden war, davon erzählt uns die Geschichte die schauderhaftesten Beispiele. Zum allgemeinen Segen der Menschheit erschien nun unser anbetungswürdiger Erlöser Jesus Christus; Er und seine Apostel lehrten die reine himmlische Wahrheit und bekämpften allenthalben den Aberglauben und die Irrthümer der Juden und Heiden; aber den Glauben an Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen bekämpften sie nicht; im Gegentheil, sie erzählen, daß sie selbst dergleichen Erfahrungen gemacht hätten. Ich denke nicht, daß ich mich mit Anführung einiger Beispiele aufzuhalten brauche; meinen Lesern werden sie wohl von selbst einfallen.

§. 18.

Die Begriffe, die sich die allgemeine christliche Kirche von jeher von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen machte, stützten sich im Wesentlichen auf folgende Vorstellungen: sie glaubten überhaupt eine unsichtbare Geisterwelt, die man in drei Regionen eintheilte, nämlich in den Ort der Seligkeit, oder den Himmel, in den Ort der Verdammniß, die Hölle, und dann in den dritten Ort, den die Bibel Hades, den Todtenbehälter, nennt, in welchem die Seelen, die noch zu keinem von beiden Zielen reif sind, zu dem, wozu sie sich in diesem Leben am mehresten befähiget haben, vollends zubereitet werden. Alle diese Regionen haben aber auch ihre Bewohner: der Himmel, den

sie sich hoch in der Höhe, über den Sternen dachten, ist der Sitz der höchsten Majestät Gottes und seine Bürger sind die Schaaren der Engel und seligen Geister. Die Hölle ist im innern hohlen Raum der Erde, wohin der Satan nebst seinen Engeln dereinst verwiesen wird, wenn er seine Rolle auf Erden ausgespielt hat; und da wird dann auch der Aufenthalt der unseligen Menschen seyn. Die Vorstellung, die sie sich vom Weltsystem machten, war folgende:

§. 19.

Die Erde ist der Hauptgegenstand der körperlichen Natur; die Sonne und alle leuchtende Sterne, die sie für nichts anders, als für feine Lichtwesen hielten, sind um der Erde, und Alles zusammen um der Menschen willen da; diesen Sternen schrieben sie einen großen Einfluß auf die Erde und ihre Bewohner zu, und sie sahen sie als die Werkzeuge an, wodurch Gott die physische und moralische Natur regiere. Nach ihren Begriffen stand die Erde im Mittelpunkt des ganzen Alls, und der ganze Himmel mit aller seiner Majestät mußte sich in 24 Stunden um die Erde bewegen.

§. 20.

In Ansehung der Geisterwelt glaubten sie, daß sich der Satan mit seinen Engeln in der Luft aufhalte und einen großen und mächtigen Einfluß auf die Menschen habe; daß aber auch die heiligen Engel um und bei den Menschen wären, sie schützten und ebenfalls Einfluß auf sie hatten. Daß abgeschiedene Seelen je nach ihren Verhältnissen wieder erscheinen könnten, war ihnen keinem Zweifel unterworfen.

§. 21.

Gegen alle diese Vorstellungen der allgemeinen christ-

lichen Kirche hat die Bibel nichts einzuwenden, und die damalige aristotelisch-platonisch-scholastische Philosophie, welche die Vernunft der Gelehrten allgemein beherrschte, war auch vollkommen damit zufrieden. — Wenn auch hie und da ein hellsehender Selbstdenker diesen oder jenen Punkt unmöglich fand, oder der glühende Gnostiker auf der andern Seite noch mehrere Unmöglichkeiten in das Welt- und Geistersystem hineinschuf, so verursachte das wohl Federkriege und Ketzermachereien, aber die Hauptbegriffe blieben denn doch in beiden Kirchen, der morgenländisch-griechischen, und der abendländisch-lateinischen oder römischen, felsenfest und canonisch stehen, und mit ihnen Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen, die sie alle dem Geist Gottes und den Engeln, auch abgeschiedenen Seelen zuschrieben.

§. 22.

Nach und nach, aber schon früh, vorzüglich von den Zeiten Constantins des Großen an, vergaß die Geistlichkeit die goldenen Worte Christi: der Größeste unter euch soll seyn wie der Geringste und der Vornehmste wie ein Diener; im Gegentheil, sie maßte sich immer größere Ehre an und strebte sogar nach der allgemeinen Weltmonarchie. Da sie nun keine, oder doch sehr schwache weltliche Waffen hatte, so erschuf sie sich geistliche, und da bot ihr das Geisterreich ein unerschöpfliches Rüsthaus dar; sie hatte Gewalt über die bösen Geister und konnte sie austreiben, denn wenn Jemand eine etwas verwickelte Krankheit hatte, die die Aerzte nicht erklären konnten, so war er vom Teufel besessen, und der Geistliche mußte herbei, um ihn auszutreiben. Es gab Zauberer und Zauberinnen, die Niemand bän-

digen und ihre Wirkungen hemmen konnte, als der Geistliche. Jetzt wurde nun auch der H a d e s, der bisher ein an und für sich selbst leidensfreier, wenn nicht Jemand Qual und Jammer in seinem Busen mit hineinbrachte, Aufenthalt gewesen, zum Glutofen umgeschaffen, in welchem alle abgeschiedene Seelen, die sich der Heiligsprechung nicht würdig gemacht hatten, wozu manchmal nur blinder Gehorsam, äußere Werkheiligkeit und Verfolgung der Ketzer erfordert wurde, wie Silber und Gold geläutert werden mußten. Dieß war nun ein vorzüglich mächtiges Mittel, auch die größten Monarchen mit allen ihren Armeen und alle christliche Nationen unter den Gehorsam der Geistlichkeit zu bringen: denn diese behauptete, und man glaubte es a l l g e m e i n, daß sie den Schlüssel zum Fegfeuer habe, und durch Seelenmessen und Gebete, die sie sich dann gut bezahlen ließ, die armen Seelen daraus erlösen und zur Seligkeit befördern könnte.

§. 23.

Diese und noch andere Beweggründe mehr machten es der Geistlichkeit zur Hauptsache, daß sie immer den mächtigen Einfluß der Geisterwelt auf die Menschheit, als einen der wichtigsten Punkte der Glaubenslehre, handhabte. Hier finden wir nun die Hauptquelle des sinnlosesten und empörendsten Aberglaubens, der allerdings verdient, bis auf die Wurzel ausgerottet zu werden. Dieß geschieht aber nicht dadurch, daß man unläugbare Thatsachen wegläugnet, sondern daß man die heilige Wahrheit rein und lauter darstellt.

§. 24.

Das oben beschriebene c h r i s t l i c h e System der Geister- und Körperwelt stand 1500 Jahre unerschüttert da; auf einmal trat der Mönch Nicolaus C o p e r-

nikus auf; mit gewaltiger Hand rückte er die Erdkugel aus dem Mittelpunkt der Schöpfung weg, setzte die Sonne dahin, und ließ nun jene in einem Jahr um diese, und in 24 Stunden um ihre eigene Achse laufen. Durch diese glückliche Erfindung wurde viel Unbegreifliches begreiflich und vieles Unerklärbare erklärbar. Der Pabst und die Geistlichkeit machten gewaltig große Augen, sie drohten mit Fluch und Bann; allein dem war Copernikus entwischt; die Erde war nun einmal am Fortrollen und kein Bannfluch konnte sie hemmen. Daß diese Mißbilligung und Furcht der Geistlichkeit gegründet war, das haben die Folgen des Copernikanischen Systems bewährt: denn nun sahe man allmählig alle Firsterne für Sonnen an, die vielleicht alle solche Planeten zu Begleitern hätten; folglich wurde nun die Erde zu einem höchst unbedeutenden Punkt in dem großen unermeßlichen All. Ob sich aber doch bei diesem allgemein angenommenen Weltsystem nicht noch das eine oder andere erinnern lasse, das werden wir weiter unten sehen.

§. 25.

Während der Zeit hatten nun auch der sel. Luther und seine Gehülfen von Seiten der kirchlichen Glaubenslehren eine große Revolution in der Christenheit zu Stande gebracht; die heilige Schrift wurde wieder die einzige Richterin des Glaubens und Lebens, und die Geistlichkeit der protestantischen Kirche begab sich aller Ansprüche auf die Herrschaft über die Geisterwelt, das Fegfeuer löschte sie aus und vergrößerte die Hölle durch den Hades: es wurde durchaus kein Mittel- oder Reinigungsort mehr geglaubt, sondern alle abgeschiedenen Seelen gingen sogleich an den Ort ihrer Bestimmung, in den Him-

mel oder in die Hölle über. Daß sie hier der Sache zu viel that, das werde ich an seinem Ort beweisen: daß man den Hades zum Fegfeuer machte, war unrecht, aber daß man ihn mit dem Fegfeuer wegschaffte, war auch wieder zu weit gegangen. Uebrigens bekümmerte sich die Geistlichkeit, als solche, wenig um das Copernikanische System; man sahe es als eine Sache an, die wenig Einfluß auf die christliche Glaubenslehre haben könne, aber man irrte sich: denn die folgenden Astronomen bearbeiteten dieß Lehrgebäude weiter und fanden, daß es überall die Probe hielt, und nun erschienen endlich die großen Männer, des Cartes (Cartesius), Newton und andere, die durch ihre Erfindungen und Entdeckungen der Sache den entscheidenden Ausschlag gaben, dergestalt, daß nun jetzt das Copernikanische Weltsystem bei allen Gelehrten über allen Widerspruch erhaben ist, besonders auch darum, weil alle Berechnungen des Laufs der Sterne nach diesem System auf das Genaueste eintreffen.

§. 26.

Daß dieses Copernikanische Weltgebäude der christlichen Glaubenslehre nachtheilig werden könne, hatten vielleicht nur der Pabst und sein Consistorium geahnet, aber nun zeigte sich allmählig, daß sie nicht geirrt hatten: dem consequenten denkenden Kopf mußten nun folgende Gedanken nothwendig einfallen: Die Erde mit ihrer Menschheit kann unmöglich der Hauptgegenstand der Schöpfung seyn; sie ist nur ein unbedeutendes kleines Planetchen, ein Punkt im unermeßlichen Weltall — die andern prächtigen und weit größeren Himmelskörper müssen weit mehr Werth in den Augen des Schöpfers, und ihre Bewohner ebenfalls viele Vorzüge vor den Menschen haben, — und

doch soll der Sohn Gottes, der Logos, durch den das ganze All geschaffen worden, in diesem abgelegenen unbedeutenden Winkel menschliche Natur angenommen und die auf den Thron aller Welten hinaufgeadelt haben — jetzt muß also die ganze Geisterwelt jährlich mit der Erde die Reise um die Sonne machen — u. s. w.

§. 27.

Ich bitte meine Leser, sich durch diese scheinbaren Gründe nicht irre machen zu lassen; ich werde ihnen im Verfolg einen Felsengrund anzeigen, der der Natur, der Vernunft und der Bibel angemessen ist, und auf dem ihr Glauben unerschütterlich ruhen kann, so lang, bis wir alle zum Schauen gekommen sind.

§. 28.

Die Geistlichkeit bekümmerte sich entweder um das alles nicht, oder sie suchte es, so gut sie konnte, mit den Glaubenslehren zu vereinigen: die römisch-katholische setzte ihre Herrschaft über das Geisterreich fort, und die protestantische nahm keine Notiz davon; Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen waren entweder Trug, Täuschung und Phantasie, oder wo man die Thatsachen nicht läugnen konnte, da hielt man es für Spukerei des Satans und seiner Engel. Den abgeschiedenen Seelen hatte man durch das Gesetz, daß die Frommen gleich nach dem Tod in den Himmel und die Gottlosen in die Hölle müßten, zum Rückgang auf die Erde das Thor verschlossen.

§. 29.

Das neue mechanische Weltsystem hatte der menschlichen Vernunft zum ferneren Forschen Thür und Thor geöffnet. Daher wagte sie nun auch, mit diesen mechanischen Naturgesetzen in die Geisterwelt hinüber zu gehen, und eben hier wurde nun die Quelle zum Glauben an

die eiserne Nothwendigkeit des Schicksals, dieser ungeheuren Gebärerin alles Unglaubens, aller Freigeisterei, mit einem Wort, des Abfalls von der ächten Christusreligion und des furchtbaren Antichristenthums eröffnet; man setzte nun ein für allemal den Grundsatz fest, es existire nichts anders in der ganzen erschaffenen Natur, als Materie und Kraft. — Die Materie untersuchte man in der Naturlehre durch Versuche aller Art; vorzüglich wurde die Chemie in diesem Fach sehr fruchtbar. Dadurch wurden nun die vortrefflichsten und im menschlichen Leben höchstnützlichen Entdeckungen gemacht, so daß die Männer, die sich damit beschäftigen, ewigen Dank verdienen. Da man aber nun bei diesen Untersuchungen keine anderen Kräfte entdeckte, als solche, die der Materie eigen sind; oder wenn man Wirkungen verborgener Kräfte bemerkte, alsofort schloß, sie seyen auch materiell, nur nicht entdeckt, und man werde bei fernerem Fortschritt auch ihnen auf die Spur kommen, welches auch gewöhnlich geschah; so setzte man als unwiderruflich fest, es gebe durchaus keine andere, als materielle Kräfte. Diesen Satz begründete nun noch vollends der Folgeschluß: alle Kräfte der Materie, mithin auch der Körper, wirken nach ewigen unveränderlichen Gesetzen; das ganze Weltall besteht aus Materie und ihren Kräften, folglich geschehen auch alle Wirkungen im Weltall nach ewigen und unveränderlichen Gesetzen.

Aus diesem folgte noch ein anderer eben so fruchtbarer, als unfruchtbarer Schluß:

§. 30.

Wenn alle Wirkungen im Weltall nach ewigen und unveränderlichen Gesetzen geschehen, die in der Materie zu unendlich mannigfaltigen Zwecken gegründet sind, so ist die Welt eine Maschine; das ist: ihre

ganze Einrichtung ist mechanisch; da aber nun jede fremde Einwirkung in eine Maschine eine Störung in ihrem bestimmten Gang zum Zweck macht, so kann es keine Wesen geben, die Einfluß auf die Körperwelt haben; wenn solche Wesen zur Weltregierung und ihre Mitwirkung in der Natur nöthig wären, so wäre das ganze Weltall eine sehr unvollkommene Maschine, und eine solche konnte der höchstvollkommene Baumeister aller Welten nicht machen.

§. 31.

Aber nun, der Mensch mit seiner vernünftigen Seele! Hier ging man anfangs behutsam zu Werke: denn die Männer, welche obiges mechanische System zu Stand brachten, wenigstens die Wichtigsten unter ihnen, hatten gewiß nicht den Zweck, der Religion zu schaden, und sie ahneten nicht von ferne, daß ihr Lehrgebäude ihr zum Grabmal dienen würde. Daher sahen sie freilich den Menschen auch als ein Rad der großen Weltmaschine an, aber sie behaupteten doch auch zugleich seinen freien Willen, folglich freie Handlungen, die durch die Vernunft bestimmt werden. Den Widerspruch zwischen freien Handlungen und ewigen unveränderlichen Naturgesetzen, durch welches alles nothwendig so und nicht anders geschehen kann und muß, glaubten sie dadurch zu heben, wenn sie behaupteten: Gott habe vor der Grundlegung der Welt gleichsam einen Plan entworfen, nach dem Er diese beste Welt unter allen möglichen schaffen und einrichten wollte. In diese Welt nahm Er nun auch die Menschheit, die aus lauter vernünftigen, freiwirkenden Wesen bestehen sollte, auf. Da er nun als ein allwissender Gott wußte, was jeder Mensch, jedes freihandelnde Wesen wählen und thun würde, so richtete Er seinen Plan so ein, daß alle böse und

gute Thaten hinein paßten, und alles endlich zum großen Ziel der ganzen Schöpfung hinführen muß.

§. 32.

Die Idee von einem solchen Plan und die Einrichtung in Ansehung der Einwirkung der freihandelnden Menschheit nannte man das System der besten Welt. Ein großer Theil denkender Männer, auch redliche Theologen, begnügen sich mit dieser Feigenblätterschürze und ließen es nun dabei bewenden; aber es gab andere, die doch diese Blöße entdeckten: denn sie sagten, wenn Gott die freie Handlungen der Menschen mit in die ewigen und nothwendigen Naturgesetze verwebt hat, so werden sie unfehlbar selbst unabänderlich, folglich auch nothwendig, und der Begriff von menschlicher Freiheit ist Täuschung.

§. 33.

Dieser Schluß folgt ganz natürlich aus dem Grundsatz der besten Welt; wären diese Begriffe richtig, so wäre es auch jener. Dieß ist aber ein so fürchterlicher Gedanke, daß dem Gottes- und Menschenfreund ein Schauer durch Mark und Bein dringt, wenn er sich ihn nur vorstellt: denn nun sind alle Sünden und Gräuelthaten vom Fall Adams an bis auf den letzten Sünder der Menschheit Gott wohlgefällig, denn Er hat sie ja mit in den Plan zur besten Welt aufgenommen, — wenigstens waren sie dem Schöpfer zu seinen Zwecken nothwendig, weil Er sie nicht vermieden hat. Kann man sich etwas Schrecklicheres vorstellen? — Wenn also Jemand auch das größte Laster begeht, so kann er denken: diese That gehört mit in den Plan der besten Welt, sonst hätte mich Gott sie nicht begehen lassen, und da Er sie also mit in seinem Plan aufgenommen hat, so kann Er mich nicht darüber strafen. Was noch alles aus die-

sen Sätzen ganz logisch richtig folgt, ist so höllisch, gräulich und empörend, daß ich's nicht von weitem berühren mag. Hier hört alle göttliche Offenbarung, die Bibel mit ihrem ganzen Inhalt, die Sendung des Sohns Gottes und sein ganzes Erlösungswerk auf! Da findet überhaupt keine Religion mehr statt; wenn es einen Gott gibt, so geht er uns nichts an, oder wenn Er etwa selbst die alleswirkende Naturkraft wäre, so hilft uns das wieder nichts, weil Er alles nach ewigen und unveränderlichen Naturgesetzen regiert, in denen in Ewigkeit nichts zu ändern ist.

Seht, meine Freunde und Freundinnen! auf diesem Wege geht heut zu Tage die so hochgepriesene Aufklärung unaufhaltbar dem ewigen Verderben entgegen und reißt ganze Schaaren von Menschen mit sich fort. Das ist dann auch die Nichtreligion des Menschen der Sünden, der er eine religiöse Larve umhängen wird.

§. 34.

Der große Leibnitz war der Erfinder des Grundsatzes der besten Welt, er hat wohl von weitem nicht geahnet, daß solche Folgen daraus entstehen würden; indessen machte ihn doch ein englischer Philosoph aufmerksam; nun setzte er sich hin und schrieb seine Theodicee, ein Meisterstück des Scharfsinns und des tiefen Denkens; aber am Ende beweist es weiter nichts, als daß auch die höchste Kunst nicht vermögend sey, eine böse Sache zu vertheidigen.

§. 35.

Ich weiß gar wohl, daß bei weitem nicht alle, die an das mechanisch-philosophische System glaubten, bis zu obigen schrecklichen Begriffen hinabgesunken sind; es gibt da unendlich viele Abstufungen, auf welchen Schaaren von Aufgeklärten stehen; aber daß

alle diese Abstufungen zum ewigen Verderben führen, weil sie alle unaufhaltbar zu jenen höllischen Ideen der Nichtreligion hinstreben, das ist unläugbar. Wer ein consequenter Denker ist und das mechanische System angenommen hat, der kann nicht anders, seine Vernunft führt ihn unfehlbar zu jenem schrecklichen Ziel; folglich ist und muß dieß mechanische System grundfalsch seyn, und daß es das ist, das werde ich im Verfolg unwidersprechlich darthun.

§. 36.

Denkt nicht, meine Lieben! daß ich zu weit von meinem Ziel abschweife! — Wenn ich meine Theorie der Geisterkunde unerschütterlich gründen will, so muß ich diesen Weg einschlagen und zuerst zeigen, welche mächtige Hindernisse ihr entgegenstehen.

§. 37.

Wenn die Welt eine Maschine ist, die durch ihre anerschaffenen Kräfte allein ohne andere Beihülfe ihren Gang geht, wenn sogar Gott selbst nicht mitwirkt, so haben auch weder gute noch böse Engel Einfluß auf sie. Diesen Satz setzt die Aufklärung als erwiesen fest. Es gibt auch ihrer Behauptung nach keine solche Wesen, und wenn's ihrer gäbe, so gehen sie uns so wenig an, als etwa die Bewohner eines Planeten; was die Bibel von ihnen sagt, ist Bildersprache.

Ach, mein Gott! welche eiskalte, trostlose Vernunftweisheit ist das! — sie weiß von keinem Vater im Himmel und von keinem Erlöser; ist's ein Wunder, daß sich ein Unglücklicher, der dieß System angenommen hat, eine Kugel durch den Kopf jagt?

§. 38.

Während dem, daß die großen Philosophen diesen schrecklichen Basilisken ausbrüteten, ließen sie die Geisterwelt, Ahnungen, Gesichter- und Geistererscheinun-

gen ruhen; aber das gemeine Volk glaubte sie noch immer fest, es spukte noch allenthalben, man legte Träume aus, es gab Wehrwölfe, wilde Jäger; die Irrwische gehörten noch unter die furchtbaren geistigen Wesen, und allenthalben waren noch Hexereien im Gang. Daß dieser wilde Aberglauben hin und wieder entsetzliche Folgen hatte, daran ist kein Zweifel; aber man glaubte auch an Gott, an Jesum Christum, den Weltheiland, man betete mit Glauben und Vertrauen, man fürchtete die Hölle und hoffte auf den Himmel. Legt man nun einen Aberglauben mit diesem frommen Glauben auf die eine Wagschale der Wahrheit und den jetzigen Unglauben auf die andere, so zeigt sich bald, auf welcher Seite der Ausschlag ist. — Die damaligen Sitten, verglichen mit den heutigen, zeigen laut, daß der selige Jerusalem recht hatte, wenn er sagte: lieber die spanische Inquisition, als herrschenden Unglauben! Gott bewahre uns vor beiden!

§. 39.

Die Folgen des finstern Aberglaubens fielen indessen stärker in's Auge, als die Folgen des mechanisch-philosophischen Systems; man ahnete nicht von weitem, daß es unfehlbar zum Abgrund führe, sondern man hoffte und glaubte, es werde die Religion in ihrer höchsten Reinigkeit darstellen; daher griff man nun den Aberglauben mit den Waffen an, die die Philosophie an die Hand gab, man stürzte ihn vom Thron, aber auch mit ihm den seligen beruhigenden Glauben des Christen. Daß man letzteres nicht wollte, das versteht sich.

Balthasar Becker in Holland und Thomasius in Deutschland haben durch den Sturz des Aberglaubens ihre Namen verewigt.

§. 40.

Ich kann unmöglich die in der Mitte wandelnde heilige Wahrheit finden, den Aberglauben und den Unglauben stürzen, wenn ich nicht die Gründe zeige und dann vernichte, auf welche alle Bekämpfer des Aberglaubens und mit ihm des wahren Glaubens ihre Batterien anlegten. Aus den Ideen der besten Welt war nun schon ausgemacht, daß die physische und moralische Welt blos und allein durch ihre eigenen anerschaffenen Kräfte regiert werde, und daß weder Gott, noch gute und böse Engel und Geister Einfluß auf sie hätten. — Aber man ging noch weiter: man bewies auch nun, wie man glaubte, unwidersprechlich, daß es überhaupt, — nach dem Bibelsinn — keine Geister, keine gute und keine böse Engel gebe. Daß ein Gott sey, das glaubte man, aber nur aus Höflichkeit, doch waren auch einige so ungezogen, daß sie es läugneten; indessen dachten diese consequent: denn wenn Gott keinen Einfluß auf die Welt hat, so geht er uns auch nichts an: und kann uns sehr einerlei seyn, ob dann ein Gott existirt oder nicht, die Welt kann ja auch von Ewigkeit her gewesen und selbst ihr eigener Gott seyn. Seht, meine Lieben! auf solche ungeheure Ideen führt die sich selbst überlassene menschliche Vernunft.

§. 41.

Der Beweis, daß es keine gute und böse Engel gebe, gründet sich auf folgende Sätze:

1) Gott und die Natur schaffen nichts Ueberflüssiges; da nun die Materie der ganzen Körperwelt mit ihren gehörigen Kräften versehen ist, so bedarf sie keiner fremden, mit einwirkenden Wesen; und wenn sie solcher bedürfte, so wäre sie kein vollkommenes Werk, Gott kann aber keine unvollkommene, sondern

Er muß die beste, die vollkommenste Welt schaffen; und

2) wenn es außer Gott noch vernünftige Wesen gibt, so gehören sie zu einer andern Welt, die uns nichts angeht.

Da nun diese Wesen Gott nicht gleich seyn können, sondern endlich und eingeschränkt sind, so sie sie auch Irrthümern und Fehltritten ausgesetzt; sie können also weder vollkommen gut, noch vollkommen bös seyn. Es gibt also weder durchaus gute, noch durchaus böse Wesen.

§. 42.

Aber der Mensch selbst ist sich das größte Räthsel — das denkende Wesen in ihm, mit allen seinen anerschaffenen, in ihm gegründeten Trieben, läßt sich doch nicht aus den Kräften der Materie erklären. Aus allen möglichen Zusammensetzungen dieser Kräfte entsteht nicht Selbstbewußtseyn, Urtheilskraft, Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Einbildungskraft, u. s. w.

Hier fällt es unsern mechanischen Philosophen schwer, dieß unbekannte Etwas mit der großen Weltmaschine, mit Materie und Kraft, in Einklang zu bringen. Leibnitzens Monadenlehre und seine vorherbestimmte Harmonie wurden bald mit Recht als unstatthaft verworfen. Es blieb also anders nichts übrig, als man mußte entweder annehmen, daß die Seele des Menschen durch das unbegreiflich wunderbar gebaute Gehirn aus den Naturkräften gebildet, und also doch ein Resultat der körperlichen Natur und ihrer Kräfte sey, daß sie also auch mit dem Tod aufhöre. Oder man setzte fest, die menschliche Seele sey ein unmaterielles, für sich zwar bestehendes Wesen, das aber nur blos durch den Körper, mit dem es verbunden ist, wirken, ohne ihn aber keinen Einfluß auf Dinge außer sich haben könne.

Diese letztere Meinung ist unter unsern heutigen Aufgeklärten die allgemeinste. Hieraus ziehen sie nun nachstehende Folgen:

§. 43.

Der menschliche Geist ist nicht Materie, er kann also auch keine Kräfte haben, die der Materie zukommen; er kann keinen Raum einnehmen, kann außer seinem Körper nicht auf andere Körper wirken; von seinem Körper abgesondert fällt er nicht mehr in die Sinne; es ist also unmöglich, daß er nach dem Tode erscheinen könne, und wenn die Unsterblichkeit der Seelen ihre Richtigkeit hat, dann bleibt ihm nach dem Tode nichts, als ein dunkles Selbstgefühl seines Daseyns ohne Rückerinnerung übrig, bis daß er entweder in der Auferstehung oder sonst durch eine noch unbekannte Anstalt in der besten Welt wieder einen Körper bekommt und also auf's Neue zu wirken anfängt; ob er sich aber dann seines vergangenen Lebens erinnern könne, sey ungewiß und schwer zu glauben, weil er denn doch in keinem Fall die vorigen Werkzeuge, sondern ganz andere bekäme.

O der traurigen Vorstellungen! wie unglücklich wären wir Menschen, wenn sie wahr wären! — Aber Gott Lob und Dank, daß sie es nicht sind! und das will ich nun hoffentlich unwidersprechlich beweisen; ich bitte mir also die angestrengteste Aufmerksamkeit und ernstes Nachdenken aus, und wer sich dann getraut, mich zu widerlegen, der thue es, ich werde ihm Rede stehen, nur daß es friedlich, mit Wahrheitsliebe geschehe.

§. 44.

Wenn die Körperwelt so ist, wie sie in unsre Sinnen fällt, wenn sie sich Gott eben so vorstellt, dann ist das bisher beschriebene mechanisch-philosophische

Weltsystem mit allen seinen schrecklichen Folgen himmelfeste Wahrheit, denn die ganze Demonstration ist logisch richtig; es kommt nur blos darauf an, ob die ersten Vordersätze, die Prämissen, richtig sind? — Daß sie das aber gar nicht sind, das will und das kann ich beweisen.

§. 45.

Wenn unsre Augen, Ohren, mit einem Worte alle unsre sinnlichen Werkzeuge, nebst dem Gehirn und den Nerven, anders gebaut, anders organisirt wären, so empfänden wir die ganze sinnliche Welt ganz anders, als wir sie jetzt empfinden. — Denkt diesem ernstlich und reiflich nach, meine Leser! so werdet ihr es wahr finden. — Wäre unser Auge anders eingerichtet, so empfänden wir Licht, Farben, Figuren, Gestalten, Nähe und Ferne, alles ganz anders. Erinnert Euch nur an Vergrößerungs- undFerngläser, jene machen alles größer, diese alles näher; wären nun Eure Augen so eingerichtet, wie jene Gläser, so wäre alles größer und näher, als es jetzt ist; man kann durch Gläser, die auf mancherlei Weise geschliffen sind, Licht und Farben und alle Gestalten verändern; wie, wenn nun alle menschliche Augen so eingerichtet wären, bekäme dann nicht die ganze Natur eine andere Gestalt? Wendet dieses auf alle menschliche Sinnen an, was wird daraus folgen? — Gewiß nichts anders, als eine ganz andere Welt, alle unsere Vorstellungen und Schlüsse wären ganz anders.

§. 46.

Die menschlichen Sinnen empfinden nur die Oberfläche der Dinge in Raum und Zeit, das ist in der Ausdehnung und Aufeinanderfolge — in ihr inneres Wesen dringt kein erschaffener Geist, nur allein der

Schöpfer, der sie gemacht hat. Wir sind eingeschränkte Wesen, daher sind auch alle unsre Vorstellungen eingeschränkt; wir können uns keine zwei Dinge, geschweige mehrere zugleich vorstellen, daher mußten wir so organisirt seyn, daß uns alle außer einander, nämlich im Raum und nach einander, das ist in der Zeit, erscheinen. Der Raum und die Zeit entstehen also blos in unserer Seele; außer uns, im Wesen der Natur selbst, ist keins von beiden. Da nun alle Bewegungen in der ganzen Schöpfung in Raum und Zeit geschehen, ohne beide keine Bewegung möglich ist, so sind auch alle Bewegungen in der ganzen Schöpfung blos Vorstellungsformen in unsern Seelen, die aber in der Natur selbst nicht stattfinden. Folglich sind auch alle Weltsysteme, auch selbst das Copernikanische, blos Vorstellungsformen. In sich selbst aber ist die Schöpfung anders.

§. 47.

Gott, der allmächtige Schöpfer, stellt sich die Welt vor, wie sie in der That und Wahrheit ist, und zwar nur Er allein, denn alle erschaffene Wesen sind eingeschränkt und können sich also auch die Welt nur in Schranken vorstellen, folglich nicht so, wie sie in sich ist; wenn sie es nun wagen, über die ihnen angewiesene Schranken hinauszugehen, so gerathen sie in ungeheure Widersprüche und Irrthümer.

§. 48.

Gott hat uns Menschen so geschaffen, so organisirt, wie wir sind; Er will also auch, daß wir uns die Welt so vorstellen sollen, wie wir sie uns wirklich vorstellen, für uns ist das alles auch wirklich Wahrheit, und alles, was wir mit unsern Sinnen empfinden, ist auch nicht leere Einbildung, sondern wahrhaft in der Natur der Dinge gegründet, meine Ueberzeugung ist also nicht Idealismus; aber

daß wir uns die Dinge nicht vorstellen, wie sie in sich sind, das ist, wie sie sich Gott vorstellt, das ist eine ewige unwidersprechliche Wahrheit.

§. 49.

Alle Vorstellungen, die sich auf Raum und Zeit gründen, sind eingeschränkt; da nun Gott, der Ewige, Unendliche und Unbegreifliche, keine Schranken kennt, so stellt Er sich auch die Welt nicht in Raum und Zeit vor; da nun seine Vorstellungen allein Wahrheit sind, so ist auch die Welt nicht in Raum und Zeit; ferner: da das, was wir Körper und Materie nennen, einen Raum einnimmt, durch die Zeit fortdauert und die Dinge außer einander sich im Raum bewegen, durch Kräfte auf einander wirken u. s. w., Raum und Zeit aber wirklich in der Schöpfung selbst nicht existiren, sondern nur Vorstellungsformen sind, so ist das, was wir Materie, Kraft- und Wechselwirkung auf einander nennen, blos menschliche Vorstellung; in der Wahrheit befindet sich alles anders.

Ich fühle wohl, daß meine Leser bei dem allem, was ich bisher gesagt habe, stutzen und denken werden: nun, wo will das endlich hinaus? — Leset nur ruhig und aufmerksam weiter, so wird sich's finden.

§. 50.

Den Theil der Schöpfung, den wir mit unsern Sinnen empfinden, wollen wir die Sinnenwelt nennen; innerhalb dieser Sinnenwelt können und sollen wir nach den Gesetzen des Raums und der Zeit und der Wechselwirkung der Dinge auf einander urtheilen und schließen, da kann und soll uns das Copernikanische Weltsystem lieb und angenehm seyn; aber sobald wir es in die Welt der Wahrheit übertragen und es mit den Einwirkungen Gottes auf die Sinnenwelt und mit dem Geisterreich in Verbindung

bringen wollen, so urtheilen wir wie der Blinde von der Farbe und gerathen in Absurditäten. Die Astronomen sollen es nur als ein mathematisches Axiom ruhig fortgebrauchen und die Sinnenwelt durch ihre Erfindungen und Entdeckungen immer mehr erweitern; für uns ist die alte Bibelvorstellung und der Begriff, den sich die Menschheit von jeher von der Welt machte, daß nämlich die Erde im Mittelpunkt stehe und sich das ganze Firmament um die Erde bewege, daß auch diese der wichtigste Theil der Schöpfung sey, wahr und beruhigend. Denn da doch alle Bewegung nur in Raum und Zeit geschehen kann, Raum und Zeit aber im Reich der Wahrheit nicht existiren, so existirt auch da keine Bewegung, sondern nur allein in *unserer Vorstellung*, und da kann sich eben so gut das Firmament in 24 Stunden um die Erde bewegen, als die Erde um die Sonne. Das Copernikanische System gründet sich auf die wirkliche Existenz des Raums, der Zeit und der Bewegnng in beiden; da sich nun aber alle drei im Reich der Wahrheit *nicht* befinden, so ist auch das Copernikanische System nichts weiter, als eine leichtere Methode, eine schwere Aufgabe aufzulösen. Das alte Weltsystem, wo die Erde mit der Menschheit der Hauptgegenstand der Schöpfung ist und sich alles andere um sie her bewegt, ist die natürlichste, allen Menschen sich aufdringende Vorstellung; sie läßt sich auch am leichtesten mit den Vorstellungen der übersinnlichen Welt vereinigen, und ist also für uns das wahrste System; das Copernikanische hingegen ist durch Vernunftschlüsse entstanden, die sich auf die Wirklichkeit des Raums und der Zeit gründen, und also nicht wahr sind.

Jeder *vernünftige* Mensch, der nur einigerma=

ßen eines ruhigen und unpartheiischen Nachdenkens fähig ist, muß und wird alles bisher Gesagte unwidersprechlich finden, und sollte noch hie und da der eine oder der andere Zweifel und Anstoß haben, der melde sich; ich werde jeden Zweifel lösen und jeden Anstoß wegräumen.

§. 51.

Was ist also nun das mechanisch-philosophische System? — Innerhalb den Gränzen der Sinnenwelt das einzige herrliche und uns von Gott geschenkte Mittel, die menschliche Wahrheit, was für uns wahr ist, zu erkennen; sobald wir uns aber damit über die Gränzen der Sinnenwelt hinauswagen und das Uebersinnliche und sogar Gott selbst darnach beurtheilen wollen, so gerathen wir in fürchterliche Widersprüche, und diese sind dann auch Cherubim mit kreisenden Flammenschwertern, die uns von den Thoren des Paradieses zurückhalten sollen. Wenn wir aber dennoch weiter gehen und, vom mechanischen System geleitet, entweder alles wegläugnen wollen, was nicht in die Sinnen fällt, folglich nicht in die Sinnenwelt gehört, oder das Uebersinnliche, und sogar Gott selbst, nach den Regeln des Sinnlichen beurtheilen und dieß als feste praktische Wahrheit zum Leben und Wirken zu Grund legen wollen, so begehen wir eine Sünde, die unserer Bibel nach den Fall des Satans nach sich gezogen hat. Wir machen unsere Vernunft zur Quelle der Wahrheit, folglich zu einem Gott.

Aus allem bisher Gesagten folgen nun richtig und natürlich nachstehende Sätze.

§. 52.

Gott lebt und denkt nicht in Raum und Zeit, bei Ihm ist kein Vor und kein Nach, folglich kann auch

von keinem Plan und Verkettung freier Handlungen mit festen und unabänderlichen Gesetzen die Rede seyn; die ganze Idee von der besten Welt ist also ein kindischer Begriff, der im Reich der Wahrheit nicht stattfindet; da wir uns aber doch von dieser Sache einen Begriff machen müssen, so nehmen wir die biblische Vorstellung vom ewigen Rathschluß Gottes im Glauben an, thun aber nichts davon, noch dazu. Die heilige Schrift richtet sich allenthalben nach menschlichen Begriffen, aber doch so, wie sie Gott und der Wahrheit am geziemendsten und zur Beglückung des Menschen am fruchtbarsten sind.

§. 53.

Die Sinnenwelt besteht aus lauter uns unbekannten Wesen; was wir Körper und Kraft nennen, sind uns eigene Begriffe, die zwar in jenen Wesen ihren Grund haben, aber keineswegs in sich so sind, wie wir sie uns in Raum und Zeit vorstellen. Wenn wir sie also mit unsern Maschinen vergleichen, wo keine fremde Kraft einwirken darf, so irren wir sehr, denn unsere Sinnenwelt ist mit der übersinnlichen genau verbunden, beide wirken auf einander; der Beweis davon liegt ja schon in unserm eigenen Wesen – unser Körper gehört zur Sinnenwelt und unser Geist zur übersinnlichen; mit unsern Sinnen empfinden wir die Substanz unseres Geistes nicht, aber seine Wirkungen auf den Körper empfinden wir. Da wir nun in unserem eigenen Wesen finden, daß ein vernünftiger Geist auf die Materie wirken kann und unaufhörlich wirkt, wie kann man sich nun unterstehen, die Einwirkung übersinnlicher Wesen, der Engel und der Geister, auf die Sinnenwelt zu läugnen? — es gibt sogar in unserer Sinnenwelt schon ein allgewaltiges, allgegenwärtiges Wesen, ein Wesen,

ohne welches die ganze Sinnenwelt nicht bestehen und für uns eine Null seyn würde, nämlich das Licht; wir sehen es als eine Materie an, können es auch in verschiedenen Fällen als eine Materie behandeln, und es befindet sich auch in unserer Vorstellung in Raum und Zeit, und doch hat es Eigenschaften, die der Natur der ganzen übrigen Materie gerade entgegen stehen; man bedenke nur die millionenfachen Durchkreuzungen der Lichtstrahlen aller leuchtenden und beleuchteten Körper, ohne sich unter einander in ihren geraden Richtungen zu verhindern. — Den Naturkundiger möcht ich sehen, der das aus den ewigen und unwandelbaren Gesetzen der Materie genügend erklären könnte.

Das Licht ist zwischen der Sinnenwelt und der übersinnlichen das Mittelglied in der Kette, in ihm geht die eine in die andere über.

§. 54.

Das ganze Weltall besteht aus lauter erschaffenen Wesen, deren jedes ein ausgesprochenes, wirklich existirendes Wort Gottes ist. Alle diese Wesen theilen sich in zwei Hauptklassen, in denkende, vernünftige und empfindende Geister und in unendlich mannigfaltige andere Dinge, die wir außer unserer Sinnenwelt nicht kennen. Die Geister oder das Geisterreich besteht wiederum aus verschiedenen Arten, die immer dem Grad der Vollkommenheit nach von einander verschieden sind, aber doch alle mit einander umgehen und auf einander wirken. In diese Geisterwelt geht der Mensch im Tode über, und sein Glück oder Unglück kommt darauf an, ob und wie er die gegenwärtige Vorbereitungszeit benutzt hat?

§. 55.

Diejenigen Geister oder Bürger der Geisterwelt,

die sich, so zu sagen, auf der Gränze der Sinnenwelt befinden und am nächsten mit uns in Beziehung stehen, sind die guten und bösen Engel und die Seelen verstorbener Menschen. Die heilige Schrift behauptet ausdrücklich, daß jene, die guten und die bösen Engel, auf die Menschheit und die Sinnenwelt, doch der Freiheit des Willens unbeschadet, wirken.

§. 56.

Das mechanisch-philosophische System behauptet, daß das ganze Weltall nach ewigen und unveränderlichen Gesetzen so wie ein Uhrwerk regiert werde, daß also die Freiheit des Willens bloße Einbildung und leere Täuschung sey. Ich habe aber nun im Vorhergehenden bewiesen, daß die ewigen und unveränderlichen Naturgesetze blos Vorstellungen sind, die sich auf Raum und Zeit gründen; da nun diese bloße Denkformen sind, so sind's auch jene; folglich außer der Sinnenwelt nicht allein nicht anwendbar, sondern sie stehen auch im geraden Widerspruch mit der Wahrheit, denn wir fühlen uns in der That und Wahrheit frei, unsere Natur sagt es uns laut, auch die Vernunft belehrt es uns, weil das Gegentheil mit der göttlichen, geistigen und menschlichen Natur nicht zu vereinbaren ist und die fürchterlichsten Folgen hat; und endlich behauptet es die Bibel auf allen Blättern: Gott regiert die Welt durch alle Classen vernünftiger und freihandelnder Wesen; sein Geist lenkt den Willen eines jeden Geistes durch Vorstellung des Zweckmäßigen; Er gibt ihnen allen Gesetze, die ihr ewiges Glück und Genuß der Seligkeit begründen, aber Er läßt ihnen die freie Wahl, zu folgen oder nicht. Die ihnen nicht folgen, sind böse Wesen, auch diesen läßt Er ihre Freiheit; aber seine unendliche Weisheit und ewige Liebe weiß die

Folgen böser Handlungen auch nach und nach so zu lenken, daß lauter Heil und Segen daraus entsteht. Diese Begriffe entwickeln auch einen Theil des großen Geheimnisses der Erlösung durch Christum. Hier könnte ich nun eine große und wichtige Abhandlung über den Fall der Engel und Menschen und über die Wiederkehr der verlornen Söhne zum Vater durch die wahre christliche Religion anknüpfen, aber es würde mich zu weit von meinem Zweck abführen. Ich setze also meinen Stab weiter.

Das zweite Hauptstück.

Bemerkungen über die menschliche Natur.

§. 57.

Ich steige nun wieder von der Höhe herab, in welcher es der menschliche Geist nicht lange aushalten kann, ohne zu schwindeln; aber ich mußte diesen Emporflug wagen, um das ungeheure Idol, das mechanisch-philosophische System, vom Thron zu stürzen und das der theokratischen Freiheit hinaufzusetzen.

Aus allem, was ich bisher behauptet, bewiesen und auseinandergesetzt habe, muß man nicht mehr folgern, als nöthig ist, um den richtigen wahren Glauben zu stützen und den Aberglauben zu stürzen. So wie wir die Welt durch unsere Sinnen empfinden, so ist sie für uns wahr, und so lang wir innerhalb den Gränzen der Sinnenwelt bleiben, ist auch das mechanisch-philosophische System Gesetz für uns, aber außer diesen Gränzen durchaus nicht.

§. 58.

Daß gute und böse Engel und Geister mächtig auf uns und die Sinnenwelt wirken, das behauptet die Bibel, und weder die Vernunft noch die Natur haben etwas dagegen einzuwenden, im Gegentheil, der aufmerksame Beobachter findet zu Zeiten unläugbare Spuren solcher Einwirkungen, wie sich im Verfolg zeigen wird. Aber hier muß ich gleich anfangs eine wichtige Warnung vorangehen lassen.

Unsre körperlich-physische Natur ist in unserm gegenwärtigen Zustand blos auf unsre Sinnenwelt organisirt und eingerichtet; in unserm natürlichen Zustand empfinden wir außer unserer eigenen Seele von der Geisterwelt nichts, und da auch unsere Vernunft nur auf sinnliche Erfahrungen ihre Schlüsse gründen kann, so weiß sie aus sich selbst und aus eigenen Quellen eben so wenig von einer Geisterwelt und ihren Wirkungen. Nur die göttliche Offenbarung und dann von jeher einzelne Erfahrungen belehren uns, daß sich Wesen aus der Geisterwelt und auch Gott selbst sinnlich gezeigt haben und auf unsere Sinnenwelt wirken.

§. 59.

Aus diesen Bemerkungen erhellet klar, daß die Natur und die Vernunft schlechterdings nicht auf die Geisterwelt und ihre Einwirkungen angewiesen sind, und bei allen Zeugnissen der heiligen Schrift, die sie von diesen Einwirkungen ablegt, verweist sie uns doch einzig und allein an die göttliche Regierung und seine heilige, alles leitende Vorsehung. Die Engel sind allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst derer, die die Seligkeit ererben sollen, Hebr. 1. V. 14. und an andern Orten mehr; aber wir finden nirgends auch nur den leisesten Wink,

daß wir auf irgend eine Weise uns an sie wenden oder Notiz von ihnen nehmen sollten. Noch viel weniger soll uns Vorwitz, Neugierde und Verlangen, die Zukunft zu erfahren, antreiben, in Gemeinschaft mit der Geisterwelt zu kommen; dieß ist sogar als Wahrsagerei und Zauberei verboten. Wer also auch Ahnungen, Gesichter und Geistererscheinungen sucht, der sündigt sehr. Sie sind Ausnahmen von der Regel, und wir sind nicht darauf angewiesen. Indessen sind und bleiben sie immer merkwürdig und der treuesten, gründlichsten und unpartheiischen Untersuchung werth. Warum? das wird der Verfolg zeigen.

§. 60.

Sobald das mechanische System erwiesen falsch und nur in der Sinnenwelt gültig ist, in der Geisterwelt aber gar nicht stattfindet, weil sich nur jenes, aber dieses keineswegs auf Raum und Zeit gründet, sobald ist auch die Wirkung zweier, dem Raum und der Zeit nach entfernter Dinge (actio in distans) in der Sinnenwelt unmöglich, aber in der Geisterwelt nicht nur möglich, sondern natürlich.

§. 61.

Etwas ahnden heißt einen begangenen Fehler bestrafen; aber etwas ahnen bedeutet die Empfindung einer, entweder im Raum oder in der Zeit entfernten Sache, so daß man sich derselben mehr oder weniger dunkel bewußt ist. Wenn ich sage, mir ahnet etwas, so schließe ich aus vernünftigen Gründen, daß dieß oder jenes geschehen werde oder in der Entfernung geschehen sey; durch das Wort: ich ahne etwas, drücke ich die Empfindung der Einwirkung eines mir unbekannten Wesens aus, das mir etwas in der Ferne Geschehenes oder in der Zukunft noch Bevorstehendes kund thun will. Um aber über diese

dunkle Sache Licht zu verbreiten, müssen wir die Natur des Menschen näher untersuchen.

§. 62.

Die bisherige allgemeine Vorstellung von der menschlichen Natur bestand darin, daß man sich den Menschen als ein Wesen dachte, das aus Leib und Seele bestünde; den Leib betrachtete man als eine sehr künstlich organisirte Maschine, die durch die Seele in Bewegung und Wirksamkeit gesetzt wurde, und dieses ist auch nach den Gesetzen der Sinnenwelt und des in ihr gültigen mechanischen Systems ganz richtig, wir sollen und wir können uns unsern Körper nicht anders vorstellen.

§. 63.

Die Seele nannte man Geist, von dem man nun weiter ganz und gar nichts wußte, als daß man seine Wirkungen empfand, und dieß ist auch wieder vollkommen wahr, denn seine Substanz gehört nicht in die Sinnen-, sondern in die Geisterwelt, und kann also von uns im gegenwärtigen Zustand nicht empfunden werden. Wie aber nun diese höchst verschiedene Substanzen, Geist und Leib, wechselseitig auf einander wirken könnten, das wußte Niemand, man erklärte und stieß auf Widersprüche — man glaubte und nahm die Vernunft gefangen, und das war dann auch in der Lage das sicherste; jetzt ist uns aber nun der Weg gebahnt, so daß wir wenigstens um vieles der Wahrheit näher gekommen sind.

§. 64.

Der von den ältesten Zeiten her hin und wieder sich äußernde, in den siebenziger und achtziger Jahren des abgewichenen Jahrhunderts von Meßmer in ein System gebrachte, gleich anfangs aber durch die ausgelassenste Charlatanerie und den schrecklich-

sten Mißbrauch äußerst verachtete thierische Magnetismus wurde nun durch sehr geschickte, unpartheiische und wahrheitsliebende Naturforscher, durch Männer näher beleuchtet, die man wahrlich der Schwäche der Schwärmerei nicht beschuldigen kann.

§. 65.

Die mir am bekanntesten sind: der selige Hofrath Böckmann in Carlsruhe, und dann mein unvergeßlicher, nun auch seliger Freund, Doctor Wienhold, gewesener praktischer Arzt in Bremen. Auch Böckmann war mein warmer Freund, und aus seinem Munde weiß ich wichtige Bemerkungen; dann kommt noch ein gültiger Zeuge hinzu, nämlich der Doctor Gmelin in Heilbronn; dieser grundgelehrte und nichts weniger als phantastische oder schwärmerische Mann hat in einigen Bänden seine äußerst merkwürdigen Erfahrungen bekannt gemacht, und eben so hat auch der selige Wienhold seine höchst interessante, ungefähr zwanzigjährige thierisch-magnetische Praxis in einigen Bänden gesammelt und die ersten herausgegeben; da ihn aber während dem der Tod übereilte, so vollendete der berühmte Hofrath und Leibarzt Scherf in Detmold die Herausgabe dieses Werks. Außer diesen habe ich auf meinen vielfältigen Reisen sehr viele gelehrte Aerzte und Nichtärzte angetroffen, deren unbestechliche Rechtschaffenheit, hellen Blick und strenge Wahrheitsliebe ich verbürgen kann, von denen ich noch tiefere und im höchsten Grad merkwürdige Dinge erfahren habe, die aber nicht von der Art sind, daß sie öffentlich bekannt gemacht werden dürfen.

§. 66.

Um alle unnöthige Weitläufigkeit zu vermeiden, will ich hier nur die gewissen und keinem Zweifel

mehr unterworfenen Resultate des thierischen Magnetismus mittheilen; wem dieß noch nicht hinlänglich ist, der muß jene angeführten Schriften selbst aufmerksam lesen, so wird er gewiß überzeugt werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich eine sehr ernstliche Warnung an alle meine Leser ergehen lassen: der thierische Magnetismus ist eine höchst gefährliche Sache. Wenn ihn der vernünftige Arzt zur Heilung gewisser Krankheiten anwendet, so ist nichts dagegen einzuwenden; sobald er aber dazu gebraucht wird, um Geheimnisse zu erforschen, auf die wir in diesem Leben nicht angewiesen sind, so begeht man eine Zaubereisünde, ein Laster der beleidigten Majestät Gottes.

§. 67.

Wenn ein Mensch, männlichen oder weiblichen Geschlechts, von einem andern Menschen, auch männlichen oder weiblichen Geschlechts, über die Kleider (das Ausziehen derselben ist unnöthig) nach gewissen Regeln nur leise bestrichen und dieß oft wiederholt wird, so gerathen viele, einige früher, die andern später, viele auch gar nicht, in den sogenannten magnetischen Schlaf (Somnambulismus); in diesem Zustand ruhen alle Sinnen, kein Schall, kein plötzlich helles Licht, keine starke Berührung kann sie wecken, und der Körper ist, außer denen zum Leben nöthigen Wirkungen, gleichsam todt. Der innere Mensch aber geräth in einen erhöhtern und sehr angenehmen Zustand, welcher dem Grad nach immer mehr zunimmt, je öfter das Magnetisiren, nämlich das Bestreichen nach gewissen Regeln, wiederholt wird. Die Erhöhung des innern Menschen steigt bei vielen so hoch, daß sie mit dem Geisterreich in Berührung kommen, und alsdann gar oft verborgene Geheimnisse, auch

Merkwürdigkeiten entdecken, die in der Ferne vorgehen oder in der Zukunft geschehen werden.

§. 68.

Sehr merkwürdig und in der That erstaunlich ist folgender Umstand: während diesem magnetischen Schlaf empfindet der Mensch von der ganzen Sinnenwelt auch nicht das Geringste, nur die Person, die sie magnetisirt und mit der sie in Beziehung (rapport) steht, sieht sie, aber nicht mit den Augen, denn sie sind entweder krampfigt zugeschlossen oder, wenn sie auch offen sind, so sind die Pupillen so weit, wie im vollkommenen schwarzen Staar; ich hielt selbst einer solchen Person eine brennende Kerze nahe vor die Augen, aber die Pupillen blieben weit und unbeweglich, vom Lichte bemerkte sie nicht das Geringste, sondern sie sieht die Person, die sie magnetisirt, aus der Gegend der Herzgrube — und zwar in einem lichten himmelblauen Glanz, der, so wie ein Heiligenschein, den Körper umgibt. Bei vielen steigt die Erhöhung des innern Menschen nach und nach so hoch, daß sie die Gedanken und Vorstellungen ihres*) Magnetiseurs auf's genaueste in seinem Innern erkennen.

§. 69.

Ich habe gesagt, daß diese Personen in ihrem erhöhten Zustand von der ganzen Sinnenwelt außer ihrem Magnetiseur nicht das Geringste empfinden; sobald sie aber dieser mit einer andern Person durch gewisse Handgriffe in Beziehung setzt, sobald sieht sie auch diese andere Person, aber ebenfalls nicht mit den Augen, sondern aus der Gegend der Herzgrube; und eben so erkennt sie auch genau und richtig,

*) Magnetiseur heißt die Person, die andere magnetisirt.

was diese Person gegenwärtig denkt und sich vorstellt. In diesem Zustand erinnert sich die*) Somnambüle mit der höchsten Lebhaftigkeit ihres ganzen Lebens, alle ihre Seelenkräfte sind erhöht, aber sobald sie wieder erwacht, so weiß sie von dem Allem nichts mehr.

Personen, die lange magnetisirt wurden, oft somnambül gewesen sind und einen hohen Grad der innern Erkenntniß erreicht haben (Clairvoyant sind), lesen und erkennen Zeichnungen und Gemälde, die man ihnen vor die Herzgrube hält — daß bei dieser, nach unserer gewöhnlichen Denkart unbegreiflichen Sache kein Betrug vorgehe, darüber sind die Versuche so oft wiederholt worden, daß gegen diese gewisse und ganz richtige Erfahrung gar kein Zweifel mehr statt findet. Gmelin, Wienholt, Böckmann u. a. m. haben diese Versuche so oft und so behutsam gemacht, daß man diese Sache als eine sichere, in der Natur gegründete Wahrheit annehmen und richtige Folgeschlüsse darauf gründen kann.

§. 70.

Ein bekannter, gelehrter und verehrter Theologe sahe diesen Versuch in Hamburg; er war ihm so merkwürdig und schloß ihm so viel Verborgenes auf, daß er ein sehr lesenswürdiges Büchlein über den inwendigen Menschen herausgab; folgende Nachricht aber, welche die Straßburger Zeitung, der Niederrheinische Courier, Nro. 31, den 12. März 1807 enthält, übertrifft alle bisherige Versuche über diesen Punkt an Merkwürdigkeit; ich will ihn daher auch von Wort zu Wort hier einrücken:

„Die Geschichte einer Somnambüle in Lyon, sagt

---

*) Somnambüle, die im magnetischen Schlaf ist.

das Journal de Paris, bietet eine Reihe so auffallender Thatsachen dar, daß man geneigt seyn würde, die ganze Sache für Charlatanerie und Betrug zu erklären, wenn glaubwürdige Augenzeugen nicht die Wahrheit derselben verbürgten. Man mag lächeln, wenn man behaupten hört, eine hysterische Frau besitze die seltsame Gabe, denjenigen, mit denen sie, nach der Kunstsprache, in Rapport steht, verborgene Dinge zu offenbaren; aber es ist dem so — der Weise glaubt ohne Uebereilung und zweifelt mit Behutsamkeit. Herr Petetain, ein geschätzter Arzt in Lyon, der die Krankheit, an welcher diese Dame leidet, lange beobachtet hat, ist damit beschäftigt, seine gesammelten Erfahrungen darüber zu ordnen und dem Publikum mitzutheilen; bis zur Erscheinung des angekündigten Werks des Herrn Petetain wollen wir folgende Thatsachen anführen, die ein achtungswürdiger Augenzeuge, Herr Ballanche, erzählt.

Seit langer Zeit sprach man in Lyon von einer kataleptischen (in Entzückung fallende) Dame; schon hatte Herr Petetain mehrere äußerst auffallende Sachen über dieselbe bekannt gemacht, als Herr Ballanche neugierig wurde, die erstaunlichen Wirkungen dieser Krankheit selbst kennen zu lernen. Er wählte den Augenblick, um die Dame zu besuchen, da sie sich der*) Krisis näherte; an der Thür erfuhr er, daß sich nicht Jedermann ohne Unterschied dem Bette der Kranken nähern dürfe, sondern daß sie selbst die Erlaubniß dazu ertheilen müsse. Man fragte sie demnach, ob sie Herrn Ballanche annehmen wolle, welches sie bejahte. Dieser näherte sich darauf dem Bette, in welchem er eine Frau ohne Bewegung liegen sahe,

*) Die Zeit des magnetischen Schlafs.

die allen Kennzeichen zufolge in den tiefsten Schlaf versunken war. Er legte, wie man ihm angedeutet hatte, seine Hand auf den Magen der Somnambüle, und begann dann seine Fragen. Die Kranke beantwortete sie alle auf's Bestimmteste. Dieser überraschende Erfolg reizte nur die Neugierde des Fragenden. Er hatte mehrere Briefe von einem seiner Freunde bei sich, von denen er einen nahm, dessen Inhalt er am besten zu kennen glaubte, und verschlossen der Kranken auf den Magen legte. Er fragte darauf die Schlafende, ob sie den Brief lese, welches sie mit Ja beantwortete. Dann fragte er, ob derselbe nicht einer gewissen Person erwähne, die er nannte. Sie verneinte es. Herr Ballanche, gewiß, daß die Kranke sich irre, wiederholte dieselbe Frage, auf welche er dieselbe verneinende Antwort erhielt. Die Somnambüle schien sogar über den Zweifel ärgerlich, und stieß die Hand des Fragenden und den Brief von sich. Herr Ballanche, über diesen Starrsinn betroffen, geht mit seinem Brief auf die Seite, liest ihn, und findet zu seinem größten Erstaunen, daß er den Brief nicht auf den Magen der Schläferin gelegt hatte, welchen er hatte auswählen wollen, und daß demnach der Irrthum auf seiner Seite war. Er näherte sich dem Bette zum zweitenmal, legte diesen Brief an die Stelle, und die Kranke sagte mit einer gewissen Zufriedenheit: nun lese sie den Namen, den er zuvor genannt habe.

Dieser Versuch hätte ohne Zweifel hundert andere befriedigt; aber Herr Ballanche ging weiter; man hatte ihm gesagt, die Kranke sehe durch die dunkelsten Körper und lese Briefe und Schriften durch Mauern; er fragte, ob es sich damit so verhalte, und sie bejahte es. Er nahm also ein Buch, ging in ein

anstoßendes Zimmer, hielt mit der einen Hand ein Blatt dieses Buches an die Mauer, und faßte mit der andern einen von den anwesenden Menschen, die bis zur Kranken eine Kette bildeten, auf deren Magen der letzte seine Hand gelegt hatte. Sogleich las die Kranke die an die Mauer gehaltenen Blätter, die öfters umgeschlagen wurden, und las sie ohne den geringsten Fehler.

Dieß ist eine getreue und einfache Erzählung dessen, was Herr Ballanche gesehen hat. Es läßt sich unendlich viel dagegen sagen; aber hunderttausend solide Gründe sind nicht im Stande, eine Thatsache zu vernichten. Die Dame lebt, wird von vielen vorurtheilsfreien Menschen gesehen, und ward lange von einem geschickten, achtungswürdigen Arzt beobachtet, der dasselbe sagt. Die Personen nennen ihre Namen. Wer hat den Muth, da noch zu läugnen?" So weit die Straßburger Zeitung.

§. 71.

Diese Erzählung enthält nichts, das nicht durch unzählige Erfahrungen bestätigt wird; nur der eine Umstand ist merkwürdig, daß diese Dame auch ohne unmittelbare Berührung in der Entfernung lesen kann, wenn nämlich eine Reihe Menschen sich einander an den Händen fassen, ihr der Erste die Hand auf die Herzgrube — nicht auf den Magen, der hat mit dieser Sache nichts zu thun — legt, und der Letzte dann den Brief hält. Indessen liest sie weder durch die Wand noch durch die Mauer, sondern vermittelst der Vereinigung so vieler Menschen durch die Seele dessen, der das Buch oder den Brief hält. Eben durch solche Vereinigung oder Kette (chaîne) pflanzt sich ja auch die Elektricität, der elektrische Schlag,

fort. Dies alles ist noch dunkel, es wird aber im Verfolg heller werden.

§. 72.

Eben so merkwürdig und vielleicht noch bedeutender ist die ganz zuverläßige Beobachtung, daß somnambüle Personen, wenn sie einen gewissen hohen Grad des hellen Anschauens erlangt haben, die Gedanken und Vorstellungen dessen, mit dem sie in Rapport gesetzt werden, klar und deutlich erkennen. Die Person also, welche eine andere magnetisiren will, muß daher reines Herzens, fromm und rechtschaffen seyn.

Unter so vielen Erfahrungen dieser Art will ich nur eine mittheilen, die Gmelin in seinem oben angeführten Werk erzählt: er ging nämlich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Carlsruhe, um auch Beobachtungen über den Magnetismus zu sammeln; und er fand, was er suchte: man sagte ihm, daß man jetzt eine Somnambüle habe, die in einem so hohen Grad hellsehend wäre, daß sie deutlich in der Seele dessen, mit dem sie in Rapport gesetzt würde, lesen könne. Er möchte also in ihrer Gegenwart sich seine Patienten, die er jetzt in der Kur habe, deutlich nach einander vorstellen, so würde sie ihm sagen, was er dächte. Er folgte diesem Rath, und fand die Sache richtig; sie sagte ihm alles bestimmt, was er sich vorstellte.

§. 73.

Ein anderer, mir sehr theurer und durchaus rechtschaffener Mann erzählte mir, seine Gemahlin habe eine Haushälterin gehabt, welche auch ihrer Kränklichkeit wegen magnetisirt worden, und endlich während ihres magnetischen Schlafs zu einem außerordentlich hohen Grad des Hellsehens gekommen seye. Sie habe in dem Zustand außerordentliche und wichtige Auf-

schlüsse über das Geisterreich geäußert, die mit meinen Scenen aus dem Geisterreich genau übereinstimmten, ungeachtet sie dieß mein Werk nie gesehen und von seiner Existenz nichts wußte, nichts wissen konnte. Sie brachte Nachrichten aus der unsichtbaren Welt von gewissen wichtigen Personen mit, bei welchem einem die Ohren gellen konnten. Einsmals sagte sie ihrem Herrn in der Krise: „Jetzt eben ist Ihr Herr Bruder in Magdeburg gestorben.“ — Niemand wußte etwas von seiner Krankheit, und zudem war Magdeburg viele Meilen weit entfernt. Nach einigen Tagen kam die Nachricht von diesem Tode, welche genau mit der Vorhersagung übereinkam.

§. 74.

Erstaunlich, nach unserer gewöhnlichen Vorstellung von der menschlichen Natur, unbegreiflich und höchst merkwürdig ist auch der Umstand, daß alle Somnambülen, auch die gemeinsten, ungebildetsten Leute, ihre körperlichen Krankheiten deutlich zu erkennen anfangen, und sich sogar die dienlichsten Arzneimittel verordnen, die auch der Arzt brauchen muß, wenn er seinen Zweck erreichen will. Wenn sie auch die Namen der Arzneimittel nicht wissen, so beschreiben sie doch ihre Eigenschaften so bestimmt, daß sie der Arzt bald errathen kann. In diesem Zustand sprechen sie auch hochdeutsch, wo nämlich dieser Dialekt die Bücher- und Kanzelsprache ist.

§. 75.

Auch das ist sehr merkwürdig, daß Somnambülen, welche oft in diesem Zustand gewesen und endlich hellsehend geworden sind, aufstehen, allerhand Arbeiten verrichten, Clavier spielen, wenn sie es sonst gelernt haben, spazieren gehen, u. dgl., ohne daß ihre körperliche Sinnen auch nur das Geringste von der

äußern Sinnenwelt empfinden; sie sind dann in dem Zustand der gewöhnlichen Schlafwandler. So kam Anno 1798 im Herbst, als ich in Bremen war, ein Mädchen zu mir, um mich wegen ihrer wehen Augen um Rath zu fragen: sie war Somnambüle und hatte sich selbst verordnet, daß sie mich in der Krise fragen wollte; ihre Mutter begleitete sie; allein sie erwachte in meiner Gegenwart, und da mußte ich ihr also allein ohne ihren Beirath die gehörigen Mittel verschreiben.

§. 76.

Alle diese und noch mehrere wunderbare Erfahrungen kann man in den Schriften oben angeführter Männer lesen. Die berühmtesten Aerzte, und überhaupt alle gelehrte und vernünftig denkende Personen, die Gelegenheit und den Willen gehabt haben, die Wirkungen des thierischen Magnetismus genau zu prüfen, werden obiges Alles für reine Wahrheit erklären und sie durch ihr Zeugniß bewähren. Wie kommt es aber, daß es noch Niemand versucht hat, aus dem allem fruchtbare Schlüsse zu mehrerer Erkenntniß der menschlichen Natur zu ziehen? — So viel ich weiß, hat es noch keiner gewagt. Freilich, so lange man das mechanisch-philosophische System für das einzig wahre hält, so lange ist es auch unmöglich, solche Wunderdinge zu begreifen; aber nach meinem theokratischen Freiheitssystem wird nicht nur alles faßlich, sondern der Magnetismus führt uns auch zu den wichtigsten Aufschlüssen, die bisher lauter geheimnißvolle Räthsel waren. Ich bitte um unpartheiische, wahrheitsliebende Prüfung folgender Schlüsse:

§. 77.

Jeder Naturforscher weiß, und es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß ein gewisses, höchst

feines und höchst wirksames Wesen die ganze Schöpfung, so weit wir sie erkennen, erfüllt. Wir wollen dieß Wesen feine Himmelsluft, oder mit einem andern Wort, Aether nennen. Newton kannte dieß Wesen schon und nannte es Gottes Empfindungsorgan (sensorium Dei). Euler glaubte, daß die leuchtenden Körper dieß Wesen in eine zitternde Bewegung setzten, welches sich bis zu unsern Augen fortpflanzte, und so das Licht bildete — diese Meynung hielt ich auch lange für die wahrscheinlichste, aber bei näherer Prüfung finde ich sie unmöglich: Die millionenfachen Durchkreuzungen dieser zitternden Bewegung müßten ihre Richtungen durchaus verwirren; schon ist die Erklärung des Schalls durch die fortwallende Bewegung der Luft unstatthaft — denn man prüfe einmal genau, wie in einer mannigfaltig zusammengesetzten Musik, in welcher so viele tausend Töne theils zugleich und theils in höchster Geschwindigkeit nacheinander vom Ohr unterschieden werden und jeder einzelne Ton doch seine eigene Wallung in der feinen Luftmaterie verursachen muß, eine solche materielle Bewegung, ohne sich selbst hundert-, ja tausendfach zu stören möglich sey.

Es ist auch ferner Jedermann bekannt, daß der Aether durch die festesten Körper dringt, so daß er also alles erfüllt, auch selbst vollkommen durchdringbar ist: denn wenn er dieß nicht wäre, so könnte er auch selbst nicht durch die festesten Körper dringen. — Höchst wahrscheinlich sind das Licht, die Elektricität, der Galvanismus, vielleicht auch die magnetische Kraft des Eisens nichts anders, als verschiedene Erscheinungen dieses einen und des nämlichen Wesens.

§. 78.

Da nun dieser Aether, unserer menschlichen Vor-

stellung nach, Raum und Zeit erfüllt, überall unläugbar als Materie wirkt, — und wer weiß, ob er nicht auch die Lebenskraft in Pflanzen und Thieren ist — auf der andern Seite aber auch wiederum Eigenschaften hat, die der Materialität geradezu widersprechen, z. B. daß er die festesten Körper durchdringt, selbst undurchdringbar ist, millionenfache Wechselwirkung der entferntesten Körper aufeinander verursacht, die durch ein materielles, auch das feinste, Verbindungsmittel unmöglich wären u. dgl., so schließe ich mit sicherer Gewißheit und fester Ueberzeugung, daß dieser Aether, dieses Lichtwesen der Uebergang aus der Sinnenwelt in die Geisterwelt und der Mittler zwischen beiden sey.

§. 79.

Alle Aerzte und Naturforscher stimmen darin überein, daß in dem Gehirn und den Nerven des Menschen ein feines Wesen oder Kraft sey, von welcher alle Bewegungen, das Leben und die Empfindung, folglich auch die Wirkungen aller fünf Sinne, herrühren, und diese Vorstellung ist auch ganz richtig, kein Sachkundiger läugnet sie, nur daß der Eine dieß Wesen Kraft, der Andere Nervensaft, und der Dritte Lebensgeist nennet. Die Alten nannten es Archäus, und schrieben jedem Organ des Körpers einen eigenen Archäum zu. Daß diese Grundkraft im Gehirn und den Nerven nichts anders als der Aether, das Lichtwesen, jener Mittler zwischen der Sinnen- und der Geisterwelt sey, das machen alle Erfahrungen des thierischen Magnetismus unwidersprechlich gewiß, dieß wird der Verfolg zeigen.

§. 80.

Das Gehirn und die Nerven des Menschen sind von der Empfängniß an mit diesem Lichtwesen an-

gefüllt; sie ziehen es an sich von seiner materiellen Seite und machen es sich zu eigen, so daß es auf ihren inneren Bau und Einrichtung specificirt wird; so weit hat der Mensch vor dem Thiere nichts voraus. Nun kommt aber bei dem Menschen aus der Geisterwelt noch etwas hinzu: das vernünftige denkende Wesen, der göttliche Funke, verbindet sich nun fest und unzertrennlich auf der geistigen Seite des Lichtwesens mit diesem, und so wird es denkbar, wie der Geist des Menschen auf seinen Körper wirken könne; ich sage denkbar — aber nicht begreiflich, weil die Wesen der Geisterwelt, zu denen auch unser Geist gehört, nicht in die Sinnen fallen.

§. 81.

Wenn wir genau reden wollen, so müssen wir den Menschen in drei verschiedene, aber doch miteinander verbundene Theile eintheilen: 1) in den äußeren mechanisch-organisirten Körper, der keinen wesentlichen Vorzug vor den Thieren hat, wenigstens nicht wesentlich von ihnen verschieden ist; durch diesen Körper ist der Mensch mit der Sinnenwelt verbunden, so lang er lebt; 2) in das ätherische Lichtwesen, welches das eigentliche körperliche Lebensprincip ist, das der Mensch mit den Thieren gemein hat, und für sich schon Seele (anima animans) genannt werden kann; und 3) in den ewigen Geist des Menschen, der vorzüglich nach dem Bilde Gottes erschaffen ist, und eben deßwegen in dieser sonderbaren Verbindung mit der Körperwelt steht, um sich seine verlorne, anerschaffene Würde wieder zu erkämpfen.

Das ätherische Lichtwesen und den Geist zusammen, die in Ewigkeit ein unzertrennliches Eins ausmachen, will ich nun forthin Menschenseele, zum Unterschied

von der Thierseele, nennen; im Verfolg wird dieß alles klarer und zur beruhigenden Gewißheit werden.

§. 82.

Die Menschenseele ist in ihrem Körper allenthalben gegenwärtig, überall empfindet sie mit Selbstbewußtseyn, so wie es die Organe des Körpers mit sich bringen; mit den Augen sieht sie, mit den Ohren hört sie, mit den Nasen riecht sie, mit der Zunge und dem Gaumen schmeckt sie, und mit der ganzen Haut, mit der ganzen Oberfläche des Körpers fühlt sie. Dieß alles hat sie noch mit der Thierseele gemein, aber nun kommt noch etwas hinzu, das ihr einen von den Thieren weit verschiedenen und erhabenen Rang gibt: sie überlegt und wählt dann nach ihrer Einsicht das Beste, mit Freiheit des Willens. — Sie ist ein vernünftiges Wesen, das Gott erkennen, lieben und zum Engel erreifen, aber auch zu einem Teufel werden kann; sie ist also, von dieser Seite betrachtet, ein Bürger des Geisterreichs, und kann auch mit diesem in Verbindung gebracht werden.

§. 83.

Im natürlichen Zustand ist die Menschenseele unsichtbar; die magnetisch-Schlafenden aber sehen sie wie einen himmelblauen Lichtschimmer, der den ganzen Körper auf eine gewisse Weite umgibt, so daß also jeder Mensch einen seelischen Dunstkreis um sich her hat; daher kommt's auch, daß viele Stockblinde nahe Gegenstände, ohne eigentliche körperliche Berührung, empfinden können. Das sogenannte Magnetisiren geschieht auch blos in diesem Dunstkreis, wodurch dann die wunderbare Wirkung des magnetischen Schlafs hervorgebracht wird.

§. 84.

Im natürlichen Zustand wird diese Menschenseele durch die Nerven dahin geleitet, wo Empfindung, Bewußtseyn und Bewegung nöthig ist; im Gehirn scheint sie ihren Hauptwohnsitz zu haben. Durch das Magnetisiren aber wird sie von Gehirn und Nerven mehr oder weniger entbunden, folglich auch mehr oder weniger freiwirkend; denn da der hellsehende Somnambüle nicht mit den Augen, sondern aus der Gegend der Herzgrube sieht, da dieses unabänderlich bei Allen der Fall ist, so ist daraus klar, daß die Menschenseele für sich allein, ohne Beihülfe des Körpers, nicht allein sehen, sondern ohne Vergleich weit klärer sehen kann, als in ihrem Fleischkerker. Sie bedarf auch dazu unseres körperlichen Lichts nicht: denn die magnetisch-Schlafenden lesen, was man ihnen auf die Herzgrube legt, was in verschlossenen Briefen steht. Ja, sie lesen sogar in einer Entfernung, wo das Buch, oder das Geschriebene durch feste, dunkle Körper von ihnen getrennt ist, sobald nur das zu Lesende von einer Person gehalten wird, die mit dem Somnambüle in seelischer Berührung oder Verbindung steht; man erinnere sich nur an die oben erwähnte Lyoner Dame.

§. 85.

In diesem Zustande sieht die Menschenseele nicht blos, sondern sie empfindet überhaupt alles weit schärfer, als im natürlich wachenden Zustand, ohne daß sie irgend einen der körperlichen Sinne bedarf; aber das ist sehr merkwürdig, daß sie auch von der ganzen äußern Welt nicht das Geringste empfindet, außer wenn sie mit einem andern Menschen in seelischer Verbindung, Berührung, in Rapport gesetzt wird, welches geschieht, wenn der Magnetismus durch ge-

wisse Handgriffe die Menschenseele irgend einer Person mit der Seele des magnetisch-Schlafenden in eine Harmonie bringt, so daß sich beide zweckmäßig berühren; alsdann kann der Somnambüle, besonders wenn er in einem sehr erhöhten und hellsehenden Zustand ist, alles empfinden, was der mit ihm in Rapport stehende denkt, leidet, genießt und empfindet.

§. 86.

Da dieß nun lauter ausgemachte Wahrheiten sind, so ist's erstaunlich und mir fast unbegreiflich, wie es möglich ist, daß so viele große und denkende Männer nicht die fruchtbarsten und wichtigsten Wahrheiten aus diesen Erfahrungen gefolgert haben: denn es lassen sich logisch-richtige Schlüsse hieraus ziehen, die für die Seelen- und Geisteslehre und auch für die Religion von äußerster Wichtigkeit sind. Wir wollen unsern Pfad verfolgen, und dann sehen, was dabei herauskommt.

§. 87.

Es ist durchaus nöthig, daß der ewige, von Gott ausgegangene vernünftige Geist des Menschen ein Organ haben muß, wodurch er auf andere Wesen, und diese wieder auf ihn zurückwirken können; ohne dieß könnte er ja von nichts außer sich Erkenntniß haben, und er selbst wäre für alle andere Wesen ein pures Unding. Dieses Organ ist nun der Aether, der durch keine Naturkraft zerstörbar, sondern ewig und unveränderlich ist. Aus diesem bildet sich der Geist während dem hiesigen sinnlichen Erdenleben einen geistigen Lichtkörper, mit dem er ewig vereinigt bleibt.

§. 88.

Die oben angeführten magnetischen Erfahrungen beweisen augenscheinlich das Daseyn dieses geistigen Lichtkörpers, oder der Menschenseele; sie beweisen

ferner, daß diese Menschenseele ihren groben thierischen Körper blos um dieses sinnlichen Erdenlebens willen, in welchem der Mensch mit der Sinnen- oder Körperwelt in wechselseitiger Wirkung stehen muß, nöthig habe; aber ohne denselben weit vollkommener denken, empfinden, in die Nähe und Ferne auf Andere wirken, empfindlicher leiden und empfindlicher genießen könne. Dieses Resultat entsteht unwidersprechlich in der Seele des unpartheiischen Beobachters, wenn er alle die mannigfaltigen Erscheinungen, die der Magnetismus gewährt, zusammen nimmt, und dann ruhig und vernünftig darüber nachdenkt.

§. 89.

Wenn die Menschenseele im lebendigen Zustand des groben Körpers, wo sie doch noch nicht ganz von ihm losgebunden ist, so wunderbare Dinge vermag, was wird sie dann vermögen, wenn sie im Tode ganz von ihm getrennt wird? Hierüber denke man nach! Im Sterben verliert der Mensch sein Selbstbewußtseyn; er geräth in den Zustand einer vollkommenen Ohnmacht, oder eines tiefen Schlafs. So lang die Blutmasse noch warm, noch nicht geronnen ist, so lang sind auch alle Werkzeuge des Körpers bewegbar, und so lang bleibt die Seele in ihm; sobald aber Gehirn und Nerven ihre Wärme verlieren und erkalten, so können sie auch den ätherischen Theil der Seele nicht mehr anziehen, nicht mehr fest halten, er entwickelt sich also, macht sich los von den irdischen Banden und erwacht; jetzt ist er in dem Zustand eines Hellsehenden, magnetisch-Schlafenden; da er aber ganz vom Körper getrennt ist, so ist sein Zustand weit vollkommener: er erinnert sich seines Erdenlebens von Anfang bis zu Ende vollkommen;

er gedenkt seiner Zurückgelassenen, und er kann sich die Sinnenwelt ganz deutlich vorstellen, aber er empfindet sie gegenwärtig ganz und gar nicht mehr; dagegen empfindet er nun die Geisterwelt und ihre Gegenstände, und zwar denjenigen Theil derselben, in den er gehört, oder zu dem er sich hier fähig gemacht hat. Daß dieß alles logisch richtig aus den magnetischen Erfahrungen folge, das wird der wahrheitliebende Forscher leicht finden, wenn er jene Erfahrungen alle kennt, und dann darüber nachdenkt.

§. 90.

Man kann und man wird mir den Einwurf machen: Es ist aber doch so gewiß noch nicht, daß der Somnambül im Zustande des Hellsehens das Gehirn und die Nerven zu seinen Vorstellungen gar nicht brauche — hierauf dient zur Antwort, daß er einmal gewiß die Augen nicht zum Hellsehen, und eben so wenig die andern sinnlichen Werkzeuge zum Empfinden nöthig habe; da nun aber das Gehirn blos durch die Eindrücke der äußern Sinnen in Wirksamkeit gesetzt wird, so kann dieß hier der Fall unmöglich seyn. Indessen werden im Verfolg Erfahrungen vorkommen, die meine Behauptung unwidersprechlich beweisen.

§. 91.

Der Somnambül empfindet von der ganzen Sinnenwelt nicht das Geringste, ausser einer oder mehreren Menschenseelen, die mit ihr in harmonische Berührung (in Rapport) gebracht werden; durch diese erfährt sie, was in der Sinnenwelt vorgeht. Nach dem Tod setzen sich die Seelen mit denen in Rapport und die ihrer Natur am ähnlichsten sind — bringen sie sich mit andern in harmonische Berührung, so empfinden sie Leiden, die sich in Ansehung

ihrer Größe verhalten, wie der Grad des Unterschieds. O wohl denen, die sich dann dem Charakter des Erlösers so sehr genähert haben, daß sie mit Ihm in Rapport kommen, das ist, zu seinem Anschauen gelangen! Sie werden dann auch in der Gemeinschaft aller seiner Heiligen seyn. Eben so werden auch Freunde, die sich in ihrem moralischen Charakter sehr verähnlicht haben, dort ewig miteinander in Beziehung, in harmonischer Vereinigung bleiben. Aus dem Vorhergehenden wird auch nun begreiflich, wie die Mittheilung in jenem Leben beschaffen seyn wird: der Somnambül liest in der Seele dessen, mit dem er in Rapport gesetzt wird; da bedarf's keiner Sprache; eben so wird es sich auch nach dem Tode verhalten, Einer liest in der Seele des Andern.

Alle diese wichtigen Aufschlüsse haben wir dem erst vor etwa dreißig Jahren erfundenen thierischen Magnetismus zu verdanken; aber die folgenden sind nicht weniger bedeutend und belehrend.

§. 92.

Der thierische Magnetismus versetzt besonders solche Personen, die sehr reizbare Nerven und eine lebhafte Einbildungskraft haben, gar bald in jenen Zustand des Somnambulismus und des Hellsehens, und zwar durch ein regelmäßiges gelindes Bestreichen des Körpers. Eben durch diese Entdeckung hat man nun gefunden, daß alle jene hysterischen Entzückungen bei Frauenspersonen, oder auch hypochondrische bei dem männlichen Geschlecht, nichts mehr und nichts weniger, als eben ein solcher Somnambulismus seyen, nur daß er nicht durch künstliches Bestreichen, sondern aus einer kränkelnden Natur entstanden ist.

§. 93.

Wenn also eine Person mit oder ohne Krämpfe in Entzückung geräth, so daß sie ihr Selbstbewußtseyn verliert und nun Gesichte sieht, mit Geistern umgeht und die erhabensten Dinge ausspricht, die weit über ihren natürlichen Erkenntnißkreis hinausgehen, so halte man das ja nicht für etwas Göttliches, sondern für eine wahre Krankheit, für eine Abirrung der Natur von ihrer gesetzmäßigen, ihr vorgeschriebenen Bahn. Alles, was sie sagt und thut, das prüfe man vernünftig nach dem Wort Gottes; gute Warnungen und Ermahnungen benutzt man, aber göttliche Offenbarungen sind sie nie und durchaus nicht; auch dann nicht, wenn eine solche Person zukünftige Dinge voraus sagt, die in Erfüllung gehen, denn sie steht im Rapport mit dem Geisterreich; da aber ihre Seele noch an den Körper gefesselt ist, so ist der Rapport nicht vollständig; sie kann die Bilder ihrer eigenen Phantasie von den Geistern nicht unterscheiden; sie erkennt und sieht also Vieles, das sie im mütterlichen Zustand nicht erkennt und sieht, aber nicht alles ist wahr, vielweniger göttlich, man kann und soll nicht darauf achten, vielmehr alle dienlichen Mittel gebrauchen, um sie von ihrer Krankheit zu befreien: denn gewöhnlich nehmen diese Verirrungen ein betrübtes Ende. Ich werde im Verfolg Beispiele davon anführen.

§. 94.

Die Ursachen, aus denen ein solcher natürlicher magnetischer Schlaf entstehen kann, sind vorzüglich folgende:

Vorerst gehört dazu ein lebhaftes, sehr reizbares Nervensystem und eine lebhafte Einbildungskraft; beide sind aber gewöhnlich mit einander verbunden.

Für's Zweite: eine beharrliche Beschäftigung der Seelen mit übernatürlichen Gegenständen. Z. B. wenn abergläubische und zugleich schlecht unterrichtete, einfältige Leute immer mit Hexerei und Gespenstern zu thun haben. Sind sie zugleich gottlose böse Menschen, so können sie endlich dadurch wirklich mit bösen Geistern in Rapport kommen, und dann ist die Zauberei kein Hirngespinst mehr.

§. 95.

Die fleischliche Liebe ist besonders bei dem weiblichen Geschlecht die reichhaltigste Quelle der magnetischen Entzückungen und daher entstehenden gräulichen Verirrungen; vorab, wenn sich religiöse Empfindungen damit vereinigen. Mir sind viele traurige Erfahrungen von der Art bekannt, die ich aber hier, um der noch lebenden Personen willen, nicht kenntlich machen will.

Ein frommes Mädchen besuchte die Erbauungsstunden, die ein auch frommer, aber schöner verheiratheter Mann in seinem Hause hielt; nach und nach verliebte sie sich in ihn, und da dieser Liebe unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege standen, so unterlagen endlich ihre Nerven dem Kampf, und die arme Unglückliche wurde Somnambüle; in den ersten Zeiten sprach sie in ihren Entzückungen die erhabensten und herrlichsten Wahrheiten aus; gewöhnlich kam sie in die Krise, wenn sie in den frommen Versammlung war. Viele zukünftige Dinge sagte sie vorher, und viele wurden auch erfüllt; sie bekam einen großen Anhang, und die vernünftigsten und gelehrtesten Männer hielten sie für eine Person, die vom Geist Gottes inspirirt sey, mit einem Wort: für eine Prophetin.

Allmählig erhielt sie in ihren Entzückungen die Nachricht, daß die noch lebende Frau ihres Geliebten ein wahres Scheusal vor Gott und seinen Engeln sey. — Dieß wurde nach und nach so satanisch klug und scheinheilig insinuirt, daß es die ganze Gesellschaft, die aus mehreren hundert Personen bestand, heilig glaubte. — Die arme Frau wurde also, auf Befehl aus der Geisterwelt, an einem entfernten Ort eingesperrt; sie verlor den Verstand, starb in der Raserei, und der Wittwer heirathete nun, auch auf Befehl aus der Geisterwelt, die junge Frauensperson. Bis an die schreckliche Behandlung der ersten Frau könnten beide Hauptpersonen und der ganze Anhang unschuldig irren, aber von dem an nicht mehr. Die gräulichen Verbrechen dieser Person und ihrer Anhänger sind welt- und actenkundig.

Ein gemeines Dienstmädchen im nördlichen Deutschland bekam in einer Entzückung den Auftrag, sie müsse den Fürsten, der im nahen Reich Christi unter ihm regieren sollte, gebären; ein übrigens frommer verheiratheter Prediger ließ sich von ihr verführen, er glaubte ihr, und sie gebar wirklich einen Sohn; ob er aber das werden wird, wozu ihn seine Mutter bestimmt hat, das lasse ich meine Leser beurtheilen. Eine ähnliche Geschichte trug sich vor wenigen Jahren auch im südlichen Deutschland zu.

Ich habe ein Frauenzimmer gekannt, die von Herzen fromm war; diese gerieth täglich, auch von selbst, in einen vollkommenen magnetischen Schlaf; sie war dann außerordentlich erhaben gestimmt, sahe Christum, lebte unter lauter Engeln, hörte sie singen, sang mit ihnen und sprach Dinge aus, die erstaunlich waren. Endlich kündigte ihr der Geist, den sie für Christum hielt, oder auch ihr *eigenes* Phantasiebild, das sie

dafür annahm, an, daß sie morgen früh um 6 Uhr sterben würde — die gute Seele kämpfte diese Nacht schwer, am Morgen setzte man die Uhr still, sprach mit ihr von allerhand, und so ging die Zeit vorüber. Hernach überzeugte man sie leicht, daß alles, was sie sehe, trügerische Täuschung sey, und nun hörten auch ihre Entzückungen auf.

§. 96.

Endlich kann aber auch ein reiner, gottergebener Mensch durch lange Uebungen im Wandel vor Gott in Entzückungen und in den Zustand des magnetischen Schlafs gerathen. Da kommen dann freilich andere Sachen zum Vorschein; man sieht gleich, aus welcher Quelle solche Aussprüche geflossen sind; und doch muß man auch da äußerst behutsam seyn und nicht alles für unmittelbare göttliche Offenbarung oder Mittheilung ansehen. Daß sehr weit geförderte fromme Seelen in einem solchen Zustand des natürlichen magnetischen Schlafs, oder der Entzückung, auch mit guten Geistern oder gar Engeln in Rapport kommen können, das lehrt die Erfahrung; aber auch die guten Geister wissen noch nicht alles, besonders so lange sie noch im Hades sind, und das, was sie wissen, blos von Andern erfahren haben; oft mischen sich auch falsche eitle Geister dazu, die den Seher zu täuschen und irre zu führen suchen: diese studiren die Neigungen und Wünsche desselben, und lenken dann die Eingebungen, Bilder und Vorstellungen so, daß sie seinen Lieblingsneigungen entsprechen; da er nun das alles als göttliche Offenbarung ansieht, so wird er überzeugt, daß seine Wünsche Gott gefällig seyen, und geräth dadurch auf die gefährlichsten Abwege. Es kann nicht dringend genug gesagt werden, wie wahr und wie wichtig diese Bemerkung ist: denn wenn

irgend ein Mensch, oder gar Kinder in Entzückung oder auch sonst in einen exaltirten (erhöhten) Zustand gerathen und nun Buße predigen, zukünftige Dinge voraus sagen und in einem Styl sprechen, der ihnen in ihrem natürlichen Zustand unmöglich ist, so hält das der gemeine Mann, besonders wenn er religiös denkt, für göttliche Einwirkung und Offenbarung, und der arme Somnambüle glaubt es selbst, er freut sich darüber, wird innig gerührt, gebeugt, dankt Gott dafür, und nun keimt heimlich der Gedanke in ihm auf, er sey etwas besonders, Gott habe etwas Großes mit ihm vor, er kommt mit falschen Lichtgeistern in Rapport, diese bestärken ihn darinnen durch Bilder und allerhand Vorspiegelungen, und so ist dann der Erzschwärmer vollendet. Der Eingang zu diesem Irrweg ist noch nicht verzäunt, und das kommt daher, weil die Philosophen und Gottesgelehrten dieses Verzäunen entweder gar nicht, oder doch nicht recht verstehen. Leser und Leserinnen! bemerkt doch, so lieb Euch Euer ewiges Heil ist, folgende himmelfeste und in unsern Zeiten äußerst wichtige Wahrheiten:

§. 97.

Die ganze Einrichtung der menschlichen Natur, die Vernunft und die heilige Schrift zeugen laut und unwidersprechlich, daß wir Menschen diesseits des Grabes blos auf die Sinnenwelt und durchaus nicht auf die Geisterwelt angewiesen sind; wer also aus Neugierde, entweder Geheimnisse oder die Zukunft zu erfahren, den Umgang mit dem Geisterreich *sucht*, der begeht eine sehr schwere Sünde: der wahre Glaube und der beständige Umgang mit Gott in Jesu Christo; das ununterbrochene Wachen und Beten und Nichtswissenwollen, als *Christum*, den Gekreuzigten, setzt

die Menschenseele mit Gott und Christo durch den heiligen Geist in Rapport, und wenn man nun schlechterdings weiter nichts sucht, so ist man gegen jeden Irrthum, gegen jeden Abweg gesichert; zeigt sich nun etwas Uebernatürliches, so bleibt man gleichgültig, willenlos, prüft dann genau, was die Erscheinung ist und was sie sagen will; übrigens macht man weiter nichts daraus; ist sie von Gott, so weiß sie sich auch zu legitimiren, daß man nicht getäuscht werden kann, und ist sie aus dem Geisterreich, so muß der Christ wissen, was er zu thun hat; auf alle Fälle werde ich im Verfolg die richtigsten Verhaltungsregeln an die Hand geben.

§. 98.

Ich kehre wieder zu meinem Zweck, zur Untersuchung der menschlichen Natur und ihres Verhältnisses zur Sinnenwelt zurück. Es gibt verschiedene Krankheiten, die man den Nerven zuschreibt und die auf den ätherischen Theil, oder Lichtskörper der Menschenseele wirken; wenn nun ein solcher Kranker eine lebhafte Imagination hat, so kommen oft unbegreifliche Dinge zum Vorschein. Oft fühlen sich solche Menschen nicht krank; alle Lebensverrichtungen gehen ungehindert und ohne Schmerzen fort, und doch sind jene Erscheinungen Folgen einer Unordnung im Organismus des Körpers, folglich einer Krankheit.

Diese Kranken haben solche Erscheinungen entweder im wachenden Zustand, so daß sie sich aller Gegenstände und ihrer selbst recht wohl bewußt sind, oder sie kommen außer sich, gerathen in Entzückung und also in den magnetischen Somnambulismus, in welchem sie dann jene Erscheinungen haben. Hier entsteht nun die schwere Frage: wo hören die Erscheinungen auf, die blos in der menschlichen Natur ge-

gründet sind, und wo fangen **die** an, die aus dem Geisterreich ihren Grund haben.

§. 99.

Ein Mensch kann in diesem Zustand Engel und Geister sehen. Er kann also mit Gott und Christo Umgang haben, und doch ist das alles bloße Täuschung der Einbildungskraft; denn es sind lauter Vorstellungen, die vorhin schon in ihr lagen, nur daß sie jetzt durch die Krankheit eben so lebhaft geworden sind, als diejenigen, die wir durch die äußern Sinnen empfangen. Ich habe ein frommes Frauenzimmer gekannt, die in ihren Entzückungen mit Engeln umgeben war und auch mit ihnen sprach; endlich fingen auch diese Engel an zu singen, die gute Seele sang mit — und was war es? — ein elender erbärmlicher Gassenhauer, ein gemeines Volkslied. Solche Kranken sprechen oft mit einem Verstand, mit einer Weisheit von solchen Dingen, wovon man ihnen kaum die ersten Buchstaben der Erkenntniß zutraute, daß man darüber erstaunen muß; und wenn sie nun fromme erweckte Leute sind, so predigen sie oft und zwar besser, als mancher hochgelehrte Geistliche. Wir haben ja Beispiele in der Geschichte, daß Menschen umhergezogen sind, Buße gepredigt und Viele vom Sündenschlaf aufgeweckt haben, und doch war das alles Folge einer Nervenkrankheit, einer durch den magnetischen Schlaf erhöhten Natur. Ich gebe gerne zu, daß sich die ewige Liebe auch dieses Mittels bedienen kann, um Sünder zur Bekehrung zu bringen, aber für etwas Göttliches, für Inspiration des heiligen Geistes muß man es nicht halten, denn hieraus entstehen hernach die kräftigsten Irrthümer. Es ist zu beklagen, daß solche außerordentliche Prediger aus Mangel an Selbsterkenntniß **selbst glauben**,

der heilige Geist rede durch sie — wenn es nun ihre Zuhörer auch glauben, so mag dann der Prediger auch noch so irrige Sachen sagen, man hält sie für Gottes Wort, und also für wahr. Bei solchen Gelegenheiten muß man genau und scharf nach der heiligen Schrift und gesunden Vernunft prüfen, übrigens aber keinen Werth auf solche Sachen legen, vielweniger sie für göttlich erklären; man soll vielmehr suchen, solche Kranken ordentlich zu heilen.

§. 100.

Der höchste Grad der in der menschlichen Natur noch gegründeten Erscheinungen ist unstreitig der, wenn sich ein Mensch bei lebendigem Leibe an einem entfernten Ort zeigen kann. So sehr auch über dieß, als über den absurdesten Aberglauben, gespottet wird, so gewiß und zuverläßig sind doch die darüber gemachten Erfahrungen, und viele meiner Leser werden sich wohl der einen oder der andern erinnern. Ich rede hier nicht von den Erscheinungen solcher, die sich gleich nach dem Tode diesem oder jenem Freunde gezeigt haben, sondern von solchen, die diesen Besuch noch in ihrem Leben bei lebendigem Leibe machten. — Mir sind Beispiele bekannt, daß Kranke eine unbeschreibliche Sehnsucht bekamen, einen gewissen Freund oder Freundin zu sehen; bald darauf geriethen sie in Ohnmacht, und während der Zeit erschienen sie dem entfernten Gegenstand ihrer Sehnsucht. Folgende Geschichte aber übertrifft alles, was ich jemals davon gelesen oder gehört habe; sie kommt aus einer glaubwürdigen Quelle und hat alle Eigenschaften der historischen Zuverläßigkeit.

§. 101.

Vor etwa **60** bis **70** Jahren kam ein frommer, rechtschaffener Mann aus Philadelphia in Amerika

nach Deutschland, um seine armen Eltern zu besuchen und sie mit seinem wohlerworbenen Vermögen außer Sorgen zu setzen. Er war als Jüngling nach Amerika gegangen und hatte es so weit gebracht, daß er Aufseher über verschiedene Mühlen am Delaware-Fluß geworden war, wobei er sich mit Ehren ein hübsches Kapital erspart hatte. Dieser redliche Mann erzählte einem meiner Freunde, auf dessen Wahrheitssinn ich mich verlassen kann, folgende wunderbare Geschichte:

In der Nähe von Philadelphia, nicht weit von obengedachten Mühlen, wohnte ein einsamer Mann in einem einsamen Hause; er war sehr wohlthätig, aber äußerst eingezogen und verschwiegen; das Publikum erzählte wunderbare Dinge von ihm, unter andern auch das, daß er einem verborgene Sachen entdecken könne. Nun trug es sich zu, daß ein Schiffskapitän aus Philadelphia mit seinem Schiff nach Afrika und Europa reisen mußte; er versprach seiner Frau, auf eine bestimmte Zeit wieder zu kommen und ihr auch verschiedenemal zu schreiben. Sie harrte und harrte, aber es kamen keine Briefe; die bestimmte Zeit verstrich, und ihr geliebter Mann blieb aus. Jetzt ging ihr das Wasser an die Seele, und sie wußte weder Rath noch Trost zu finden. Endlich rieth ihr ein Freund, sie sollte doch einmal zu dem einsamen frommen Mann gehen und ihm ihren Jammer erzählen. Die Frau befolgte diesen Rath und ging zu ihm; nachdem sie ihm alles gesagt und geklagt hatte, so sagte er zu ihr, sie möchte da eine Weile verziehen, bis er wieder käme und ihr Antwort brächte; sie setzte sich, um zu warten, und der Mann ging durch eine Thür in sein Kabinet. Als er aber der Frau etwas zu lang ausblieb, so stand sie auf,

ging an das Guckfenster in der Thür, hob das Vorhängchen auf und sahe hinein — er lag auf dem Sopha oder Kanape wie ein Todter; flugs ging sie wieder zurück an ihren Ort. Endlich kam er und erzählte ihr, ihr Mann sey in London in dem und dem Kaffeehaus, er werde aber nächstens kommen; dann sagte er ihr auch die Ursachen, warum er ihr nicht habe schreiben können. Jetzt ging die gute Frau ziemlich ruhig nach Haus.

Was der einsame Mann gesagt hatte, traf pünktlich ein; ihr Gemahl kam wieder, und die Ursachen seines Aufenthalts und seines Nichtschreibens waren gerade die nämlichen. Jetzt war die Frau begierig, zu wissen, was es geben würde, wenn sie mit ihrem Mann den einsamen Freund besuchte; — dieser Besuch wurde veranstaltet, als aber der Kapitän den Mann sahe, so entsetzte er sich; hernach erzählte er seiner Frau, daß er diesen nämlichen Mann an dem und dem Tage — es war gerade der, an dem die Frau bei ihm gewesen — zu London im Kaffeehaus gesehen, und daß er ihm erzählt habe, seine Frau sey sehr bekümmert um ihn; dann hab' er ihm die Ursachen seiner verzögerten Rückreise und seines Nichtschreibens gesagt, und daß er nächstens kommen würde, worauf sich dann dieser Mann unter den Leuten verloren habe.

§. 102.

Diese höchst sonderbare und nach dem gewöhnlichen mechanisch-philosophischen System durchaus unerklärbare und unglaubliche Geschichte kann nach meiner Theorie der menschlichen Natur folgendergestalt erklärt und ihre Möglichkeit erwiesen werden. Zu dem Zweck muß ich mich also auf die unzweifelbaren Er-

fahrungen berufen, die wir dem thierischen Magnetismus zu danken haben.

Es ist nunmehr eine ausgemachte, eine entschiedene Wahrheit, daß in dem menschlichen Körper ein feines Lichtwesen, eine ätherische Hülle des unsterblichen vernünftigen Geistes seye, welche sich im Magnetismus, im Galvanismus, in der Elektricität und in Sympathie und Antipathie unwidersprechlich darstellt und auf mancherlei Weise wirksam erzeigt, hiemit ist der vernünftige Geist ewig und unzertrennlich verbunden. Ich nannte diesen innern Lichtmenschen oben die Menschenseele.

§. 103.

Diese Menschenseele kann durch das kunstmäßige Bestreichen oder Magnetisiren in unendlich verschiedenen Graden von dem Nervensystem entbunden und nach Verhältniß dieser Grade freiwirkend gemacht werden: gewisse Krankheiten, auch verschiedene Arzneien, oder vielmehr giftartige Gewächse können die nämliche Wirkung hervorbringen.

Bei geringeren Graden der Entbindung bleibt das Selbstbewußtseyn, aber die Imagination wird lebhafter, so daß der Mensch glaubt, er sehe und höre wirklich, was er sich doch blos einbildet.

Der natürliche Schlaf ist auch eine Art dieser Entbindung; wenn die organische Maschine des Körpers, oder eigentlich die Nerven, bis auf einen gewissen Grad ermatten, so entläßt die Menschenseele diese Werkzeuge, insofern sie zu den fünf Sinnen gehören, denn durch diese allein entsteht unser Bewußtseyn in der Sinnenwelt — für sich aber wirkt sie beständig fort; geschieht dieß so lebhaft, daß es Eindruck auf die innern sinnlichen Werkzeuge macht, so erinnert man sich dessen bei dem Erwachen und nennt es träumen.

Bei den gewöhnlichen Nachtwandlern ist die Entbindung um einige Grade vollständiger und dem magnetischen Somnambulismus ähnlich; hier wirkt die Menschenseele noch freier, sie träumt zusammenhängender und deutlicher und in einem so hohen Grad, daß das Nervensystem, folglich auch der Körper, in Bewegung gesetzt wird, obgleich die Sinnen alle ruhen; und da der Mensch in diesem Fall nicht durch die Sinnenwelt, sondern durch die Ideenverbindung der Seele geleitet wird, so entstehen daher Handlungen, die nicht in die Ordnung der Dinge passen; aber eben diese Handlungen sind, wie Jedermann weiß, in sich weit vollkommener, als im wachenden Zustand, woraus dann wiederum erhellet, daß die Menschenseele, wenn sie von den Banden des Leibes befreit wird, weit freier, vollkommener und viel thätiger wirken könne, dann schläft und schlummert, dann ermüdet sie in Ewigkeit nicht mehr.

§. 104.

In den gewöhnlichen Entzückungen hypochondrischer und hysterischer Personen, oder auch solcher, die mit Wurmkrankheiten behaftet sind, sind ebenfalls die Grade der Entbindung sehr verschieden, folglich auch die daher entstehenden Aeußerungen und Handlungen; im Tode aber ist sie vollständig. Von dieser werde ich im Kapitel von den Geistererscheinungen ausführlich handeln.

Es ist also eine unstreitige Erfahrungswahrheit, daß die Menschenseele in unendlich vielen und verschiedenen Graden, bis zur gänzlichen Trennung vom Körper, von diesem entbunden werden und für sich, nach dem Grad dieser Entbindung, frei wirken könne.

§. 105.

Es kann Menschen geben, bei denen diese Entbin-

dung sehr leicht ist, oder auch wohl durch geheime Mittel befördert, sogar dahin gebracht werden kann, daß die Menschenseele den Körper auf eine kurze Zeit verläßt, in der Ferne etwas ausrichtet und dann wieder in ihren Körper zurückkehrt, welches aber freilich in sehr kurzer Zeit geschehen muß, ehe das Blut seine Flüssigkeit verliert. Daß in Krankheiten so etwas geschehen sey, davon haben wir mehrere Beispiele. Ich will nun diese höchst merkwürdigen und seltenen Erscheinungen, und zwar in Beziehung auf das oben erzählte amerikanische Beispiel, das vollkommenste von allen, nach meiner Theorie erklären.

§. 106.

Wenn die Seele zwar noch in ihrem Körper, aber doch von seinen sinnlichen Werkzeugen entbunden ist, so hört, so lang diese Entbindung währt, das Selbstbewußtseyn in der Sinnenwelt auf, aber die Seele lebt und webt in ihrem Erkenntnißkreis, und kommt endlich bei öfterer Wiederholung dieses Zustandes in Verbindung mit dem Geisterreich; von der Sinnenwelt empfindet sie ganz und gar nichts, sie sieht und hört keinen Menschen außer denen, mit denen sie in Rapport gesetzt wird; dieß geschieht, wenn beide seelische Atmosphären nach gewissen Gesetzen in Berührung gebracht werden. Mit diesen kann die Seele umgehen, mit ihnen reden, und von diesen erfährt sie, was jetzt in der Sinnenwelt um sie her geschieht.

Gesetzt nun, obiger Amerikaner hatte die Fähigkeit, entweder von Natur, oder durch geheime Kunst, oder durch beides, seine Seele vom Körper nach Willkühr ganz zu entbinden und sie auch wieder mit ihm zu vereinigen, so konnte er sich also in den allervollkommensten Somnambulismus versetzen, aus dessen Erscheinungen und Erfahrungen auch nun alles erklärt

werden muß. Seine Seele verließ also ihren Körper mit dem Willen, den Schiffskapitän um die Ursache seines Ausbleibens und Nichtschreibens zu fragen; sobald sie außer ihrem Körper war, empfand sie nichts mehr von der Sinnenwelt, und sie war in der Welt der Geister, wo kein Raum trennen kann. In dem Augenblick also, in dem die Seele den Körper verließ, war sie auch schon in London bei dem Schiffskapitän; wäre er in China oder anderswo gewesen, so hätte sie ihr magischer Wille dahin geführt.

Die Menschenseele ist an und für sich selbst unsichtbar, sie fällt natürlicher Weise nicht in die Sinne; aber sie kann sich auf zweierlei Weise sichtbar machen: erstlich, wenn sie aus dem Dunstkreis Materien an sich zieht und sich daraus einen Körper bildet, der dem ihrigen ähnlich ist; und zweitens, wenn sie sich mit dem, dem sie erscheinen will, in Rapport setzt. Im ersten Fall kann sie von vielen Menschen gesehen werden, aber jeder merkt alsdann, daß diese Erscheinung kein natürlicher Mensch, sondern ein Geist ist; im zweiten Fall aber sieht sie nur der, mit dem sie in Rapport steht, indem sie auf dessen Seele und durch sie auf die sinnlichen Organe so lebhaft wirkt, daß er die Person so deutlich vor sich sieht, als wenn sie in ihrem Körper gegenwärtig wäre, er hört sie reden und sie hört ihn. Auch diese Bemerkung werde ich unten im Kapitel von den Geistererscheinungen deutlich und vollständig entwickeln.

Auf diese zweite Art ist zuverläßig der Amerikaner dem Kapitän erschienen; denn auf die erste würde er großes Aufsehen unter den Anwesenden erregt haben, und wer weiß auch, was es für ihn selbst für Folgen hätte haben können.

Ich könnte noch mehrere Beispiele dieser Art erzählen,

allein es mag an dem einen genug seyn, damit dieß Werk nicht zu weitläufig werden möge.

§. 107.

Die sonderbare Erscheinung, wenn Menschen sich selbst sehen, sich selbst erscheinen, ist nicht selten, und kann auf zweierlei Weise geschehen; erstlich, wenn nur die Person, die sich selbst sieht, die Erscheinung hat; Andere aber, die gegenwärtig sind, nichts sehen. In diesem Fall kann die Erscheinung blos natürlich in der menschlichen Natur gegründet seyn; aber wenn sie mehrere Menschen sehen, dann gehört sie in's Geisterreich und in das folgende Kapitel von den Ahnungen.

Wenn mich Jemand fragt, wie es möglich sey, daß sich ein Mensch selbst erscheinen könne, oder wie das Sichselbstsehen in der menschlichen Natur gegründet sey? — so antworte ich: daß nicht mehr dazu erfordert werde, als Engel und Geister zu sehen, wo keine sind oder doch wenigstens nicht in die Sinne fallen. Der berühmte Friedrich Nikolai in Berlin gerieth einsmals in einen Zustand, daß er viele geistige Wesen um sich her sahe, die aber alle nach und nach verschwanden, so wie er auflösende und abführende Mittel gebrauchte. So wie nun fremde Gestalten in der Einbildungskraft so lebhaft werden können, daß sie den äußeren sinnlichen Eindrücken gleich sind, eben so kann auch die eigene Gestalt den nämlichen Eindruck machen.

§. 108.

Ich hatte oben die Frage vorgelegt: Wo hören die Erscheinungen auf, die blos in der menschlichen Natur gegründet sind, und wo fangen die an, die mit dem Geisterreich in Verbindung stehen? — meine Antwort darauf ist folgende:

So lange eine Erscheinung nur solche Sachen

spricht, die ein Mensch in einem erhöhten Zustande wissen kann, so ist die Erscheinung Vorstellung der Imaginationen in irgend einem geringern Grade des magnetischen Somnambulismus; sobald sie aber Dinge sagt, die sie natürlicher Weise unmöglich wissen kann, und die hernach doch wahr befunden werden, so steht die Person, die sie hat, mit dem Geisterreich in Rapport. Dieß kann aber auch der Fall seyn, wenn eben nicht alles oder auch ein und anders gar nicht eintrifft, weil auch gute Geister noch irren können und die bösen irre führen wollen.

§. 109.

Noch etwas Wichtiges liegt in der menschlichen Natur, nämlich: Die Fähigkeit, diesseits des Grabes noch hier in der Sinnenwelt mit dem Geisterreich in Umgang und Verbindung zu kommen. Nach den Gesetzen unserer Natur soll diese Fähigkeit in unserm sterblichen Leibe nicht entwickelt werden, weil wir in diesem Leben bei weitem nicht alles besitzen, was zur Prüfung der Geister erforderlich ist, und also schrecklich betrogen und irre geführt werden können. Nun können aber gewisse Krankheiten diese Fähigkeit entwickeln; auch gibt es Menschen, bei denen diese Entwicklung sehr leicht geschieht; da nun die Geister, und vorzüglich abgeschiedene Menschenseelen, die sich noch im Hades befinden und noch gerne etwas in der zurückgelassenen Sinnenwelt gethan oder ausgerichtet hätten, sich mit brünstigem Verlangen nach Jemand aus der Sinnenwelt sehnen, der ihre Wünsche erfüllt, so freuen sie sich hoch, wenn sie einen Menschen finden, der mit dem Geisterreich entweder schon im Rapport steht, oder doch leicht dahin gebracht werden kann; diesem erscheinen sie dann und bitten um Erfüllung ihrer Wünsche. Was nun da zu thun,

was Pflicht und Nichtpflicht sey, das werde ich im Kapitel von den Geistererscheinungen deutlich auseinandersetzen.

§. 110.

Die Bürger des Geisterreichs empfinden nur die Geisterwelt und nicht das Geringste von unserer Körper- oder Sinnenwelt, eben so wie auch wir nur diese letztere, nicht aber die erstere empfinden. Die Geisterwelt ist eben da an dem nämlichen Orte, wo auch die Körper- oder Sinnenwelt ist; wir befinden uns wirklich darin, aber wir empfinden nichts von ihr, so wie auch die Geister um und bei uns sind, ohne etwas von uns empfinden, ausgenommen die guten und bösen Engel, diese empfinden uns und können auf uns wirken; abgeschiedene Menschenseelen aber nicht, außer wenn sie Jemand finden, mit dem sie sich in Rapport setzen können und dürfen.

Der Hades ist in unsrer Atmosphäre und geht in den Erdkörper hinab, bis da, wo die Hölle anfängt; dann steigt er auch hinauf, bis da, wo im reinen Aether der Aufenthalt der Seligen beginnt. Doch von dem Allem werde ich gehörigen Orts ausführlich handeln.

§. 111.

Eine gewisse fromme Person, die das Glück oder vielmehr Unglück hatte, mit dem Geisterreich in Rapport zu stehen, behauptete, daß den abgeschiedenen Menschenseelen die Erscheinung eines Menschen aus unserer Sinnenwelt eben so furchtbar und schauerlich sey, als uns ihre Erscheinung, daß also ihre Herzensangelegenheiten schwer und drückend seyn müssen, wenn sie sich nicht entschließen sollen, Jemand zu suchen, mit dem sie sich in Rapport setzen können. Dem

ungeachtet freuen sie sich hoch, wenn sie so Jemand finden; beides kann mit einander bestehen.

§. 112.

Aber worin besteht nun eigentlich die Fähigkeit, mit Geistern in Umgang oder in Rapport zu kommen?

Die natürliche Anlage dazu besteht darin, wenn der ätherische Theil oder der Lichtskörper der Menschenseele nicht viele schwere Theile aus dem Geblüte annimmt, sondern sich rein hält, wodurch er dem Geisterreich näher kommt. Dieß hängt aber nicht vom Willen des Menschen, sondern von der innern Organisation des Körpers ab.

Wenn der Lichtskörper der Menschenseele durch irgend eine Kraft verstärkt wird, so daß er wirksamer wird, als zum Leben und zur Empfindung nöthig ist, so kann es dahin kommen, daß er im Geisterreich erscheint und mit seinen Bewohnern in Umgang geräth.

Diese beiden Ursachen können durch Krankheiten, durch Magnetisiren, durch natürliche Mittel aus den drei Reichen der Natur und durch andere magische und geheime Künste entstehen; mißlich, gefährlich und mehrentheils sehr sündlich und strafbar ist es aber, wenn man sich solcher Mittel bedient, um gegen die Ordnung Gottes und der Natur diese Fähigkeit zu erlangen. Deßwegen aber will ich gewisse respektable Männer, die mit dem Geisterreich in Verbindung stehen, nicht eines Verbrechens beschuldigen; es kann auch Ausnahmen von der Regel geben, und Gott kann auch solche Werkzeuge zu seinem Dienst gebrauchen wollen; allein wenn auch dieß der Fall ist, so wird Er durch seine Vorsehung solche Menschen ohne ihr Suchen dahin führen, wohin Er sie haben will. Strafbarer Vorwitz ist und bleibt es

immer, wenn man aus eigenem Antrieb den Umgang mit Geistern sucht.

§. 113.

Der merkwürdigste Mann dieser Art war wohl der berühmte Geisterseher Swedenborg, und hier ist der Ort, wo ich seiner etwas ausführlich gedenken muß. Er hatte die natürliche Anlage zum Umgang mit der Geisterwelt, und da so Vieles für und gegen diesen außerordentlichen Mann geschrieben und gesprochen wird, so halte ich es für Pflicht, die reine Wahrheit von ihm bekannt zu machen, indem ich Gelegenheit gehabt habe, sie lauter und unverfälscht zu erfahren.

Swedenborg war der Sohn eines Predigers in Schweden; er hatte einen aufrichtigen redlichen Charakter und große Anlagen zur Gelehrsamkeit, die er auch benützte, und sich der Philosophie, Naturgeschichte, vorzüglich aber der Mineralogie, Metallurgie, Chemie und dem Bergbau widmete. Um sich in letzteren Wissenschaften noch mehr zu vervollkommnen, machte er große Reisen durch Europa, kehrte dann wieder in sein Vaterland zurück, wo er in's Bergrathskollegium aufgenommen wurde. Er hat ein paar dicke Folianten philosophischen Inhalts geschrieben; sie enthalten ein tiefgedachtes philosophisches Lehrgebäude, das aber keinen Beifall gefunden hat. Dann schrieb er auch ein paar starke Foliobände über Kupfer und Eisen, die noch immer ihren anerkannten Werth behaupten. Jedermann ganz unerwartet gerieth dieser gescheide, gelehrte und fromme Mann in den Umgang mit Geistern; er hatte dieses sogar kein Hehl, daß er oft an der Tafel in großen Gesellschaften mitten unter den vernünftigsten, wissenschaft-

lichen Gesprächen sagte: er habe über diesen oder jenen Punkt noch vor Kurzem mit dem Apostel Paulus, oder mit Luther, oder mit sonst einer längst verstorbenen Person gesprochen. Daß ihn dann die Anwesenden mit Nase und Mund anstarrten und anstaunten, und zweifelten, ob er auch noch recht bei Sinnen sey, das läßt sich denken. Indessen gab er denn doch zuweilen Beweise, gegen die sich nichts einwenden läßt. Man hat zwar diese Erzählungen bestritten und sogar den guten Mann der Betrügerei beschuldigt; aber dieses letztere widerspreche ich laut, Swedenborg war kein Betrüger, sondern ein frommer, christlicher Mann, der aber doch zu Zeiten getäuscht und irre geleitet werden konnte. Drei Beweise, daß er wirklich mit Geistern Umgang hatte, sind allgemein von ihm bekannt.

§. 114.

1) Die Königin von Schweden setzte ihn dadurch auf die Probe, daß sie ihm auftrug, ihr zu sagen, was sie mit ihrem verstorbenen Bruder, dem Prinzen von Preußen, in Charlottenburg — wo ich nicht irre — an einem gewissen merkwürdigen Tage gesprochen habe. Nach einiger Zeit ließ sich Swedenborg bei ihr melden und sagte es ihr; die Königin erschrack heftig darüber, wie sich leicht denken läßt. Man hat diese Geschichte in öffentlichen Blättern bestritten; mir aber hat ein vornehmer Schwede, der übrigens kein Verehrer Swedenborg's war, versichert, daß die Sache ohne allen Widerspruch gewisse Wahrheit sey. Er gab mir noch Beweise davon an die Hand, die ich aber bekannt zu machen Bedenken trage, wie das bei dergleichen Geschichten, die auf das Geisterreich Bezug haben, gewöhnlich der Fall ist, indem

dadurch Leute compromittirt werden, die man schonen muß*).

§. 115.

2) Swedenborg kam mit einer Gesellschaft Reisender aus England zu Gothenburg an; hier sagte er, er habe von den Engeln erfahren, daß es gegenwärtig in Stockholm in der und der Gasse brenne — es waren Stockholmer Bürger in der Gesellschaft, die darüber betroffen waren; bald hernach kam er zu ihnen und sagte: sie sollten sich beruhigen, das Feuer sey gelöscht. Den folgenden Tag erfuhren sie, daß sich die Sache genau so verhalten habe. Diese Geschichte ist gewisse Wahrheit.

§. 116.

3) Einer vornehmen Wittwe wurde eine beträchtliche Summe Geldes abgefordert, von der sie gewiß wußte, daß sie ihr verstorbener Mann bezahlt habe; sie konnte aber die Quittung nicht finden. In dieser Noth ging sie zu Swedenborg und bat ihn, ihren Mann zu fragen, wo die Quittung sey? — Nach einigen Tagen sagte ihr Swedenborg, er habe ihren Mann gesprochen, die Quittung sey in dem oder dem Schranke unten auf dem Boden in einem verborgenen Behälter; wo sie auch alsofort gefunden wurde. Auch diese Thatsache hat man so ausgelegt: Swedenborg habe gewußt, wo die Quittung sey, und der Frau blos weiß gemacht, er habe es von ihrem Mann erfahren. Daß dieß in des frommen Mannes Seele eine moralische Unmöglichkeit war, das weiß ich gewiß; hätte er die Quittung ge-

*) Ein vornehmer Würtembergischer Theolog schrieb an die Königin und fragte sie wegen dieser Sache. Sie antwortete und bezeugte, daß dieß wahr sey.

wußt, so hätte er es zuverläßig der geängstigten Frau gleich beim ersten Besuch gesagt. Aber nun muß ich noch einen vierten Erfahrungsbeweis hinzufügen, der noch gar nicht bekannt und vollkommen so wichtig, als einer der vorhergehenden ist. Ich kann die Wahrheit desselben mit der höchsten Gewißheit verbürgen.

§. 117.

In den siebenziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts war in Elberfeld ein Kaufmann, mit dem ich die sieben Jahre meines dortigen Aufenthalts in vertrauter Freundschaft lebte. Er war ein strenger Mystiker im reinsten Verstand. Er sprach wenig, aber was er sagte, war ein goldner Apfel in einer silbernen Schale; um aller Welt Güter willen hätte er es nicht gewagt, eine wissenschaftliche Unwahrheit zu sagen. Dieser nunmehr schon längst verklärte Freund erzählte mir folgende Geschichte:

Er verreiste in Handlungsgeschäften nach Amsterdam, wo sich damals Swedenborg aufhielt. Da er nun Vieles von diesem sonderbaren Mann gehört und gelesen hatte, so nahm er sich vor, ihn zu besuchen, um ihn näher kennen zu lernen.

Er ging also hin und fand einen sehr ehrwürdig aussehenden freundlichen Greis, der ihn höflich empfing und zum Niedersitzen nöthigte. Nun begann folgendes Gespräch:

Der Kaufmann. Bei dieser Gelegenheit, wo ich hier Handelsgeschäfte zu verrichten habe, konnte ich mir die Ehre nicht versagen, Ihnen, Herr Bergrath, meine Aufwartung zu machen; Sie sind mir durch ihre Schriften ein sehr merkwürdiger Mann geworden.

Swedenborg. Darf ich fragen, wo Sie her sind?

Der Kaufmann. Ich bin von Elberfeld, aus

dem Herzogthum Berg. Ihre Schriften enthalten so viel Schönes und so viel Erbauliches, daß sie tiefen Eindruck auf mich gemacht haben; aber die Quelle, woraus Sie schöpfen, ist so außerordentlich, so fremd und ungewöhnlich, daß Sie es dem aufrichtigen Freund der Wahrheit wohl nicht verübeln werden, wenn er unwiderlegbare Beweise fordert, daß Sie wirklichen Umgang mit der Geisterwelt haben.

Swedenborg. Es wäre sehr unbillig, wenn ich das übel nehmen wollte; aber ich glaube Beweise genug gegeben zu haben, die nicht widerlegt werden können.

Der Kaufmann. Sind das die bekannten mit der Königin, dem Brand in Stockholm und der verlegten Quittung?

Swedenborg. Ja, die sind's, und die sind wahr!

Der Kaufmann. Und doch wendet man Vieles dagegen ein. Dürfte ich es wohl wagen, Ihnen einen solchen Beweis aufzutragen?

Swedenborg. Warum nicht? von Herzen gerne!

Der Kaufmann. Ich hatte ehemals einen Freund, der in Duisburg die Theologie studirte; er bekam aber die Schwindsucht, an der er auch dort starb. Diesen Freund besuchte ich kurz vor seinem Ende; wir hatten ein wichtiges Gespräch mit einander; könnten Sie wohl von ihm erfahren, wovon wir gesprochen haben?

Swedenborg. Wir wollen sehen. Wie hieß der Freund?

Der Kaufmann sagte ihm den Namen.

Swedenborg. Wie lange bleiben Sie noch hier?

Der Kaufmann. Etwa acht oder zehn Tage.

Swedenborg. Kommen Sie in einigen Tagen

einmal wieder zu mir, ich will sehen, ob ich den Freund finden kann.

Der Kaufmann ging nun fort und verrichtete seine Geschäfte. Nach einigen Tagen ging er mit gespannter Erwartung wieder zu Swedenborg, der ihm lächelnd entgegen kam und sagte: ich habe Ihren Freund gesprochen, die Materie ihres Discurses ist die Wiederbringung aller Dinge gewesen. Und nun sagte Swedenborg dem Kaufmann auf's Genaueste, was er und was der verstorbene Freund behauptet habe.

Mein Freund erblaßte, denn dieser Beweis war mächtig und unüberwindlich; er fragte ferner: Wie geht es denn meinem Freund, ist er selig? Swedenborg antwortete ihm: Nein, er ist noch nicht selig, er ist noch im Hades und quält sich noch immer mit der Idee von der Wiederbringung aller Dinge. Diese Antwort setzte meinen Freund in die größte Verwunderung. Er erwiederte: Mein Gott, auch noch jenseits? Swedenborg versetzte: Ja wohl! die Lieblingsneigungen und Meinungen gehen mit hinüber und es geht schwer her, bis man ihrer los wird, daher soll man sich hier schon davon entledigen. Vollkommen überzeugt verließ mein Freund den merkwürdigen Mann und reiste wieder nach Elberfeld.

Was sagt denn nun der hochaufgeklärte Unglaube hiezu? Er sagt, Swedenborg sey ein Pfifficus gewesen, er habe etwa einen geheimen Spion gehabt, der meinen Freund ausgefragt habe. Hierauf dient zur freundlichen Antwort: dazu war Swedenborg zu edeldenkend und zu gottesfürchtig, und mein Freund zu gescheidt. Dergleichen Ausflüchte gehören unter die Rubrik der Verklärung des Erlösers vermittelst des Mondscheins.

§. 118.

Daß Swedenborg einen vieljährigen und häufigen Umgang mit den Bewohnern der Geisterwelt gehabt habe, das ist keinem Zweifel mehr unterworfen und eine ausgemachte Sache. Daß ihn aber auch hin und wieder seine Imagination getäuscht, und daß ihn auch zu Zeiten gewisse Geister unrecht berichtet haben, das ist eben so gewiß. Seine Schriften enthalten ungemein viel Schönes, Lehrreiches und Glaubwürdiges, aber auch mitunter hie und da so unbegreiflich läppische und widersinnige Sachen, daß ein geübter Geist der Prüfung dazu erfordert wird, wenn man sie mit Nutzen lesen will.

Swedenborg's Hauptirrthum war, daß er selbst glaubte, Gott habe ihm den innern Sinn geöffnet und ihn dazu auserkoren, daß er in diesen letzten Zeiten diese bisher verborgene Geheimnisse bekannt machen und den Grund zum Reich des Herrn legen sollte. Es läßt sich aber leicht begreifen, wie er zu diesem Irrthum kommen konnte, denn da ihm die Bekanntschaft mit dem Geisterreich so ungesucht und auf Einmal kam, und da er die menschliche Natur noch zu wenig kannte, als daß er hätte vermuthen können, es gebe eine von den Gesetzen der Natur abweichende Disposition des Körpers, eine Art Krankheit, wodurch man mit dem Geisterreich in Verbindung komme, so konnte es nicht anders seyn, er mußte glauben, diese Offenbarungen kämen unmittelbar von Gott, und sobald er dieß glaubte, so hielt er auch alles für wahr, was ihm offenbart wurde, und sich selbst also auch für einen von Gott gesandten Propheten. Durch diese Vorstellungen können abscheuliche Irrthümer und Vergehungen entstehen, ohne

daß man zu sündigen glaubt, weil man ihre Veranlassungen für göttliche Befehle hält.

§. 119.

Der thierische Magnetismus und mannigfaltige Erfahrungen an Kranken haben mich belehrt und unwiderlegbar überführt, daß der unsterbliche Geist, der götliche Funken im Menschen, mit einem ätherischen oder Lichtskörper unzertrennlich verbunden sey, daß diese Menschenseele als zukünftiger Bürger des Geisterreichs in diesem Erdenleben in den thierischen Körper gleichsam verbannet und vermittelst der Nerven an ihn gefesselt sey, und um seiner Veredlung und Vervollkommnung willen auch angefesselt seyn müsse; daß dieser innere Lichtmensch während dieser Gefangenschaft angewiesen sey, seine Belehrung durch die fünf *sinnlichen* Werkzeuge und nicht durch den Umgang mit dem Geisterreich zu bekommen; daß er aber durch den Magnetismus, durch gewisse Krankheiten und durch andere Mittel von den Banden des Körpers mehr oder weniger entbunden, mit dem Geisterreich in Verbindung kommen könne, welches aber allemal widernatürlich und auch den Grundsätzen der christlichen Religion zuwider ist, und daß er endlich um so viel erhöhter und thätiger wirke, je mehr er vom Körper losgemacht ist, und daß es also sehr irrig sey, wenn man glaubt, die Seele habe den Körper zum Denken, Vorstellen, mit einem Wort, zum Verstand, Vernunft und Willen nöthig — im Gegentheil, alle seelische oder geistige Eigenschaften sind weit vollkommener, wenn die Menschenseele von ihrem Körper befreit ist; diesen hat sie nur zu dem Zweck, um die Sinnenwelt empfinden und in ihr wirken zu können. Wenn dereinst der neue Himmel und die neue Erde erscheinen werden, dann werden die

frommen Menschenseelen, mit ihrem Auferstehungsleibe vereinigt, sowohl die neue verklärte Sinnenwelt, als auch die Geisterwelt empfinden und auf sie wirken können.

§. 120.

Ich schließe dieses Kapitel mit der dringenden Ermahnung, sich durchaus nicht mit dem Geisterreich einzulassen, sondern wenn irgend Jemand ohne sein Suchen mit ihm in Umgang gerathen sollte, sich demselben auf eine liebreiche und christliche Weise zu entziehen und wiederum in die Ordnung zurückzukehren, in die ihn der Vater der Menschen diesseits des Grabes gesetzt hat. Im Kapitel von den Geistererscheinungen werde ich Regeln an die Hand geben, wie man sich gegen sie zu benehmen hat.

Das dritte Hauptstück.

Von Ahnungen, Vorhersagungen, Zaubereien und Prophezeihungen.

§. 121.

Ahnung nenne ich eine mehr oder weniger dunkle Empfindung von einer Sache, die jetzt in der Ferne geschieht, oder in der nahen Zukunft geschehen wird, ohne daß man den Grund von dieser Empfindung in der Sinnenwelt finden kann. Dieß ist der einfachste und reinste Begriff von dem, was man eigentlich Ahnung nennt. Ich habe selbst dreimal eine solche Ahnung empfunden, wie den Lesern meiner Lebensgeschichte bekannt seyn wird.

Da wir in unserm gegenwärtigen Zustande nicht

das Geringste von der Zukunft und von dem, was in der Ferne geschieht, wissen können, ausgenommen wenn wir aus natürlichen Ursachen auf die Folgen schließen, so müssen die wahren Ahnungen höhern Ursprungs seyn. Von diesen will ich also zuerst handeln.

Sodann gibt es auch Leute, die entweder durch Kunst oder durch Krankheit, oder auch durch eine natürliche Anlage ihr Ahnungs-Vermögen entwickeln, so daß sie sich selbst und Andern in gewissen Fällen anzeigen können, was jetzt in der Ferne geschieht, oder noch geschehen wird; auch diese wichtige Materie werde ich zu erläutern suchen, sie betrifft eigentlich die Vorhersagungen oder Wahrsagerei; diese gehört wenigstens zum Theil hieher.

Die Zauberei oder Hexerei ist unter die dümmsten Arten des Aberglaubens verwiesen worden; ob etwas und was daran sey, das werde ich dann auch im Verfolg auseinanderzusetzen suchen.

Endlich muß ich untersuchen, wie man den wahren Geist der Weissagungen von den gewöhnlichen Prophezeihungen unterscheiden müsse; unter diesen verstehe ich, wenn irgend Jemand ein Gesicht sieht, wodurch ihm aus der Zukunft Etwas entdeckt wird, oder auch, wenn ihm innerlich in seinem Wesen so Etwas offenbart wird.

§. 122.

Die wahren Ahnungen, von denen ich zuerst reden will, betreffen Menschen, die auf keine Weise mit dem Geisterreich in Rapport sind, eben sowohl, als Andere, die damit in Beziehung stehen. Der Ahnende verhält sich dabei leidend, es geht nichts in ihm selbst vor, sondern ein anderes Wesen sucht ihm etwas bekannt zu machen, oder auch ihn vor einem Unglück

zu warnen. Wir werden, durch Erfahrungen und Beispiele geleitet, am leichtesten auf die Spur kommen, wie solche Ahnungen möglich sind.

§. 123.

Der in Gießen und Marburg rühmlich bekannte Professor Böhm — er war ordentlicher öffentlicher Lehrer der Mathematik — ein sehr rechtschaffener, christlich denkender, wahrheitsliebender Mann und nichts weniger als ein Schwärmer, erzählte öfters folgende Geschichte;

Er war einmals an einem Nachmittag in einer angenehmen Gesellschaft bei einer Tasse Thee und einer Pfeife Taback recht vergnügt, ohne über irgend Etwas nachzudenken; als er auf einmal eine Anregung im Gemüth empfindet, nach Hause zu gehen. Da er nun nichts zu Haus zu thun hatte, so sagte ihm sein mathematischer Verstand, er solle nicht nach Hause gehen, sondern bei der Gesellschaft bleiben. Indessen wurde die innere Aufforderung immer stärker und dringender, so daß endlich jede mathematische Demonstration erlag und Böhm seinem innern Triebe folgte. So wie er auf sein Zimmer kam und sich umsahe, aber nichts besonders entdecken konnte, fühlte er eine neue Anregung in seinem Innern: das Bett, worin er schlief, müsse von da weg und in jene Ecke gebracht werden. Auch hier räsonnirte seine Vernunft und stellte ihm vor, das Bett habe ja immer da gestanden, überdem sey dieß ja auch der schicklichste Platz, und jener der unschicklichste; allein das alles half nichts, die Aufforderung ließ ihm keine Ruhe, er mußte der Magd rufen, welche nun das Bett an die verlangte Stelle rückte; hierauf wurde er ruhig im Gemüth, er ging wieder zur Gesellschaft und empfing nichts mehr von jenen Anregungen. Er blieb

auch zum Abendessen bei der Gesellschaft, ging gegen 10 Uhr nach Hause, dann legte er sich in sein Bette und schlief ganz ruhig ein. Um Mitternacht weckte ihn ein schreckliches Krachen und Poltern; er fuhr aus dem Bette auf und sahe nun, daß ein schwerer Balken mit einem großen Theil der Zimmerdecke gerade da niedergefallen war, wo vorhin das Bett gestanden hatte. Jetzt dankte Böhm dem barmherzigen Vater der Menschen, daß Er ihn so gnädig hatte warnen lassen.

§. 124.

Ich weiß wohl, wie der mechanische Philosoph diese schöne und merkwürdige Ahnung erklärt — er sagt, der Balken hatte in der vorigen Nacht schon gekracht, das hörte Böhm im Schlaf nur dunkel, so daß er sich's nicht deutlich bewußt war; indessen lag doch die dunkle Idee der Gefahr in seiner Seele; diese Idee wurde immer reger, je näher sie dem Zeitpunkt der Gefahr kam, und entwickelte sich endlich auf die erzählte Art zur Thatsache.

Diese Erklärung hat auf ihrer Oberfläche einen Schimmer der Wahrscheinlichkeit, ungefähr so, als wenn der Physiker das Licht entweder aus den Emanationen der leuchtenden Körper, oder durch das Zittern des Aethers, welches durch die leuchtenden Körper verursacht werde, erklären will. Je schärfer man diese Begriffe prüft, desto ungegründeter findet man sie; endlich entdeckt man Widersprüche und sieht nun ein, daß sie unmöglich sind. Wenn durch ein Krachen des Balkens in Böhm während des Schlafs eine dunkle Idee von Gefahr entstanden war, so fühlte er im wachenden Zustand eine geheime Angst, eine Furcht für Etwas, das er nicht kannte, dessen er sich hernach vielleicht hätte dunkel erinnern und dann,

ohne recht zu wissen warum, das Bett an eine andere Stelle rücken lassen können.

Ganz anders verhielt sich's aber in Böhm's Seele; diese war ruhig und ahnete nichts, und als gegen Abend die Anregung kam, nach Hause zu gehen, so disputirte sie dagegen, welches gewiß nicht geschehen wäre, wenn dieser Trieb in ihrem eigenen Wesen seinen Ursprung gehabt hätte; eben dieß geschahe auch, als das Bette an eine andere Stelle gerückt werden sollte; Böhm fand dieß unschicklich und zweckwidrig.

§. 125.

Zu solchen Sophistereien muß aber der mechanische Philosoph seine Zuflucht nehmen, wenn er mit seiner Mechanik zum Uebersinnlichen übergehen will. Dem Manne seines Gleichen und dem superspeciellen Kopf leistet so Etwas Genüge, aber dem christlichen Bibelphilosophen bei weitem nicht; dieser weiß aus seiner Bibel, aus dem Munde der Wahrheit selbst, daß es ganze Heere guter und böser Engel gebe, die auf die Welt und die Menschen wirken können. Christus belehrt uns ausdrücklich, daß die Kinder Schutzengel hätten, und daß diese immer das Angesicht seines himmlischen Vaters sähen, Matth. 18, V. 10. Diese Engel erkennen also im Angesicht Gottes seinen Willen, und führen ihn alsdann an den Kindern aus, so viel sie können und nicht gehindert werden; und aus Hebr. 1, V. 14., nebst noch vielen andern Stellen und Winken der heiligen Schrift, sieht man klar und deutlich, daß die Engel Werkzeuge sind, durch welche der Herr die ganze Schöpfung, also auch unsre Sinnenwelt, regiert, und daß sie auch den Menschen zum Schutz dienen und sie vor Gefahren warnen, wenn es anders in den Plan der Führung des Menschen paßt. Dieses Warnen

geschieht auf mancherlei Weise, so wie der warnende Engel am besten auf einen Menschen wirken kann; und das nennen wir dann eine Ahnung.

Ein solcher Engel war es auch wohl, der dem guten Böhm in die Seele hauchte: gehe nach Haus! — und hernach wieder: rücke das Bett da weg in jene Ecke!

§. 126.

Es ist mir unbegreiflich, wie man eine Maschine, die im ewigen eisernen Zwang immer nach einerlei Gesetzen in kalter Nothwendigkeit ihren Gang fortgeht, einer Welt voller freihandelnder Wesen vorziehen kann? Und eben so unbegreiflich ist es mir, daß man Leute, die eine solche herrliche, Gott geziemende Welt glauben, tief verachtet, verspottet, mit einem satanischen Haß anfeindet. — Ja wahrlich! das ist kein geringer Beweis für die Wahrheit meiner theokratischen Freiheit, weil das mechanische System dem Reich der Finsterniß überaus günstig ist und es allgewaltig befördert. Ist nicht meine Vorstellung von einer solchen Ahnung und von der Weltregierung überhaupt beruhigender, beseligender, zum Beten und Wirken, zum innigen Zutrauen zum allgütigen Weltregenten erweckender, als jene, die sich den Menschen im mechanischen System, als in einem eisernen Käfig, mit ewigen Banden der Finsterniß angekettet denkt, den dann ein unabänderliches Schicksal in die endlose Weite wegschleudert, ohne zu wissen, wohin.

§. 127.

Der Kaufmann, bei dem ich ehemals von 1763 bis 1770 in Diensten war, und den ich in meiner Lebensgeschichte Spanier genannt habe, erzählte mir öfters eine merkwürdige Ahnung, die er in Rotter-

dam gehabt hatte: Als er seine Handlung anfing, so machte er eine Reise nach Holland, um sich Kunden zu seiner großen Eisenfabrik aufzusuchen. Vorzüglich aber ging sein Augenmerk auf Middelburg in Seeland, wohin er auch, so wie nach andern holländischen Städten, mehr Empfehlungen von seinen Freunden hatte. In Rotterdam war er nun mit seinen Geschäften fertig; er ging also des Morgens zu dem Middelburger Marktschiff, welches da vor Anker lag und den Mittag nach Middelburg absegelte, bestellte und bezahlte einen Platz für sich, und bat dann, daß man ihm einen Matrosen in den Gasthof, den er benannte, schicken möchte, wann das Schiff abgehen sollte. Er ging nun in gedachten Gasthof, besorgte seine Geschäfte zur Abreise, und bat sich um 11 Uhr etwas zu essen auf sein Zimmer aus. Als er beinahe mit dem Essen fertig war, so kam der Matrose, um ihn zu rufen; so wie der Mensch die Thüre öffnete und ihn der Kaufmann erblickte, so überfiel diesen eine unerklärbare Angst, nebst einer inneren Ueberzeugung, er dürfe nicht nach Middelburg reisen; alle Gegen-Vorstellungen halfen nicht, er mußte dem Matrosen sagen, er könne nicht mitfahren; dieser erwiederte, so seye das Fahrgeld verloren, aber das half nicht, er mußte bleiben. Nachdem der Matrose weggegangen war, so überlegte der Kaufmann vernünftig, was doch wohl die Ursache dieser sonderbaren Gemüthsbewegung gewesen seyn möchte? Im Grund war er traurig und mißmuthig, daß er nun diesen wichtigen Theil seiner Reise versäumte, indem er das nächste Marktschiff nicht abwarten konnte. Um die Langeweile und den Unmuth zu vertreiben, ging er spazieren, und gegen Abend zu einem Freund; als er hier ein paar Stunden gesessen hatte, so ent-

stand ein großer Lärm auf den Gassen; man erkundigte sich und erfuhr nun, „daß der Blitz in das Middelburger Marktschiff geschlagen habe, daß es untergegangen und kein Mensch gerettet worden seye!" Meine Leser können denken, wie dem guten reisenden Kaufmann bei dieser Nachricht zu Muthe war — er eilte nach Hause und in die Einsamkeit, und dankte Gott für diese gnädige Warnung.

§. 128.

Daß diese Geschichte gewisse Wahrheit ist, das kann ich heilig versichern; und wenn man sie so recht überlegt, so sollte man nicht denken, daß es möglich wäre, sie mechanisch zu erklären; allein Diejenigen, welche die Wunder aus der Bibel wegeregesiren, würden doch bald damit fertig werden; sie würden sagen, die Gewitterluft habe die dunkle Idee von Gefahr in dem Kaufmann erzeugt, und diese Idee habe sich beim Anblicke des Matrosen völlig entwickelt! — Indessen, in Rotterdam war keine Gewitterluft und auch kein Gewitter; man hatte nur eine einzelne dunkle Wolke in der Ferne bemerkt, und mein seliger Freund, mit dem ich sieben Jahr lang vertraulich umgegangen bin, war nicht reizbar in Ansehung der Gewitter. Doch alle solche Bemerkungen helfen nichts, wer nun einmal nicht glauben, nicht überzeugt seyn will, und wer zu stolz dazu ist, sein einmal angenommenes System zu verlassen und sich eines Andern belehren zu lassen, der findet immer noch Einwendungen, und man wird nie mit ihm fertig. Sicher war es ein schützender Engel, der meinem Freund in die Seele hauchte: Gehe nicht mit, du wirst sonst unglücklich!

§. 129.

Im zweiten Stück des zweiten Bandes des Mu-

seums des Wundervollen wird auf der 152sten Seite ein auffallendes Beispiel von einer Ahnung erzählt, welche die Frau von Beaumont im allgemeinen Magazin der Natur und Kunst im achten Band mitgetheilt hat, sie sagt nämlich: „Meine ganze Familie besinnt sich noch auf einen Zufall, vor dem mein Vater durch Hülfe der Ahnung in seiner Jugend bewahrt wurde. Das Fahren auf dem Fluß ist eins der gewöhnlichen Vergnügen der Einwohner der Stadt Rouen in Frankreich. Auch mein Vater fand an diesen Spazierfahrten ein großes Vergnügen, und er ließ wenige Wochen vorbeigehen, ohne daß er dasselbe genoß. Er vereinigte sich einmals mit einer Gesellschaft, zwei Meilen weit von Rouen, nach Port St. Ouen zu fahren. Man hatte ein Mittagsmahl und Instrumenten in's Schiff gebracht, und alles zu einer angenehmen Fahrt vorbereitet. Als es Zeit war, aufzubrechen, stieß eine von den Tanten meines Vaters, welche taubstumm war, eine Art von Geheul aus, stellte sich an die Thür, versperrte sie mit ihren Armen, schlug die Hände zusammen und gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihn beschwöre, er möchte zu Hause bleiben. Mein Vater, der sich von dieser Spazierfahrt viel Vergnügen versprochen hatte, trieb nur seinen Spott mit ihren Bitten; allein das Frauenzimmer fiel ihm zu Füßen und äußerte eine so heftige Betrübniß, daß er sich endlich entschloß, ihren Bitten nachzugeben und seine Lustfahrt auf einen andern Tag zu verschieben. Er bemühte sich daher, die andern auch zurückzuhalten und bat sie, seinem Beispiel zu folgen; allein man lachte über seine Nachgiebigkeit und reiste ab. Kaum hatte das Schiff die Hälfte des Weges zurückgelegt, so bekamen diejenigen, die sich daran befanden, die größte Ursache zur

Reue, daß sie ihm nicht gefolgt hatten. Ihr Schiff riß von einander, Viele kamen dabei um's Leben, und diejenigen, die sich durch Schwimmen retteten, wurden von dem Schrecken, der sie dabei überfallen hatte, in die äußerste Lebensgefahr gestürzt."

Bei dieser merkwürdigen Ahnung läßt sich an keine mechanische Erklärung denken. Der warnende Engel fand, daß er auf Niemand besser wirken könne, als auf die taubstumme Person; daher wählte er sie zur Ausführung seines Auftrags.

§. 130.

In dem nämlichen Heft des Museums des Wundervollen wird Seite 153 eine eben so wichtige Ahnung erzählt, die der Verfasser aus dem Munde eines glaubwürdigen Mannes gehört hat: „Dieser hatte einen Freund, der eine Stelle als Beamter auf dem Land verwaltete. Da er nicht verheirathet war, so ließ er seine häuslichen Angelegenheiten durch eine Haushälterin verwalten, welche schon viele Jahre bei ihm diente. Es trat sein Geburtstag ein; er hatte alle Anstalten zu dessen Feier getroffen, und früh Morgens sagte er zu seiner Haushälterin, daß, da heut' ein schöner Tag sey, sie die Laube im Garten, welche er ihr nannte, reinigen möchte, weil er Willens sey, mit seinen Gästen den Tag darin zuzubringen. Kaum hatte er ihr diesen Auftrag gegeben, so war sie ganz betäubt darüber und zauderte mit der Ausführung seines Befehls. Endlich bat sie ihn, daß er doch lieber in irgend einer Stube seine Gäste bewirthen möchte, es ahne ihr, daß es heut' in die Laube einschlagen werde. Er lachte über ihre Aeußerung, indem es gar keinen Anschein hatte, daß diesen Tag Gewitter kommen würden, und da sie

ihm mit ihren Bitten noch weiter zusetzte, so drang er desto mehr darauf, daß sie die genannte Laube zubereiten möchte, damit es nicht schiene, als wolle er ihrem Aberglauben Vorschub geben. Sie ging endlich und führte den Auftrag ihres Herrn aus. Der Tag blieb heiter, die gebetenen Gäste stellten sich ein, man ging in die Laube und war vergnügt. Am fernen Horizont hatten sich indessen Wolken gesammelt, welche endlich der Wind mit Gewalt herbeitrieb; die Gesellschaft war in ihrer Unterhaltung so vertieft, daß sie dieß gar nicht bemerkte; allein kaum wurde die Haushälterin gewahr, daß sich das Gewitter näherte, so bat sie ihren Herrn, daß die Gesellschaft doch die Laube verlassen möchte, denn sie könne den Gedanken des Einschlagens gar nicht los werden. Man wollte ihr anfänglich kein Gehör geben; allein sie fuhr unaufhörlich in ihrem Bitten fort, und da endlich das Gewitter mit Gewalt heranstürmte, so ließ man sich bewegen, die Laube zu verlassen. Kaum war man einige Augenblicke in der Stube, so schlug der Blitz in die Laube ein und zertrümmerte Alles, was man noch da stehen gelassen hatte!"

Wenn auch diese Haushälterin ein drückend Vorgefühl von einem bevorstehenden Gewitter und dem Einschlagen desselben hatte, so konnte doch dieß Vorgefühl unmöglich den Ort bestimmen, wo es einschlagen würde. So gibt es hin und wieder Erfahrungen, die der mechanische Philosoph entweder ganz wegläugnet, oder, wenn er das nicht kann — schweigen muß. Man sieht dieser ganzen Geschichte an, daß die Männer, die in der Laube beisammen waren, schwerlich ein Organ hatten, Engelsstimmen zu vernehmen; der warnende Bote fand also leichter

bei der Haushälterin Eingang und bediente sich dieses Organs zu seinem menschenliebenden Geschäfte.

§. 131.

Die bisher erzählten Ahnungen hatten den Zweck, vor Unglück zu warnen; aber es gibt auch solche, deren Zweck man nicht so leicht erkennen kann, wie dieß z. B. der Fall bei folgendem ist:

Im Museum des Wundervollen, ich glaube im 4ten Stück des 6ten Bandes, wird der auch anders woher bekannte Traum des berühmten Herrn von Brenckenhof erzählt. An der Wahrheit desselben ist nicht zu zweifeln. Diesem träumte des Nachts, er befände sich in einer wüsten, höchst traurigen Gegend, aus welcher er sich heraussehnte; indem sahe er einen Mann, der ihn noch da zu bleiben bewog, und bald nachher sahe er diesen ihm so lieben Mann sterben; zugleich bemerkte er einen großen Zug von Menschen in fremder ungewöhnlicher Kleidung, und dann erwachte er. Das Angesicht und das Ganze des im Traum gesehenen Mannes war aber so tief in seine Imagination eingegraben, daß er's beinahe noch wachend sahe. Das ganze Bild blieb ihm lebenslang unauslöschbar. Einige Zeit nachher erhielt er von Friedrich II., König von Preußen, den Auftrag, nach Pommern zu gehen und dort denen Provinzen wieder aufzuhelfen, die durch die Russen im siebenjährigen Krieg verheert worden waren. Brenckenhof reiste dorthin, fand aber das Elend so groß, und je genauer er untersuchte, noch immer größer, so daß er an jeder Hülfe verzweifelte, sich entschloß, an den König zu schreiben und ihm zu melden, daß er weder Hülfe noch Rath ersinnen könne, dem Lande aufzuhelfen, besonders auch darum, weil es an Menschen fehlte.

Indem er mit diesen Gedanken umging und an einen Ort hinfuhr, so kam ein Mann an seine Kutsche, dessen Anblick ihn in's größte Erstaunen setzte, denn es war auf's Genaueste der Mann, den er im Traum gesehen hatte. Daß ihn dieser Anblick hoch erfreute und daß er alsofort großes Zutrauen zu ihm hatte, das läßt sich leicht denken. Es war der Beamte der dortigen Gegend, der ihm tröstlich zuredete, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen versprach, und ihn also bewog, das wohlthätige Geschäfte zu unternehmen.

Einige Zeit nachher erfuhr Brenckenhof, daß sein Freund tödtlich krank sey, er eilte zu ihm und sahe ihn sterben; noch den nämlichen oder nächstfolgenden Tag sahe er eine große Anzahl Männer, Weiber und Kinder, ganze Familien einherziehen; dieses waren Colonisten aus Polen, welche sich in dem verödeten Lande anbauen wollten, und also lauter Werkzeuge waren, durch welche Brenckenhof wohlthätig fortwirken konnte.

§. 132.

Was war nun wohl der eigentliche Zweck dieser Ahnung? — eine Warnung vor Gefahr war sie nicht — auch gab sie keinen Wink, etwas zu thun oder zu lassen — dem ersten Anblick nach scheint dieser Traum, ob er gleich eine wahre Ahnung war, zwecklos zu seyn; untersucht man aber die Sache näher, so entdeckt man eine sehr merkwürdige Vorherbestimmung der Vorsehung: hätte Brenckenhof nicht das Bild seines nachherigen hülfreichen Freundes im Traum gesehen, und hätte es nicht so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, so würde auch der Anblick des Mannes selbst an der Kutsche ihn nicht so tief gerührt und seinem ganzen Wesen den nicht so leb=

haften Eindruck gegeben haben, um zum Glück jener Gegend zu wirken; der ganze Traum war also von Seiten der Vorsehung eine wirksame Vorbereitung zu einem höchst wohlthätigen Geschäfte. Daß auch dieser Traum die Wirkung eines guten Engels war, ist darum gewiß, weil er durchaus in der Natur einer gesunden menschlichen Seele nicht gegründet ist: denn von Brenckenhof läßt sich nicht denken, daß er nur auf die entfernteste Art Somnambül gewesen sey.

§. 133.

Eine äußerst merkwürdige Ahnung durch einen Traum wird im zweiten Heft des ersten Bandes des Museums des Wundervollen folgendermaßen erzählt:

„Kurz vorher, ehe die Fürstin Ragozky von Warschau nach Paris reiste, hatte sie folgenden Traum: sie träumte, daß sie sich in einem unbekannten Zimmer befinde, wo ein gleichfalls ihr bekannter Mann mit einem Becher zu ihr kommt und ihr daraus zu trinken anbietet. Sie erwiedert, daß sie keinen Durst hätte, und dankt ihm für sein Anerbieten. Der unbekannte Mann wiederholt seine Bitte und setzt hinzu: sie möchte es ihm nicht weiter abschlagen, denn dieß sey der letzte Trank ihres Lebens. Sie erschrack heftig hierüber und erwachte.

Im Oktober 1720 langte diese Fürstin munter und gesund in Paris an und bezog ein Hotel garni (eine möblirte Wohnung), wo sie bald nach ihrer Ankunft ein heftiges Fieber überfiel. Sie schickte sogleich zu dem berühmten Arzt des Königs, dem Vater Helvetius. Der Arzt kam und die Fürstin gerieth in ein auffallendes Erstaunen. Man fragte nach der Ursache desselben, und sie gab zur Antwort, daß der Arzt ganz vollkommen dem Manne gleich sähe, den sie zu Warschau im Traum erblickt hätte. Doch

dießmal werde ich noch nicht sterben, denn dieses Zimmer ist nicht dasselbe, das ich damals zugleich mit im Traum sahe."

„Die Fürstin wurde bald darauf völlig wieder hergestellt und schien ihren Traum ganz vergessen zu haben, als sie durch einen neuen Umstand wieder mit der größten Lebhaftigkeit daran erinnert wurde: sie war mit ihrem Logis in dem Hotel nicht zufrieden, und verlangte daher, daß man ihr eine Wohnung in einem Kloster zu Paris zubereiten möchte, welches auch geschah. Die Fürstin zog in das Kloster ein; allein kaum war sie in das für sie bestimmte Zimmer getreten, als sie überlaut zu schreien anfing: „Es ist um mich geschehen, ich werde nicht wieder lebendig aus diesem Zimmer herauskommen: denn es ist ebendasselbe, das ich zu Warschau im Traum gesehen habe!" Sie starb wirklich nicht lange darauf, zu Anfang des Jahres 1721, und zwar in dem nämlichen Zimmer, an einem Halsgeschwür, das durch die Herausnahme eines Zahns entstanden war."

Auch dieser Traum rührte von einem guten Engel her, der die Fürstin auf ihr bald bevorstehendes Ende aufmerksam machen wollte.

§. 134.

Es gibt aber auch Ahnungen, deren Zwecke solche Gegenstände bezielen, die der Mühe nicht werth scheinen, daß sich ein guter Geist oder Engel darauf einläßt; Beispiele davon stehen in Morizens Erfahrungs-Seelenkunde, erster Band, 1tes St., S. 70 u. f.; ich will den ganzen Brief, wie er an den Verfasser geschrieben worden, hier einrücken.

„Sie wünschen also, daß ich Ihnen dasjenige schriftlich mittheilen soll, was ich Ihnen neulich von dem Vorhersehungsvermögen der Seele mündlich erzählt

habe. Da meine Erfahrungen auf Träumen beruhen, so muß ich freilich wohl befürchten, daß manche mich für einen phantastischen Träumer halten werden; allein wenn ich zu Erreichung Ihres allerdings sehr nützlichen Zwecks etwas beitragen kann, so liegt nichts daran, man denke was man wolle; genug, ich bin Bürge für die Wahrheit und Zuverläßigkeit desjenigen, was ich sogleich umständlicher erzählen will."

„Im Jahr 1768, als ich in der hiesigen Hofapotheke (in Berlin) die Apothekerkunst erlernte, hatte ich in der 72sten Ziehung der Königl. Preußischen Zahlenlotterie, die am 30. Mai desselben Jahrs geschahe, auf die Zahlen 22 und 60 gesetzt.

„In der Nacht vor dem Tage der Ziehung träumte mir, daß des Mittags gegen 12 Uhr, als zu welcher Zeit gewöhnlich die Lotterie gezogen zu werden pflegt, der Hofapotheker zu mir herunter schickte und mir sagen ließ, daß ich zu ihm herauf kommen sollte. Als ich hinauf kam, sagte er zu mir, ich sollte sogleich jenseits des Schlosses zu dem Auctions-Commissarius, Herrn Mylius, gehen und ihn fragen, ob er die ihm committirten Bücher erstanden habe: sollte aber ja bald wieder kommen, weil er auf die Antwort warte."

„Das ist vortrefflich, dachte ich bei mir selbst (nämlich noch immer im Traum), jetzt wird gerade die Lotterie gezogen, und da will sogleich, sobald ich meinen Auftrag ausgerichtet habe, geschwind nach dem General-Lotterieamte hinlaufen und sehen, ob meine Nummern herauskommen (die Lotterie wurde damals auf offener Straße gezogen), wenn ich nur hurtig gehe so komme ich doch noch früh genug wieder zu Hause."

„Ich ging also sogleich (noch immer im Traum), meinem erhaltenen Befehl zufolge, zu dem Auctions-

Commissarius, Herrn Mylius, bestellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich eiligst nach dem General-Lotterieamte an der Jägerbrücke. Ich fand hier die gewöhnliche Zurüstung und eine ansehnliche Menge Zuschauer. Man hatte schon angefangen, die Nummern in das Glücksrad hineinzuzählen, und in dem Augenblick, als ich ankam, wurde Nro. 60 vorgezeigt und ausgerufen. O, dachte ich, das ist eine gute Vorbedeutung, daß gerade eine von meinen Nummern ausgerufen wird, indem ich dazu komme."

„Da ich nicht lange Zeit hatte, so wünschte ich nun nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der noch übrigen Nummern so viel als möglich eilen möchte. Sie wurden endlich alle hereingezählt, und nun sahe ich dem Waisenknaben die Augen verbinden und nachher auf die gewöhnliche Art die Nummern ziehen."

„Als die erste gezogene Zahl vorgezeigt und ausgerufen wurde, so war es Nro. 22. Schon wieder eine gute Vorbedeutung, dachte ich, nun wird 60 gewiß auch herauskommen! Es wurde die zweite Nummer gezogen, und siehe da, es war Nro. 60."

„Nun mögen sie meinetwegen ziehen, was sie wollen, sagte ich zu Jemand, der neben mir stand, meine Nummern sind heraus, ich habe nicht länger Zeit; indem drehte ich mich um und lief spornstreichs zu Hause. —"

„Hier erwachte ich und war mir meines Traums so deutlich bewußt, als ich ihn jetzt erzählt habe. Wäre mir nicht der so sehr natürliche Zusammenhang und die ganz besondere Deutlichkeit auffallend gewesen, so würde ich ihn für nichts anders als einen Traum im gewöhnlichen Verstande gehalten haben:

diese aber machten mich aufmerksam und reizten meine Neugierde so sehr, daß ich kaum den Mittag erwarten konnte."

„Endlich schlug es eilf, aber noch war kein Anschein zu Erfüllung meines Traums. Es schlug ein viertel, es schlug halb Zwölf, und auch noch jetzt war keine Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden. Schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, als unvermuthet einer von den Arbeitsleuten zu mir kam und mir sagte, ich solle sogleich zu dem Herrn Hofapotheker heraufkommen. Ich ging voller Erwartung herauf und hörte von ihm mit der größten Verwunderung, daß ich sogleich zu dem Auctions-Commissarius, Herrn Mylius, jenseits des Schlosses, gehen und ihn fragen solle, ob er die ihm committirten Bücher in der Auction erstanden habe? zugleich sagte er mir auch dabei: ich solle ja bald wieder kommen, weil er auf die Antwort warte."

„Wer war wohl geschwinder als ich? — Ich ging eiligst zu dem Auctions-Commissarius, Herrn Mylius, bestellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich, so geschwind ich konnte, nach dem General Lotterieamt an der Jägerbrücke. Und voller Erstaunen sahe ich, daß Nummer 60 in dem Augenblick, als ich herankam, vorgezeigt und ausgerufen wurde."

„Da mein Traum bis jetzt so pünktlich eingetroffen war, so wollte ich doch nun auch gerne das Ende abwarten, so wenig ich auch Zeit dazu hatte; ich wünschte daher nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der Nummern eilen möchte. Endlich wurde man damit fertig. Es wurden dem Waisenknaben, wie gewöhnlich, die Augen verbunden, und nun kann man sich leicht die Begierde vorstellen, mit

welcher ich die letzte Erfüllung meines Traums erwartete."

„Die erste Nummer wurde endlich gezogen und ausgerufen, und siehe da! es war Nro. 22. Es wurde die zweite gezogen, und auch diese war, so wie mir geträumt hatte, Nro. 60."

„Jetzt fiel's mir ein, daß ich mich schon länger verweilt hatte, als es mir mein Auftrag erlaubte; ich bat also die mir im Gedränge zunächst Stehenden, mich durchzulassen. Ei, antwortete mir einer, wollen Sie nicht warten, bis die Nummern alle heraus sind? Nein, sagte ich, ich habe nicht länger Zeit, meine Nummern sind heraus, und nun mögen sie meinetwegen ziehen, was sie wollen; indem wandte ich mich um, drängte mich durch und lief eiligst und freudig nach Hause, und so wurde mein ganzer Traum nicht nur dem wesentlichen Verlauf, sondern sogar den Worten nach erfüllt."

„Vielleicht ist's Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen uoch ein paar Erfahrungen von ähnlichem Inhalt erzähle."

„Am 18. August 1776 träumte mir gegen Morgen, als wäre ich in der Gegend am schlesischen Thor spazieren gegangen, und wollte von da quer über das hier befindliche Feld durch die Rieckedorfer- oder Dresdenerstraße zu Hause gehen."

„Ich fand das Feld voller Stoppeln, und es schien, als wenn das Korn, das hier gestanden hatte, nicht längst abgemähet und eingeärntet war. (Dieß verhielt sich wirklich so, ob ich es gleich nicht vorher gesehen hatte.) Als ich in die Rieckedorfer Straße herein kam, so ward ich gewahr, daß sich vor einem der ersten Häuser einige Menschen versammelt hatten, die nach dem Hause hinsahen. Ich vermuthete

also, daß in oder vor dem Hause irgend eine Neuigkeit vorgefallen seyn würde, und aus dieser Ursache fragte ich, als ich herankam, den Ersten, der mir aufstieß, was gibt's denn hier? J, antwortete er ganz gleichgültig, die Lotterie ist gezogen; so, sagte ich, ist sie schon gezogen? was sind denn für Nummern heraus? — J, gab er zur Antwort, da stehen sie, und zugleich zeigte er mit dem Finger nach der Thüre eines im Hause befindlichen Kramladens, den ich jetzt zuerst gewahr wurde."

„Ich sahe die Thür an und fand, daß die Nummern mit Kreide an einer schwarzen Leiste der Thüre angeschrieben waren, so wie es wirklich nicht selten zu geschehen pflegt."

„Um zu wissen, ob sich wirklich am Anfange der Rieckedorfer Straße ein Kramladen nebst einer Lotterieeinnahme befindet, so habe ich mir den Weg dahin nicht verdrießen lassen und gefunden, daß sich beides in der That so verhält. Zu meinem größten Verdruß ward ich aber gewahr, daß nur eine einzige Nummer von denen, die ich gesetzt hatte, heraus war; ich übersahe die Nummern noch einmal, um sie nicht zu vergessen, und ging darauf verdrießlich nach Hause. Ehe ich aber noch zu Hause kam, erwachte ich." —

„Ich ward, als ich erwachte, durch ein zufälliges Geräusch verhindert, mich meines Traums sogleich zu erinnern; kurz nachher fiel er mir wieder bei, und nachdem ich etwas nachgedacht hatte, erinnerte ich mich dessen so deutlich, als ich ihn jetzt erzählt habe, jedoch fiel es mir schwer, mich auf alle fünf Nummern genau zu besinnen."

„Daß Nro 42. die erste, und Nro. 21. die zweite von den Nummern war, die ich angeschrieben gese-

hen hatte, dieß wußte ich mich ganz gewiß zu erinnern: daß die dritte, die hierauf folgte, eine 6 gewesen war, dieß wußte ich auch noch ganz gewiß; nur wußte ich nicht zuverläßig, ob die Null, die ich in dieser Gegend gesehen hatte, zu 6 oder zu der darauf folgenden Nummer 4 gehörte, die ich mir auch noch sehr deutlich gesehen zu haben erinnerte, und da ich dieses nicht gewiß wußte, so konnte es sowohl 6 und 4 allein, als auch 60 und 40 gewesen seyn."

„Auf die fünfte Nummer konnte ich mich am allerwenigsten mit Zuverläßigkeit besinnen, so viel wußte ich zwar gewiß, daß es eine aus den Fünfzigern gewesen war, welche aber, das konnte ich nicht mit Gewißheit bestimmen; Nummer 21 hatte ich wirklich schon gesetzt, und dieß war diejenige, die meinem Traum nach von meinen Nummern herausgekommen seyn sollte."

„So merkwürdig mir auch übrigens mein Traum zu seyn schien, so machte mich doch dieß mißtrauisch, daß ich mich nicht ganz deutlich auf alle fünf Nummern besinnen konnte. Ob ich gleich ganz gewiß wußte, daß unter den sechszehn angeführten Nummern, nämlich den zehn Fünfzigern und den sechs vorher genannten, alle fünf waren, die ich im Traum gesehen hatte, und obgleich noch Zeit genug zum Einsetzen war, so wollte es mir doch des beträchtlichen Einsatzes halber nicht behagen, sechszehn Nummern mit einander verbunden zu setzen; ich ließ es also bei einigen Amben und Ternen bewenden, und hatte noch dazu, wie der Erfolg lehrte, den Verdruß, eine schlechte Verbindung der Zahlen gewählt zu haben."

„Am dritten Tage nachher, den 21. August 1776, ward die Lotterie gezogen, es war die 215te Ziehung, und es kamen richtig alle fünf Nummern heraus, die

ich im Traum gesehen hatte, nämlich 60. 4. 21. 52. 42, und nun erinnerte ich mich auch ganz deutlich, daß die Nummer 52 die fünfte von denjenigen war, die ich im Traum gesehen hatte, und auf die ich mich bisher nicht mit zuverläßiger Gewißheit besinnen konnte."

„Statt einigen tausend Thalern, die ich hätte gewinnen können, mußte ich mich jetzt mit einigen zwanzigen abspeisen lassen."

„Nun also noch die dritte und für jetzt letzte Erfahrung."

„Am 21. September 1777 träumte mir, daß mich ein guter Freund besuchte, und nachdem das Gespräch auf die Lotterie gekommen war, aus meinem kleinen Glücksrad, welches ich damals hatte, Nummern zu ziehen verlangte."

„Er zog verschiedene, in der Absicht, sie zu besetzen. Als er aufgehört hatte zu ziehen, so nahm ich alle Nummern aus dem Glücksrad heraus, legte sie vor mir auf den Tisch hin und sagte zu ihm, die Nummer, die ich jetzt greifen werde, kömmt in der künftigen Ziehung ganz gewiß heraus; indem griff ich unter dem ganzen Haufen eine Nummer heraus, wickelte sie auseinander und besahe sie: es war Nro. 25. sehr deutlich. Ich wollte sie wieder zusammenwickeln und in die Kapsel stecken, aber in dem Augenblick erwachte ich."

„Da ich mir meines Traums so deutlich bewußt war, als ich ihn jetzt erzählt habe, so hatte ich viel Zutrauen zu dieser Nummer, und besetzte sie daher auch so, daß ich mit dem Gewinnst zufrieden gewesen seyn würde; aber zwei Stunden zuvor, ehe die Lotterie gezogen wurde, erhielt ich von dem Lotterie-Einnehmer meinen Einsatz zurück, mit der Nachricht, daß

meine Nummer gänzlich gestrichen sey. Die Lotterie wurde am 24. September gezogen und meine Nummer kam richtig heraus. Es war die 234ste Ziehung."

„Ob ich gleich sehr gerne zugebe und sehr wohl weiß, daß viele, und vielleicht die mehrsten Träume aus solchen Ursachen entstehen, die blos im Körper gegründet sind, und daher auch von keiner weitern Bedeutung seyn können, so glaube ich doch aus vielfältiger Erfahrung hinreichend überzeugt zu seyn, daß es nicht selten Träume gibt, an deren Entstehung und Daseyn der Körper, als Körper, keinen Theil hat; und zu diesen gehören, wie ich glaube, die drei angeführten Beispiele.

„Ich denke nicht, daß der Inhalt dieser Träume Jemanden zu irgend einer schiefen Beurtheilung Gelegenheit geben sollte, denn sonst hätte ich eben so gut andere wählen können; aber gerade des ähnlichen Inhalts wegen habe ich sie zusammengestellt."

Christoph Knape,
der Weltweisheit, Arzneiwissenschaft und
Wundarzneikunst Doktor.

Auch ich habe diese drei Ahnungen deßwegen aus vielen herausgesucht, weil hier keine Täuschung der Einbildungskraft, oder auch irgend eine äußere Verkettung der Umstände, die der Seele Stoff zur Errathung hätte geben können, denkbar ist, und endlich, weil sie alle Eigenschaften der historischen Glaubwürdigkeit haben.

§. 135.

Ich theile nun noch einen Brief mit, den ein sehr würdiger Prediger in einer namhaften Stadt an mich geschrieben hat:

„Da ich aus Dero Schriften weiß, daß Sie Vorhabens sind, etwas über das Ahnungsvermögen der

Seele zu schreiben, so bin ich so frei, auch einen Beitrag dazu zu liefern, der um so zuverläßiger ist, je mehr ich mir es beinahe zur Ehre rechne, den Zweifler in dieser Materie zu spielen."

„1) Ich selbst, als Knabe von 15 bis 16 Jahren, war auf einmal mitten in einem gleichgültigen Gespräch ganz außer mir, indem mir meine Phantasie so lebhaft, als ob es wirklich wäre, einen Dieb begleitet von Soldaten und Bauern, deren Kleidung ich sogar sahe, darstellte, so daß ich das Gespräch unterbrach und sagte: man bringt einen Dieb! — Ich wurde verlacht; — allein ungefähr 10 Minuten darauf kam wirklich ein Gefangener und sahe gerade so aus, wie ich ihn im Geist gesehen hatte. Es war eine plötzliche Erstase, in der ich das Gesicht sahe."

„2) Außer einigen Ahnungen von geringerem Belange meiner Frau im Traum, will ich nur diese anführen, die höchst merkwürdig ist, und die daher auch Mauchard in sein Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde aufgenommen hat*).

„Sechs Wochen vor dem Vorfall selbst träumte meiner Frau, sie reise mit Jemanden; diese Person wurde unterwegens krank, sie reiste dem ungeachtet fort, es wurde ihr übler, sie bitte eine alte, eine sehr schlimme Physiognomie habende Frau um etwas zu Essen, erhalte aber nichts als Brod und Wasser: die Person liege kurz darauf im Bette sehr schwach, ein Pfarrer erscheine, über dessen Dummheit sich die Anwesenden ärgerten; sie sahe sie todt, sahe die Trauernden im Zimmer erscheinen, hörte auf der Straße das Lied singen: „Auf meinen Jesum will ich sterben,"

*) Mauchard hat sie vielleicht in Morizens Erfahrungs-Seelenkunde eingesandt.

sahe die hier gar nicht gewöhnlichen Marschälle bei Leichen u. s. w. — Sechs Wochen darauf ging alles bis auf die kleinsten Umstände in Erfüllung. — Alles dieses aber erzählte sie sogleich Morgens nach gehabtem Traum, es ist also nicht erst hernach erfunden, oder mit Zusätzen bereichert."

Das folgende dieses Briefs gehört nicht hieher.

§. 136.

Bei allen diesen Ahnungen fällt uns kein Zweck in die Augen. — Freilich bei dem Gewinnen oder nicht Gewinnen in der Lotterie ist allerdings die Vorsehung geschäftig, weil beides stark in den Wirkungskreis eines Menschen eingreift und großen Einfluß auf sein Schicksal und auch auf das Schicksal derer hat, mit denen er in Beziehung steht. Allein in den Ahnungen des Dr. Knape zeigt sich etwas Sonderbares. Sie halfen ihm zu nichts — und man sieht deutlich, daß die Vorsehung den Folgen dieses Vorherwissens vorbeugte. —

Im ersten Fall hatte Knape schon die Zahlen 22 und 60 besetzt, als er träumte und voraus sahe, daß diese Nummern zuerst herauskommen werden. Dem Anschein nach war also diese Ahnung durchaus zwecklos.

Der zweite Traum aber beweist augenscheinlich die Einwirkung der Vorsehung: Knape sahe alle fünf Nummern deutlich, die Ahnung war vollständig; da es nun aber seiner Führung nicht angemessen war, daß er eine so große Summe Geldes auf einmal in die Hände bekommen sollte, so veranlaßte die Vorsehung ein Geräusch bei seinem Erwachen, oder sie bediente sich desselben, um seine Aufmerksamkeit von Zahlen abzulenken; er wußte sie also nicht mehr genau.

Aeußerst merkwürdig ist in dieser Rücksicht der dritte Traum: Knape war sich der Nummer 25 auch nach

dem Erwachen sehr deutlich bewußt, sie wurde besetzt, und zwar drei Tage vor der Ziehung, also noch früh genug — und doch wurde sie von dem Lotterieeinnehmer gestrichen und nicht angenommen? — Warum? — das erzählt Knape nicht.

Genug! die Vorsehung wollte nicht, daß er auf dieser Zahl gewinnen sollte, und die Ahnung war ganz zwecklos.

Auch bei der Ahnung des Pfarrers in seinen Jünglingsjahren bemerkt man keinen Zweck; vermuthlich sollte sie aber einen wirksamen Eindruck auf sein Gemüth machen, der es zu einem heilsamen Nachdenken vorbereiten konnte.

Der merkwürdige Traum der Frau Pfarrerin, der eine ganz vollständige Ahnung enthält, scheint ebenfalls ganz zwecklos zu seyn: indessen kann man doch auch bei dieser, wie bei allen dergleichen Ahnungen nicht wissen, ob sie nicht auf den innern Menschen und seinen Ideengang — uns unbemerkt wirken — und also auch ihre Zwecke haben. Dieß ist mir wenigstens mehr als wahrscheinlich.

§. 137.

Aber was sagt nun der Philosoph, der aufgeklärte Weise, und was sagt der erleuchtete Christ dazu?

Der mechanische Philosoph muß bei allen diesen so eben erzählten Ahnungen die Hand auf den Mund legen; denn seinem System zufolge kann kein Mensch mehr von der Zukunft wissen und errathen, als was er aus den in die Sinne fallenden gegenwärtigen Ursachen und ihren nothwendigen oder wahrscheinlichen Wirkungen vernünftig folgern kann. Von beiden ist aber in den angeführten Beispielen gar keine Rede. Diese Ahnungen stehen sogar im geraden Widerspruch

mit jener Philosophie; ihren Grundsätzen zufolge sind sie nicht möglich — und doch sind sie wirklich und wahr — hieraus folgt mit apodiktischer Gewißheit, daß jene Grundsätze grundfalsch sind. Um mich deutlich und zuverläßig über diesen höchst wichtigen Gegenstand zu erklären, will ich hier eine gründliche Deduktion über diese dunkle Sache versuchen; meine Leser werden mir also verzeihen, wenn ich Verschiedenes wiederhole, das ich schon gesagt habe.

§. 138.

Der Mensch ist vermittelst seines gegenwärtigen Körpers auf die gegenwärtige Sinnenwelt, seine Menschenseele aber, oder sein Geist mit der ewigen Lichtshülle auf die übersinnliche organisirt.

Die Menschenseele ist, so lang das Erdenleben dauert, in diesen mechanischen Körper eingebannt, durch seine sinnlichen Werkzeuge erlangt sie alle ihre Erkenntnisse in Raum und Zeit; und da sie, in sich, in ihrem Wesen, von Natur auch keine andere Erkenntnißquelle hat, so kann sie auch unmöglich anders urtheilen und schließen, als nach den Gesetzen, die sie vermög ihrer körperlichen Organisation den Sinnenwesen gibt.

Für den, der keinen Gott der Christen und keine Unsterblichkeit der Seelen trotz seiner innern Ueberzeugung glauben will, der kann sich auch damit beruhigen, oder vielmehr beunruhigen, er braucht nichts mehr. Aber die nach Vorvollkommnung und nach immer steigender Glückseligkeit hungernde Seele bedarf mehr, als diese vergängliche Sinnenwelt darbietet. — Dieß Mehr findet sie aber in ihrem ganzen Erkenntnißkreis ganz und gar nicht. Man mag von dem physischen Beweis des Daseyns Gottes sagen, was man will, so kommt doch nie der wahre Gott,

sondern ein höchst vollkommener, allmächtiger, allgegenwärtiger, allgütiger und allweiser Mensch heraus, dessen ganze Schöpfung, nebst der ganzen Menschheit eine Maschine ist, die sich durch ihre eigenen anerschaffenen Kräfte selbst regiert.

Die Seele kennt sich selber nicht und kann sich auch aus ihrer sinnlichen Erkenntnißquelle unmöglich kennen lernen. Ewige Fortdauer mit immer steigender Vervollkommnung und Glückseligkeit wünscht sie; der Trieb dazu liegt in ihrem Wesen, er ist ihr anerschaffen: sich selbst überlassen, kennt sie auch die wahren Mittel nicht, dazu zu gelangen. Sie sucht sie also natürlicher Weise in der Welt, worin sie sich befindet, nämlich in der Sinnenwelt, aber da findet sie sie nicht. Sie eilt von einer Erkenntniß, von einem Genuß zum andern, wird nie zufrieden, und endlich wird sie durch den Tod der Sinnenwelt entzogen, und die Zurückbleibenden wissen nicht, was aus ihr geworden ist.

Hin und wieder — unter Millionen kaum Einer denkt der Sache weiter nach; er kommt auf eine Spur, er verfolgt sie und kommt weiter. Er entdeckt die Wahrheit, daß die Welt, in der er lebt, ja daß er selbst einen Ursprung haben müsse, — er geräth auf die Idee einer Gottheit; er schließt aus ihren Werken und bringt also einen höchst vollkommenen Menschen heraus, der nun sein Gott ist, er fühlt auch, daß er ihn verehren und Ihm ähnlich werden müsse. Damit entfaltet sich auch ein Gesetz in seinem Gemüthe, dessen Formul ist: „Was du nicht willst, das dir Andere thun sollen, das thue ihnen auch nicht.“ — Und: „Was du wünschest, daß dir Andere thun sollen, das thue du Ihnen.“ Bei weiterm Nachdenken kommt er nothwendig endlich da-

hin, wohin nun die Vernunft zu unsern Zeiten durch die philosophische Aufklärung gekommen ist, nämlich zum Deismus, dann zum Fatalismus, dann zum Naturalismus; und nun zum Atheismus. Die sich selbst überlassene, nicht durch die wahre geoffenbarte Religion geführte und erleuchtete Vernunft muß endlich dahin kommen.

Indessen jagen die anerschaffenen Grundtriebe zur Vervollkommnung und zur Glückseligkeit die arme eingekerkerte Seele von einer sinnlichen Erkenntniß und von einem sinnlichen Genuß zum andern, und nie, nie wird sie gesättiget, sie fühlt, daß sie nicht in ihrem wahren Element ist, und kennt doch kein anderes; jetzt wählt sie einen von zweien Wegen, die ihr allein offen stehen: Sie genießt entweder so viel sie genießen kann, oder sie kämpft mit dem Schicksal, trägt alles, was ihr Widriges begegnet, mit frischem Muth, ärgert sich über ihr Daseyn, und geht dann im Tode zum großen unbekannten „Kannseyn" über.

Viele sehen wohl ein und fühlen auch wohl, daß sich nichts Unvernünftigeres und Zweckloseres denken lasse, als Vernichtung der Seele im Tode: ein Wesen, dessen anerschaffener Grundtrieb unendliche Dauer, Vervollkommnung und Genuß des höchsten Guts ist, soll in wenigen Jahren, in denen es keinen seiner Zwecke erreicht, aufhören zu seyn, welcher Unsinn! — Eine nur halb nüchterne Vernunft erkennt dieß auch wohl, aber da man gewöhnlich nach dem Tode nichts mehr von der Seele hört und sieht, außer wenn hie und da gesagt wird, ein Todter habe sich gezeigt — sey wieder gekommen; so weiß auch der blos vernünftige Mensch, oder der mechanische Philosoph nicht Ein Wort von dem fernern Schicksal seiner Seele nach dem Tode; er träumt und vermuthet aber immer

nach seinen mechanischen Grundideen, die er aus der Sinnenwelt abstrahirt hat, und die also in ihrer Anwendung auf eine andere Welt, in welcher Geister mit freien Willen zu Hause sind, grundfalsch sind.

Dieß ist der nothwendige Weg der menschlichen Vernunft, den sie geht, wenn sie sich selbst überlassen ist und consequent denkt. Nun sollte man glauben, die Menschheit hätte schon in dem ersten Jahrhundert ihrer Kultur auf diesen Weg gerathen müssen, weil er so ganz natürlich und der Vernunft angemessen ist, aber nichts weniger als das; wenn wir die Geschichte aller Völker fragen, so gibt sie uns eine ganz andere Antwort: damals waren die Menschen mit der Geisterwelt bekannt, man glaubte höhere Wesen, als die Menschen, die stufenweise immer herrlicher und vollkommener waren, und sich endlich an Gott, oder Gottheiten, als das höchste Wesen, den Ursprung und den Schöpfer aller Dinge, anschloßen. Diese Vorstellung ist der Geist und der Grund aller Mythologien, oder Götterlehren aller, nur einigermaßen kultivirten Völker. Diese Grundidee kleidete sich dann jede Nation, je nach ihrem Charakter und Lieblings-Neigungen aus. Es gab in jedem Volk von Zeit zu Zeit große Genies, die mit ihrer glühenden Einbildungskraft das Gemälde verschönerten, und dann entstanden auch große Wohlthäter der Menschheit, oder auch große Helden, die man nach ihrem Tod als Götter verehrte. Der Glaube an Gott und Unsterblichkeit war allgemein herrschend.

Jetzt frage ich jeden wahrheitsliebenden Leser, woher kam die Menschheit so früh zu dem Glauben an Gott, an eine Geisterwelt und an Unsterblichkeit? — gewiß nicht auf dem Wege der Vernunft, denn der führt geradesweges von dem Allem ab. Etwa

durch die Phantasie? — diese allezeit fertige Bildnerin neuer Unwesen? — Dieß ließe sich allenfalls denken, aber bei genauer Prüfung schwindet diese Vermuthung und wird zu Nichts, denn:

1) Jedem Bild der Phantasie liegen wirkliche wahre Ideen zum Grund: denn wie kann sich die Einbildungskraft etwas vorstellen, etwas schaffen, zu dem sie keinen Stoff hat? Erst nachdem sie etwas von einem Gott und einer Geisterwelt wußte, erst dann malte sie diese Grundideen mit Bildern aus der Sinnenwelt aus; und

2) Alle nur einigermaßen cultivirte Völker haben die Grundidee von Gott, von der Geisterwelt und von der Unsterblichkeit der Seelen. In diesem reinen abstrakten Begriff kommen alle überein. Woher haben sie ihn? — Natürlicher Weise durch Offenbarung Gottes, der Geisterwelt und Erscheinungen verstorbener Menschen, die sie entweder von ihren Voreltern oder selbst erfahren hatten. Daß alle Menschen eine Idee von einer Sache, die gar nicht in ihre Sinnen fällt, bekommen sollten, ist ein unnatürlich unmöglicher Gedanke.

Den Ursprung dieser Grundidee von Gott, der Geisterwelt und der Unsterblichkeit der Seelen finden wir in den ältesten Zeiten im Orient, in der Wiege der Menschheit. Der älteste Geschichtschreiber der Menschheit, Mose, erzählt uns den Ursprung der Sinnenwelt und ihrer Bewohner, die ersten Offenbarungen Gottes, der Geisterwelt und der Unsterblichkeit; die erste Geschichte der Erde und ihrer Bewohner, und dieß Alles so ganz ohne den geringsten Anschein von Dichtung so einfach, erhaben und so Gott geziemend, daß jedes unverdorbene Herz und

jeder ungetrübte Verstand sagen muß: der Mann erzählt uns ewige, himmlische Wahrheit!

Mose war in Egypten erzogen; damals waren die Egyptier die cultivirteste Nation auf der ganzen Erde. Die so berühmten Parsen waren später: denn ihr Stifter Zerduschd oder Zoroaster, sowohl der Erste, als der Zweite, waren Schüler in der egyptischen Priesterschaft; alle andere Nationen, auch die Griechen, kamen viel später empor. Bei aller ihrer Cultur hatten doch die Egyptier die Grundidee von Gott, der Geisterwelt und der Unsterblichkeit, oder mit einem Wort, der Theologie und der Religion, sehr befleckt; denn sie hatten Ochsen und andere Thiere zu Symbolen der Gottheit gemacht, die dann vom gemeinen Volk göttlich verehrt wurden. Eben so verdorben war auch ihr sittliches Leben; sie waren zu Moses Zeiten schon tief gesunken. Er hatte also seine Theologie nicht von den Egyptern gelernt, ob er gleich auch mit der Geisteskultur bekannt war, sondern von seinen Voreltern, von der patriarchalischen Familie, und dann auch durch seine eigene Erfahrungen, indem er häufigen Umgang mit Gott hatte.

Der reine theologische Grundbegriff von Gott, der Geisterwelt und der Unsterblichkeit kam also von den ersten Menschen auf die patriarchalische Familie, von dieser auf Mose, und von diesem auf das Volk Israel, von diesem — durch mannigfaltig reflektirte Lichtstrahlen, auch zum Theil auf die Griechen, Römer und andere Nationen, wie sich in ihren Mythologien deutlich zeigen läßt, und endlich vollendete der Gottmensch Jesus Christus die Offenbarung Gottes an die Menschen dadurch, daß er die theologische Idee ganz rein und vollkommen darstellte und zugleich den unfehlbaren Weg zeigte, den der Mensch

gehen müsse, wenn sein Grundtrieb zur unendlichen Vervollkommnung und zu immer steigender Glückseligkeit befriedigt werden sollte.

Die theologische Grundidee in ihrem reinsten und vollkommensten Begriff, so wie sie Christus und seine Apostel bei Gründung des Christenthums seinen wahren Verehrern und Bekennern als ewige himmlische Wahrheit und als Glaubensartikel hinterlassen haben, besteht, in so fern sie zu meinem gegenwärtigen Zweck dient, in folgenden Begriffen:

Gott der Vater, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, sandte seinen eingebornen Sohn, den Logos, das Organ, durch welches Er sich allen erschaffenen Wesen offenbart, auf die Erde, um Mensch zu werden, um das aus seinem anerschaffenen Zustand gefallene menschliche Geschlecht zu erlösen. Durch einen schweren Lebens- und Leidensweg vollendete Er die Erlösung, schwang sich dann im Triumph über Tod und Hölle und über alle gefallene Geister oder Engel auf den Herrscherthron aller Welten, zur Rechten seines himmlischen Vaters; Er empfing alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und ist nun so lang der einzige Weltregent, bis alle seine und der Menschen Feinde, und endlich auch der Tod besiegt sind. Der heilige Geist, den Er uns gesandt hat, bewirkt die moralische Vervollkommnung, oder die Heiligung des Menschen, wenn er Ihn nicht hindert, sondern mit Sehnsucht und Glauben darum bittet; die Regierung der Menschheit aber wird durch das Geisterreich, gute Engel und Geister bewirkt, welche, der Freiheit des Menschen unbeschadet und ihnen ganz unbewußt, durch allerhand Mittel den freien Willen nach dem Willen des Herrn zu lenken suchen; diejenigen Menschen, die an den Herrn und sein

Wort glauben und ihren Lebenswandel darnach einrichten, werden dann auch mitwirkende Werkzeuge in der Weltregierung, deren Zweck dahin geht, die so mächtig mit einwirkenden bösen Geister und Menschen nach und nach zu überwinden, den Erdkreis, oder die gesammte Menschheit von ihrer Dienstbarkeit zu befreien, und endlich alles Böse ganz aus dem Reich der Wirklichkeit zu vertilgen.

Die Körper= oder Sinnenwelt wird — unsern menschlichen, in Zeit und Raum eingeschränkten Begriffen nach — durch ihre eigenen anerschaffenen Kräfte regiert; die vernünftige oder Geisterwelt aber, wohin auch die Menschen — der Seele nach gehören, durch Gesetze. In jener ist die Wirkung der Kräfte nothwendig, in dieser aber hängt die Befolgung der Gesetze vom freien Willen ab, dem aber die göttliche Regierung Schranken setzt, wenn er sich mit ihren Zwecken nicht vereinigen läßt.

Obgleich die guten und bösen Engel und Geister mächtig in die Weltregierung mit einwirken, so ist doch in den göttlichen Gesetzen des alten und neuen Bundes streng verboten, ihre Bekanntschaft zu suchen und sich mit ihnen in Beziehung und Verhältniß zu setzen, und eben so wenig ist es den Bürgern des Geisterreichs erlaubt, sich den noch im irdischen Leben befindenden Menschen ohne ausdrücklichen Befehl oder Erlaubniß des Herrn sinnlich zu offenbaren.

Wer also den Umgang mit der Geisterwelt sucht, der sündigt schwer und wird es bald bereuen; wer aber ohne sein Suchen durch göttliche Fügung in diese Bekanntschaft kommt, der bete und flehe um Weisheit, Muth und Kraft, denn er hat das alles nöthig; und wer durch Krankheit, oder Abirrung seiner physischen Natur in ein solches Verhältniß ge=

räth, der suche durch die gehörigen Mittel seine Gesundheit wieder zu erhalten und sich des Umgangs mit Geistern zu entschlagen.

Seht, meine lieben Leser! dieß ist der reine, wahre, evangelische Lehrbegriff von Gott und von der Geisterwelt, und die Grundidee zu meinem theokratischen Freiheitssystem, oder zu meiner theokratischen Philosophie. In allem, was zum irdischen Leben und zur Sinnenwelt gehört, da ist uns die mechanische Philosophie Regel und Richtschnur des Denkens und Schließens, da muß die Vernunft nach den logischen Gesetzen urtheilen und unsre einzige Führerin seyn; sobald aber vom ganzen Reich vernünftiger Wesen die Rede ist, so urtheilt sie nach den Gesetzen der Freiheit und der göttlichen Offenbarung, weil der Mensch in diesem Leben nur auf die Sinnenwelt organisirt ist und er also keine Data zu den Grundformen des Denkens in der Geisterwelt hat, bis sie vom groben mechanischen Körper entbunden ist.

Fürchtet doch nicht, meine Lieben! daß ich dem Aberglauben wieder Thür und Thor öffne: denn ich behaupte ja ausdrücklich, daß wir vom Geisterreich und seinen Wirkungen keine Notiz nehmen sollen. Wir sind auf das Wort Gottes, auf den Herrn und auf seinen Geist angewiesen, alle andere Geister gehen uns nichts an.

Der allgemein herrschende Unglaube und Abfall hat die guten Engel und Geister entfernt und die bösen Geister herbeigelockt, die sich aber wohl hüten, sich kennbar zu machen; unter der Hülle natürlicher Wirkungen treiben sie ihr Unwesen, und beschleunigen also das Reifwerden zum Gericht. Wachen und beten ist unsere größte Pflicht.

Dieß ist meine Theorie der Geisterkunde, nach deren

Grundsätzen ich nun die Frage, was von Ahnungen, Gesichten (Visionen) und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse, beantworten kann.

§. 139.

Wenn ein Mensch, der keine Anlage zum Ahnen, das ist, kein entwickeltes Ahnungsvermögen hat, und dann durch ein unbekanntes Etwas vor einer Gefahr gewarnt wird, so geschieht dieß auf Befehl der göttlichen Regierung durch einen Engel, der sich dann irgend eines natürlichen Mittels, oder auch eines unmittelbaren Eindrucks auf das Gemüth bedient, je nachdem er seinen Zweck am leichtesten und besten erreichen kann. Hieher gehören die ersten Beispiele wahrer Ahnungen, die ich oben erzählt habe. Fragt man mich, warum werden nicht alle Menschen so vor Gefahren gewarnt? so antworte ich: Wenn ein Mensch selbst eine Gefahr voraussehen und vermuthen kann, so ist keine Ahnung nöthig, und eben so wenig, wenn ein Unglück dem Zweck der göttlichen Regierung angemessen ist. Nur dann bedarfs einer warnenden Ahnung, wenn das bevorstehende Unglück nicht anders vermieden werden konnte und doch nicht zum Zweck paßte, folglich durchaus verhütet werden mußte.

Der Traum des Herrn von Brenckenhof's war auch Wirkung eines Engels, weil er auf keine andere Art zur thätigen Hülfe so vieler Unglücklichen bewogen, zubereitet und gestärkt werden konnte; und so war es auch ein Engel, der der Fürstin Ragozky die Umstände, die ihren Tod begleiten würden, frühzeitig bekannt machte, um Ihr einen Wink zu geben, was sie nun zu thun habe. Warum durch einen Engel? — und auf diese Art? — das wird dereinst die andere Welt enthüllen.

§. 140.

Was aber nun die Ahnungen des Doktors Knape betrifft, so verhält sich's damit ganz anders; diese hatten ihren Grund in seinem eigenen Wesen. Ich will mich näher darüber erklären:

Daß Engel nicht hiebei geschäftig waren, erhellet daraus, weil die Ahnungen unnütz waren, indem die Vorsehung ihren Zweck vereitelte. Die Sache verhält sich folgendergestalt:

Aus meiner bisher vorgetragenen Theorie erhellet, daß die Menschenseele sich insofern dem Geisterreich nähere, als sie sich von den Organen, durch die sie auf den Körper und dieser auf jene wirkt, frei macht. Dieses kann auf vielfache Weise durch vielerlei Stufen, von der leisesten Ahnung an bis zur völligen Entbindung im Tode geschehen.

Wenn ein Mensch eine natürliche Disposition zu irgend einer Art oder zu einem gewissen Grad jener Entbindung der Seele vom Körper hat, so nenne ich diese Art oder diesen Grad das Ahnungsvermögen, welches ich dann, wann es thätig wird oder wirkt, das entwickelte Ahnungsvermögen nenne.

Die Art des Ahnungsvermögens der Seele beruht auf einer herrschenden Neigung zu einer Sache, z. B. wer Freude am Lotteriespiel hat, oder wen die Neugierde, gewisse zukünftige oder dem Raum nach entfernte Dinge zu wissen, beseelt und dabei jene Disposition hat, der entwickelt nur in diesem Stück sein Ahnungsvermögen; er empfindet das, wohin seine Seele eine Tendenz hat, und zwar im Verhältniß jener Disposition, in dunklerem oder hellerem Grade.

§. 141.

So begreiflich und vernünftig dieß Alles ist, so bleibt doch noch eine Hauptschwierigkeit übrig, näm-

lich: wie kann man im Geisterreich oder wie können endliche Geister, die alle als eingeschränkte Wesen ihre Begriffe nach einander, also in der Zeit entwickeln, zukünftige Dinge vorher wissen?

Ich antworte: da die freien Handlungen der Menschen in der Sinnenwelt durch das Geisterreich, aber ihrer Freiheit unbeschadet, geleitet werden, folglich die Anstalten zu allen Verrichtungen der einzelnen Menschen, vom Geringsten bis zum Wichtigsten vorbereitet und angewendet werden, so kann ein Mensch, der ein entwickeltes Ahnungsvermögen hat, das Resultat jener Anstalten empfinden, indem es sich auf irgend eine Art versinnlicht und dadurch empfindbar wird.

Es kann durchaus keinen blinden Zufall, kein bloßes Ungefähr geben; aus den allerkleinsten und unbedeutendsten Vorfällen entstehen gewöhnlich die allerwichtigsten Ereignisse; kein Haar, kein Sperling fällt auf die Erde ohne Gottes Willen. An den Spieltischen und bei den verbotensten Handlungen und schrecklichsten Lastern ist das Geisterreich geschäftig. Die bösen Geister wirken zum Verderben, erhitzen die Leidenschaften und locken zum Laster, und die guten suchen unter der Leitung der göttlichen Regierung die Tugend zu befördern, zum Kampf gegen die Leidenschaften aufzumuntern und vom Laster abzuschrecken. Es ist also begreiflich, daß ein entwickeltes Ahnungsvermögen etwas aus der nahen Zukunft, aber nicht aus der fernen voraussehen kann, weil es zu jener, aber nicht zu dieser die Anstalten, sich selbst unbewußt, empfindet, aus welchen dunkeln Empfindungen dann der innere Sinn ein sinnlich faßliches Resultat bildet, welches von der Seele deutlich empfunden wird.

§. 142.

Hier zeigt sich nun auch der große Unterschied zwischen solchen natürlichen Ahnungen und göttlichen Weissagungen, von dem ich im Verfolg an seinem Ort ausführlich handeln werde.

Bisher war die Rede nur von solchen Menschen, die entweder gar kein entwickeltes Ahnungsvermögen haben, deren Ahnungen also von Engeln herkommen, oder von solchen, die nur selten und nur in einem gewissen Fall jenes Vermögen entwickeln und etwas ahnen, das aber oft weder Bedeutung, noch Werth hat. Jetzt kommen wir nun zu einer Gattung Menschen, deren Ahnungsvermögen so entwickelt ist, daß sie oft und häufig zukünftige Dinge vorher sagen. Diese können aber wieder in verschiedene Klassen eingetheilt werden.

§. 143.

1) Es gibt Menschen, die sich lange einer ungeheuchelten Gottseligkeit beflissen haben und durch einen vieljährigen Wandel in der Gegenwart Gottes und mit innigem Umgang mit Ihm endlich ihr Ahnungsvermögen entwickeln, — wenn sie nämlich ohnehin eine natürliche Anlage dazu haben. — Diese guten Seelen thun erleuchtete Blicke in die Geisterwelt und in die Zukunft, die sich aber immer auf die Gegenstände beziehen, die ihnen Lieblingssache sind, z. B. wenn sich solche Gemüther viel mit der Offenbarung Johannis beschäftigen, so bekommen sie Aufschlüsse darüber, oder wenn sie über den Zustand des Menschen nach dem Tode viel und ernstlich nachdenken, so richtet sich ihr erleuchtetes Auge auf diesen Gegenstand u. dgl. m. Da nun auch die frömmsten und heiligsten Seelen bei allen ihren erhöhten und gereinigten innern Kräften doch noch immer im Leibe

wallen und ihre sinnliche Einbildungskraft auch von diesem himmlischen Licht durchstrahlt wird, so können sie nicht immer die Kenntnisse, die sie aus der Geisterwelt erhalten, die also wahr sind, von denen unterscheiden, die sich ihre lebhafte Phantasie selbst schafft; daher kommen dann die Irrthümer und Fehlschlüsse, die sich zuweilen in ihre Reden oder Schriften einschleichen. Wenn solche Leute prophezeien, so trifft vieles ein und vieles nicht, und zwar aus dem Grund, den ich so eben angeführt habe.

§. 144.

Aus diesen gewiß richtigen Bemerkungen folgen nun zwei wichtige Hauptpflichten:

1) Daß sich solche fromme heilige Seelen ja nicht in diese geistlichen Gaben verbilden oder gar eine göttliche Offenbarung daraus machen dürfen. Thun sie einen Blick in die Zukunft, oder wird ihnen bekannt, was in der Ferne geschieht, oder erlangen sie Erkenntnisse aus der Geisterwelt, so muß nothwendig ihr erster Gedanke seyn: nach der göttlichen Ordnung darf ich deren keines wissen; indessen, da es mir nun einmal ohne mein Suchen durch des Herrn Fügung offenbar geworden, so kommt es darauf an, ob es nur für mich, oder auch für einige weit geförderte Seelen, oder gar für das gemeine Publikum dienen solle und könne. Hier gilt es nun Betens, Wachens und Verläugnens, denn jetzt zeigt sich der Versucher als ein Lichtsengel; er haucht leise und unvermerkt den Gedanken in's Gemüth: Du mußt es wohl weit in der Heiligung gebracht haben und dem Herrn vorzüglich angenehm seyn, weil Er dich seiner Offenbarungen und der prophetischen Gabe würdigt!!! — Jetzt gehört viel Erfahrung dazu, dieses Schlangengezische für das zu halten, was es ist, und es durch

ein inniges Zunahen zum gekreuzigten Erlöser weit wegzuscheuchen; gar oft macht man dem Verführer ein Kompliment, als wollte man sagen: Ich bitte um Vergebung — ach, ich bin noch gar weit zurück, gar zu unwürdig einer so hohen Gabe u. s. w. Indessen hat man nun einmal das überzuckerte Gift hinuntergeschluckt. Die Heuchel-Demuth hat in der Seele Posto gefaßt, und nun werden gar schwere und dunkle Wege erfordert, um eine solche Seele wieder zur wahren Selbstverläugnung und Vernichtung zurückzuführen.

Meine Leser werden leicht einsehen, wie unendlich wichtig diese Materie ist, die ich jetzt abhandle, denn wenn auch die erleuchtete Seele die wahre Beschaffenheit des Ahnungsvermögens nicht kennt, nicht weiß, daß es auch in den verdorbensten und sittenlosesten Menschen entwickelt werden kann, so kann sie es leicht für göttliche Offenbarung, für den Geist der Weissagung ansehen und sich etwas darauf einbilden, nach und nach verfallen und wieder verloren gehen.

§. 145.

2) Eine eben so wichtige Hauptpflicht ist es für jeden Christen, daß er, wenn er hie oder da etwas Außerordentliches bemerkt, daß Männer, Weiber, Mädchen oder Knaben entweder in Entzückung fallen oder sonst auf irgend eine Art begeistert werden und in einen exaltirten Zustand gerathen, äußerst vorsichtig zu Werk gehen und es nicht für etwas Göttliches halte. Anfänglich reden solche Leute oft herrliche, im Wort Gottes gegründete Sachen, jetzt bekommen sie Anhang, Viele werden auch wohl dadurch bekehrt, im Verfolg aber mischt sich gewöhnlich der Feind alles Guten darein, besonders wenn solche Somnambüle einfältige Menschen sind, denen es an den ge-

hörigen Religionskenntnissen mangelt, und nun entstehen irrige, verderbliche und oft ungeheure Sekten. Man erinnere sich nur an die schrecklichen Auftritte im Kanton Bern in der Schweiz, wo vor einigen Jahren eine junge Frauensperson durch ihre Schwärmerei, die auch in Entzückungen ihren Grund hatte, vermittelst ihrer Anhänger ihren alten ehrwürdigen Großvater erdrosselte, damit seine Seele gerettet werden möge, weil die folgenden Ostern der jüngste Tag kommen werde.

§. 146.

Ich sage Allen, die dieß lesen und lesen hören, im Namen der heiligsten Majestät unsers hochgelobten Königs Jesu Christi gegen alle solche außerordentliche Erscheinungen, Ahnungen, Entzückungen und Prophezeihungen äußerst mißtrauisch zu seyn, alles genau und wohl zu prüfen, auch die Bücher, welche fromme Seelen in einem solchen Zustand geschrieben haben, ja nicht unbedingt als göttliche Offenbarung anzusehen, ihren Weissagungen nicht zu glauben, sondern überzeugt zu seyn, daß einige wohl erfüllt werden können, aber andere — auch wohl alle, gar nicht. In dieser äußerst merkwürdigen Zeit wendet der Fürst der Finsterniß alle nur ersinnlichen Verführungsmittel an, um die wahren Verehrer Christi zum Abfall zu bewegen; er wählt die täuschendsten Lichtgestalten, um fromme Seelen zu berücken, darum muß ich auch immer so ernstlich vor dem Grübeln in den biblischen Weissagungen, um die nahe Zukunft zu erfahren, warnen. Davon wissen wir so viel, als uns nöthig ist, und es ist genug, wenn wir nur immer aufmerken, wie sie nach und nach erfüllt werden. Gewöhnlich gesellt sich ein falscher Geist zu

solchen Grüblern, jetzt glauben sie vollends, das sey der Geist Gottes; sie freuen sich dieser hohen Gnade, und halten nun alle ihre Träumereien für Inspiration, für göttliche Eingebungen. Unvermerkt leitet sie der Verführer von der Wahrheit ab, und wenn dann am Ende ihre Träume nicht erfüllt werden, so leiden sie Schiffbruch am Glauben, und das ist's dann eben, was der Verführer suchte.

Nichts wissen wollen, als Jesum Christum, den Gekreuzigten, das ist uns jetzt theure Pflicht. Er wird uns dann die Kenntnisse verleihen, die uns in jedem Zeitpunkt nöthig sind.

§. 147.

Ein schönes und belehrendes Beispiel, wie der wahre Christ die Gabe oder vielmehr die Eigenschaft des entwickelten Ahnungsvermögens gebrauchen soll, theilte mir vor einigen Monaten ein sehr lieber und theurer Freund mit. Ich verbürge die Wahrheit desselben und gebe sie mit den nämlichen Worten, wie ich sie empfangen habe.

„Eine gemeine Handwerksfrau in S... besaß in hohem Grad die Vorhersehungsgabe, sie hatte fast fortdauernd Tag und Nacht Gesichte aus der Geisterwelt; sie hielt sie aber sehr geheim und eröffnete sich nur vertrauten Personen. Da sie sehr gottesfürchtig, eine wahre praktische Christin war, die sich täglich in der Geduld, Verläugnung und Wohlthun übte, so besaß sie auch christliche Klugheit und ungeheuchelte Demuth. Nicht nur bildete sie sich nichts auf ihre Gesichte ein, sondern warnte davor und versicherte, daß immerwährende Wachsamkeit und stetes Gebet erfordert werde, um nicht in Irrthum zu gerathen. Es gibt unter den Einwohnern der Geisterwelt gute und böse, halbgute und halbböse. Manche Geister

machen es sich zu einem Vergnügen, Menschen zu betrügen. Sie hatte dieses selbst oft erfahren, wurde es aber bald gewahr, indem sie von Gott die Gabe erhalten hatte, die Geister zu prüfen. Alle bekannte Abgestorbenen sahe sie sogleich nach ihrem Tode in der Gestalt, in welcher sie in der andern Welt waren. Einen für fromm geachteten Weibbischof sahe sie grau, in der Kleidung der Armen. Stolze erscheinen groß und werden kleiner, wie sie ihren Stolz verlieren, u. s. w.

„Diese Frau begegnete einst einer vertrauten Freundin auf der Straße. Diese letztere war auch sehr fromm und gottesfürchtig, hielt aber alle Gesichte für leere Phantasien und glaubte nicht, daß es eine Geisterwelt gebe. Sobald jene diese erblickte, sagte sie zu dieser Wittwe: Nicht wahr, Sie hat in dieser vergangenen Nacht ihren verstorbenen Mann in der und der Gestalt gesehen? — Die Wittwe erschrack. Es war dem also. Ich muß Ihr sagen, antwortete sie, daß, wenn ich Sie nicht so gut kennte und Sie mir nicht eine so liebe Freundin wäre, ich glauben würde, Sie gehe mit bösen Dingen um.

„Sie wurde öfters von Verstorbenen, auch solchen, die sie vorher gar nicht gekannt hatte, ersucht, für sie zu beten. Sie that es mit Inbrunst, und sie sahe nicht selten diese Personen mit freundlicher Miene ihr alsdann erscheinen, gleichsam um ihr zu danken.“

„Es geschah sehr oft, daß sie Personen, die sie besuchten, einige Zeit vorher zu ihrer Thüre hereintreten sahe, und erkannte sogleich, in welcher Stimmung sie zu ihr kommen würden, freudig oder verdrießlich.“

„Einst wünschte sie eine Freundin zu sprechen, die in derselben Stadt, aber weit von ihr entfernt wohnte. Ihre dringenden Arbeiten erlaubten ihr nicht auszu-

gehen. Sie wand daher ihren festen Willen an, um sie herbeizurufen. Die Freundin saß ruhig zu Hause und dachte nicht daran, auszugehen. Plötzlich kam ihr ein: du solltest zu der W... gehen — sie jagte aber den Gedanken fort und sagte: ich habe nichts bei ihr zu thun und es ist abscheulich Wetter, Regen und Wind; der Gedanke steigt aber wieder bei ihr auf: du solltest zu der W... gehen — ich will nicht, antwortete sie, ich kann jetzt nicht ausgehen. Der Gedanke wird aber bei ihr immer stärker, sie hat keine Ruhe mehr. Jetzt wirft sie voll Unmuth ein Oberkleid über sich und geht. Wie sie die Thüre der Stube bei der W... öffnet, lacht diese und sagt: ich wußte wohl, daß Sie kommen mußten. — Setzen Sie sich da zu mir, ich habe etwas Nothwendiges mit Ihnen zu reden, und da ich unmöglich ausgehen kann, so dachte ich, ich wolle Sie mit meinem Willen hieher rufen."

„Sie sahe oft die Krankheiten ihrer Bekannten voraus, konnte aber nicht allemal unterscheiden, ob es nur tödtliche oder wirklich todtbringende Krankheiten seyen. Beides zeigte sich ihr auf eben dieselbe Art."

Folgende Vorhersagung, welche eidlich erhärtet werden kann, ist auffallend:

„Im Anfange der Revolution war ein Bürger in Handelsgeschäften nach Leipzig auf die Messe gereist. Während er sich daselbst aufhielt, wurde er öffentlich in den Zeitungen des rechten Rheinufers als ein Emmissär angegeben und mit Namen genannt. Seine Familie gerieth dadurch in große Bestürzung. Es war zu fürchten, daß man ihn bei seiner Rückkehr arretiren möchte, und es waren auch wirklich die Befehle dazu gegeben. Seine Gattin war eine vertraute

Freundin der W... Sie lief also zu ihr und überließ sich bei ihr allem Schmerz, den sie fühlte. Nach einigen Augenblicken sagt die W... zu ihr: Seyen Sie ruhig, Ihrem Mann geschieht nichts, er wird wohlbehalten zurückkommen! — Sie können sich auf das, was ich Ihnen sage, vollkommen verlassen. Sie wissen, daß ich außer Stand bin, Ihnen eine Unwahrheit zu sagen, Sie können sich darauf verlassen, er kommt wohlbehalten zurück. Die Freundin glaubte es und ging ganz getröstet von ihr. Sie war schon einige Schritte weit, als die W..., die noch unter der Hausthür stand, sie zurückrief und ihr sagte: verstehen Sie mich recht, Ihr Mann kommt wohlbehalten zurück, jedoch hat er einen Schaden am Fuß, er hat aber nicht viel zu bedeuten."

„Diese Vorhersagung traf pünktlich ein. Der Handelsmann reiste mit seinem Handelsdiener durch die Lande hindurch, wo er consignirt war. Niemand erkannte ihn und er kam glücklich in S... an; aber an einem Fuß hatte er einen Schaden. Er war im Schmalkaldischen, wo die Postpferde das Reißaus nahmen, aus der Cabriole geworfen worden. Er brach das Bein nicht, aber der Waden löste sich vom Bein ab, so daß er bei seiner Rückkehr einige Wochen liegen mußte. Er wurde aber vollkommen geheilt. Diese Frauensperson starb im März 1790. Gegen das Ende ihres Lebens fragte man sie, was die französische Revolution für Folgen haben werde? — Das, was man jetzt verfügt, sagte sie, bleibt nicht; aber das Alte kommt auch nicht wieder. Es wird ganz anders gehen, als man jetzt glaubt; es werden ganze Ströme Bluts fließen; es wird schreckliche Rache geübt werden. Ich sehe, fügte sie bei, den Admiral

Coligny ausnehmend bei dieser Revolution geschäftig. Ich sehe ihn immer in einem blutrothen Hemd."

„Sie warnte ihre Freunde, an keiner Ungerechtigkeit Theil zu nehmen. Einer Gattin, welche sehr unzufrieden war, daß ihr Mann an der Revolution Antheil nahm und in dieselbe verflochten war, sagte sie: Seyen Sie getrost, Ihr Mann wird gut durch die Revolution durchgehen, obgleich mit merklichem Verlust. Gott wird ihn mit Gewalt aus den Verbindungen und Geschäften, worin er jetzt ist, herauswerfen. Er wird ruhiger werden, als er's je gewesen ist. Was ich Ihnen hier sage, ist Wahrheit, Sie können sich ganz darauf verlassen."

„Die W... ist nun schon seit vielen Jahren todt, und es ist Alles pünktlich eingetroffen. Sie starb im 63sten Jahr ihres Alters."

„Da Cagliostro in S... war, so besuchte sie ihn mehrmals. Er erkannte sogleich, daß sie in die Geisterwelt sehe und machte allerhand Gaukeleien vor ihr, vermuthlich um zu verhindern, daß sie ihn nicht für das erkenne, was er war. Sie bewunderte seine großen Kenntnisse, sahe ihn aber für einen schwarzen Magus an, dergleichen es in der Welt und selbst unter der Christenheit mehr gibt, als man weiß. Man liest in den Schriften der A. Bourignon, daß diese erleuchtete Person schon dasselbe von ihren Zeiten sagte. Der Teufel hat viele wirkliche Anbeter, sie werden sich im Stillen vermehren, bis sie endlich unter der Regierung des Thiers öffentlich hervortreten und die ganze Welt verführen. Wollust und Reichthum sind ihre vorzüglichen Verführungsmittel. Sie erfüllen aber die Wünsche ihrer Anhänger mehr durch große Versprechungen, als durch die Sache selbst. Im Reich der Finsterniß herrscht Lüge

und Betrug. Nur im Lichtreich ist Wahrheit und reeller Genuß."

So weit der Brief meines Freundes; noch einmal: ich verbürge die Wahrheit der Geschichte der W...; ich kenne die Aufrichtigkeit aller der Personen, die Theil daran haben; mehrere haben sie mir auch mündlich erzählt; kurz, sie ist gewiß und wahrhaftig wahr.

§. 148.

Die Frau W... war nichts weniger als eine Schwärmerin, sondern eine sehr fromme wohlthätige Christin. Daß sie auf ihren Umgang mit dem Geisterreich und auf ihre Vorhersehungsgabe keinen Werth legte, auch keinen andern Gebrauch davon machte, als Rath- und Trostbedürftigen zu dienen, das charaktrisirte sie ganz; als Schwärmerin würde sie sich ganz anders benommen haben; dann würde sie sich in heiliger Selbstgenügsamkeit für eine arme unwürdige — Prophetin — erklärt und viel Unheil gestiftet haben.

Ihr Urtheil über ihren Umgang mit Geistern, ihr Rath und ihre Warnung in diesem Fall sind so wahrhaft ächt christlich, daß nichts darüber geht, denn es kann nicht genug gesagt und wiederholt werden, daß der Umgang mit dem Geisterreich und alle dadurch gemachten Entdeckungen und Ahnungen höchst gefährliche Dinge sind; wer ohne sein Suchen in diesen Umstand geräth, der soll sich demselben wo möglich wieder zu entziehen suchen, und kann er das nicht, so muß er es machen, wie die Frau W... anräth, unaufhörlich wachen und beten.

Das entwickelte Ahnungsvermögen ist den göttlichen, geistigen und physischen Gesetzen nicht gemäß, sondern gewissermaßen eine Krankheit, die man zu

heilen suchen muß; wer es auf irgend eine Art zu entwickeln sucht, der begeht eine Zaubereisünde.

Was die Frau W... von guten und bösen, halbguten und halbbösen Geistern sagt, ist wahr und merkwürdig, und es stimmt genau mit der heiligen Schrift und der Erfahrung überein. Auch ihr Beten für Verstorbene verdient Beherzigung; es ist wieder ein neuer Beweis, daß der Mensch im Tode nicht alsofort in den Himmel oder in die Hölle kommt, sondern zu einem von beiden, je nach Befinden, eine längere oder kürzere Zeit durch vorbereitet werde, und sich so lang im Hades aufhalte. Nur vollendete Heilige und vollendete Bösewichter kommen ohne Aufenthalt an den Ort ihrer Bestimmung.

Daß die Voraussehungsgabe bei ihr durchaus nichts Göttliches, nichts Prophetisches war, erhellet auch daraus, daß sie die gleichgültigsten, nichtsbedeutenden Dinge vorher sahe, z. B. wenn sie gewöhnliche Besuche bekam.

Aeußerst merkwürdig und wichtig ist die magische Wirkung ihres Willens, mit dem sie ihre Freundin herbeizwang; der mechanische Philosoph verlacht aber so etwas und hält es für die sinnloseste Schwärmerei und für den dümmsten Aberglauben, und doch ist die Sache selbst wahr und in der Natur des Geisterreichs gegründet. Gott hat dieß Geheimniß der Magie tief verborgen, weil es zum schrecklichsten Mißbrauch verleiten kann, wo es alsdann wahre Zauberei wird. Wer es entdeckt — denn es kann durch gewisse Künste erlangt werden — der fliehe davor, wie vor dem rächenden Engel des Todes, denn man kann schreckliche Dinge damit ausrichten. Dieß Geheimniß enthüllt sich, wenn die Entwickelung des Ahnungsvermögens auf einen hohen Grad gestiegen ist.

Diese Erfahrung gibt uns einen Wink, wie Geist auf Geist wirken kann. Doch nichts mehr davon, der wahre Weise wird mich verstehen, er weiß, was wahre göttliche Magie und was die sogenannte schwarze oder teufelische Magie ist.

Auch das ist sehr merkwürdig, was die Frau W... von der französischen Revolution und besonders vom Admiral Coligny sagt; hat sie sich hierin nicht getäuscht, hat sie den großen edlen Mann im rothen Gewand — nicht Hemde — wirklich in der Beschäftigung gesehen, so gibt das einen wichtigen Aufschluß über die Weltregierung; der Herr bedient sich alsdann der verstorbenen guten Menschen als Werkzeuge zu großen Zwecken.

Der Admiral Coligny war gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts ein wichtiger Beschützer der Protestanten (Hugenotten) in Frankreich und einer der ersten, der in der Pariser Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht 1580 auf seinem eigenen Zimmer ermordet wurde. Daß die schweren blutigen Verfolgungen unserer Glaubensgenossen in Frankreich in der Revolution fürchterlich gerächt worden sind, sieht Jeder wohl ein, der nur einigermaßen geöffnete Augen hat, und es wäre eben nichts Unnatürliches, wenn der Admiral Coligny bei diesem Geschäfte, doch wohl nicht zum rächen, sondern zur Milderung der strafenden Gerechtigkeit des Weltrichters gebraucht worden wäre.

§. 149.

Das merkwürdigste Beispiel des entwickelten Ahnungsvermögens ist unstreitig die Vorhersagung des Herrn Cazotte bei einem Gastmahl in Paris. Man hat sich zwar erlaubt, in einer beliebten deutschen Zeitschrift die ganze Geschichte zu einer Erfindung

eines müßigen Kopfs zu machen; aber man hat diese Behauptung nicht bewiesen, — dagegen kann ich beweisen, daß sie wörtlich und pünktlich wahr ist: ich habe mit einem vornehmen, höchst wahrheitsliebenden Herrn, der den Cazotte sehr wohl gekannt hat, darüber gesprochen, und dieser versicherte mir, daß Cazotte ein sehr frommer und mit hohen Kenntnissen begabter Mann gewesen, der oft die frappantesten Sachen vorausgesagt habe, die dann auch immer eingetroffen wären: dabei habe er dann bezeugt, daß er sie aus dem Umgang mit Geistern bekomme.

Die Geschichte, von der jetzt die Rede ist, hat man in den hinterlassenen Papieren des seligen la Harpe, von seiner eigenen Hand geschrieben, gefunden. Dieser la Harpe war ein Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, diesem Hauptsitz der Religionsspötterei und des Voltaire'schen Unsinns in Paris. Auch la Harpe selbst war ein Freigeist, der nichts glaubte, vor seinem Ende aber noch gründlich bekehrt wurde, dann christlich und selig gestorben ist.

Erst will ich die Geschichte mit des la Harpe eigenen Worten erzählen und dann noch einige Bemerkungen über ihre Wahrheit hinzufügen. So schreibt er:

„Erst dünkt mich, als sey es erst gestern geschehen, und doch geschahe es im Anfang des Jahrs 1788. Wir waren zu Tische bei einem unserer Kollegen an der Akademie, einem vornehmen und geistreichen Manne. Die Gesellschaft war zahlreich und aus allen Ständen ausgewählt, Hofleute, Richter, Gelehrte, Akademiker u. s. w. Man hatte sich an einer, wie gewöhnlich, wohl besetzten Tafel recht wohl seyn lassen. Beim Nachtisch erhöhte der Malvasier und der Kapwein die Fröhlichkeit und vermehrte in guter Gesell-

schaft jene Art Freiheit, die sich nicht immer in den genauen Schranken hält."

„Man war damals in der Welt auf den Punkt gekommen, wo es erlaubt war, alles zu sagen, wenn man den Zweck hatte, Lachen zu erregen. Chamfort hatte uns von seinen gotteslästerlichen und unzüchtigen Erzählungen vorgelesen, und die vornehmen Damen hörten sie an, ohne sogar zu dem Fächer ihre Zuflucht zu nehmen. Hierauf folgte ein ganzer Schwall von Spöttereien über die Religion. Der eine führte eine Tirade aus der Pücelle an; der andere erinnerte an die philosophischen Verse des Diderot, worin er sagt: mit den Gedärmen des letzten Priesters schnüret dem letzten König die Gurgel zu; und alle klatschten Beifall zu. Ein anderer steht auf, hält das volle Glas in die Höhe und ruft: Ja, meine Herren! ich bin eben so gewiß, daß kein Gott ist, als ich gewiß bin, daß Homer ein Narr ist! Und in der That, er war von dem einen so gewiß, wie von dem andern, und man hatte gerade von Homer und von Gott gesprochen, und es waren auch Gäste da, die von dem einen und von dem andern Gutes gesagt hatten."

„Die Unterredung wurde nun ernsthafter. Man spricht mit Verwunderung von der Revolution, die Voltaire bewirkt hat, und man stimmte ein, daß sie der vorzüglichste Grund seines Ruhms sey. Er habe seinem Jahrhundert den Ton gegeben; er habe so geschrieben, daß man ihn in den Vorzimmern wie in den Sälen liest. Einer von den Gästen erzählte uns in vollem Lachen, daß sein Frisirer ihm, während er ihn puderte, sagte: Sehen Sie! mein Herr, wenn ich gleich nur ein elender Geselle bin, so hab' ich dennoch nicht mehr Religion als ein anderer. —

Man schloß, daß die Revolution unverzüglich vollendet seyn würde und daß durchaus Aberglauben und Fanatismus der Philosophie Platz machen müßten; man berechnete die Wahrscheinlichkeit des Zeitpunkts, und wer etwa von der Gesellschaft das Glück haben würde, die Herrschaft der Vernunft zu erleben. Die Aelteren bedauerten, daß sie sich dessen nicht schmeicheln dürften. Die Jüngern freuten sich über die wahrscheinliche Hoffnung, daß sie dieselbe erleben würden; und man gratulirte besonders der Akademie, daß sie das große Werk vorbereitet habe, und der Hauptort, der Mittelpunkt die Triebfeder der Freiheit zu denken gewesen sey.

„Ein einziger von den Gästen hatte an aller dieser fröhlichen Unterhaltung keinen Antheil genommen, und hatte sogar ganz sachte einige Scherzreden in Rücksicht unseres so schönen Enthusiasmus eingestreut. Es war Herr Cazotte, ein liebenswürdiger origineller Mann, der aber unglücklicherweise von den Träumereien derer, die an eine höhere Erleuchtung glauben, ganz eingenommen war. Er nahm nun das Wort und sagte mit dem ernsthaftesten Ton: „Meine Herren! freuen Sie sich; Sie alle werden Zeugen jener großen und sublimen Revolution seyn, die Sie so sehr wünschen. Sie wissen, daß ich mich ein wenig auf das Prophezeihen lege; ich wiederhole es Ihnen: Sie werden sie sehen!"

„Dazu braucht man eben keine prophetische Gabe," antwortete man ihm.

„Das ist wahr, erwiederte er; aber vielleicht etwas mehr für das, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Wissen Sie, was aus dieser Revolution — wo nämlich die Vernunft im Gegensatz der geoffenbarten Religion triumphirt — entstehen wird — was

sie für Sie alle, so viel Ihrer hier sind, seyn wird? was ihre unmittelbare Folge, ihre unläugbare und anerkannte Wirkung seyn wird?"

„Laßt uns sehen, sagte Condorcet, mit seiner sich einfältig stellenden Miene; einem Philosophen ist es nicht leid, einen Propheten anzutreffen."

„Sie, Herr Condorcet — fuhr Herr Cazotte fort, Sie werden ausgestreckt auf dem Boden eines unterirdischen Gefängnisses den Geist aufgeben, sie werden vom Gift sterben, das Sie werden verschluckt haben, um den Henkern zu entgehen — vom Gift, welches Sie das Glück der Zeiten, die alsdann seyn werden, zwingen wird, immer bei sich zu tragen.

Dieß erregte anfangs großes Staunen, aber man erinnerte sich bald, daß der gute Cazotte bisweilen wachend träumte, und man bricht in ein lautes Gelächter aus. „Herr Cazotte, sagte einer der Gäste, das Mährchen, das Sie uns da erzählen, ist nicht gar so lustig, als ihr verliebter Teufel — (le Diable amoureux ist ein artiger kleiner Roman, den Cazotte geschrieben hat). — Was für ein Teufel hat Ihnen denn das Cachot, das Gift und die Henker eingegeben? — Was hat denn dieß mit der Philosophie und mit der Herrschaft der Vernunft gemein?"

„Dieß ist gerade, was ich Ihnen sage, versetzte Cazotte. Im Namen der Philosophie, im Namen der Menschheit, der Freiheit, unter der Vernunft wird es eben geschehen, daß Sie ein solches Ende nehmen werden; und alsdann wird doch wohl die Vernunft herrschen, denn sie wird Tempel haben; ja, wird zu derselben Zeit in ganz Frankreich keine andere Tempel geben, als Tempel der Vernunft!"

„Wahrlich, sagte Chamfort, mit einem höhnischen Lächeln, Sie werden keiner von den Priestern dieser Tempel da seyn!" Cazotte erwiederte:

„Dieß hoffe ich; aber Sie, Herr von Chamfort, der Sie einer derselbigen seyn werden, und sehr würdig sind, es zu seyn, Sie werden sich die Adern mit zweiundzwanzig Einschnitten mit dem Scheermesser öffnen, und dennoch werden Sie erst einige Monate darauf sterben!"

Man sieht sich an und lacht fort —

Cazotte fährt fort: „Sie, Herr Vicq d'Azyr, Sie werden sich die Adern nicht selbst öffnen; aber hernach werden Sie sich dieselbe in einem Tage sechsmal in einem Anfall von Podagra öffnen lassen, um ihrer Sache desto gewisser zu seyn, und in der Nacht werden Sie sterben!"

„Sie, Herr Nicolai, Sie werden auf dem Schaffot sterben."

„Sie, Herr Bailly! auf dem Schaffot."

„Sie, Herr von Malesherbes! auf dem Schaffot."

„Gott sey gedankt! ruft Herr Roucher; es scheint, Herr Cazotte hatte es nur mit der Akademie zu thun; er hat eben ein schreckliches Gemetzel unter ihr angerichtet; ich — dem Himmel sey es gedankt —"

Cazotte fiel ihm in die Rede: „Sie? — Sie werden auch auf dem Schaffot sterben!"

„Ha! dieß ist eine Wettung, ruft man aller Orten aus; er hat geschworen, alles auszurotten!" —

Er: „Nein, ich bin es nicht, der es geschworen hat."

Die Gesellschaft: „So werden wir denn von Türken und Tartaren unterjocht werden? und dennoch.

Er: „Nichts weniger; ich hab' es Ihnen schon gesagt; Sie werden alsdann allein unter der Regierung der Philosophie und der Vernunft stehen: die, welche Sie so behandeln, werden lauter Philosophen seyn, werden immer dieselben Redensarten führen, die Sie seit einer Stunde auskramen, werden alle

Ihre Maximen wiederholen; werden, wie Sie, die Verse des Diderot und der Pücelle anführen!"

„Man sagte sich in's Ohr: Sie sehen wohl, daß er den Verstand verloren hat — (denn er blieb bei diesen Reden sehr ernsthaft) — sehen Sie nicht, daß er spaßt? — und Sie wissen, daß er in alle seine Scherzreden Wunderbares einmischt. — Ja! sagte Chamfort, aber ich muß gestehen, sein Wunderbares ist nicht lustig, es ist zu sehr galgenartig! Und wann soll denn dieses alles geschehen?"

Er: „Es werden nicht sechs Jahre vorbeigehen, daß alles, was ich Ihnen sage, erfüllt sey!"

„Dieß sind viele Wunder — dießmal war ich es (nämlich la Harpe, der das Wort nahm) und von mir sagen Sie nichts?"

„Bei Ihnen, antwortete Cazotte, wird ein Wunder vorgehen, das wenigstens eben so außerordentlich seyn wird, Sie werden alsdann ein Christ seyn!"

Allgemeines Ausrufen: „Nun bin ich beruhigt, rief Chamfort: kommen wir erst um, wenn la Harpe ein Christ ist, so sind wir unsterblich!"

„Wir, vom weiblichen Geschlecht, sagte alsdann die Herzogin von Grammont, wir sind glücklich, daß wir bei den Revolutionen für nichts gezählt werden. Wenn ich sage, für nichts, so heißt dieß nicht so viel, als ob wir uns nicht ein wenig darein mischten; aber es ist so angenommen, daß man sich deßwegen nicht an uns und unser Geschlecht hält."

Er: „Ihr Geschlecht, meine Damen! wird ihnen dießmal nicht zum Schutze dienen, und sie mögen noch so sehr sich in nichts mischen wollen; man wird sie gerade wie die Männer behandeln, und in Ansehung Ihrer keinen Unterschied machen!"

Sie: „Aber was sagen Sie uns da, Herr Cazotte? — Sie predigen uns ja das Ende der Welt!"

Er: „Das weiß ich nicht; was ich aber weiß, ist, daß Sie, Frau Herzogin! werden zum Schaffot geführt werden, Sie und viele andere Damen mit Ihnen, und zwar auf dem Schinderkarren, mit auf den Rücken gebundenen Händen!"

Sie: „In diesem Fall hoffe ich doch, daß ich eine schwarz ausgeschlagene Kutsche haben werde? —

Er: „Nein, Madame! vornehmere Damen, als Sie, werden wie Sie, auf dem Schinderkarren, die Hände auf den Rücken gebunden, geführt werden!"

Sie: „Vornehmere Damen? — Wie? — die Prinzessinnen vom Geblüt?"

Er! „Noch vornehmere!" —

Jetzt bemerkte man in der ganzen Gesellschaft eine sichtbare Bewegung, und der Herr vom Hause nahm eine finstere Miene an; man fing an, einzusehen, daß der Scherz zu weit getrieben werde. Madame de Grammont, um das Gewölke zu zerstreuen, ließ diese letzte Antwort fallen und begnügte sich, im scherzhaftesten Ton zu sagen: „Sie werden sehen, daß er mir nicht einmal den Trost eines Beichtvaters lassen wird!"

Er: „Nein, Madame! man wird Ihnen keinen geben, weder Ihnen, noch sonst Jemand! Der letzte Hingerichtete, der aus Gnaden einen Beichtvater haben wird" — hier hielt er einen Augenblick ein —

Sie: „Nun wohlan, wer wird denn der Glückliche seyn, dem man diesen glücklichen Vorzug gönnen wird?"

Er: „Es wird der einzige Vorzug seyn, den er noch behält; und dieß wird der König von Frankreich seyn!"

Nun stand der Herr vom Hause schnell vom Tisch

auf und Jedermann mit ihm; er ging zu Herrn Cazotte und sagte zu ihm mit einem tiefgerührten Ton: mein lieber Herr Cazotte! dieser klägliche Scherz hat lang gedauert. Sie treiben ihn zu weit, und bis auf einen Grad, wo Sie die Gesellschaft, in der Sie sich befinden, und sich selbst in die Gefahr setzen!

Cazotte antwortete nichts und schickte sich an, wegzugehen, als Frau von Grammont, die immerfort verhindern wollte, daß man die Sache nicht ernsthaft nähme, und sich bemühte, die Fröhlichkeit wieder herzustellen, zu ihm hinging und sagte: „Nun, mein Herr Prophet! Sie haben uns allen gewahrsagt, aber von Ihrem eigenen Schicksal sagen Sie nichts? —"

Er schwieg, schlug die Augen nieder, alsdann sagte er: „Haben Sie, Madame, die Geschichte der Belagerung Jerusalems im Josephus gelesen?"

Sie. „Freilich! wer wird sie nicht gelesen haben? aber Sie thun, wie wenn ich sie nicht gelesen hätte?"

Er. „Wohlan, Madame! während dieser Belagerung ging ein Mensch sieben Tage nach einander auf den Wällen um die Stadt im Angesicht der Belagerer und Belagerten und schrie unaufhörlich mit einer kläglichen Stimme: „Wehe Jerusalem! Wehe Jerusalem!" am siebenten Tage schrie er aber: „Wehe Jerusalem! Wehe auch mir!" und in demselben Augenblick zerschmetterte ihn ein ungeheurer Stein, den die Maschinen der Feinde geschleudert hatten."

Nach diesen Worten verbeugte sich Herr Cazotte und ging fort. — So weit Herr la Harpe.

§. 150.

Hier kommt alles darauf an, ob diese ganze Geschichte wahr oder erdichtet, oder etwa nach der Erfüllung geschrieben ist? — Denn daß alle Perso-

nen, die bei dem Gastmahl waren, auf's Genaueste so um's Leben gekommen sind, wie es ihnen hier Cazotte voraus sagte, das hat seine vollkommene Richtigkeit; der Gastgeber, dem auch Cazotte nichts weissagte, und der höchstwahrscheinlich der Herzog von Choiseul gewesen, war der einzige, der eines natürlichen Todes starb. Der gute fromme Cazotte wurde guillotinirt.

Ich frage jeden wahrheitliebenden Kenner der Kunst, der Ideale von getreuen Kopien der Natur zu unterscheiden versteht, ob diese Erzählung erdichtet seyn könne? Sie hat so viele kleine Nüancen und Umständlichkeiten, die keinem Dichter eingefallen wären und die er auch nicht für nöthig gehalten hätte. Und dann, was konnte es als Erdichtung für einen Zweck haben? — ein Freigeist konnte sie nicht erdichten, weil er dadurch allen seinen Grundsätzen entgegenarbeitete; denn er verbreitete dadurch Vorstellungen, denen er todtfeind ist, und die er für den dümmsten Aberglauben hält. Will man annehmen, ein Fanatiker, ein Schwärmer habe sie erdichtet, um etwas recht Auffallendes zu sagen: so widerspricht dieser Vermuthung die Natur der Erzählung selbst, die nicht so wie ein Gedicht aussieht, und dann die Gewißheit, daß sie der selige la Harpe eigenhändig geschrieben hat; man findet sie in den Oeuvres choisies et posthumes des Herrn la Harpe, berühmten Mitglieds der französischen Akademie, welche zu Paris in 4 Bänden in 8. bei Mignerel 1805 erschienen sind.

Es wird doch wohl Jemand einfallen, daß die Sammler der nachgelassenen Papiere des berühmten Mannes so etwas untergeschoben hätten, das sieht französischen und Pariser Gelehrten nicht ähnlich. Gewiß — apodiktisch gewiß ist es, daß la Harpe

die Erzählung selbst geschrieben hat; dieß kann aus oben angeführten Gründen nicht geschehen seyn, als er noch Freigeist war, und wer die gründliche Bekehrung dieses großen Mannes und großen Freigeistes weiß, denen kann der Gedanke nicht einfallen, daß er in diesem bußfertigen Zustand, wo er sein voriges Leben mit blutigen Thränen beweinte, einen solchen Gottesvergessenen Frevel sollte begangen haben, so etwas zu erdichten; das ist moralisch unmöglich. Diese Sache vor seinem Tod bekannt zu machen, das war in der Zeit, in der er starb, nicht rathsam, und noch weniger durften es die Gäste vor der Revolution und während derselben erzählen. La Harpe fand aber auch, und zwar mit größtem Recht, die Sache so wichtig, daß er sie aufschrieb und bis auf bessere Zeiten in seinen Pult zurücklegte.

§. 151.

Ein gewisser Herr de N.... hat in Rücksicht obiger außerordentlichen Vorhersagung des Herrn Cazotte in die öffentlichen Blätter in Paris einrücken lassen: „Daß er diesen respectablen Greis sehr gut gekannt und oft von ihm die Ankündigung der großen Drangsale gehört habe, die über Frankreich kommen würden, zu einer Zeit, da man in ganz Frankreich noch in vollkommener Sicherheit lebte und nicht das Mindeste davon ahnete. Cazotte behauptete, die zukünftigen Begebenheiten würden ihm durch Gesichte vermittelst der Geister offenbart. Ich will Ihnen, fährt der de N.... fort, eine merkwürdige Thatsache erzählen, welche allein schon hinreicht, dem Herrn Cazotte den Ruf eines Propheten zuzueignen. Jedermann weiß, daß seine große Anhänglichkeit an die Monarchie Ursache war, daß er am 2. September 1792 in die Abtei gebracht und allein durch den

heroischen Muth seiner Tochter, die den rasenden Pöbel durch das rührende Schauspiel der kindlichen Liebe besänftigte, den Mördern entrissen wurde. Ebenderselbe Pöbel, der ihn erwürgen wollte, führte ihn im Triumph nach Hause. Alle seine Freunde kamen, um ihm Glück zu wünschen, daß er dem Tod entgangen sey. Herr D...., der ihn nach jenen Verbrechenstagen besuchte, sagte zu ihm: nun sind Sie gerettet! — „Ich glaube es nicht," antwortete Cazotte; „in dreien Tagen werde ich guillotinirt!" Herr D.... erwiederte: „wie kann das seyn?" Cazotte fuhr fort: „Ja mein Freund! in drei Tagen sterbe ich auf dem Schaffot!" Indem er dieß sagte, war er innigst gerührt und setzte hinzu: „Kurz vor Ihrer Ankunft sahe ich einen Gensd'armen hereintreten, der mich auf Befehl des Pethion abholte; ich war genöthigt, ihm zu folgen; ich erschien vor dem Maire in Paris, der mich in die Conciergerie abführen ließ, und von da kam ich vor das Revolutionsgericht. Sie sehen also (aus diesem Gesicht nämlich, das Herr Cazotte gehabt hatte), mein Freund! daß meine Stunde gekommen ist, und ich bin so sehr davon überzeugt, daß ich alle meine Geschäfte in Ordnung bringe. Hier sind Papiere, an welchen mir viel gelegen ist, die Sie meiner Frau zustellen werden; ich bitte Sie, ihr dieselben zu übergeben und sie zu trösten."

Herr D.... erklärte dieß alles für Thorheit, und verließ ihn mit der Ueberzeugung, daß seine Vernunft durch den Anblick der Greuel, denen er entgangen war, gelitten habe.

Den andern Tag kam er wieder; aber er erfuhr, daß ein Gensd'arme den Herrn Cazotte auf die Munizipalität geführt hatte. Herr D.... läuft zu Pethion; als er in der Mairie ankommt, erfährt er,

daß sein Freund eben in's Gefängniß geführt worden sey; er eilt dahin; man sagt ihm, er könne ihn nicht sprechen, er würde vom Revolutionsgericht gerichtet werden. Bald darauf erfährt er, daß sein Freund verurtheilt und hingerichtet worden ist. Herr D...., fügt der Schriftsteller bei, ist ein Mann, der allen Glauben verdient. Er lebte noch im Juli 1806. Er hat mehreren Personen die Geschichte erzählt, und es schien mir nicht unwichtig, das Andenken derselben zu erhalten. So weit der Aufsatz in den Pariser Blättern.

Ich habe diese ganze äußerst merkwürdige Geschichte aus einer kleinen Broschüre genommen, die in Straßburg bei Silbermann gedruckt worden und den Titel hat: Merkwürdige Vorhersagung, die französische Schreckensrevolution betreffend. Aus den hinterlassenen Werken des Herrn la Harpe. Aus dem christlichen Erbauungsblatt besonders abgedruckt.

Als ich vor'm Jahr in L.... war, so sprach ich mit meinem Baron von W...., der ein sehr rechtschaffener Mann ist und sich lang in Paris aufgehalten hat. Diesem erzählte ich diese merkwürdige Geschichte; er sagte mir darauf, daß er den Herrn Cazotte wohl gekannt habe, er sey ein frommer Mann, und dafür bekannt gewesen, daß er viele Dinge, die auch genau eingetroffen wären, voraus gesagt habe.

§. 152.

Diese Geschichte ist also gewiß und wahrhaftig wahr. — Wenn sie das aber ist, so frage ich jeden vernünftigen und unpartheiischen Menschen, ob es seit der Apostelzeiten ein merkwürdigeres und wichtigeres Zeugniß für die Existenz des Geisterreichs und dessen Einwirkung auf die sichtbare Welt gebe? — ich weiß keins! — Ich möchte nur wissen, wie der

mechanische Philosoph, wenn er von der Thatsache überführt wird, diese außerordentliche Erscheinung erklären würde. — Es ist, wahrlich! höchst sonderbar: erscheint ein Komet am Himmel, alsofort sind aller Augen beschäftigt, da studirt alles, was Astronomie liebt, wie er seinen Gang nimmt u. s. w. Wird eine neue Luftart entdeckt, alsofort sind alle Physiker dahinter, um sie zu untersuchen. Findet einer ein Kraut, ein Insekt oder einen Stein, der noch nicht bekannt, noch nicht beschrieben ist, welch' ein Aufsehens, welch' eine Merkwürdigkeit wird daraus gemacht! — sobald aber von Erscheinungen die Rede ist, die nur von Ferne Winke auf die Wahrheit der christlichen Religion, auf die Fortdauer der Seelen nach dem Tod, auf die Existenz guter und böser Engel und Geister und deren Einwirkung auf die Sinnenwelt geben: Erscheinungen, die millionenmal wichtiger sind, als alle Natur-Phänomene in der Körperwelt, da geht man mit höhnischer Miene vorüber, man schreit: „Aberglaube!" — „Schwärmerei!" — man schimpft und lästert alle, die hier prüfen, untersuchen und berichtigen, und die Resultate ihrer Untersuchungen — seyen sie auch noch so wahr und apodiktisch bewiesen, werden als unbedeutend, höchst gefährlich, und der menschlichen Gesellschaft höchst nachtheilig verschrieen und so viel als nur immer möglich ist unterdrückt! Aber Schriften, die den Unglauben, den Abfall von Christo verkündigen, und die schlüpfrigsten Romane — solche, die den Geist vergiften und gleichsam satanisiren, denen läßt man ihren Lauf, darnach kräht kein Hahn!

Liebe Zeitgenossen! woher kommt diese entsetzliche Gesinnung, diese fürchterliche Abneigung gegen alles, was nur von Ferne Aufschluß über unsern Zustand

nach dem Tod geben kann? — woher die Erbitterung gegen Christum und seine allerheiligste Religion? Ja Erbitterung! O, man läugne es ja nicht — man schämt sich ja, seinen ehrwürdigen Namen in einer honetten Gesellschaft zu nennen; aber von den Phantomen der griechischen und römischen Götterlehre spricht man mit Lust, es ist ein Wohlstand, davon zu reden und seine Gedichtchen damit auszuschmücken. Gott, welch ein Jammer! und welche Verkehrtheit der so hochberühmten Aufklärung!

So wichtig — und ich mag sagen, heilig, auch die Cazottische Verhersagung ist, so wenig dürfen wir doch den lieben Mann in die Klasse der wahren biblischen Propheten setzen. Er war ein frommer Mann, dessen Ahnungsvermögen auf einen hohen Grad entwickelt war; sein christlicher Sinn aber war Ursache, daß er nicht so sehr mit falschen als mit guten Geistern in Beziehung kam, von denen er dann erfuhr, was in der nahen Zukunft geschehen würde. Er war ungefähr in der nämlichen Lage, wie die Frau W...., von der ich in der vorletzten Erzählung geredet habe.

Damit will ich aber nicht sagen, daß Cazotte bei dieser Belsazarsmahlzeit nicht ein Herold Gottes, eine Hand gewesen, die das Mene, Teckel, Upharsin mit Flammenzügen an die Wand geschrieben habe. Die Vorsehung bediente sich dieses brauchbaren Werkzeugs, um diese im Sturm auf dem Mastbaum schlafende Sünder aufzuschrecken.

Was diese Donnerstimme bewirkt habe, das ist dem Allwissenden allein bekannt; es mag aber doch hin und wieder Nachdenken erregt haben, und wer weiß, ob nicht gerade im traurigsten Zeitpunkt der Erfüllung die Erinnerung an Cazottes Vorhersagung ge-

segnete Folgen gehabt hat. Wahrscheinlich ist sie auch, wo nicht die nächste, doch wohl die entfernte Ursache zu des la Harpe Bekehrung gewesen.

Wenn das entwickelte Ahnungs-Vermögen durch Nachrichten aus der Geisterwelt nur von denen Dingen, die in der nahen Zukunft geschehen sollen und wozu die Anlagen schon da sind, unterrichtet werden kann, so scheint es schwer zu erklären, wie Cazotte schon sechs Jahr vorher Alles so bestimmt, sogar die Anzahl der Schnitte mit dem Federmesser, die Anzahl der Aderlässe u. dgl. wissen konnte. Hierauf dient zur Antwort: die französische Revolution, dieses in seinen Folgen wichtigste Ereigniß in der ganzen Weltgeschichte, wurde viele Jahre vorher vorbereitet. Mir ist von einem Augen- und Ohrenzeugen bekannt, daß gerade in dem Zeitpunkt, als Ludwig XVI. und Maria Antonia von Oesterreich miteinander vermählt werden sollten, damals nämlich, als diese Heirath in Wien beschlossen war, der Sturz der königlichen Familie vor sich gehen sollte, und nur dieser Heiraths-Contrakt machte den Anschlag zu nichte.

Dann ist es aber auch sehr wahrscheinlich, daß die Bürger in der Geisterwelt, und vorzüglich die guten Engel und Geister, in den Tafeln der Vorsehung lesen und wenigstens gewisse Gegenstände der Zukunft voraus wissen können. So viel erhellet aus allen zuverläßigen Nachrichten aus dem Geisterreich, daß in demselben Alles, was in der Sinnenwelt geschieht, vorbereitet, von daher die ganze Menschheit regiert werde; doch so, daß der freie Wille des Menschen nicht gezwungen wird.

§. 153.

Ich steige nun von dieser höheren Stufe des entwickelten Ahnungs-Vermögens zu einer niedrigern

herab, indem ich untersuchen will, was von dem sogenannten Leichensehen zu halten sey, und was davon geglaubt und nicht geglaubt werden müsse.

Wenn man auf den Dörfern unter den gemeinen Leuten eine Zeitlang lebt, so wird man bald hie, bald da von einem Todtengräber, einem Nachtwächter, einer Leichenbitterin, einer Hebamme oder sonst Jemand hören, Er oder Sie könne Leichen sehen. Gewöhnlich äußert sich dieses Sehen so, daß eine solche Person gewöhnlich bei der Nacht gedrungen wird, hinaus zu gehen, und zwar in die Nähe des Hauses, aus dem die Leiche heraus kommen soll; dann sieht sie den Zug mit allen, auch den kleinsten Umständen. Daß bei dieser Sache viele Träumereien und Täuschungen mit unterlaufen, daran ist kein Zweifel, aber die Sacht selbst hat ihre Richtigkeit und ist gewiß.

§. 154.

In meinen Jünglingsjahren war in einem Dorf in meinem Vaterland eine Kindstauf-Mahlzeit, auf welche auch der Prediger, ein sehr rechtschaffener Mann, geladen war. Während des Essens wurde auch vom dortigen Todtengräber gesprochen, der besonders wegen dem Leichensehen sehr bekannt war und auch gefürchtet wurde; denn er erzählte immer, so oft er eine Leiche gesehen hatte, aus dem oder dem Hause werde nächstens eine Leiche getragen werden. Da dieß nun durchaus immer eintraf, so setzte diese Erzählung die Leute in dem benannten Haus in die äußerste Angst und Verlegenheit, besonders wenn schon Jemand darinnen krank oder schwächlich war, dessen Tod wohl auch, wenn man die Vorhersagung nicht vor ihm verhehlte, welches doch fast immer geschahe, befördert werden konnte.

Dem Prediger war dieses Prophezeihen ein Gräuel. Er verbot, er zankte, er schalt, das half aber alles nichts, denn der arme Tropf, ob er gleich ein Branntweinsäufer und ein Mensch von einer gemeinen und niedrigen Denkungsart war, glaubte steif und fest, es sey eine prophetische Gabe Gottes, er müsse das sagen, damit sich die Leute noch bekehren könnten. Endlich, als alles Ermahnen nichts half, so kündigte ihm der Prediger an: wenn er noch ein einzigmal eine Leiche ankündigte, so solle er seines Amts entsetzt und aus dem Dorf weggejagt werden. Das half; von nun an schwieg der Todtengräber. Ein halbes Jahr nachher, im Herbst, in der Mitte der vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, kommt der Todtengräber zum Prediger und sagt: Herr Pastor! Sie haben mir verboten, keine Leiche mehr anzukündigen, das habe ich auch nun nicht mehr gethan, und ich werde es auch nicht mehr thun; aber jetzt muß ich Ihnen doch etwas anzeigen, das besonders merkwürdig ist, damit Sie doch sehen, daß mein Leichensehen gewisse Wahrheit ist: — „In wenigen Wochen wird eine Leiche die Wiese herauf kommen, die auf einem Schlitten mit einem Ochsen gefahren wird." Der Prediger ließ sich nichts merken, sondern er nahm die Sache gleichgültig und versetzte: Ja, geht nur hin, wartet eueres Berufs und laßt solche abergläubische Thorheiten bleiben, ihr versündigt euch damit.

Indessen kam denn doch dem Prediger die Sache äußerst seltsam und merkwürdig vor: denn in meinem Vaterland ist das Fahren einer Leiche mit einem Ochsen auf einem Schlitten äußerst schimpflich, weil man nur Selbstmörder und schwere Verbrecher auf Schlitten wegschleift.

Einige Wochen nachher kam ein starker Durchmarsch österreichischer Truppen, die nach den Niederlanden zogen; während ihres Rasttags fiel ein halbmannstiefer Schnee, zugleich starb in einem Dorf unterhalb dem Kirchdorf eine Frau; alle Pferde aus der ganzen Gegend wurden von dem Kriegsvolk zu Vorspann weggenommen; indessen stand die Leiche da; keine Pferde kamen zurück; der Schnee wurde noch immer höher; kein Karren oder Wagen konnte durchkommen; die Leiche ging in Fäulniß über; Niemand konnte den Gestank ertragen; man mußte also aus der Noth eine Tugend machen, die Leiche auf einen Schlitten laden und einen Ochsen vorspannen.

Indessen kam der Prediger und der Schulmeister mit den Schulknaben der Leiche bis vor das Kirchdorf entgegen, und als die Leiche in diesem Aufzug die Wiese herauf kam, so trat der Todtengräber zum Pfarrer, zupfte ihn am Mantel, wies mit dem Finger dorthin und sagte kein Wort.

So erzählte dieser Pfarrer die Geschichte mit allen Umständen; ich habe den lieben Mann sehr gut gekannt, er war nicht fähig, eine Unwahrheit zu sagen, und noch dazu in einer Sache, die seinen Grundsätzen widersprach.

§. 155.

Noch eine Geschichte dieser Art, deren Wahrheit ich ebenfalls verbürgen kann, erzählten mir mein seliger Vater und sein Bruder, mein Oheim; beide sehr christliche Männer, denen eine Unwahrheit zu sagen unmöglich war. Diese beiden hatten Geschäfte in der westphälischen Grafschaft Mark, wo sie von einem protestantischen Prediger zum Mittagessen eingeladen wurden.

Während des Essens kam auch das Leichensehen

auf's Tapet; der Prediger sprach mit Aergerniß davon, weil er auch einen Todtengräber hatte, der mit diesem Uebel behaftet war, auch er hatte es ihm oft und vielmals verboten, allein das half nicht.

Einsmals kommt auch dieser Wahrsager zum Pfarrer und sagt: Herr Pastor! in kurzer Zeit geht eine Leiche aus Ihrem Haus, und Sie gehen hinter dem Sarg vor allen Leichenbegleitern her! — Schrecken, Zorn und Unwillen bemeisterten sich des guten Pfarrers so, daß er den unbesonnenen Mann zur Thür hinaus jagte: denn seine Frau war ihrer Niederkunft nahe; und ungeachtet aller vernünftigen Vorstellungen, die er sich machte, verlebte er doch eine sehr traurige Zeit, bis endlich seine Frau glücklich niedergekommen und aller Gefahr entronnen war. Jetzt machte er nun dem Todtengräber die bittersten Vorwürfe, und sagte ihm, da sehe er nun, wie schlecht seine Träumerei gegründet wäre! — allein der Wahrsager lächelte und antwortete: Herr Pastor! wir sind noch nicht fertig! —

Gleich nachher starb die Magd des Predigers plötzlich am Schlagfluß. Nun ist es dort Sitte, daß der Hausvater zunächst hinter dem Sarg vor den nächsten Verwandten der Leiche hergehen muß; diesem wollte nun der Prediger für dießmal ausweichen, um den Leichenseher zu Schanden zu machen; indessen durfte er doch auch die Eltern der Verstorbenen nicht beleidigen, welches im höchsten Grad geschähe, wenn er nicht hinter dem Sarge herging. Er fand also eine schickliche Auskunft darinnen, daß seine Frau, die doch nun, dortigem Gebrauche nach, ihren ersten Kirchgang nach dem Kindbett halten mußte, an seiner Stelle voran ging, und er dann, wie gewöhnlich, den Schulmeister und die Schüler begleitete.

Dieß wurde verabredet und beschlossen, und die Eltern waren auch wohl damit zufrieden. Am Begräbnißtage versammelt sich der Leichenzug im Pfarrhaus; der Sarg stand im Vorhaus auf der Bahre; der Schulmeister stand mit den Schulknaben vor dem Haus im Kreis und sangen; der Pfarrer war im Begriff, heraus an seine Stelle zu gehen; die Frau Pfarrerin trat hinter den Sarg, die Träger faßten die Bahre an, und in dem Augenblick sank die Frau Pfarrerin ohnmächtig zu Boden. Man brachte sie in die Stube und auch wieder zurecht; aber sie war so übel, daß sie nicht in die Kirche gehen konnte; der Pfarrer war aber durch diesen Zufall dergestalt geschreckt worden, daß es ihm nicht mehr einfiel, den Todtengräber zum Lügner zu machen, sondern er trat ganz geduldig hinter den Sarg, so wie es der Wahrsager haben wollte.

Daß die Pfarrerin ohnmächtig wurde und daß es gerade an dem Ort und in dem Zeitpunkt geschahe, konnte ganz natürliche Ursachen haben, das benimmt der Sache ihre Merkwürdigkeit nicht; genug, die Vorhersagung wurde pünktlich erfüllt.

§. 156.

Da das entwickelte Ahnungsvermögen eine Fähigkeit ist, die Anstalten — oder vielmehr das Resultat der Anstalten zu empfinden, die im Geisterreich gemacht und in der Sinnenwelt ausgeführt werden, so gehört das Leichensehen auch zuverläßig unter diese Rubrik. Und da die Leichenseher und Seherinnen gewöhnlich einfältige, abergläubige und nicht selten auch lasterhafte Leute sind, so folgt abermals daraus, daß das entwickelte Ahnungsvermögen keineswegs eine Eigenschaft sey, die nur frommen, gottesfürchtigen Leuten zukomme, oder daß man es als eine Gabe

Gottes ansehen könne; ich halte es im Gegentheil für eine Seelenkrankheit, die man eher zu heilen, als zu befördern suchen müsse.

Wer eine natürliche Disposition dazu hat, und dann seine Einbildungskraft lange und mit Sehnsucht, also magisch, auf einen gewissen Gegenstand heftet, der kann endlich in Ansehung dieses Gegenstandes dahin kommen, daß er Dinge, die diesen betreffen, bestimmt voraus sieht. Die Todtengräber, Leichenbitter, Todtenweiber, — (welche die Todten aus- und anzukleiden pflegen) — Nachtwächter u. dergl. pflegen immer Bilder und Vorstellungen zu haben, die mit Nacht, Tod und Begräbniß in Verbindung stehen; was Wunder, wenn sich endlich ihr Ahnungsvermögen auf diesen Gegenstand entwickelt? und ich wollte fast behaupten, daß das Branntweintrinken dazu beförderlich seyn könne.

Es ist hohe Pflicht der Polizei, solchen Leuten bei Zuchthausstrafe anzubefehlen, nie zu entdecken, was sie gesehen haben, und sollte es von der Art seyn, daß es als eine warnende Stimme der Vorsehung angesehen werden könne, so werden sie es dem sagen, der gewarnt werden soll. Indessen ist auch wohl zu bemerken, daß sich die Vorsehung solcher verdorbener abergläubischer Werkzeuge schwerlich bedienen wird.

§. 157.

Zwischen der Frau W..., Cazotte und ihres gleichen, und zwischen solchen Leichensehern ist ein großer Unterschied.

Der weise erleuchtete Christ weiß wohl, wie er so etwas ansehen und gebrauchen soll.

Im zweiten Stück des zweiten Bandes des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde S. 16 und 17 wird

eines angesehenen Mannes gedacht, dem das Angesicht der Leute, die bald sterben werden, so vorkommt, als ob sie schon einige Tage im Grab gelegen hätten, und daß ihm diese Vorempfindung unangenehm sey.

Ich habe schon gesagt, daß das entwickelte Ahnungsvermögen das Resultat der Anstalten, und nicht diese Anstalten des Geisterreichs selbst empfinde. Dieß Resultat muß versinnlicht werden, wenn es in's Selbstbewußtseyn des sinnlichen Menschen übergehen soll. Dieß geschieht nun je nach der Disposition der menschlichen Natur: die Leichenseher stellen es sich in der Imagination so lebhaft vor, als sähen sie es wirklich; Andern sagen es die Geister, wie der Fr. W... und Hrn. Cazotte. Obigem bildete jenes Resultat die Todesgestalt auf dem Angesicht des Todeskandidaten u. dergl.

§. 158.

Ich könnte noch mehrere unzweifelbare Thatsachen dieser Art anführen, allein um Weitläufigkeit zu vermeiden, mag es hier genug seyn. Es ist sonderbar und außerordentlich merkwürdig, daß man so äußerst wichtige Erfahrungen im Lebensweg nicht mit Nachdenken ansieht, sondern mit Verachtung bei ihnen vorbei geht. Erscheinungen, die aus der sinnlichen Grundlage unseres Denkens nicht können erklärt werden, sind ja unter allen die wichtigsten, weil sie uns den Weg zum Uebersinnlichen zeigen, welches für den Menschen, dessen edelster Theil ja auch übersinnlich ist, von unaussprechlichem Werth ist.

Es muß ja jedem vernünftigen Menschen unendlich viel daran gelegen seyn, mit Gewißheit zu wissen, ob die Bibellehre von Gott, vom Fall der ersten Menschen, von der Erlösung durch Jesum Christum, vom Geisterreich und dessen Einfluß auf die Sin-

nenwelt, von der Fortdauer der Seelen nach dem Tod wahr oder nicht wahr, gegründet oder nicht gegründet sey?

Diese Frage ist von äußerster Wichtigkeit, weil die jetzige Aufklärung durch ihre mechanische Philosophie das alles theils läugnet, theils bezweifelt, und dadurch der Menschheit gerade den allerwichtigsten Trost, die süße Hoffnung raubt, deren sie jetzt so bedürftig ist. Man überlege, prüfe und durchdenke gründlich und unpartheiisch folgende Bemerkung:

§. 159.

Wenn es viele, durch alle Zeiten fortgesetzte, wahrhafte Erfahrungen gibt, daß vernünftige, rechtschaffene fromme Menschen bezeugen, sie hätten Umgang mit Wesen aus der Geisterwelt; wenn ihnen diese Wesen Thatsachen sagen, die in der Ferne oder in der Zukunft geschehen oder geschehen werden, und die der natürliche Mensch schlechterdings aus allem dem, was ihn in der Sinnenwelt umgibt und auf ihn wirkt, unmöglich wissen kann, und diese Thatsachen werden auf's pünktlichste dennoch erfüllt, ist dann die Existenz der Geisterwelt, ihre Theilnahme an den Schicksalen der Menschen und ihr Einfluß auf sie dadurch nicht eben so unwiderlegbar erwiesen, als die Existenz der elektrischen Materie, des Galvanismus und des Magnetismus, und die Theilnahme und Einwirkung dieser Kräfte auf die körperliche Natur?

Da nun aber die mechanische Philosophie durch ihre Aufklärung diesen unzweifelbaren Erfahrungen geradezu widerspricht, so müssen ihre Behauptungen in Ansehung des Geisterreichs und dessen Einflusses auf die sinnliche Welt grundfalsch seyn. Ferner:

Da alle Erfahrungen, die von jeher bis dahin in Ansehung des Geisterreichs gemacht und beobachtet

worden, — insofern sie von Phantasien und Schwärmerei entfernt sind — sich genau an die göttliche Offenbarung anschließen und gleichsam fortgesetzte Offenbarungen sind, so bestätiget das eine die Wahrheit des andern, folglich auch die Wahrheit der christlichen Religion nach dem alten apostolischen System.

Aus dem allem folgt nun unwidersprechlich, daß man jede Erscheinung aus dem Geisterreich ehrlich und unpartheiisch, auf's schärfste und genaueste prüfen und untersuchen müsse, um das Wahre vom Falschen, Betrug und Täuschung von Wirklichkeit, und das Spiel der Einbildungskraft von dem wesentlichen Daseyn eines Geistes mit Gewißheit unterscheiden zu können.

Auf diesem Wege wird man zum reinen und ungetrübten Licht der Wahrheit, aber auch wieder zur beruhigenden Ueberzeugung in der Religion gelangen, die durch die mechanische Philosophie so schrecklich gestört worden ist.

§. 160.

So einleuchtend und einfach dieser Heischesatz ist, so wenig ist er noch bis dahin befolgt worden. Jeder Mensch, auch der allereinfältigste, muß doch einsehen, daß solche Erscheinungen von äußerster Wichtigkeit sind und daß es daher die höchste Pflicht sey, ihre Wahrheit zu prüfen. Der Ursachen, die diese Prüfung verhindert haben, sind drei:

1) Der panische Schrecken, der alle Menschen, auch die herzhaftesten, überfällt, wenn sie etwas sehen, dem sie in der Sinnenwelt keinen Platz anweisen können, verhindert alle Annäherung, und verscheucht den Muth zu einer ruhigen Untersuchung.

2) Der Aberglauben, der bei weitem den

größten Theil der Menschen beherrscht, glaubt jeder Täuschung, hält jedes Phantom für wahre Erscheinung, und weil er steif und fest glaubt, so bedarf's bei ihm keiner weiteren Prüfung und Untersuchung; und

3) Bei dem Unglauben in Ansehung des Uebersinnlichen ist es System, Grundsatz, durchaus nichts zu glauben. Man hat einmal entschieden, es existire keine Geisterwelt, oder wenn eine existire, so stehe sie in keinem Verhältniß mit uns, sie habe keinen Einfluß auf uns und auf die uns umgebende Körperwelt, folglich sey Alles Trug und Täuschung, mithin keiner Untersuchung werth. Daß man aber diese Untersuchung oder den Glauben an Ahnungen, Visionen und Geistererscheinungen mit Schimpf und Schande brandmarkt, das ist doch kein gutes Zeichen und macht der Aufklärung keine Ehre, denn es ist ein sicherer Beweis, daß ihr von daher Gefahr droht und daß sie von der Seite leicht überwunden werden könnte.

§. 161.

Ich hoffe, man wird doch bei dem allem meinen Sinn recht fassen und mich nicht mißverstehen; — der wahre glaubige Christ bedarf keiner solchen Zeugnisse aus dem Geisterreich, er hat die Bibel und die selige Erfahrung, daß sich wahre Christusreligion als Wahrheit an seinem Herzen offenbart, und er handelt sehr strafbar, wenn er sich durch vorwitzige Neugierde verführen läßt, diesseits des Grabes Umgang mit dem Geisterreich zu suchen. Kommt ihm aber dieser Umgang durch das entwickelte Ahnungsvermögen von selbst, so mache er ja nichts Besonderes daraus, sondern flehe um Weisheit, es nach dem Willen Gottes behandeln zu können. Zeigt sich ihm aber etwas Außerordentliches, so gehe er ungescheut im Namen und in der Furcht Gottes, nicht aus straf-

barer Neugierde, sondern in erbarmender Liebe hinzu; dann prüfe er genau und vernünftig, und ist es dann wirklich ein Wesen aus der andern Welt, so frage er mit ernster Würde des Christen, im Namen Gottes und Jesu Christi, was sein Begehren sey? — Aeußert sich dann der Geist so, daß man findet, er sey noch im Irrthum, so sucht man ihn eines Bessern zu belehren; verlangt er aber etwas Billiges, so erfüllt man sein Verlangen, wenn's nur immer möglich ist. Im folgenden Abschnitt dieses Werks, der ganz und durchaus von Geistererscheinungen handeln wird, werde ich sehr merkwürdige Beispiele dieser Art dem lernbegierigen Leser mittheilen. Dem unglaubigen und wahrheitsliebenden Zweifler rathe ich ebenfalls zur ruhigen Untersuchung, denn es ist ja doch wahrlich nichts nöthiger, als daß man alle möglichen Mittel anwendet, um in einer so unaussprechlichen wichtigen Sache immer mehr Licht zu bekommen.

§. 162.

Endlich gebe ich noch jedem Vernünftigen zu bedenken, ob eine Schöpfung, die von Intelligenzen, von freien vernünftigen Wesen regiert wird, nicht Gott geziemender, der Menschheit ersprießlicher und angenehmer sey, als eine Welt, die mit der gesammten Menschheit dem eisernen, unabänderlichen Gebiet der materiellen Kräfte unterworfen ist?

§. 163.

Die sogenannte Hexerei oder Zauberei und der Glaube oder Aberglaube an sie ist auch seit Beckers und Thomasius Zeiten von ihrer Höhe herab in den Staub gesunken. Da diese Sache auch mit dem entwickelten Ahnungsvermögen in Verbindung steht, so ist es der Mühe werth und meine Pflicht, sie genau und unpartheiisch nach der Wahrheit zu prüfen.

Daß Menschen, deren Ahnungsvermögen entwickelt ist, mit Geistern in Verbindung und Umgang kommen können, das ist aus vielen Erfahrungen gewiß; ich habe es im Vorhergehenden bewiesen und werde es noch ferner beweisen.

Eben so zuverläßig ist es, daß die Geister, mit denen ein solcher Mensch in Verbindung kommt, in Ansehung des Grades der Moralität ihm ähnlich sind. Gute Geister gesellen sich zu guten, böse zu bösen, und mittelmäßig gute und böse zu mittelmäßig guten und bösen Menschen. Indessen suchen auch böse Geister in Lichtesgestalt gute Menschen zu verführen. Die guten Engel aber geben sich selten mit Leuten ab, die ein entwickeltes Ahnungsvermögen haben, weil dieß gegen die Natur und Ordnung Gottes ist, wenn solche Leute nicht schon weit gefördert in Heiligung sind. Dieß alles sind unzweifelbare Erfahrungswahrheiten, wie ich im Verfolg immer überzeugender zeigen werde.

§. 164.

Daß also böse Menschen entweder durch natürliche Disposition oder auch durch Kunst ihr Ahnungsvermögen entwickeln und so auch mit bösen Geistern in Verbindung kommen können, das ist keinem Zweifel unterworfen; ob aber die bösen Geister noch die Macht haben, die ihnen der Aberglaube zuschreibt, das ist eine andere Frage. Seit dem Sieg und Triumph unseres hochgelobten Erlösers hört ihr Despotismus, ihre Zwangherrschaft über die Menschen auf; nur diejenigen, die sich freiwillig von ihnen verführen und leiten lassen, die beherrschen sie; böse und gottlose Menschen sind in ihrer Gewalt, und doch auch nur so lange, als sie selbst wollen. Dann kämpfen auch die bösen Geister mit allerhand Waffen gegen

wahre Christen, Eph. 6; aber sie können nie siegen, oder der Mensch ist selbst schuld daran. Widerstehet dem Teufel, so flieht er von euch! — Nur in den Kindern des Unglaubens treibt er sein Wesen, da übt er noch seine Gewalt aus.

§. 165.

Wenn es also Menschen gibt, die mit bösen Geistern in Rapport kommen, sich gar mit ihnen verbinden, um andern Menschen zu schaden, so ist dieß doch schlechterdings unmöglich. Der Satan kann keinem Menschen schaden, kein Haar kränken, wenn man ihm nicht selbst Anlaß dazu gibt und ihm die Thür öffnet. Was man von Behexen, von allerhand Krankheiten und körperlichen Uebeln an Menschen und Vieh zu glauben pflegt und der Hexerei zuschreibt, das ist Aberglaube, und gewöhnlich entweder Betrug und Täuschung, oder eine Krankheit, ein Umstand, den die Aerzte noch nicht aus natürlichen Ursachen erklären können. Seitdem Jesus Christus auf dem Thron der höchsten Majestät zur Rechten des Vaters sitzt, hat der Satan keine Macht mehr über Menschen, die durch Sein theures Blut erkauft sind.

Hexen und Zauberer können also durch ihre Verbindung mit bösen Geistern Niemand schaden; wohl aber, so wie jeder andere böse Mensch, durch Beibringung eines Gifts oder sonst einer schädlichen Sache.

Ob aber nicht noch eine Zeit kommen kann, wo dem Satan volle Gewalt gelassen wird, durch seine Werkzeuge alle seine Macht und Kraft zu versuchen, um sich vollends zum Gericht reif zu machen und die Treue der wahren Verehrer des Herrn durch einen Kampf bis auf's Blut zu bewähren, das ist eine andere Frage. Das ist aber ganz was anders, als was man gewöhnlich Hexerei nennt.

§. 166.

Um meinen Lesern einen richtigen Begriff von dieser berüchtigten Sache zu geben, will ich ihnen die Geschichte und die wahre Beschaffenheit derselben mittheilen.

Unsre uralten heidnischen Vorfahren hatten einen Priesterorden, deren Mitglieder Druiden genannt wurden. Diese Priester hatten allerhand Geheimnisse, Opfer und Gebräuche, die sie in finstern Eichwäldern feierten und von denen das gemeine Volk nichts wissen durfte. Daß hiebei besonders vor Christi Zeiten viel Verbindungen mit bösen Geistern und satanische Gewalt herrschend waren, das ist sehr wahrscheinlich.

In diesen geheimen geistlichen Orden wurden auch alte Frauen aufgenommen, die also dadurch einen ansehnlichen Rang bekamen und Priesterinnen wurden; eine solche Person bekam den Titel: Hara oder Druide. Beide Namen waren damals Ehrentitel, jetzt sind es die entehrendsten Schimpfnamen! Wahrscheinlich rührt auch der Name Gertrud oder Gertrudis noch daher, und sollte billig abgeschafft werden, indem es mit dem Worte Hara oder Hexe einerlei Bedeutung hat.

Diese Hexen wohnten den Feierlichkeiten der Druiden bei; dann hatten sie aber auch noch eine ganz eigene Feier und ein Opferfest, das in der ersten Nacht des Monats Mai immer auf einem hohen Berg gefeiert wurde, wo sie tanzten, schmausten und ihre heidnischen Götzen verehrten. Besonders war der Brocken oder Blocksberg, vielleicht auch Bocksberg, auf dem Harz berühmt, wo der Götze, in Gestalt eines großen Ziegenbocks, angebetet wurde. Uebrigens bestand das Amt dieser Druiden in Segensprechen, Beschwören, Bezaubern und Entzaubern,

vorzüglich aber in Bereitung der Arzneien und Heilung der Krankheiten. Deßwegen mußte auch immer eine gewisse Anzahl Hexen mit in den Krieg gehen, um die Verwundeten zu heilen. Daß die bösen Geister bei diesem hohen Grad des Aberglaubens, des Irrthums und der Unwissenheit, auch wohl der Bosheit, freies Spiel hatten, und zu welchen Gräueln also eine solche heidnische Nation verleitet werden konnte, das läßt sich leicht denken!

Im südlichen Deutschland kam nach und nach das Christenthum empor, im nördlichen aber, in Ober- und Niedersachsen, — zwei Länder, die damals den größten Theil des nördlichen Deutschlands ausmachten — dauerte das Heidenthum in aller seiner Kraft fort, bis Karl der Große die Sachsen endlich ganz überwand und sie mit dem Schwert in der Faust zum christlichen Glauben zwang. Aber eben dieses Zwingen war schuld, daß sie zwar öffentlich dem christlichen Gottesdienst beiwohnten, aber heimlich noch lange ihre heidnischen Gebräuche fortsetzten, bis nach und nach das Licht des Evangeliums alle Finsternisse verscheucht hat.

Am längsten blieben aber die Hexen in ihrer Wirksamkeit, denn da man noch keine Aerzte hatte, und also zu Niemand anders Zuflucht nehmen konnte, auch zu Niemand ein so großes Vertrauen hatte, als zu ihnen, so wendete man sich bei allen Gelegenheiten, wo man ihres Raths und ihrer Hülfe benöthigt war, an sie; das Bezaubern, Entzücken, Segensprechen, Beschwören der Geister u. dgl. dauerte noch immer fort, und da die Hexen glaubten, daß sie das Eine nicht leisten könnten, wenn das Andere nicht damit verbunden wäre, so setzten sie auch noch heimlich, ob es gleich bei Strafe des Feuers verboten

war, ihre Opferfeste in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg fort. Man will gewisse Spuren haben, daß diese Zusammenkünfte noch bis in's 17te Jahrhundert fortgedauert haben!

Vor vielen Jahren kam ein Buch unter dem Titel: Uhuhu oder Hexen-, Gespenster-, Schatzgräber- und Erscheinungsgeschichten, Erfurt 1785, bei Georg Adam Kaiser, heraus, in welchem der ungenannte Verfasser aus alten Criminalakten und Protokollen Auszüge liefert. Diese zeigen nun freilich die unvernünftige und empörende Methode, nach welcher man damals mit solchen armen Geschöpfen, die der Hexerei verdächtig waren, verfuhr, indem man sie durch die Folter zwang, Dinge von sich und Andern auszusagen, die ihnen vorher nie in den Sinn gekommen waren; dem allem ungeachtet kommen doch auch ungezwungene Geständnisse, und zwar häufig vor, aus denen der unbefangene vorurtheilsfreie Leser deutlich erkennen kann, daß mit einer äußerst verdorbenen, mit den unreinsten und abscheulichsten Bildern angefüllten Einbildungskraft auch ein entwickeltes Ahnungsvermögen verbunden war, wodurch dann eine solche elende Person mit bösen unreinen Geistern in Verbindung und Umgang kam, die ihr allerhand Schönes versprachen, sie auf alle Weise täuschten, ihr weiß machten, sie könne bald hie bald da ein Wunder verrichten und dadurch denen schaden, auf die sie einen Groll hatte; im Grunde war aber alles nur Spiegelfechterei und Täuschung.

Daß solche verdorbene Personen wirklich zuweilen ihren Nebenmenschen vielen Schaden gethan haben, daß ihnen auch böse Geister manchmal mit Rath und That an die Hand gegangen seyen, das will ich nicht läugnen; unmittelbar kann aber der Satan

auch durch eine solche gottlose Person Niemand schaden, wenn ihm nicht Jemand selbst die Gelegenheit dazu gibt und die Gottesfurcht bei Seite setzt.

§. 167.

Mir ist eine Geschichte bekannt, deren Wahrheit ich verbürgen kann, weil sie auch aus den Akten eines alten Hexenprozesses gezogen worden: Eine alte Frau saß gefangen, wurde gefoltert und gestand alles, was man sonst den Hexen zur Last zu legen pflegt; unter andern zeigte sie auch eine Nachbarin an, welche in letzterer Walpurgisnacht mit ihr auf dem Blocksberg gewesen sey. Diese Frau wurde gerufen und man fragte sie, ob das wahr sey, was die Gefangene von ihr sage? — Hierauf erzählte sie, sie seye am Abend vor der Walpurgisnacht zu dieser Frau gekommen, weil sie etwas mit ihr zu reden gehabt habe. Bei ihrem Eintritt in die Küche habe sie die Gefangene mit dem Kochen eines Kräutertranks beschäftigt gefunden. Auf die Frage, was sie da koche? habe jene lächelnd und geheimnißvoll gefragt: willst du diese Nacht mit auf den Brocken? Aus Neugierde und um hinter die Sache zu kommen, hätte sie geantwortet: Ja! ich will wohl. Hierauf hätte die Gefangene eine Weile vieles von dem Schmaus, von dem Tanz und von dem großen Bock geschwatzt, hätte dann von dem Kräutertrank getrunken und ihr ihn auch dargeboten mit den Worten: da trink rechtschaffen, damit du durch die Luft fort kannst! — Sie hätte auch das Töpfchen an den Mund gesetzt und so gethan, als trinke sie, aber sie habe keinen Tropfen gekostet. Während dem habe die Gefangene eine Ofengabel zwischen die Beine genommen und sich auf den Herd gestellt; bald sey sie niedergesunken und habe angefangen zu schlafen und

zu schnarchen; nachdem sie nun eine Weile zugesehen, sey es ihr zu lang geworden und sie wäre nach Hause gegangen.

Des andern Morgens sey die Gefangene zu ihr gekommen und habe sie gefragt: Nu, wie hat es dir auf dem Brocken gefallen? Gelt, das war herrlich? — darauf habe sie herzlich gelacht und ihr gesagt, sie habe nichts von dem Trank getrunken, und auch sie — die Gefangene — sey nicht auf dem Brocken gewesen, sondern sie habe mit ihrer Ofengabel auf dem Herd geschlafen. Dann sey die Frau ärgerlich geworden und habe ihr zugeredet, sie solle doch nicht läugnen, sie habe ja auf dem Brocken mit gegessen, getanzt und den Bock geküßt.

Diese Erfahrung gibt einen Schlüssel zu den mehresten sonst so unbegreiflichen Geständnissen der sogenannten Hexen. Das war wohl einer von den Zaubertränken der alten Druiden, wodurch eine ohnehin von lauter Teufeleien angefüllte Einbildungskraft vermittelst des durch den Trank verursachten Schlafs so exaltirt werden konnte, daß die armen betrogenen Weiber selbst fest glaubten, daß alles, was sie träumten, wirklich sey. Auf diese Art ist fast alles erklärbar, was in den Protokollen sonst Unglaubliches von ihnen vorkommt.

§. 168.

Solche Personen soll man eines Bessern belehren und sie von der Schändlichkeit ihrer Gesinnungen überzeugen. Würden sie überführt, daß sie ihrem Nächsten geschadet hätten, — welches aber nicht durch die Folter geschehen darf, — so bestraft man sie je nach dem Verhältniß ihres Verbrechens, aber nicht als Hexen.

§. 169.

Hier muß ich doch eines unter den gemeinen Leuten und so häufig im Schwung gehenden Lasters gedenken, welches in meinen Augen noch abscheulicher ist, als die Hexerei selbst, nämlich: wenn man Jemand auf eine bloße ungegründete Vermuthung hin in den Verdacht der Hexerei bringt. Dieß ist schrecklich! Ich habe mehrere Beispiele erlebt, daß Bauernweiber blos aus Haß und Neid, wenn etwa eine Kuh blutige Milch gab oder einem Kind etwas fehlte, eine brave, fromme Nachbarin in den Verdacht der Hexerei brachten.

Dieser Verdacht schleicht wie ein Pestdampf von Ohr zu Ohr weit und breit umher, und nun ist es um das ganze irdische Glück einer solchen unschuldigen Familie geschehen; Jedermann scheut sie, Niemand geht ohne Noth mit ihren Gliedern um, man fürchtet, ihnen abzukaufen oder mit ihnen zu handeln, und Niemand mag in diese Familie heirathen. Begeht nun der oder die, wer einen solchen Verdacht verursacht, nicht eine Zaubereisünde? Solche eingefleischte Teufel verdienten eher verbrannt zu werden, als eine arme Hexe.

Christus sagt ausdrücklich, daß Er an jenem Tage jeden, der so lieblos urtheilt, mit eben dem Maß messen werde, womit er seinen Nächsten gemessen habe, das heißt: wer einen seiner Mitmenschen für einen Zauberer oder Hexe erklärt, den will Er als einen Zauberer oder als eine Hexe richten.

§. 170.

Wenn man des seligen Eckartshausens Aufschlüsse zur Magie liest, so muß man erstaunen, welche wunderbare Dinge durch die Kunst möglich sind. Aber

man entdeckt auch die dunkle Gränze zwischen der Sinnen- und Geisterwelt.

In der zweiten Auflage dieses Buchs, München bei Joseph Lentner 1791, Seite 57 u. f., erzählt er eine äußerst merkwürdige und lehrreiche Geschichte. Sie hier ganz mit seinen eigenen Worten zu erzählen, würde zu meinem Zweck zu weitläufig seyn. Ich begnüge mich also, nur das Wesentliche mitzutheilen.

Eckartshausen wurde mit einem Schottländer bekannt, der sich aber nicht mit Geisterbeschwören und dergleichen Charlatanerien abgab, aber doch ein merkwürdiges Kunststück von einem Juden erfahren hatte, welches er auch Eckartshausen mittheilte und mit ihm den Versuch machte, welcher außerordentlich ist und gelesen zu werden verdient. Derjenige, welcher einen gewissen Geist citiren lassen und sehen will, muß sich einige Tage lang geistig und physisch darauf vorbereiten. Dann sind auch sonderbare und merkwürdige Erfordernisse und Verhältnisse zwischen der Person, die einen gewissen Geist sehen will, und diesem Geist selbst nöthig. — Verhältnisse, welche nicht anders erklärbar sind, als daß doch hier etwas aus dem Geisterreich herüber auswitterte. Nach allen diesen Vorbereitungen wird aus gewissen Substanzen, die aber Eckartshausen mit Recht, um des gefährlichen Mißbrauchs willen, nicht bekannt macht, in einem Zimmer ein Dampf gemacht, der sich augenscheinlich zu einer Gestalt bildet, die derjenigen ähnlich ist, die man sehen will. Hier ist von keiner magischen Leuchte, durchaus von keinem optischen Kunststück die Rede, sondern der Dampf bildet wirklich eine menschliche Gestalt, die derjenigen ähnlich ist, die man verlangt. Den Schluß der Erzählung will

ich nun noch mit Eckartshausens eigenen Worten hier einrücken:

„Einige Zeit nach der Abreise des Fremden (nämlich des Schottländers) machte ich selbst dieß Experiment für einen meiner Freunde. Er sah wie ich auf die nämliche Art und hatte die nämliche Fühlung.

„Die Beobachtung, die wir machten, war diese: Sobald der Rauch in die Kohlpfanne geworfen wird, bildet sich ein weißlichter Körper, der über der Kohlpfanne in Lebensgröße zu schweben scheint.

„Er besitzt die Aehnlichkeit mit der zu sehen begehrten Person, nur ist das Gesicht aschfarbig.

„Wenn man sich der Gestalt nähert, so fühlt man einen Gegendruck; so etwas, als wenn man gegen einen starken Wind ginge, der einen zurückstößt.

„Spricht man damit, so erinnert man sich des Gesprochenen nicht mehr deutlich; und wenn die Erscheinung verschwindet, so fühlt man sich, als erwachte man aus einem Traum. Der Kopf ist betäubt. Ueberhaupt fühlt man ein Zusammenziehen im Unterleibe; auch ist sehr sonderlich, daß man die nämliche Erscheinung wieder ansichtig wird, wenn man im Dunkeln ist oder aus dunkeln Körpern sieht.

„Die Unannehmlichkeit dieser Sensation war die Ursache, daß ich diese Erscheinung, so sehr oft Manche in mich drangen, nicht gern machte.

„Ein junger Cavalier kam einmal zu mir und wollte mit aller Gewalt diese Erscheinung sehen. Da er ein Mensch von feinem Nervenbau und von sehr lebhafter Einbildungskraft war, nahm ich um so mehr Bedenken und zog einen sehr erfahrnen Arzt zu Rathe, dem ich das ganze Geheimniß entdeckte. Dieser behauptete, daß die in dem Rauch befindlichen narkotischen Ingredienzen die Phantasie in heftige Bewe-

gung bringen müssen und nach Gestalt der Umstände sehr schädlich seyn könnten; auch glaubte er, daß die vorgeschriebene Zubereitung sehr vieles zur Imagination beitrage, und sagte mir, ich sollte einmal in sehr kleiner Dosis für mich ganz ohne Zubereitung den Versuch machen. Ich that es eines Tags nach der Mahlzeit, da eben der Medicus bei mir zu Mittag aß. Kaum aber war die Dosis Rauch in die Kohlpfanne geworfen, als sich zwar eine Gestalt präsentirte; allein eine Angst, der ich nicht mächtig war, überfiel mich, und ich mußte sogleich dieses Zimmer verlassen. Ich befand mich gegen drei Stunden sehr übel und glaubte immer die Gestalt vor mir zu sehen. Durch den Geruch vielen Weinessigs, den ich schnupfte und mit Wasser trank, wurde mir Abends wieder besser. Aber ich fühlte doch gegen drei Wochen eine Entkräftigung, und das Sonderbarste dabei ist, daß, wenn ich mich noch dieses Auftritts erinnere und auf einen dunkeln Körper etwas lang hinsehe, sich dieses aschengraue Bild meinen Augen noch ganz lebhaft darstellt. Seit dieser Zeit wagte ich es nun nicht mehr, weitere Versuche damit zu machen.

„Der nämliche Fremde gab mir noch einen andern Rauch, er behauptete, daß, wenn man mit demselben Kirchhöfe des Nachts beräuchere, man eine Menge Todte sollte über den Gräbern schweben sehen. Da diese Räucherung aus noch viel heftigern narkotischen Ingredienzien besteht, so wagte ich niemals diesen Versuch.

„Sey die Sache nun, wie sie immer wolle, so bleibt sie doch immer auffallend und verdient von Physikern untersucht zu werden. Ich holte bereits von verschiedenen Gelehrten und Freunden ihre Meinung hierüber ein, vor denen ich auch der Ingredienzien hal=

der kein Geheimniß mache; nur öffentlich sie bekannt zu machen, finde ich nicht rathsam.

„Den auffallenden und merkwürdigen Brief eines tiefdenkenden Mannes, den ich über dieses Phänomen erhielt, will ich hier beisetzen.“

„Auszug aus einem Schreiben de Dato W... 17. Dez. 1785.

„— — So gibt es wirklich Sachen in der Natur, von welchen sich unsre Philosophie nichts träumen läßt. Die Gottheit hat dem Sterblichen Vieles verhüllt, und der Ewige hat mit einem unbeweglichen Siegel manche Geheimnisse der Natur für ihn verschlossen. — Nicht alles ist Einbildung, es kann auch vieles Wirklichkeit seyn, denn denken Sie, Lieber! daß einst unermeßliche Meere die Scheidewand zwischen Menschen waren, die die Europäer nicht kannten, und daß es vielleicht solche Scheidewände zwischen andern Wesen geben kann, von welchen viele Sterbliche bisher noch keine Begriffe haben. Es kann Vieles Betrug, Vieles Täuschung seyn; aber Alles ist es gewiß nicht. Swedenborg und Falk waren gewiß keine Betrüger, und unerklärbar ist uns doch ihr Daseyn — wird auch vielleicht Vielen unerklärbar bleiben, bis die Traube am Stock reif und die Zeit zur Weinlese ist. Schröpfer und Böhmer möchte ich nicht zu den Vorigen zählen, obwohl mir auch sehr Vieles von ihnen ein Räthsel ist. Der Mensch erfand das Schiff und kömmt mit unbekannten Völkern, die jenseits des Meeres wohnen, in Umgang; warum sollte es unmöglich seyn, sich mit der Geisterwelt zu verbinden, da Alles eine Kette, Alles ein Ganzes ist!“ — —

§. 171.

So weit Eckartshausen; was er ferner von dieser

Sache sagt, ist merkwürdig, aber hier einzurücken zu weitläufig. Vorzüglich ist der Dunst auffallend sonderbar, der auf den Kirchhöfen die Todten zeigen soll. Ich weiß gewiß, und mein ehrwürdiger Freund Pfeffel weiß es auch aus einer merkwürdigen Erfahrung, daß es Menschen gibt, deren Ahnungsvermögen in Ansehung des Gesichtsorgans so entwickelt ist, daß sie menschenähnliche Dunstfiguren, bei Tage seltener, vorzüglich aber des Nachts, über den Gräbern sehen. Ich vermuthe, daß dieses der durch keine physische Naturkraft zerstörbare Auferstehungskeim ist. Daß aber der, der ihn zu sehen vermögend ist, nur sehr wenige, bei weitem nicht alle sieht; weil der ganze Dunstkreis damit angefüllt seyn muß, rührt vermuthlich daher, daß dieser Keim bei dem Einen viel gröber, viel materieller, als bei dem Andern ist. Daß sich aber die abgeschiedene Seele in ihm aufhalte, ist nicht wahrscheinlich; vermuthlich überkleidet sie sich damit, wenn sie einem Menschen erscheinen will.

So viel scheint mir ausgemacht zu seyn, daß der fürchterliche Rauch, der sich in eine Menschengestalt bildet, diese Gestalt im Gehirn hervorbringt, weil sie noch lange hernach sich zeigt, wenn man auf etwas Schwarzes sieht und die Augen schließt. Aber eben so wahrscheinlich ist es doch auch, daß sich eine Erscheinung aus dem Geisterreich oder doch etwas von seiner Gränze her mit einmischt, weil auf den Kirchhöfen nicht nur eine, sondern viele Figuren sichtbar werden, und es einmal gewiß ist, daß die Auferstehungskeime (so will ich sie einstweilen nennen) nicht in der Einbildung, sondern wirklich und wesentlich da sind.

§. 172.

Auch das ist merkwürdig, daß die feinen Mate-

rien, die dem Geisterreich nahe kommen, der Gesundheit so nachtheilig sind. Sie sind also ein kreisendes Flammenschwert eines Cherubs, der den Vorwitz der Menschen zurückhält, damit sie innerhalb ihren Grenzen bleiben.

Alle dergleichen Kunststücke, wie man sie bald in Zauberbüchern, auch hin und wieder bei Gelehrten der Vorzeit, bald auch bei verschiedenen Personen unter dem gemeinen Volk, Teufelsbannern, Quacksalbern u. dgl. antrifft, sind noch immer Ueberbleibsel aus dem Heidenthum: denn sowohl in der heiligen, als auch in andern, besonders heidnischen Schriften, trifft man Spuren von dergleichen Dingen an. Der Magnetismus, die Zaubertränke, Zauberdämpfe, und wer weiß, welche Mittel noch mehr, die verloren gegangen sind, wurden angewendet, um das Ahnungsvermögen zu entwickeln, mit dem Geisterreich in Rapport zu kommen und Dinge zu erfahren, die der Mensch in diesem Leben nicht wissen soll. Alle Orakel der Heiden und alle ihre sogenannten Wunder entspringen aus dieser Quelle. Ihre Zauberer und Zauberinnen waren in diese Geheimnisse eingeweiht.

§. 173.

Auch die alten Israeliten hatten einen starken Hang zu dergleichen Dingen. Die Hexe zu Endor ist ein Beweis davon. Der König Saul hatte die Wahrsager und Zeichendeuter auszurotten gesucht, wie es auch recht und dem mosaischen Gesetz gemäß war. Indessen waren dergleichen Leute doch noch heimlich übrig geblieben; und da der König bei Gott in Ungnade war, von daher keine Antwort erwarten durfte, und doch in seiner Angst gern den Ausgang des Kriegs

wissen wollte, so suchte er Rath bei der Wahrsagerin zu Endor, die wohl berühmt in ihrer Kunst seyn mußte. Das Geistercitiren war also schon damals eine bekannte, aber bei Lebensstrafe, und das mit Recht, verbotene Sache!

Die Wahrsagerin bekam Befehl, den verstorbenen Propheten Samuel zu citiren, der sich, wie alle Heiligen des Bundes, im Hades, in einer seligen Ruhe befand, bis der Todesüberwinder sie alle im Triumph in seine für sie bereitete Wohnungen einführte.

Das Weib wandte ihre Künste an, aber anstatt eines ihr dienstbaren Geistes, der die Rolle Samuels spielen sollte, erschien er auf Gottes Wink und Zulassung selbst. Dieß hatte die Wahrsagerin nicht erwartet, darum schrie sie vor Angst und sagte, sie sehe Elohim, etwas Göttliches! Und nun kündigte Samuel dem Saul an, daß er nächster Tagen bei ihm im Todten- und Geisterreich seyn werde. Diese Erzählung ist in mancher Rücksicht merkwürdig, weil sie beim ruhigen Nachdenken mancherlei Begriffe entwickelt, die Licht über diese dunkle Sache verbreiten.

§. 174.

Ich habe mich bei dieser Materie von den Ahnungen, Vorhersagungen und Zaubereien — oder überhaupt vom entwickelten Ahnungsvermögen — lange aufgehalten; allein ich hielte es um des wichtigen Resultats willen für höchst nöthig. Dieses Resultat will ich nun hier im Namen des Herrn verwahrlich niederlegen; könnte ich es doch mit Flammenschrift schreiben und Jedem meiner Zeitgenossen in's Ohr rufen, daß es durch Mark und Bein ginge, denn in der nahen Zukunft wird man es brauchen können.

Alle diese Künsteleien, das Ahnungsvermögen zu entwickeln und mit dem Geisterreich in Verbindung

und Umgang zu kommen, — jedes Bestreben dazu — ist Zaubereisünde und von Gott ernstlich und strenge verboten. Kommt es frommen und erleuchteten Personen von selbst, so müssen sie nichts Besonderes daraus machen, sondern eher seine Folgen vermeiden, als suchen, und sich dessen mit Furcht und Zittern und mit Weisheit zum Wohl der Menschheit bedienen.

Die großen Begebenheiten unserer Zeit spannen allenthalben das Nervensystem zu ängstlichen Erwartungen in der nahen Zukunft. Nervenschwache Personen, die nun durch's Lesen biblischer Weissagungen und ihrer Erklärungen — anstatt sich dadurch zur Sinnesänderung und wahren Bekehrung führen zu lassen — vorwitzig zu grübeln anfangen und die zukünftigen Schicksale errathen wollen, können leicht dadurch ihr Ahnungsvermögen in höherem oder geringerem Grad, je nachdem es ihre körperliche Disposition zugibt, entwickeln. Die damit verbundene Exaltation, die erhabene Empfindung, nebst den neuen Aufschlüssen und der Erleuchtung der Einsichten, die damit verpaart sind, überzeugt eine solche Person, daß das, was in ihr vorgeht, eine ganz besondere Wirkung des heiligen Geistes sey; aber man glaube mir sicher und gewiß, daß das nicht der Fall ist. Sie kann allerdings vortreffliche, höchstnützliche Sachen sagen, auch wirklich Nutzen stiften; aber man traue ja nicht, denn ehe man sich's versieht, so mischt sich ein falscher Geist in Lichtengels-Gestalt dazu, und die armen Menschen werden irre geführt.

Sie sagen oft zukünftige Dinge vorher, die auch pünktlich eintreffen, aber das beweist durchaus nichts Göttliches, wie aus dem Vorhergehenden erhellet.

Die wahre Gabe der Weissagung ist ganz etwas anders, wie ich nun auch zeigen werde.

Liebe Leser alle! Die große allgemeine Prüfung oder Versuchungsstunde, in welcher die bis auf's Blut ausharrende Treue der wahren Christusverehrer auf die Probe gesetzt und bewährt werden soll, ist nicht gar weit mehr. Dadurch werden diejenigen aus der ganzen Christenheit herausgebracht und versiegelt, die des glorreichen Königreichs Jesu Christi, dessen Bürgerschaft und der ersten Auferstehung werth sind.

Diese große Versuchung wird zweifach seyn: auf der einen Seite wird Satan mit seinem Heer alle seine Kräfte aufbieten, diejenigen, die ihrem Erlöser treu anhangen, durch kräftige Irrthümer zu verführen, 2 Thessal. 2, V. 9 bis 12. Hiezu dienen ihm nun solche Werkzeuge, die, mit neugierigem Vorwitz ausgerüstet, nach Geheimnissen geizen und sich allerhand Künste erlauben, mit dem Geisterreich in Verbindung zu kommen. Vorzüglich aber findet er diejenigen Menschen brauchbar, bei denen sich das Ahnungsvermögen entwickelt und die geheimen Lüste im Irrthum lechzen. Diese armen Seelen sind am fähigsten, falsche Propheten zu werden, und dann diese wieder am fähigsten, andere zu verführen!

Wenn sie euch dann sagen werden, hie ist Christus, da ist Christus; dieß wird geschehen, oder jenes wird geschehen; diesen Weg geht, oder jenen geht; jetzt müßt ihr aus Babel ausziehen, da- oder dorthin: so sollt ihr durchaus nicht glauben, sondern ruhig mit Wachen und Beten nur das eine, das Noth ist, im Auge behalten, und in der wahren Einfalt und in der reinen Lehre des Evangeliums beharren, es mag euch dann darüber gehen, wie es will. Er ist in den Schwachen mächtig und legt sei-

nen Getreuen nie schwerer auf, als sie tragen können! Ihr werdet in den schwersten Zeiten die größte Freudigkeit empfinden, darum fürchtet euch nicht!

Auf der andern Seite wird auch das Heer des Abfalls, so unglaublich es auch jetzt scheint, solcher lügenhaften Zeichen und Wunder sich bedienen, um das einfältige Volk zu täuschen und es zur Anbetung des Thieres zu bewegen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß schon einmal die Rede in einem gewissen Orden davon war, und jetzt kommt wirklich eine große, weit aussehende Verbindung wieder empor, deren Zwecke weitaussehend sind. Merkwürdig ist es, daß auch der Unglaube anfängt, auf Verbindung mit dem Geisterreich zu denken, worüber er sonst spöttisch gelacht hat.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!

§. 175.

Als vor zwanzig und etlichen Jahren Meßmer und Gaßner die ersten Versuche mit dem Magnetismus begonnen, so entstand hin und wieder, auch bei frommen redlichen Männern, die Idee, ob vielleicht die biblischen Wunderthäter, sogar Christus selbst, sich solcher Mittel bedient hätten? — Nachher, als die Wirkungen des Ahnungsvermögens, nämlich zukünftige Dinge vorherzusagen, noch dazu kamen, so kam auch noch der Gedanke hinzu, ob nicht auch die Propheten durch das entwickelte Ahnungsvermögen geweissagt hätten?

Man meinte es gut; denn im ersten Fall hoffte man der Vernunft in Ansehung der Wunder in etwas zu Hülfe zu kommen, und im zweiten wollte man dadurch der Glaubwürdigkeit der biblischen Weissagungen eine Stütze verschaffen; allein vor dieser

Hülfe und vor dieser Stütze bewahre uns der liebe Gott! Dem schon im Anfang der Verwesung sich befindenden Lazarus konnte kein Magnetismns das Leben wiedergeben, und eben so wenig konnte magnetisirtes Wasser zu Wein gemacht werden! Alle Wunder, die in der Bibel und der Vernunft so unglaublich vorkommen, sind uns nur darum unglaublich, weil wir von der Materie und den Körpern durchaus unrichtige Begriffe haben. Es ist hier der Ort nicht, diese Materie aus einander zu setzen; doch lege ich folgenden Satz als eine ewige Wahrheit für den Forscher der Wahrheit zum Nachdenken hier verwahrlich nieder:

Außer Raum und Zeit gibt es keine Materie und keine Körper; alles ist da realisirte Idee Gottes; da besteht die ganze Schöpfung aus lauter Grundwesen, die sich jedes vernünftig denkende Wesen, je nach seiner innern Einrichtung, vorstellt. Wir Menschen müssen sie uns in Raum und Zeit denken, aber uns nicht träumen lassen, daß sie an und für sich selbst, also in dem Verstand Gottes oder anderer Geister, ebenso gedacht werden.

Wer über diesen Satz reiflich nachdenkt, der wird in Ansehung der wahren Wunder keine Schwierigkeit mehr finden, und er wird bald erkennen, daß nur Gott allein wahre Wunder wirken, das ist, ein Grundwesen in das andere verwandeln, und daß dieses gar keine Unordnung in die äußere Natur bringen könne. Ich gehe nun zu dem Begriff von den Weissagungen über, um zu zeigen, wie himmelweit sie von den Wirkungen des Ahnungsvermögens verschieden sind.

§. 176.

Wir haben zwei Offenbarungen Gottes: die uns

in die Sinne fallende Schöpfung und die Bibel; beide zusammen enthalten alles, was uns zu unserm irdischen und ewigen Wohl zu wissen nöthig ist. So lange irgend Jemand etwas lehrt oder weissagt, das diesen Offenbarungen Gottes gemäß und in ihnen gegründet ist, so können und müssen wir es als göttliche Wahrheit annehmen; sobald aber dieser Lehrer behauptet, es sey ihm von Gott offenbart worden, so macht er sich schon verdächtig, weil Gott das, was Er den Menschen einmal feierlich offenbart hat, nicht noch einmal wiederholt; es ist alsdann nichts anders, als daß der heilige Geist diesen Lehrer erleuchtet hat, so daß er die von ihm vorgetragene Wahrheit deutlicher entwickeln und eindringender darstellen kann.

Wenn Jemand biblische Weissagungen erklärt und zeigt, was allenfalls erfüllt ist oder noch erfüllt werden muß, in diesem letztern Fall aber entscheidend spricht, oder gar behauptet, er habe göttliche Offenbarungen darüber gehabt, so macht er sich abermals verdächtig.

Weissagt oder prophezeit Jemand etwas, das gegen die göttlichen Offenbarungen streitet, und gibt er es für göttliche Offenbarung aus, so ist er gewiß ein falscher Prophet; streitet es aber nicht gegen die heilige Schrift, und ist doch nicht in ihr gegründet, so ist es eine neue Lehre. Dieß letztere ist nun eben der Hauptpunkt, auf den es hier ankommt, denn alle vorigen Fälle sind nicht zweifelhaft: jeder wahre Christ wird und muß Ja und Amen dazu sagen.

Wenn uns ein Mensch, den wir auch als den frömmsten kennen, etwas Neues sagt, das nicht mit den Lehren und Weissagungen der heiligen Schrift streitet, aber doch auch nicht aus ihr bewiesen werden

kann, so entsteht die Frage, wie wir uns dabei zu verhalten haben? —

Es gibt sehr rechtschaffene, fromme Leute, die aber das Außerordentliche und Wunderbare lieben, und sich unvermerkt ein Lieblingssystem gebildet haben, das sie auch auf ihre Art aus der Bibel zu beweisen suchen.

Wenn nun diese einen Schriftsteller, oder auch eine Person finden, die göttliche Offenbarungen zu haben vorgibt, und diese sind ihrem System gemäß, so nehmen sie sie ohne weiteres als göttlich an, vorausgesetzt, wenn Derjenige, der da weissagt, ein wahrer Christ ist. — Sie geben den Grund ihres Glaubens an, der in dem wahren Christen wohnende heilige Geist werde nicht zugeben, daß er mit falschen Offenbarungen getäuscht werde. Daß dieser Glaubensgrund durchaus falsch sey, ist bald und unwiderlegbar bewiesen.

Der selige Gottfried Arnold, gewiß ein wahrer Christ und ein außerordentlich gelehrter und belesener Mann, hatte selbst einen starken Hang zum Außerordentlichen und Wunderbaren, wie solches alle seine Schriften bezeugen; er gibt uns also in gegenwärtigem Fall die allerunverdächtigsten Belege zu meinem Beweis an die Hand; in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte werden, wo nicht alle, doch gewiß die merkwürdigsten Personen angeführt, welche seit der Apostelzeiten zukünftige Dinge vorhergesagt haben; wenn wir nun alle ihre Weissagungen bis auf unsere Zeiten genau und unpartheiisch prüfen und mit der Geschichte vergleichen, so finden wir, daß bei allen Wahres und Falsches durcheinander gemischt ist. Bei allen ihren Offenbarungen blicken immer eigene Lieblingsideen durch, die dann auch mit dem Wahren

für göttlich gelten müßten. Keine ihrer Weissagungen ist ganz und pünktlich eingetroffen, immer nur einiges und anderes nicht. Man kann und soll sich also durchaus nicht auf sie verlassen, denn man weiß ja nicht, was von ihren noch unerfüllten Weissagungen wahr oder falsch ist. Es ist also auch unstreitig und gewiß, daß der heilige Geist diese gewiß fromme Seelen nicht gegen Täuschung und Irrthum gesichert hat*). Das ist ja aber auch natürlich; denn der heilige Geist lehrt und erleuchtet; er gibt Kraft zur Besiegung der Sünde und zur Ausübung wahrer Gottseligkeit; er erweckt Lust und Liebe zu allem Guten, und Abscheu gegen alles Böse, aber er zwingt den freien Willen nicht im Geringsten; dem Menschen bleibt die Freiheit, dem heiligen Geist zu widerstehen, Phantasien für Wirklichkeit und entwickeltes Ahnungsvermögen für Gabe der Weissagung zu halten. Er verläßt aber darum den Menschen nicht, wenn er nur redlich bleibt und mit aufrichtiger Wahrheitsliebe irrt. Sobald aber der Mensch seinen Irrthum zum Lieblings-, zum Glaubenssatz, zu seinem Idol macht, folglich ein Schwärmer wird, so weicht nach und nach der Geist Gottes, und solche bedauerswürdige Seelen werden dann gefährliche Werkzeuge des Satans und seines Reichs.

Obiges alles sage ich im Namen des Herrn als eine Wahrheit, auf die ich leben und sterben will, und ich sage sie deßwegen, weil es seit der Erschaffung der Welt keine Zeit gab, in der es so nöthig war, als jetzt!

---

*) Unser Wissen, all' unser Erkennen ist Stückwerk, sagt Paulus, der doch gewiß den heiligen Geist empfangen hatte.

§. 177.

Wahrscheinlich werden nun meine Leser, und zwar mit Recht, erwarten, daß ich nun auch zeige, wie sich der wahre Prophet vom blos Ahnenden, wahre göttliche Offenbarung vom entwickelten Ahnungsvermögen unterscheide.

Wenn Jemand, auch der frömmste Mensch, bezeugt, Gott habe ihm offenbart, daß dieses oder jenes geschehen werde, oder daß es mit einer unbekannten Sache diese oder jene Beschaffenheit habe, so kann und darf ich ihm das nicht auf sein bloßes Wort glauben, denn er kann sehr leicht irren. Will ich es als eine gleichgültige Sache betrachten, die mich nichts angeht, und es wäre dann wirklich eine göttliche Offenbarung, so sündigte ich schwerlich: denn wie kann und darf mir etwas gleichgültig seyn, das mir Gott durch irgend Jemand sagen läßt?

Was kann und was soll ich denn nun thun?

Soll ich sagen: ich glaube dir nicht, von der Apostelzeit an gibt es keine wahre Weissagungen, keine Propheten mehr: so wäre das eine absprechende Vermessenheit, die sich auf nichts gründet und auch dem Geist der Weissagung entgegen ist, denn er sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten (vielleicht nun bald wieder) Zeichen, Wunder und Weissagungen stattfinden werden.

Oder soll ich ihm auf sein Wort glauben? — das kann ich nicht, weil er irren kann: auch dann nicht, wenn er sich gar auf englische Erscheinungen beruft; wenn er mir auch beweist, daß diese Erscheinungen wahr, nicht Täuschung sind, denn wer steht mir dafür, daß das erscheinende Wesen ein guter Geist sey — und wenn er's auch wäre, daß er nicht irren könne?

Aber ich darf doch auch nicht gleichgültig dabei

seyn — was bleibt mir denn übrig? das Einzige, das übrig bleibt, ist: der neue Prophet muß mir unwidersprechlich beweisen, daß ihn Gott gesandt habe, er muß mir sein Creditiv zeigen, und dieses muß in einer Thatsache bestehen, die nur Gott allein möglich ist; das ist: er muß wahre Wunder im Namen Jesu Christi thun — ich sage wahre Wunder, denn es gibt sehr viele Geheimnisse und Künste in der Natur, die wahre Wunder zu seyn scheinen, aber es durchaus nicht sind. Man lese Eckartshausen's Schriften, und vorzüglich seine Aufschlüsse zur Magie, so wird man sich gegen die Täuschung durch falsche Wunder schützen können. Die Wunderwerke Christi, der Propheten und Apostel zeigen, was wahre Wunder sind und was sie für einen Charakter haben müssen.

Wir finden in der heiligen Schrift von Anfang bis zu Ende, daß Gott alle seine Gesandte an die Menschen mit der Gabe, Wunder zu thun, begabte, und Christus wußte sehr wohl, daß man den Menschen nicht zumuthen könne, Ihm und seinen Aposteln auf ihr Wort zu glauben; Er bekräftigte also seine Lehre durch große und merkwürdige Wunder, und seine Jünger thaten das Nämliche. Für das, und zur Bestätigung dessen, was wir wissen und was uns offenbart worden, bedarfs nun keiner Wunder mehr; aber sobald wieder neue Offenbarungen nöthig sind, sobald sind auch wieder Wunder nöthig; wenn mir ein Engel, ja Christus selbst erschiene, so müßte Er mir beweisen, daß Er das seye, wofür Er sich ausgäbe, weil ich durch falsche Geister betrogen werden kann. Diese Vorsicht, einen solchen Beweis zu fordern, von der wir merkwürdige Beispiele in der Bibel finden, hat Gott nie ungnädig angesehen; im

Gegentheil, Er ließ sich mit großer Langmuth zu denen Männern herab, die Er als Werkzeuge gebrauchen wollte. Nur dann, wenn sie von der Wahrheit bis zum Ueberfluß überzeugt seyn mußten und dann doch nicht glaubten, wie dieß bei den jüdischen Zeitgenossen Christi der Fall war, dann wurde ihr Unglaube bestraft. Merkwürdig ist hiebei, daß der Priester Zacharias, der dem Engel Gabriel nicht auf's Wort glaubte, ein Zeichen forderte und die Stummheit zum Zeichen bekam, ein so strenges Notabene zum Beweis erhielt. Es kommt hier alles d a r a u f an, ob Zacharias den Engel kannte, oder nicht? im ersten Fall war es strafbarer Unglaube; im andern nöthige Vorsicht, daß er ein Zeichen forderte. Daß das Erste stattgefunden habe, daran ist gar kein Zweifel, denn Gabriel erschien gewiß nicht in einer zweideutigen Gestalt.

Endlich kommt auch noch das hinzu, daß der Styl der Propheten weit bestimmter und erhabener ist, als der, dessen sich die gewöhnlichen Weissager bedienen. Man lese nur in obengedachter Kirchen- und Ketzergeschichte die Reden jener frommen Seelen, die geweissagt haben, so wird man bald einen großen Unterschied entdecken.

Wenn man die Erzählung Moses von Bileam genau betrachtet, so wird's mehr als wahrscheinlich, daß er durch das entwickelte Ahnungsvermögen geweissagt habe: ein w a h r e r Prophet Gottes war er also nicht, das zeigt sein ganzes Betragen; daß er aber auch göttliche Reden gehört habe, wie das bei vielen, die aus dem Ahnungsvermögen prophezeien, der Fall ist, das zeigt seine Geschichte. Merkwürdig ist, was 4. B. Mos. 24, V. 1. von ihm gesagt wird; dieser Vers lautet in der Grundsprache so: Und Bi-

leam sahe, daß es in den Augen Jehovah's gut war, Israel zu segnen, darum ging er dießmal, wie er sonst oft that, nicht zu den Wahrsagereien, sondern u. s. w. Es waren also damals Anstalten, wo man das Wahrsagen lernen konnte, und diese waren wohl nichts anders, als Schulen, in welchen die Künste gelehrt wurden, wie man das Ahnungsvermögen entwickeln und mit dem Geisterreich in Verbindung kommen könne.

Die Art und Weise, wie sich Jehovah den Propheten offenbarte, ist nicht so ganz bekannt. Indessen wissen wir so viel, daß es bald durch Gesichte und Träume, bald durch eine vernehmliche äussere Stimme, vielleicht auch durch eine innere Einsprache in's Gemüth, bald durch die Botschaft der Engel geschahe. Ihre Sendung war aber immer mit außerordentlichen Thatsachen begleitet und sehr feierlich und gotteswürdig dargestellt. Dann zielten ihre Weissagungen großentheils auf die ferne Zukunft, wohin kein Ahnungsvermögen reichen kann. Jesajas weissagte über 600 Jahr vor Christi Geburt und sagte sein Leiden vorher; und alle Propheten kündigten dritthalbtausend Jahr vorher das herrliche Reich des Friedens an!

Das vierte Hauptstück.

Von Gesichten (Visionen) und Geister-Erscheinungen.

§. 178.

Ich komme nun endlich zum wichtigsten, aber auch schwierigsten Theil meiner Theorie der Geisterkunde.

Die ganze Sache wird als etwas Verdächtiges und Erniedrigendes behandelt. Es gehört zum guten Ton, zum Wohlstand, über Gespenstergeschichten zu lächeln und sie wegzuläugnen, und doch ist es kurios, daß man sie so gern erzählen hört, und daß sie noch dazu der unglaubige Erzähler gemeiniglich so wahrscheinlich zu machen sucht, als nur immer möglich ist.

Der Aberglaube ist etwas Verächtliches und Erniedrigendes; da man nun alle Geistererscheinungen für Aberglauben erklärt, so ist natürlich, daß man sich auch der Geistererscheinungen schämt. Hier kommt es aber nun darauf an, ob denn alle Erzählungen von solchen Erscheinungen Täuschung, Lügen und Aberglauben sind? Bei weitem die mehrsten sind es gewiß; aber eben so gewiß und wahrhaftig ist es auch, daß abgeschiedene Menschenseelen nach ihrem Tod wirklich erscheinen, und sich bald eine kürzere, bald eine längere Zeit, auch wohl Jahrhunderte lang denen noch lebenden Menschen zeigen, auch noch wohl D.enste von ihnen verlangen. Die Wahrheit dieser Behauptung werde ich im Verfolg unwidersprechlich beweisen.

§. 179.

Wenn ich die Wirklichkeit beweise, so ist der Beweis der Möglichkeit unnöthig; wenn man aber glaubt, daß ein Ding unmöglich ist, so bezweifelt man jeden Beweis der Wirklichkeit; um also dieses zu vermeiden, habe ich in den beiden ersten Kapiteln dieses Werks gezeigt, daß die gewöhnlichen Schulbegriffe vom Wesen des Menschen grundfalsch, und daß es wohl möglich seye, daß eine von ihrem Körper geschiedene Seele wieder sichtbar werden könne. In Ansehung der Philosophie bin ich also auf dem

Reinen, aber mit vielen Lehrern der Religion noch nicht; denn da alle wahre Erscheinungen abgeschiedener Menschenseelen apodiktisch bewiesen, daß es einen Mittelort, ein Todtenreich (Hades) gebe, in welchem sich die Seelen, die noch zu keinem von beiden Oertern ihrer Bestimmung reif sind, aufhalten und zu einem von beiden vollends zubereitet werden, so müssen die Gottesgelehrten, welche in diesem Stück den Symbolen der protestantischen Kirche treu bleiben wollen, entweder sagen, auch die wahresten Erzählungen vom Wiederkommen verstorbener Menschen seyen nicht wahr, oder es seyen Spukereien der bösen Geister!

Hierauf antworte ich, wenn ich meinen Beweis der Wahrheit redlich und vollständig führe, — und das werde ich gewiß, so ist und bleibt Wahrheit Wahrheit; eben so gewiß werde ich darthun, daß solche Erscheinungen keine Spukereien böser Geister sind. Und dann hat ja auch die heilige Schrift ganz und gar nichts gegen meine Theorie, im Gegentheil sie begünstigt sie. Endlich bitte ich zu bedenken, ob die wirkliche Erscheinung eines abgeschiedenen Geistes ohne mein Mitwirken — Aberglauben genannt werden könne? — Ist das Aberglauben, wenn ich bei hellem Bewußtseyn einen Irrwisch oder sonst eine seltsame Naturerscheinung sehe? es kommt hier nur darauf an, was ich für einen Gebrauch davon mache? — ich werde also auch zeigen, wie man sich bei solchen Erscheinungen vernünftig und christlich zu verhalten habe.

§. 180.

Unter dem Wort Gesicht oder Vision verstehe ich eine Erscheinung, die Jemand sieht, ohne daß ein wirklicher Gegenstand da ist, die also blos in der

Einbildung existirt — sie ist also ein bloßer Traum, den aber derjenige, der ihn hat, für eine wahre Erscheinung hält. Indessen unterscheiden sich doch die Visionen von den gewöhnlichen Träumen darinnen, daß sie Zusammenhang haben und der Wirklichkeit ähnlich sind, auch daß man sie wachend haben kann. Ich bitte, diese meine Beschreibung immer mit dem Wort Vision zu verbinden, wenn es im Verfolg vorkommt.

§. 181.

Aus diesem Begriff ist nun klar, daß eine Vision ganz und gar nichts bedeutet; denn sie beweist weiter nichts, als eine sehr lebhafte Imagination und eine natürliche Disposition, ihre Bilder für etwas Wesentliches zu halten. Hysterische und hypochondrische Personen sind zu Visionen geneigt. Sie bekommen sie mit oder ohne Entzückungen; aber solche Leute entwickeln auch leicht ihr Ahnungsvermögen, so daß sie auch zugleich mit dem Geisterreich in Verbindung kommen; da läuft dann Alles durcheinander, und es gehört viel Kenntniß und Erfahrung dazu, eine Vision von einer wahren Geistererscheinung zu unterscheiden. Der Grund und Heischesatz, von dem alle Prüfungen dieser Art ausgehen müssen, besteht in folgendem Begriff:

Wenn mehr als eine Person, ohne vorhergegangene Communikation, unvorbereitet und unerwartet eine Erscheinung, oder wenn sie auch nur Einer sieht, doch Thatsachen sehen, die keinen andern Ursprung, als von der Erscheinung haben können, so ist es keine Vision, sondern eine wahre Geisteserscheinung. Beispiele sollen die Begriffe vollends erläutern und vollständig machen.

§. 182.

In der Mitte der neunziger Jahre, als ich an einem Sommerabend Abends um 6 Uhr mein letztes Kollegium für den Tag gelesen hatte und wieder auf meine Studierstube kam, — es war in Marburg — kam ein Student zu mir, den ich sehr wohl kannte, indem er einer meiner würdigsten Zuhörer, nach Kopf und Herz ein ganz vortrefflicher Mensch war und noch ist. Er bekleidet jetzt ein wichtiges Amt bei einem verehrungswürdigen Fürsten. Ich empfing ihn herzlich und hieß ihn, sich zu mir setzen. Dann erzählte er mir, es sey in den fünziger Jahren etwas Merkwürdiges in seiner Familie vorgegangen: sein Vater, damals ein junger Mann von 20 Jahren, sey öfters von einem Geist besucht worden. Sein Großvater, der Lehrer an einer lateinischen Schule gewesen, habe diese ganze Geschichte pünktlich aufgeschrieben und drucken lassen, aber nur in wenigen Exemplaren, um sie seinen Kindern und Kindeskindern zur Belehrung und zum ewigen Andenken zu hinterlassen. Auch einige der nächsten Anverwandten hatten solche Büchlein bekommen. Nun griff er in die Tasche und gab mir das Seinige zum lesen; dann verließ er mich und ging fort. Ich las dieß höchst merkwürdige Document mit Staunen und Verwunderung, und gab's dann dem Besitzer mit Dank wieder zurück.

So unvergeßlich mir auch die Thatsache selbst war, so waren doch so viele merkwürdige Umstände damit verbunden, die ich unmöglich behalten konnte, so daß ich herzlich wünschte, dieß Büchlein selbst zu besitzen, oder wenigstens es dann gelehnt zu bekommen, wann ich einst dieses Buch schreiben würde, auf welches ich mich schon seit vielen Jahren vorbereitet hatte, und

siehe da! als ich vor ein paar Jahren durch's ....sche Land reiste, so erhielt ich das Büchlein von einem nahen Verwandten dessen, der den Geist gesehen hatte, geschenkt; hier liegt es neben mir auf dem Schreibtisch, ich darf es aber nicht aus den Händen geben, damit die Namen der Familie nicht in's Publikum kommen: denn das würde meinem theuren Freund, dem ehemaligen Studenten, viele Correspondenz und Porto-Unkosten, vielleicht auch andere Unangelegenheiten, Spott und Schmach zuziehen, wozu ich nicht von Ferne Anlaß geben will. Wenn ich aber zur Steuer der Wahrheit hier einen Auszug daraus mittheile, so daß ich keinen Namen nenne und die Sache so erzähle, daß die würdige Familie nicht kompromittirt wird, so hoffe ich, daß man mir dieß nicht übel nehmen wird; die vielen Personen, die es ohnehin wissen, werden bald merken, wovon die Rede ist. Folgendes ist der Titel dieses merkwürdigen Buchs:

„Wahrhafte Erzählung von einem Geist, welcher .... zu .... vom ersten Januar bis den 30sten April 1755 in gewissen Periodis zum öftern erschiene. Von dem Vater desselben umständlich beschrieben im Monat Mai 1755, und zum Privatdruck gebracht im Monat April 1759."

Auf der andern Seite des Titelblatts steht folgendes Motto:

Ps. 102. V. 19. Das werde geschrieben auf die Nachkommen, und das Volk, das geschaffen soll werden, wird den Herrn loben!

Nun folgt der Inhalt des Buchs selbst; oben drüber steht: In Nomine Jesu Salvatoris (im Namen Jesu des Erlösers), dann folgt die Erzählung des Vaters: Mit dem Anfang des Jahrs 1755 träumte

seinem Sohn alle Nacht, es käme ein kleiner Mann mit einem blauen Rock und braunen Brusttuch bekleidet, eine Peitsche um seinen Leib hangend, nach vorherigem Anklopfen zur Stubenthür hereingetreten, der ihm einen guten Morgen biete und spreche: ich habe dir etwas zu sagen: gehe hinunter in den .....berg, unter dem Baum bei der .... Wiesen wirst du auf und neben einem Stein 13 Kreuzer finden, die nimm und steck sie ein, dann grabe ein wenig, so wirst du viel Geld finden. — Dann sahe auch .... im Traum allemal den Platz und den Baum, wo das Geld liegen sollte, auch das Geld selbst, wie es sich zum Theil oben auf der Erde präsentirte.

Der gute Jüngling wachte allemal mit großem Schrecken auf und erzählte seinen Traum. Beide, Vater und Sohn, hielten ihn zwar für natürlich, aber doch für merkwürdig, und erzählten ihn etlichen guten Freunden.

Nach etlichen Nächten erschien der Geist dem Sohne wieder im Traum und wiederholte obige Worte, verwies ihm aber dabei, daß er die Sache ausplauderte; zugleich stellte er ihm die Gestalt zweier bekannter Männer vor, von denen er bezeugte, daß sie schon nach dem Platz gegangen wären, um das Geld zu suchen, sie würden es aber nicht bekommen.

Von dem an sahe der Sohn den Geist auch noch nach dem Wachen, und man schloß daraus, daß es kein bloßer Traum, sondern eine wahre Erscheinung sey. Dieß setzte die guten Leute in großen Schrecken, besonders da der Geist nun alle Nacht kam und der Sohn bei seinem jedesmaligen Anklopfen aufwachte. Dieß geschah in jeder Nacht zwei bis dreimal, wobei dann allemal die Ermahnung, das Geld

zu holen, wiederholt wurde. Je öfter und je länger aber diese Aufforderung fortgesetzt wurde, desto ängstlicher wurde der Jüngling, und er erklärte sich dahin, daß er auf keinen Fall dorthin gehen und das Geld holen würde. Um ihm allen Verdacht zu benehmen und ihn aufzumuntern, bediente sich der Geist der Anfangsworte des 23sten Verses aus 1. Cor. 11. „Ich habe es vom Herrn empfangen, was ich euch gegeben habe," und dann empfahl er ihm, wenn er hinab ginge, das Geld zu holen, so soll er das Lied singen: „Wer Jesum liebt und trauet Gott, dem schenkt er seinen Segen."

Da nun der Sohn aus großer Angst niemals ein Wort mit dem Geist sprechen konnte, so entschloßen sich Beide, Vater und Sohn, den Geist schriftlich über verschiedene Punkte zu fragen: diese Fragen schrieb der Sohn den 14ten Januar auf und legte sie in der Schlafstube auf den Tisch; sobald der Geist die folgende Nacht kam, bemerkte er sie gleich und beantwortete sie klar und deutlich. Hier folgen nun Fragen und Antworten von Wort zu Wort.

J E S U S.

Höre Geist, ich frage Dich in Jesu Namen:

1) Wer Du seyst?

Antw. Ich bin von hier und habe das Geld mit fünf Andern vergraben: diese Fünfe aber sind zur Ruhe gekommen, und ich noch nicht; im ...... bin ich gestorben.

2) Warum bist Du — und machest auch mich so unruhig?

Antw. Warum ich so unruhig, hab ich schon gesagt: daß es nämlich das vergrabene Geld sey, welches mich beunruhige; ich kann auch nicht eher zur Ruhe kommen, bis Du es holest. Ich beunruhige

Dich zwar, aber Du kannst Dir gleich helfen, gehe nur hinunter und hole das Geld.

3) Bist Du ein guter Geist und hast noch Hülfe vonnöthen, so wollte ich Dir von Grund des Herzens gerne helfen, wenn es in meinem schwachen Vermögen und Kräften stünde; weil ich aber dieses nicht thun kann, so frage ich Dich in Jesu Namen, ob ich dasjenige, so Du an mich begehrst, nicht durch eine andere Person verrichten lassen könne?

Antw. Freilich bin ich ein guter Geist; und auf die weitere Frage war die Antwort: Nein, es kann mich sonst Niemand als Du, erlösen. Ich habe schon 120 Jahr auf Dich gewartet, und wenn Du mir nicht hilfst, so muß ich wiederum 120 Jahr leiden und in Unruhe seyn. Ich bitte Dich, hilf mir! Du kannst, wenn Du hinunter gehst, zwar Leute mitnehmen, doch daß sie nicht so weit mitgehen, daß sie auf den Platz sehen können, bis Du zuvor das Geld hast, alsdann können sie Dir es heimtragen. Du kannst's nicht allein tragen, sie können ja einstweilen für Dich beten; ich will selbst mit Dir gehen, fürchte Dich nur nicht, wenn Dir gleich drunten allerhand Fürchterliches und Scheußliches vorkommt, ich will Dir schon in Allem helfen!

Dem allem ungeachtet war es dem Sohn schlechterdings unmöglich, allein an den grausenvollen Ort zu gehen, und überhaupt fanden sie Alle, die Eltern und der Sohn, eine große Bedenklichkeit bei der Sache, weil sie fürchteten, sich zu versündigen. Sie vereinigten sich also dahin, wieder einige Fragen aufzusetzen und sie in folgender Nacht dem Geist vorzulegen, und dieß geschah auf nachstehende Weise.

J E S U S.

Höre Geist! ich frage Dich ferner in Jesu Namen:

1) Ob ich nicht einmal auf den angezeigten Platz, wo das Geld liegt, ohne etwas Fürchterliches zu sehen oder zu hören, gehen könne, aber mit etlichen Personen?

Antw. Das kannst Du thun, Du wirst nichts sehen noch hören: jedoch was hilft es Dich und mich? Gehe lieber gleich allein mit mir hinunter, so bin ich befreiet.

2) Warum kann ich Dir nicht helfen, wenn Jemand bei mir ist? Ich will keine andere als fromme Leute, die Du mir anzeigen kannst, mitnehmen.

Antw. Du mußt allein hinunter gehen, denn Du allein bist mir zum Helfer ernannt, Andere können Dir und mir nicht helfen.

3) Soll ich nicht etliche fromme Personen und den Prediger in dieser Suche um Rath fragen, weil ich fast noch nicht recht glauben kann, daß Du ein guter Geist bist: unser Heiland hat ja Alle erlöst, solltest Du davon ausgeschlossen seyn? und wie sollte ich Dich erlösen können? Jesus hat für Alle gelitten.

Antw. Nein! Du hast's nicht nöthig, denn sie werden Dich alle abwendig machen wollen. Zweifle doch ja nicht, daß ich ein guter Geist bin. Der Heiland hat mich zwar auch erlöst, aber von diesem Ort sollst Du mir helfen, Du bist dazu ersehen. Laß mich doch nicht noch 120 Jahr leiden.

4) Hab ich dann, wenn es auch seyn sollte, nicht noch einige Zeit, Raum und Platz dazu?

Antw. Du hast noch einige Zeit hierzu, aber bis dahin hast Du und ich keine Ruhe. Ich bitte Dich, hole das Geld.

Hierauf bemerkte noch der Geist, daß er noch 120 Tage Frist hätte, binnen welcher Zeit das Geld gewerden müßte.

Bei allem dem waltete bei Vater und Sohn noch immer der Zweifel ob, ob der Geist ein gutes oder ein böses Wesen seye? und da sie Samstags, den 18. Januar, Abends 10 Uhr beisammen saßen und von dem Geiste redeten, auch der Vater sich besanne, ob böse Geister auch den Namen Jesus nennen könnten, weil der Geist ihn nannte und sich nun erinnerte, daß die Geister, die Christus austrieb, Ihn oft mit diesem Namen benannten, so bemerkte er, daß sein Sohn erstarrte, sich entsetzte und sagte: Vater betet! — der Vater befolgte diese Aufforderung mit oftmaliger Anrufung des Namens Jesu, und hoffte dadurch den Geist zu vertreiben, aber dieser schaute ihm in's Gesicht und sprach: Ich kann den Namen Jesus auch gar wohl leiden; doch weil ihr jetzt so furchtsam seyd, will ich wieder fortgehen, welches dann auch geschahe.

Den folgenden Sonntag Abends kam des Vaters Bruder, um die betrübten Leute in ihrem geheimen schweren Kreuz zu besuchen. Indem sie so beisammen saßen, konnte der Sohn auf einmal nicht mehr reden und legte den Kopf auf den Tisch; daran merkten sie, daß der Geist wieder zugegen sey, sie fingen also an zu singen: Ihr Höllengeister packet euch, ihr habt hier nichts zu schaffen. Der Geist sang diese Worte mit heller Stimme mit, und dann verschwand er.

Den Montag, als den 20. Januar, erschien der Geist wieder Morgens um 8 Uhr in der Wohnstube, und da gegen 10 Uhr des Vaters Bruder fortgehen wollte und ihm Vater und Sohn das Geleit gaben, so kam auch der Geist die Treppe herauf, der Sohn wurde wieder ohnmächtig, und man mußte ihn zurück in's Zimmer bringen; indessen sagte der Geist: Jetzt kannst Du dem Vetter das Geleit geben und zugleich

das Geld holen. Diesen Tag war das Treiben des Geistes überaus heftig. Dienstags den 21. Januar kam er Morgens um 8 Uhr in die Schulstube, der arme Geisterseher entwich in ein Nebenzimmer, der Geist folgte ihm nach, rang die Hände und betete dreimal folgende Worte: Herr Gott, Du bist barmherzig und Deine Güte währet ewiglich! Ach! warum lässest Du mich so lange leiden? dann ging er fort.

Um 10 Uhr kam er wieder, aber nicht in seinem vorigen Kostüme, sondern in einer ganz weißen Gestalt, und sprach zu dem Sohn: Jetzt habe ich Dich 20 Tage lang gebeten, resolvire Dich doch und hilf mir. Nun werde ich Dich 20 Tage verlassen; willst Du unterdessen hinuntergehen und das Geld holen, so kannst Du es thun; es wäre mir schon eine große Linderung, wenn ich immer bei Dir bleiben dürfte, aber ich muß nun fort und habe keinen Augenblick länger Zeit; in 20 Tagen, nämlich den 10. Februar, um diese Stunde will ich wieder bei Dir seyn.

Der Geist hielt Wort; er kam in weißer Gestalt wieder, wiederholte seine Bitte dringend, kam oft und begleitete den Sohn allenthalben hin, außer daß er in Gegenwart fremder Leute nicht sprach, auch freute er sich, daß er wieder bei ihm seyn dürfe.

Dienstags den 11. Februar Abends um 10 Uhr kam der Geist wieder in die Wohnstube und brachte noch einen kleinen Geist in der Größe eines vier- bis fünfjährigen Kindes, in hellglänzender Gestalt, an der Hand führend, mit. Dieser kleine Geist redete aber nichts, sondern sang das Te Deum laudamus (Herr Gott, Dich loben wir!) so lieblich und schön, daß der Sohn alle aufrief, zuzuhören, indem er glaubte, alle Anwesende müßten das Singen hören. Bis dahin hatte der Geist immer be-

zeugt, daß er nimmermehr zugeben würde, daß sein Sohn das Geld allein holte; jetzt zeigte er an, daß er erbeten habe, der Vater dürfe mitgehen, nur müsse er 10 Schritt vom Ort entfernt bleiben, und dieses müsse folgenden Mittwochen den 12. Febr. Mittags um 12 Uhr unfehlbar geschehen; der kleine Geist würde auch dabei seyn, sie sollten gar nichts fürchten.

Diese Ankündigung setzte die Familie in noch größere Angst. Der Vater betete unablässig zu Gott um Rettung, Bewahrung und Durchhülfe, wobei er dann auch innere Tröstungen und Gnadenversicherungen spürte. Immer aber blieb der Entschluß fest, nicht in das Begehren des Geistes zu willigen.

Der furchtbare Mittwoch mit seiner 12ten Stunde kam; der Vater saß unten bei einem Freund am Tisch; jetzt wird er hinauf zu seinem Sohn gerufen, den er in tödtlicher Mattigkeit findet. Alle fallen auf die Knie und beten, denn sie glaubten, er würde sterben; allein er erholte sich wieder und erzählte nun, der Geist sey voller Zorn zu ihm gekommen, weil sie das Geld nicht holen wollten, habe ihn auf das Herz gedrückt und gesagt: nun will ich Dir den Rest geben; bald bezeugte er, daß der kleine Geist da wäre und ihn anstriche, wodurch er sich vollkommen wieder erholte; dann sang der kleine Geist in Gegenwart des andern das Lied: Gott der Vater wohn' uns bei! Da nun der Sohn sehr beängstigt war und im Haus vor Angst nicht bleiben konnte, so wurde ein Spaziergang nach einem benachbarten Kirchdorf in Begleitung guter Freunde vorgenommen; aber auch hier erschien der Geist zweimal, einmal unter Weges und das zweitemal im Pfarrhaus, wo er im Vorhause stand, als sie ankamen.

Da nun der Geist immer dringender und drohen-

der wurde, so entschloßen sich Beide, Vater und Sohn, weil Letzterer immer noch nicht mit dem Geist reden konnte, wieder einige Fragen aufzusetzen und sie dem furchtbaren Wesen vorzulegen. Die Fragen und die Antworten folgen hier wörtlich:

In dem gestrigen Evangelio hat der Herr Jesus seinen Versucher mit dem Worte Gottes abgewiesen; Ihm nachfolgend, sage ich Dir und frage Dich, und zwar, da ich niemals im Stande bin, mündlich mit Dir zu reden, wiederum schriftlich:

Antw. Ich bin kein Versucher, jedoch ist es mir lieb, das Wort Gottes zu hören, und daß Du nicht mit mir reden kannst, daran bist Du selbst schuld.

1) Es steht geschrieben: Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind; daß Du nun, wie ich endlich zugebe, ein guter, aber kein seliger Geist seyest, das bezeugt Deine Unruhe, mithin kann und darf ich auch nicht glauben, daß Dein Begehren von Gott sey.

Antw. Ich sehe Deiner Eltern Zweifel wohl, daß sie glauben, ich sey kein guter Geist; aber siehe! ich ehre und liebe Gottes Wort und habe die Seligkeit durch Hoffnung. Meine Unruhe ist auch keine Höllenunruhe, sondern eine von Gott mir zugeschickte Läuterung, da ich bei dem Abscheiden noch an dem Geld gehangen, von dem Du mich befreien sollst.

2) Es steht geschrieben, meine Schäflein hören meine Stimme, und sie folgen mir, aber eines Fremden Stimme hören und folgen sie nicht; diesem nach muß ich meines Jesu Stimme folgen, und bin auf keinen Geist gewiesen, als der Du mir ein Fremder bist, den ich nicht kenne, noch ihm folgen darf.

Antw. In allewege mußt Du Deinem und meinem Jesu folgen und seiner Stimme gehorchen; aber Gott hat auch andere Wege, als das Wort Gottes, das,

was keine Glaubenssachen sind, zu offenbaren, wie gar oft durch Träume geschieht. Du bist mir gar kein Fremder, sondern aus meinem Geschlecht im siebenten Glied; mein Vaterland ist in Sachsen.

3) Es steht geschrieben: Ihr Kinder seyd gehorsam euren Eltern in dem Herrn; willst Du mich von dem Gehorsam abwenden, so bist Du wider Gott. Nun weißest Du gar wohl, daß meine Eltern mir nicht zugeben, in Dein Begehren zu willigen, warum liegst Du mir dann wider ihren Willen immer an, Deinen Willen zu thun? — mache es mit ihnen aus.

Antw. In allweg mußt Du Deinen Eltern gehorsamen in allen nicht wider Gott streitenden Dinghen, ich will Dich auch von diesem Gehorsam durchaus nicht abwendig machen; weil aber dieselben dieß mein Begehren verwerfen, so könntest Du in diesem Fall ein Mittel vor die Hand nehmen, dieses Geld ohne ihr Wissen zu holen; ist es geschehen, so wird es schon recht seyn. Ich bin nicht auf sie, sondern auf Dich angewiesen, und darum hab' ich auch warten müssen, bis Du 20 Jahr alt bist.

4) Es steht geschrieben: wer sich in Gefahr begibt, der verdirbt darin, und einem verwegenen Menschen schlägt's endlich übel aus. Warum soll ich mich nun unter Geister und Teufel, mithin in Leibes- und Seelengefahr begeben? — und wer kann mich versichern, daß mir bei Abholung des Geldes am Leib, oder an der Seel', oder am Gemüth nichts Gefährliches begegne; zumal der böse Feind bei dem Geld ist und es verwahret; auch wie Du mir selbst sagst, fürchterliche Dinge zum Vorschein kommen lassen werde.

Antw. In allewege ist dieser Spruch wahr; aber merke: wer sich muthwillig und vermessen in Gefahr

begibt, der verdirbt darinnen, dieß thust Du aber nicht. Daß der Teufel und seine Engel ihr Geplärr dabei haben werden, ist gewiß; aber daß sie Dir nicht schaden können, bis Du das Geld hast, ist auch gewiß, und darum darfst Du Dich nicht fürchten.

5) Es steht geschrieben: kann doch ein Bruder Niemand erlösen; wie soll ich denn dieses thun und Dich erlösen können? Bei unserm Jesu wird eine ewige Erlösung gefunden, der kann Dir ohne dieß Geld helfen und Dich in Ruhe setzen.

Antw. In allwege bleibt dieser Spruch wahr, und es wäre mir übel gesagt, wenn Du mich erlösen solltest; der Heiland erlöst Dich, mich und Alle; aber dennoch solltest Du bei diesem Geld als ein Erlöser auf höhere Erlaubniß Dich finden lassen, und meiner Qual, welches sonst nicht geschieht, ob es gleich Dir nicht begreiflich ist, ein Ende machen.

6) Es steht geschrieben: Unser Herr Jesus dräuete nicht, da er litte, sondern stellte es dem heim, der recht richtet; warum drohest Du diesem zuwider, mich zu plagen, wenn ich nicht in Dein Begehren willige?

Antw. In allewege ist dieß wahr. Ich thue Dich auch ungern plagen; aber meine Noth und Angst treibt mich dazu an, Deine Widersetzlichkeit hat die Schuld.

Da der Geist in der Beantwortung der zweiten Frage erwähnt, daß der Sohn dem Geist nicht fremd, sondern ihm im siebten Glied in absteigender Linie verwandt seye, so suchte der Vater in seiner Stammtafel nach, und fand, daß ein gewisser Laurentius ...... ein Bergmann zu ...... an der sächsischen Gränze im siebten Glied, der Stammvater seines Sohns war; da sich aber dieser Laurentius im Jahr 1566 verehlicht hatte, der Geist aber bezeugte, daß

er 120 Jahr in diesem Zustand gewesen, folglich 120 Jahr von 1755 abgezogen, im Jahr 1635 gestorben seyn müßte, so fand der Vater einen Zweifel in der Sache, indem alsdann gedachter Laurentius von 1566 an bis 1635, also 69 Jahr in der Ehe gelebt haben müßte, welches ihm unglaublich vorkam. Alsofort, den nämlichen Tag am 18. Februar, Nachmittags um 3 Uhr erschien der Geist wieder und sagte: Ihr habt meinetwegen in der ...... schen Stammtabelle nachgeschlagen? ich bin nicht der Lorenz ......, sondern dessen leiblicher Bruder, und ein Sohn Gregorie ....., Pfarrers zu .....; mein Vater ist mir früh gestorben, und da mein Bruder Hochzeit hielt, war ich vier Jahr alt und ging mit meines Bruders Söhnen in die Schule. In den böhmischen Unruhen bin ich bisher nach ...... gekommen, wo ich eine Wittwe heirathete; ich war auch kein Bauer, sondern ein Handelsmann.

Durch alle diese Begebenheiten und Aengstigungen wurde der Sohn ganz elend; er suchte sich also eine Veränderung zu machen, und ging nach ......; als er bei dem Ort vorbeiging, wo das Geld liegen sollte, sahe er einen Mohren und einen Hund auf demselben; ungeachtet allenthalben Schnee war, so war doch dieser Platz grün; der Geist stellte sich auch wieder ein und quälte ihn mit seinen Versuchungen; bei der Rückkehr fand er alles auf die nämliche Art, und als ihn der Geist verließ, so hörte er ein jämmerliches Klaggeschrei hinter sich.

Die täglichen und nächtlichen Erscheinungen des Geistes dauerten immer fort, und seine Aufforderungen, das Geld zu holen, wurden immer dringender: da ihm aber dieß rundaus abgeschlagen wurde, so wurde er ungehalten und begehrte mit dem Vater zu

sprechen; allein dieser fand Bedenken dabei und schlug es ab. Doch setzte der Geist einen Tag zu dieser Unterredung fest, nämlich 20 Tage später, auf Samstags den 1. März Abends um 8 Uhr oder Sonntags den 2. Morgens zwischen 8 und 9 Uhr, und versicherte, daß dem Vater nichts geschehen solle, doch müßte er bei dem Abschied fleißig beten. Dieser aber schlug diese Unterredung durchaus ab. Bei allen Besuchen bezeigte der Geist eine große Andacht bei dem Singen, Beten und Lesen.

Einsmals las der Vater das Kapitel Röm. 8., und als der Geist auch erschien, so sagte der Vater: Wenn du willst, so kannst du auch da bleiben und zuhören. Der Geist antwortete: O, das ist mir lieb, daß man mich da bleiben heißt; dann setzte er sich gleich hinter den Tisch neben den Sohn, und da im Lesen die Worte vorkamen: „wir sind schon selig in der Hoffnung" u. s. w., klopfte er vor Freuden die Hände zusammen und sprach: „Ach, ja, ja! selig in der Hoffnung!"

Auch das ist anmerkenswerth, daß dem Geist aus allen seinen Fingern Feuer sprühte, wenn er wegen der Widersetzlichkeit des Sohns in Zorn gerieth. Oft äußerte er auch, wenn ihn Jemand zu sehen wünschte, so könnte das geschehen, allein es würde Reue darauf folgen. Als der Vater einst sagte: er könne unmöglich ein guter Geist seyn, weil er seinen Sohn so plage, so sagte er voller Zorn: Bald, bald, bald werdet ihr erfahren, daß ich ein guter und kein böser Geist bin, aber zu eurem Unglück. Der Vater empfahl sich und die Seinigen dem Schutz Gottes, und es erfolgte nichts Gefährliches.

Vom 2ten bis den 22sten März setzte der Geist seine Erscheinungen fort; aber während dieser Zeit

sprach er nichts; auch auf mündliche und schriftliche Fragen erfolgte **keine** Antwort; indessen verließ er den Sohn fast gar nicht, in den folgenden 20 Tagen kam er gar nicht, außer am 2ten April geschah Folgendes: Vater und Sohn gingen auf die Schulwiese, an welcher der Ort des Geldes war. Da nun letzterer jetzt keine Furcht hatte, weil der Geist ausblieb, so gingen beide auf den Platz; aber sie sahen und hörten nichts; sobald sie von dem Ort weg waren, erschien der Geist, er war sehr ungehalten und sagte: warum er so einfältig sey und jetzo herab gehe, da sein Vater bei ihm und alles auf dem Felde sey? er vermehre hiedurch seine Qual; er hätte ihm ja oft gesagt: er müsse **allein** dahin gehen, und jetzt da bleiben, bis der Vater fort und jedermann zu Hause sey.

Jetzt wurde der Sohn wieder sehr schwach, er sahe auch den Mohren und den Hund wieder. Voller Angst sagte der Sohn: Vater, wir müssen nach Haus! Die Bangigkeit wurde so groß, daß der Vater selbst in Furcht gerieth. Mit vieler Mühe kamen sie endlich zu ihrer Wohnung.

Nun waren von den 120 Tagen noch die letzten 20 Tage übrig; auf diese war den guten Leuten recht bange, denn sie fürchteten, der Geist würde nun alle seine Kräfte anstrengen, um zu seinem Zweck zu gelangen; die Furcht trieb sie zu einem anhaltenden und ernstlichen Gebet an, und dieß beruhigte sie auch, besonders da der Vater merkwürdige Tröstungen im Traume erhielt.

Den 10ten April Morgens 8 Uhr erschien der Geist wieder, aber nicht mehr weiß, sondern in seinem ersten Kostüm. Seine Anrede an den Sohn war: Deine Hartnäckigkeit macht, daß ich wieder so

erscheinen muß. Dann zeigte er auch an, daß nun der Sohn nicht mehr wie vormals, zu jeder Zeit, sondern nur immer in der 20sten Stunde das Geld holen könne. Dann bat er beweglich um Hülfe, indem nur eine kleine Frist mehr übrig sey.

Nach diesem erschien der Geist noch dreimal, und zwar auch nur alle 20 Stunden, nämlich den 11ten April Morgens um 4 Uhr, und die folgende Nacht um 12 Uhr, und den 12ten Abends um 8 Uhr. In der zweiten Erscheinung, am 11ten April, sagte er zu dem Sohn, er hätte ehemals Etwas zu beantworten ihm aufgeschrieben, er dürfe es aber nicht mehr beantworten. Außer diesem redete er gar wenig mehr, sondern winselte nur erbärmlich und schlenkerte seine Hände auf und ab, aus welchen abermals Feuer spritzte, und dieß lamentable Betragen war so groß, daß der Sohn dieß grausame und erbärmliche Winseln Tag und Nacht hörte. Der ganzen Familie wurde dabei angst und bange, so daß der Vater endlich beschloß, eine schriftliche Erklärung aufzusetzen und sie dem Geist vorzulegen. Nachdem also der Geist Samstags den 12. April Abends um 8 Uhr an der Stubenthür stand und nach und nach in die Stube kam, so las ihm der Vater Folgendes vor:
Im Namen Jesu bezeuge ich dir, o du armer Geist!

1) Daß dein betrübter Zustand mir und den Meinigen sehr zu Herzen gehe, und jammert uns, daß wir nicht im Stande sind, dir zu helfen.

2) Daß es von meinem Sohn durchaus keine Hartnäckigkeit ist, daß er bisher in dein Begehren nicht gewilligt, allermaßen dir ja seine Ohnkraft und Unvermögen hierzu wohl bekannt seyn muß, indem er, da er doch deiner Gestalt einmal sollte gewohnt seyn, gleichwohl niemals noch mit dir reden können,

sondern bei jeder Ankunft gleichsam als ohnmächtig dagesessen oder gelegen ist.

3) Ist dir bekannt, daß wir ohnlängst in das Thal und auf den Platz gekommen, wie ängstlich und betäubt, auch ganz entkräftet er aber damals worden, weißest du auch, und hat er die Teufel nur von Ferne gesehen, doch aber ein solches Entsetzen darüber bekommen, daß er sich auf den Berg in den Wald begeben müssen; wie sollte er nun im Stande seyn, gar unter die Teufel hinein zu gehen?

4) Hast du gestern gesagt: daß, wenn er dir nicht helfe, würde er sein Lebtag kein Glück und Segen haben. Da möchte ich gerne wissen, ob du dieses von Gott oder vom Satan her hast?

5) Ach! wir lassen dich gar ungerne hülflos fortgehen; allein was sollen wir thun oder anfangen, daß dir geholfen werde? Kannst du, so gib Antwort und Bescheid.

Ich überlasse dich der Barmherzigkeit Gottes, der Erlösung des Herrn Jesu und dem Trost des heiligen Geistes, Amen!

Von hier an wird mein Büchlein so merkwürdig, daß ich die wichtigsten Stellen mit den eigenen Worten des Vaters einrücken muß. Er sagt:

„Unter und nach diesem Ablesen nun sagte der Geist zu meinem Sohn: Ich will dir ein Lied aufschlagen und zeichnen, dieß bete und singe fleißig; hat darauf des Sohns Handbibel, welcher auch ein klein Gesangbüchlein beigedruckt ist, oben vom Bret heruntergenommen, solche aus dem Futteral gezogen und ihm das Lied: O Herre Gott begnade mich u. s. w. aufgeschlagen, ihm sonderlich den dritten Vers: Von den Blutschulden mich errettet u. s. w. mit dem Fin-

ger gewiesen, dann eine Schnaupe (ein Ohr) an das Blatt gemacht und die Bibel wieder an ihren Ort gestellt, worauf er mit den Worten: nun werde ich etliche Zeit ausbleiben, wieder fortgegangen.

„Sobald sagte uns mein Sohn, was der Geist mit der Bibel vorgenommen, und meinte, wir müßten diesen Vorgang auch gesehen haben, begehrte auch, die Bibel geschwind herabzulangen, weil aus selbiger, wie der Geist solche aus dem Futteral gezogen, ein Dampf gegangen sey; und da wir solche herablangten, fanden wir mit Erstaunen, wie an beiden Decken oben, wo der Geist sie angegriffen und aus dem Futteral genommen, das Leder eingeschnorret und verbrannt war, und bei'm Aufmachen sahen wir gleich das Lied: O Herre Gott, begnade mich u. s. w. mit einer Schnaupe gezeichnet; linkerseits aber, wo er die Bibel mit der linken Hand und zwar mit einem Finger und dem Daumen gehalten, war außen an der Decke, wo der Finger angesetzt war, das Leder auch eingeschrumpfen und verbrannt, inwendig aber, wo der Daum gehalten worden, 2 Blätter ganz durch und die 5 nächstliegenden durchschlagender versengt und schwarz gebrannt, und wo er mit einem Finger den Vers: Von den Blutschulden mich errettet u. s. w. gewiesen, da war ebenfalls der Fingerzeig schwarz und versengt, dabei sich's an gedachten Brandorten ansehen läßt, daß die Finger nicht fleischern, sondern als ein Gerippe gestaltet sind. Wie dann dieses fürchterliche Denkmal in dem Gesangbüchlein dieser Bibel — (welche zu Wittenberg Anno 1606 in 12mo gedruckt und in Franzband mit goldenem Schnitt gebunden) — ad oculum demonstriret werden kann, gedachte Bibel auch deßfalls zu

einem immerwährenden Andenken und Wunder aufbehalten werden solle."

Dieß ist nun auch geschehen, die Familie besitzt diese äußerst merkwürdige Bibel noch, viele bewährte Personen haben sie gesehen und können sie noch immer sehen.

Dieser Vorgang setzte alle Hausgenossen in die größte Bestürzung, Furcht und Verwundrung, und da man nicht wußte, was noch ferner geschehen könnte, so wurde beschlossen, mit einem benachbarten frommen Prediger Rath zu pflegen. Montags den 14ten April ging also der Vater zu diesem Pfarrer und erzählte ihm die ganze Sache im engsten Vertrauen; dieser würdige Mann staunte und wunderte sich, indessen gestand er auch, daß ihm die Sache zu wichtig sey, als daß er ihm Rath ertheilen könne, doch wiese er ihm des seligen Dr. Speners theologische Bedenken an, in welchem auch von Geistererscheinungen gehandelt wird; dann versprach er auch selbst nachzudenken und ihm dann seine Meinung mitzutheilen. Die Frage, warum es eigentlich zu thun war, bestund darinnen, ob dem Geist mit Singen und Beten des angezeigten und so fürchterlich markirten Lieds: „O Herre Gott, begnade mich," mit gutem Gewissen willfahret werden könnte?

In Speners letzten theologischen Bedenken, im ersten Band, findet sich ein ganzer Abschnitt von Geistererscheinungen und anch folgende, in gegenwärtigem Fall entscheidende Stelle:

„Daher ich in diesem Fall das sicherste, ja bis auf eine oder andere Seite genugsame Ueberzeugung folget, nöthig achte, nicht allein in dem Urtheilen selbsten sich nicht zu übereilen, sondern sich insgesammt in der ganzen Sache also zu comportiren, daß man

einestheils, wo Gott etwas darunter hätte, weder lästere, noch ganz aus der Acht ließe, deßwegen nichts des guten, wozu die Erscheinung vermahnet, und anderwärts, wo das Werk vom Satan wäre und er sein Affenspiel darunter anstellen wollte, nichts seiner Lust einräume, sondern allein fest an Gottes Wort halte, und ohne Unterlaß den Herrn herzlich anrufe, und seines Willens zu versichern und nicht betrogen werden zu lassen, u. s. w."

Diesem Rath des erleuchteten, frommen Theologen zufolge wurde nun das Lied nicht nur ohne Bedenken Morgens und Abends von der Familie gesungen, sondern der Sohn betete und sang es nach des Geistes Verlangen oft und vielmals.

Nach wenigen Tagen lief auch das von obengedachtem Prediger versprochene schriftliche Bedenken ein; dieses bestund summarisch in folgenden acht Punkten:

1) Daß es gute und böse Engel gebe, auch diese und jene erscheinen können, ist eine göttliche Wahrheit.

2) Die bösen Engel können nicht ohne Gottes Zulassung, und die guten wollen nicht ohne Gottes Sendung und Willen erscheinen.

3) Die guten Engel können bei ihren Erscheinungen nichts wider Gott, und die bösen Engel nichts für Gott, seine Ehre und der Menschen wahres Beste suchen.

4) Der guten Engel Verrichtung an den Menschen darf nichts seyn, so direkte oder indirekte wider Gottes Offenbarung in der heiligen Schrift gehet.

5) Eben so wenig kann ein erscheinender guter Geist oder Engel etwas von uns verlangen und thun, was wider die Liebe streitet.

6) Wenn demnach ein Geist, der die Gestalt ei-

nes Engels des Lichts darstellt, etwas verlangt, so wider die Menschenliebe wäre, so kann man ihn für keinen guten Geist oder Engel halten.

7) Von einem Menschen und Christen etwas verlangen, das mit zweifelhaftem Gewissen gethan werden muß, ist wider die Liebe.

8) Da nun der erscheinende Geist dieses thut und verlangt, auch noch dazu droht und den Leib plagt, so ist derselbe keineswegs zu hören, sondern als ein Versucher zum Bösen abzuweisen.

Schluß.

Die Seelen, welche solcherlei Erscheinungen und Versuchungen nach Gottes heiligem und heilsamen Rath mittel- oder unmittelbar betreffen und angehen, hätten sich solches zum Besten, zu aller Treue und neuem Eifer im Christenthum, zum Wachen und Streiten nach Epheser 6, V. 10. u. f., somit aber zum Preis Gottes und Verherrlichung Jesu Christi unter ihnen und andern, wo solche Sache nach Maßgabe christlicher Klugheit und Vorsicht wohl angewendet ist, kräftig dienen zu lassen. Gott richte die ganze Sache zu solchem sel. Ende um Christi Willen. Ja, Er wird es thun, denn Er ist getreu. 1 Cor 10. V. 13.

Dieses Bedenken, so wie das obige Spenerische, hatte die Wirkung, daß sich Vater und Sohn noch fester entschlossen, sehr vorsichtig zu Werk zu gehen; sie hielten also an im Gebet und Danksagung für die bisherige gnädige Bewahrung, und faßten das feste Vertrauen zu Gott, Er werde sie nun auch ferner beschützen.

Die folgenden Blätter des Büchleins sind so wich-

tig, daß ich für nöthig achte, sie von Wort zu Wort hier aufzuschreiben.

„Indem aber der Geist von obgedachtem 12ten April an die folgende Zeit und Monat hindurch nicht zu sehen noch zu hören war, so dankten wir zugleich Gott für diese Ruhe, und vermeinten, er werde vielleicht gar ausbleiben; allein es war der letzte Tag und Stunde von den 120 Fristtagen des Geistes noch nicht da, auf welche Zeit wir gleichwohl immer noch zwischen Furcht und Hoffnung gewartet.

„Nun dieser Tag, welcher der 30. und letzte April und der Mittwochstag vor Philippi und Jakobi war, erschien endlich, und da Nachmittags die achte Stunde herbei kam, da kam auch schnell und unversehens der Geist zur Stube hereingetreten, nicht aber in seiner ersten und andern, sondern viel weißern und hellern Gestalt; er bezeigte eine große Freudigkeit und Vergnügsamkeit, dankte meinem Sohn, daß er das gesetzte Lied — (so nannte es der Geist) — bisher gesungen und gebetet, und zeigte an, wie er Kraft dessen wirklich von dem Platz und Geld erlöset und gänzlich befreiet, gleichwohl aber noch nicht völlig zur Ruhe gekommen sey, welche er aber jedoch zu hoffen habe; versicherte dabei, wie er, mein Sohn, das auf dem Platz liegende Geld haben solle und müsse, auch gewiß auf eine wundersame und unbegreifliche Art bekommen werde, wann aber dieses geschehe, wisse er nicht, es könne vielleicht noch lang anstehen.

„Hierauf verlangte der Geist, daß mein Sohn mit ihm niederknieen und beten sollte; er that's, und da hat dann der Geist ein ziemlich langes und meist mit Schriftworten abgefaßtes Gebet meinem Sohn vorgesagt, welches derselbe laut nach-, und also mit

dem Geist gebetet; wobei sonderlich merkwürdig, daß vormals, so oft der Geist erschienen, mein Sohn wohl alles, was der Geist geredet, auf das eigentlichste gehört, verstanden und behalten, aber niemals im Stand gewesen, auch mit ihm zu reden, er dießmal aufrecht geblieben und ohne Ohnmacht mit ihm reden und laut beten können. Ist aber nur zu bedauern, daß dießmalen wegen großer Consternation das Gebet selbst Wort für Wort und nach seiner Länge nicht hat recht gefaßt und behalten werden können; doch war selbiges summarisch folgenden Inhalts:

„Heiliger, gütiger und barmherziger Gott! groß von Rath und mächtig von That, du kannst Alles, vermagst Alles, deine Gewalt ist groß und deine Gerichte sind unbegreiflich, dir allein gebührt Lob, Ruhm, Preis, Dank und Ehre! du erniedrigst und erhöhest, du hilfst in Nöthen, errettest vom Verderben und erlösest vom Tode; du stößest in der Höllen Rachen und führest wieder heraus; du errettest von Blutschulden und vergibst Missethat, Uebertretung und Sünde; du erzeigest mir Gnade und Barmherzigkeit; du setzest mir eine güldene Krone auf mein Haupt; du setzest mich an deinen Tisch, wo die schneeweißen heiligen Engelein sitzen, und läßst mich sehen deine Güte, die ewiglich währet, durch das Verdienst und die Erlösung Jesu Christi. Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr Zebaoth, und alle Lande müssen seiner Ehre voll werden! Amen. Die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, die Gnade Jesu Christi und die Gemeinschaft und Trost des heiligen Geistes sey mit uns jetzo und in alle Ewigkeit! Amen.

„Nach Vollendung dieses Gebets sagte der Geist zu meinem Sohn: gib mir etwas, damit ich dir meine Hand geben kann, wobei er auch zugleich seine

flache Hand darhielte; mein Sohn sagte mir dieses, worauf ich ihm mein Schnupftuch, ihm solches zu geben, darreichte; der Geist sprach aber: nicht das, sondern von Dir muß es etwas seyn, worauf mein Sohn sein eigen Schnupftuch aus der Tasche zog und solches dem Geist auf die Hand legte, welches wir aber gleich wieder herunter fallen gesehen und auf dem Boden liegen lassen. Nach diesem gab der Geist meinem Sohn die Anweisung, daß er von dieser Geschichte keinem, der solche nicht glauben würde, Etwas sagen sollte, versicherte ihn auch darnebst, daß er hinführo keine solche Aversion mehr vor dem Platz haben werde, und that hierauf folgenden Wunsch: Gott bewahre Dich und alle meine Anverwandte vor einem solchen Leben, welches dergleichen Qual und Unruhe nach sich zieht!

Seine letzten Worte waren: „Jetzt gehe ich fort von Dir, Du wirst mich nun nimmermehr sehen."

„Hierauf wurde das Schnupftuch, welches leinen und blau und weiß gestreift ist, vom Boden aufgehoben und besichtiget, und da sahen wir abermal mit Erstaunen, wie fast in der Mitte, wo der Geist solches genommen, die fünf Finger einer Hand eingebrannt, und zwar so, daß die Zeige- und Mittelfinger zu einem kleinen Theil ganz durch, der Daum und die andern zwei Finger aber schwarz gebrannt und versengt waren; wie dann dieses auch so fürchterlich markirte Schnupftuch sammt der Bibel bei diesem Verzeichniß gelegt, denen Nachkommen zu einem immerwährenden Andenken solle aufbehalten werden."

Dieses Schnupftuch ist im ......schen bei Freunden und Bekannten herumgeschickt worden, die es mit staunender Verwunderung gesehen und untersucht,

mir es erzählt und die Wahrheit der Sache bezeugt haben. Der Vater fährt fort:

„Und so hat dann der barmherzige Gott die 120 Tage lang nach seinem heiligen Rath und Willen über uns verhängte Plage wiederum gnädig von uns hinweggenommen und auf eine wundersame Art und Weise das Ende derselbigen uns sehen lassen u. s. w.

„Damit aber oben belobter frommer Prediger, dem ich diese Sache anvertrauet und deßfalls consilirt, sowohl, als meine anwesenden Kinder und Brüder diese Geschichte in ihrem Zusammenhang lesen und mit uns den Herrn preisen, auch meine Nachkömmlinge zum Nutzen ihrer Seele dereinst erfahren und vernehmen möchten, was für merkwürdige Dinge ihren Vorfahren begegnet, und wer eigentlich diejenigen gewesen, welchen ein Geist, der vor 120 Jahren seinen Leib verlassen, erschienen, so ist diese Geschichte nach dem wahren Verlauf der Sache von mir durch die Hand meines Sohns aufgezeichnet worden, wobei, und daß solches nicht in persona prima, nämlich von meinem Sohn selbst geschehen, melde, daß ich, weil der Sohn bei dem Vorgang selbst meist kränklich und schwächlich, und zumal wegen des Geistgesichts in den Augen blöde und entkräftet gewesen, alle Umstände bei jeder Erscheinung sogleich in mein Diarium eingezeichnet, und also die ganze Sache durch mein Concept gegangen. Indessen ist alles Obbeschriebene meinen Angehörigen, wie meinem Sohn und mir selbst bekannt, denen Nachkommen zur festen und glaubhaften Versicherung aber wird es von mir und gedachten meinem Sohn, als der Hauptperson von dieser Begebenheit, beigehends mit eigener Hand und Sigill attestirt und confirmirt. So geschehen zu ...... so in evangelisch-lutherischer Marktflecken

in ...... Ritterkanton .... ohnfern der ...... zwischen ...... und ...... gelegen den 16. Mai 1755.

Einer höchst=Preißl=Kaiserl. Commission in .... und ...... Debitsache, der Zeit verordneter Administrationsverwalter, auch Freiherrl. .... Gerichtsschreiber und Schulbedienter dahier.

....

(L. S.) ....

„Daß vorstehende Geistesgeschichte nach allen und jeden Umständen, wie solche mein Vater aus meinem Mund auf= und durch meine Hand zusammengeschrieben, also sich zugetragen, und das, was in vorhergehenden 26 Blättern verfasset, die dürre und reine Wahrheit, worauf ich leben und sterben kann und will, sey und in sich halte, das bezeuge mit diesem und meiner eigenhändigen Unterschrift und Siegel .... den 16. Mai 1755.

....

......

(L. S.) P. t. .... allhier.“

§. 183.

Zuletzt folgt noch ein Anhang zu dieser Geistergeschichte, den ebenfalls der Vater verfaßt, und der eben so feierlich vom Vater und Sohn unterschrieben und besiegelt worden; mit diesem verhält sich's folgendergestalt:

Aus voriger Erzählung ist bekannt, daß sich dreimal ein schöner, hellglänzender kleiner Geist in Gesellschaft des größern habe sehen lassen. Dieser kleine Geist erschien noch fernerhin von 20 zu 20 Tagen, ohne etwas zu reden.

Am 29. August 1755, Mittags um halb 12 Uhr,

kam er zur Stubenthür herein, ging in der Stube auf und ab und sang den fünften Vers aus dem Lied: Meinen Jesum laß ich nicht, welcher also lautet:

Nicht nach Welt, nach Himmel nicht,
Meine Seele wünscht und sehnet,
Jesu wünscht sie und sein Licht,
Der mich hat mit Gott versöhnet,
Der mich freiet vom Gericht,
Meinen Jesum laß ich nicht!

Nach diesem wendete er sich zum Sohn und sagte zu ihm: Fürchte dich nicht, du kennest mich ja schon. Ich gehe nun 120 Tage von dir, sey auf deiner Hut, und damit verschwand er.

Die letzten Worte, „sey auf deiner Hut," setzte die guten Leute wieder in Verlegenheit; der Sohn verfaßte ein Gebet auf diese Umstände, das er Morgens und Abends andächtig betete. Einmal hatte er einen furchtbaren Traum, in welchem ihm ein Engel einen großen Schatz brachte, den aber der Satan wieder wegholte, dann kam auch der Tod und sagte: ich komme auf Gottes Befehl u. s. w.

Endlich kam auch der bestimmte 120ste Tag, dieser war der 27. Dezember: bei dem Anfang desselben, Nachts um 12 Uhr, erschien der kleine Geist wieder und sang aus dem Lied: „Herr Gott, nun schließ den Himmel auf" u. s. w. folgende Worte:

Hab genug gelitten,
Mich müd gestritten,
Schick mich fein zu
Zur ew'gen Ruh;
Laß fahren, was auf Erden,
Will lieber selig werden.

Nach diesem Gesang wendete er sich zum Sohn und sagte:

Siehe! ich komme meinem Versprechen nach aber-

mal zu dir, fürchte dich nicht, denn dein Elend hat nun ein Ende; und bleibest du nun in der Furcht Gottes, so hast du lauter Labsal zu hoffen; ich bleibe nicht lange bei dir, sondern gehe auf eine und etliche Zeit von dir, aber wie ich stets an dich gedenke, so denke du auch an Gott und an mich.

Jetzt sang er obige Worte nochmals und verschwand.

§. 184.

Diese äußerst merkwürdige Geschichte habe ich deßwegen so vielen Erzählungen dieser Art vorgezogen, weil sie außer allem Zweifel vollkommen wahr und zugleich zu meinem Zweck sehr lehrreich ist. Daß sie in zweifachem Sinn wahr sey, läßt sich leicht beweisen; denn für's Erste, wenn sie ganz und durchaus erdichtet wäre, so wüßte ich keine vermessenere und gottlosere Spitzbüberei zu denken, als eben diese; und zudem würde ja damals bei dem Druck des Büchleins die ganze Familie der Lüge widersprochen haben. Hiezu kommt noch, daß der ganze Charakter der Erzählung, oder die des Vortrags, der Dichtung geradezu entgegen ist; und für's Zweite wollte man sagen, der junge Mensch habe blos Visionen gehabt, es seyen nur Täuschungen der Imagination gewesen, so widerlegt dieses die versengte Bibel und das angebrannte Schnupftuch, denn beide Stücke sind zuverläßig da und können von Jedermann gesehen werden. Ich schließe also nun mit vollem Recht, daß diese Geistererscheinung eine wahre und unläugbare Thatsache sey, und wenn sie das nun ist, was können wir dann daraus lernen? — Dieses will ich suchen, nach Wunsch zu beantworten.

§. 185.

Das Erste, was hier zu bemerken vorkommt, ist: daß nur der Sohn allein, und sonst Niemand den

Geist gesehen habe. Dieß beweist meine Theorie von Entwicklung des Ahnungsvermögens: der Geist war, aus verborgenen Ursachen, nicht in der Lage, daß er öffentlich erscheinen durfte; denn er erklärte sich darüber, indem er sagte: er könne sich auch wohl dem Vater zeigen und mit ihm reden, aber es würde ihn reuen; daher bediente er sich des jungen Menschen, als bei welchem er eine Disposition zur Entwicklung des Ahnungsvermögens fand; diese Entwicklung bewirkte er nun nach und nach dadurch, daß er im Schlaf, wo alle Sinnen ruhen, auf seine Einbildungskraft wirkte und ihr sein Bild so oft vorstellte und eindrückte, bis es haftete und sich der Geist nun dadurch ihm anschaulich machen, ferner auch auf seine innern Sinne wirken und mit ihm reden konnte. Mit einem Wort: der Seher wurde bis auf einen gewissen Grad Somnambül und kam mit dem Geist in Rapport; dieser übertrug ihm dann seine Gedanken in's Gehörorgan, so wie man im Traum sprechen hört, und es also ein Anderer, ob er wohl gegenwärtig ist, nicht vernehmen kann. Der Geist aber, der keine Organisation mehr für die Sinnen- oder Körperwelt hatte, las alles, was vorging, in der Seele des Sehers. Was also der Vater sagte, das sahe und hörte der Geist in der Vorstellungskraft des Sohns, so wie eine magnetisirte Person, wenn sie in hohem Grad hellsehend (Clairvoyante) ist, auch die Gedanken und Vorstellungen dessen deutlich erkennt, mit dem sie in Rapport gesetzt wird; wenn aber dieser auch in der Seele der magnetisirten Person lesen will, so muß er in eben den Zustand versetzt, und Somnambül, oder welches eins ist, sein Ahnungsvermögen muß entwickelt werden. Durch die Erfahrungen, die man mit dem Mag-

netismus gemacht hat, wird man in den Stand gesetzt, das Unbegreifliche bei den Geistererscheinungen zu erklären.

§. 186.

Aber nun das Anliegen des Geistes selbst — wie schrecklich! — Hundert und zwanzig Jahr hängt er mit Sehnsucht an dem Geld, das ihm doch nichts mehr nützen kann; das heißt wohl recht: „wo euer Schatz ist, da ist euer Herz!" und der Gedanke, dieser Reichthum müsse wieder an den rechten Erben kommen, quält ihn wie eine Furie, vorzüglich weil er nun, der Sinnenwelt abgestorben, in der Geisterwelt lebt, und also sein Verlangen nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur nicht befriedigen, keinem lebenden Menschen entdecken kann. Endlich fand er dann einen seiner Nachkommen, der die physische Disposition hatte, daß er auf ihn wirken und sein Ahnungsvermögen entwickeln konnte: dieß erfuhr er vermuthlich von einem kürzlich Verstorbenen, der den jungen Menschen kannte.

§. 187.

Man muß aber ja nicht glauben, daß die ganze Sache so gut und recht, oder dem Willen Gottes gemäß war; keineswegs! der Geist kam ja auch zur Ruhe, ohne daß das Geld gehoben wurde; er irrte darin, daß er glaubte, er würde zur Ruhe kommen, wenn er seinen Schatz an den rechten Mann brächte; seine Ruhe bestand vielmehr darinnen, daß er sich zum Erlöser wendete und seine Anhänglichkeit an's Irdische verläugnete, welches auch am Ende geschahe, als Vater und Sohn streng darauf beharrten, sein Geld durchaus nicht holen zu wollen.

Diese Gesinnung beider frommen Personen ist sehr merkwürdig, und mancher wird bei dem Lesen dieser

Geschichte gedacht und sich gewundert haben, warum sie doch das Verlangen des Geistes nicht erfüllten, denn es war dem Ansehen nach nichts Unrechtes. Allein die Vorsehung waltete über ihnen, und die Angst des Sohns, verbunden mit der Sprachlosigkeit, war gewiß eine höhere Veranstaltung, denn dadurch wurden sie vorzüglich abgeschreckt, den Willen des Geistes zu erfüllen: denn gesetzt, sie hätten ihm gefolgt, so hätten sie höchst wahrscheinlich nichts gefunden, denn das, was der Sohn auf dem Platz sahe, war ein bloßes Blendwerk, das sich der Geist selbst dahin schuf, und zwar nach den herrschenden, abergläubischen Ideen, die er aus seinem Erdenleben mit hinüber genommen hatte, daß nämlich böse Geister die vergrabenen Schätze bewachten. Welche Ideen er dann auch in die Imaginatton des Sehers übertrug, so daß dieser auch glauben mußte, er sehe wirklich böse Geister in Gestalt eines Mohren und eines Hundes.

§. 188.

Mir sind wahrhafte Geschichten bekannt, daß die Geisterseher in unterirdische Gewölbe geführt worden, wo sie ungeheure Schätze, und um dieselbe her sie bewachende Geister gesehen, die sich aus Anhänglichkeit an's Irdische diese Blendwerke geschaffen hatten und für etwas Wesentliches hielten, aber im Grund war ganz und gar nichts da! Man sieht also hieraus, daß die abgeschiedenen Menschenseelen eine schaffende Kraft haben, so daß sie ihre Producte sich und andern anschaulich machen können. Man denke über dieß Vermögen bei guten und bösen Geistern weiter nach, so wird man erstaunliche Entdeckungen machen.

§. 189.

Jetzt denke man sich den Fall, Vater und Sohn

hätten dem Geist gefolgt, der Sohn wäre hingegangen, hätte das Blendwerk aufgegraben und nach Haus geschleppt, wo er dann zuverläßig nach der Hand nichts als rohe wilde Erde würde gefunden haben; was wäre nun aus dem Geist geworden? Entweder hätte er geglaubt, der Sohn sey dieses Schatzes nicht würdig, und hätte sich noch immer in den Besitz desselben geträumt, wie bisher, mithin sich auch eben so gequält; oder er hätte nun gefunden, daß sein Geld verloren seye, daß es also nie an den rechten Erben kommen könnte, wodurch dann sein Jammer noch größer und langwieriger geworden wäre.

Ich will aber auch den Fall setzen, das Geld wäre nicht von denen, die es vergraben halfen, abgeholt worden, sondern es wäre wirklich noch da gewesen, so wäre der Geist freilich ruhig, vielleicht auch verklärter geworden, weil sich der Glanz der Geister wie ihre Gemüthsstimmung verhält; aber er wäre dadurch gewiß nicht zu einer höhern Stufe befördert worden, sondern seine Anhänglichkeit an das Geld wäre geblieben, und er würde nun immer gesorgt haben, ob es auch wohl und gut angewendet würde? Mit einem Wort, er mußte diesem Mammon ganz absterben!

§. 190.

Wie konnte aber der Geist die geschriebenen Aufsätze lesen? — Antw. So wie eine Somnambüle liest, was man ihr auf die Herzgrube legt, oder wie die Frau in Lyon durch den Rapport mit andern Personen, die das Geschriebene in der Hand halten oder seinen Inhalt wissen.

§. 191.

Wenn der Geist zornig oder auch sehr betrübt, wenn folglich eine Leidenschaft in ihm herrschend war,

so spritzten Funken aus seinen Fingerspitzen. Diese merkwürdige Erfahrung beweist meine Theorie vom Lichtgewand der Seelen; der Geist ist mit der ätherischen Hülle unzertrennlich verbunden; die Substanz wirkt auf uns bald als Licht, dann als Elektricität, oder als Galvanismus und als Magnetismus, je nachdem sie durch die Umstände modifizirt wird. Aus der gegenwärtigen Beobachtung erhellet, daß die unangenehmen Leidenschaften die Geisterhülle elektrisch machen und entzünden. Denkt man sich nun die bösen Geister in ihrem Zorn, in ihrer Wuth und Verzweiflung, so ist das höllische Feuer nicht mehr ein bloses Bild, nicht mehr orientalische Bildersprache, sondern Wirklichkeit und Wahrheit.

Wenn ein abgeschiedener Geist in seinem Gemüth ruhig ist, so wird seine Berührung als das sanfte Wesen einer kühlen Luft empfunden, genau so, als wenn man die elektrische Materie auf einen Theil des Körpers strömt. Der Geistkörper ist also ganz in der Gewalt des Gemüths, und er bildet sich im Aeußern und Innern nach der Imagination und den Grundtrieben. Welche schreckliche Carricaturen und Scheusale müssen also aus Menschen entstehen, die so ganz unter der Gewalt ihrer bösen Leidenschaften stehen. Mißstellen schon hier Zorn, Wollust, Neid, Selbstsucht u. dergl. unsre festen Körper, wie vielmehr jenes feine Wesen, das im Augenblick alle Formen annimmt! Aber nun denke man sich auch eine Seele, die mit Gott versöhnt, durch und durch geheiligt und mit dem hohen Gottesfrieden beseligt ist, muß sie nicht nach ihrem Tod das höchste Ideal menschlicher Schönheit erreichen!

§. 192.

Es muß manchem sonderbar vorkommen, daß der

der Geist so ganz in seiner ehemals gewöhnlichen Kleidung erschien, sogar, daß er seine Kourierpeitsche nicht vergaß und sie umhangen hatte, weil er vermuthlich mit Pferden oder sonst mit Vieh gehandelt hat. Ich weiß, daß ein Geist erschienen ist, an dem die messingenen kleinen Schuhschnallen ganz kenntlich waren. Im Grunde betrachtet, ist das Alles ganz natürlich; der Geist nimmt die Gestalt an, die ihm seine Imagination gibt, und diese stellt sich diejenige vor, die am stärksten Eindruck auf sie gemacht hat. Die mehresten Geister erscheinen sonst in ihrem Leichenanzug. Eine bösere Gestalt, als sein Inneres ist, wird sich kein Geist geben, und wollte er sich eine bessere umheucheln, so würden ihn die andern Geister bald entlarven, und er dürfte in dieser Gestalt in keiner Gesellschaft erscheinen.

§. 193.

Aus der vorliegenden Geistergeschichte läßt sich aber die gegründete Vermuthung ziehen, daß die abgeschiedenen Menschenseelen von Stufe zu Stufe aufwärts oder abwärts ihre Gestalt verändern, so daß sie im ersten Fall schöner und glänzender, im andern aber häßlicher und finsterer werden. Der Geist, von dem hier die Rede ist, mag ein guter, ehrlicher, bürgerlich-rechtschaffener Mann gewesen seyn, so wie es deren millionenweise gibt, aber den wahren Weg aus der Finsterniß zum Licht, oder der wahren Bekehrung und Heiligung durch die Erlösungs-Anstalten Jesu Christi hatte er nicht gegangen. Die buchstäbliche Erkenntniß seines Zeitalters hatte er; er kannte die Lieder seines ehemaligen Gesangbuchs, aber m e h r hatte er auch in den 120 Jahren nicht gelernt. Er war also, die lange und schreckliche Erfahrung seiner Leiden abgerechnet, noch auf der n ä m l i c h e n Stufe,

auf der er gestorben war: folglich hat er auch noch das nämliche Kleidungskostüme. Als er aber endlich von seinem Jammer erlöst wurde, so nahm er auch schon eine verklärtere Gestalt an, ob er gleich noch lange nicht zur eigentlichen Seligkeit reif war; denn das Sengen und Brennen der Bibel und des Schnupftuchs scheint mir ein Beweis zu seyn, daß sein Gemüth noch sehr leidenschaftlich gesinnt war: auch träumte er noch immer seine fixe Idee, der Sohn müsse doch am Ende den Schatz noch bekommen.

§. 194.

Mit was für Geistern dieß bedauernswürdige Wesen die lange Zeit über Umgang gepflogen, davon sagt die Geschichte nichts. Aus andern Erfahrungen ist bekannt, daß sich gleich nach dem Abschied einer Menschenseele aus diesem Leben Engel zu ihr gesellen, um sie der Seligkeit zuzuführen. Bringt sie nun noch Irdischgesinntheit, Lieblingsneigungen und Leidenschaften mit, so daß sie der Seligkeit noch nicht fähig ist, so suchen sie die Engel zurechtzuweisen; dieß wird dort eben so gewöhnlich abgewiesen, als wenn hier fromme Prediger und Seelenführer die Weltlichgesinnten ermahnten. Die Gesellschaft der Engel wird ihnen beschwerlich, sie fliehen sie und suchen ihres Gleichen, mit denen sie sich von dem, was ihnen am liebsten ist, unterhalten können; so entstehen dann Gesellschaften von einerlei Gesinnung; da ihnen aber im Geisterreich geradezu alles fehlt, was ihre in der Sinnenwelt gehegten Wünsche befriedigen kann, so wird ihre Sehnsucht immer stärker und peinigender, und ihre Ideen werden immer fixer und unauslöschbarer, so daß nun erschrecklich schwere und langwierige Mittel nöthig sind, um einen solchen verarmten Geist noch zu retten. Höchst wahrschein-

lich sind aber solche Geister-Gesellschaften unter der Aufsicht eines Geistes, den sie leiden können und der ihnen angenehm ist: denn auch hier bleibt die Freiheit des Menschen noch unangetastet! Dieser Vorsteher aber gehört auch zu einer solchen Gesellschaft und ist noch im Irrthum, folglich sind auch die ihm untergebenen Geister, indem sie ihm gehorchen, noch vor Irrthum nicht sicher.

§. 195.

Diese Vermuthung scheint mir aus dem Umstand erweislich zu seyn, daß der Geist immer eine Abhängigkeit von andern Wesen verräth, bald weggehen muß, bald wieder kommen darf. Auch das ist sonderbar, daß alle Termine die Zahl 20 zu ihrer Bestimmungszahl haben, als 6, 20 — 120 Jahre, 120 und 20 Tage. — Ob diese Zeitrechnung zu den Geheimnissen des Geisterreichs gehöre, oder im Aberglauben Derer gegründet war, von denen der Geist abhinge, das weiß man nicht; so viel ist aber gewiß, daß seine geistigen Vorgesetzten darinnen irrten, daß sie ihm befahlen oder erlaubten, bei seinen noch auf Erden lebenden Nachkommen auf diese Art Hülfe zu suchen. Dieser Rückweg ist nie der rechte; doch möchte ich den Fall ausnehmen, wenn ein Geist auf diesem Wege noch zugefügte Beleidigungen, als Mord, Diebstahl, Schulden u. dergl., noch so viel möglich versühnen oder erstatten könnte, doch will ich auch hier nicht entscheiden. Weit besser ist es, wenn dieß noch diesseits des Grabes geschieht!

Daß aber wirklich der Geist und seine Vorgesetzten irrten, ist dadurch erwiesen, daß er nicht durch das vorgeschriebene und vorgesetzte Mittel die Hebung des Schatzes, sondern vielmehr durch das Gegentheil auf eine höhere Stufe gefördert wurde. Es war ein

großes Glück, daß der Geist fromme Leute antraf, denen er sich anvertraute, sonst wäre er noch unglücklicher geworden. Vater und Sohn betrugen sich vortrefflich musterhaft und wahrhaft christlich. Jetzt sind Beide auch droben und werden sich dieser herrlich bestandenen Prüfung freuen. Doch war auch gewiß ein guter Geist dabei thätig, der dem Sohn die große Angst einflößte und seine Zunge band, wenn der Geist zugegen war; vielleicht hätten sich doch ohne das die guten Leute aus Unkunde noch verführen lassen.

§. 196.

Daß aber unser großer Erlöser auch dort noch uns verborgene, höchst weise Anstalten getroffen habe, wodurch auch dann noch Seelen gerettet und zum Licht geführt werden können, ob sie gleich nie die Seligkeit erreichen werden, die denen bereitet ist, welche hier in der Heiligung vollendet worden, das dünkt mir gewiß zu seyn. Er selbst legt mir diese Hoffnung in's Herz, wenn er sagt: die Sünde in dem heiligen Geiste werde weder in dieser, noch in jener Welt vergeben; folglich werden auch Sünden in jener Welt vergeben!!! Aber wehe dem, der es darauf ankommen läßt; denn seine Vermessenheit kommt eben der Sünde in den heiligen Geist nahe.

Wer sich aber auch durch diese Anstalten noch nicht ziehen lassen will und seine Triebe und Leidenschaften immer fort verstärkt, der geräth in immer schlimmere, ihm ähnliche Gesellschaften, bis er seine Grenze in der Hölle erreicht hat.

§. 197.

Ich habe vor 40 Jahren einen sehr frommen und erleuchteten Handwerksmann gekannt, dessen tiefe Einsichten und in der That heiligen Charakter ich oft bewundert habe. Ich habe viel von ihm gelernt, und

er sagte mir damals schon Vieles voraus, das hernach erfüllt worden ist. Ich besuchte ihn auf seinem letzten Krankenlager und war ein Zeuge seines herrlichen Todes.

Dieser Freund hatte einen sittsamen, stillen und eingezogenen Gesellen, mit dem er wegen seiner Kenntnisse und guten Aufführung auf einem vertrauten Fuß lebte. Beide unterredeten sich oft von dem Zustand der Seelen nach dem Tod, vorzüglich aber auch von der Wiederbringung aller Dinge. Nach und nach wurde der Geselle schwindsüchtig, mein Freund behielt ihn noch in diesem Zustand bei sich und leistete ihm gleichsam Gesellschaft bis an die Pforte des Todes. Während der ganzen Zeit der Krankheit wurden obige Gespräche immer fortgesetzt, und mein Freund wagte es, den Gesellen zu bitten, daß er ihm, wenn er könne, nach seinem Tod erscheinen und ihm von seinem Zustand und von der Wiederbringung aller Dinge Nachricht geben möchte. Der Geselle versprach unter dem Beding, wenn es ihm erlaubt wäre.

Bald nachher starb der junge Mensch, und nun harrte sein Meister auf seinen Besuch und auf Nachricht aus der andern Welt. Etwa drei Wochen nach dem Tod des Gesellen, als der Meister des Abends um 10 Uhr in seiner Schlafkammer sich ausgezogen hatte, eben in's Bett gestiegen war und noch darinnen saß, so bemerkte er gegenüber an der Wand einen bläulichen Lichtsschimmer, der sich zu einer menschlichen Figur bildete. Er fragte also ohne Furcht: „Bist du es, Johannes?" — Der Geist antwortete vernehmlich: „Ja!" Jener fragte ferner: „Wie geht's dir?" Dieser erwiederte: „Ich befinde mich ruhig in einer öden dunklen Gegend, aber mein Schicksal ist noch nicht entschieden." Nun folgte auch

die Frage wegen Wiederbringung aller Dinge. Der Geist antwortete darauf weiter nichts, als folgende Zeilen aus einem alten Lied:

„Laßt uns den Herren bitten hie
Und niederfallen auf die Knie,
Laßt uns vor unsrem Schöpfer bücken!"

Das Wörtchen **hie** ist die Hauptsache. Hier sollen und wollen wir unsre Sachen mit unsrem Erbarmer ausmachen und — wie mein seliger Oheim, Johann Stilling, einst sagte — **dafür** sorgen, daß wir mit den **Ersten** über den Jordan kommen.

Mein Freund war so kühn, **noch** um einen Besuch zu bitten; nach einiger Zeit erfolgte er auch, aber der war **fürchterlich**; ich habe die näheren Umstände desselben nie erfahren können; so viel hat es aber gefruchtet, daß der liebe Mann Jedermann vor einer solchen Vermessenheit warnte, und nun überzeugt war, daß wir **diesseits** durchaus keinen Umgang mit dem Geisterreich suchen, sondern ihn so viel als möglich vermeiden sollen.

Die mehresten Geistererscheinungen, wo nicht gar alle, sind Abweichungen von der göttlichen Ordnung, folglich auch sündlich. Wir sollen und dürfen **keine** wünschen, vielweniger veranlassen. Das Schicksal unserer lieben Abgeschiedenen soll uns ein Geheimniß bleiben, und eben so auch die Maximen der göttlichen Regierung, nach denen sie jenseits verfährt. Was uns die Bibel und die ungesuchten Erfahrungen davon haben kund werden lassen, und was uns noch ferner **ohne** vorwitziges Forschen kund wird, damit wollen wir uns begnügen lassen, bis wir hinüber sind.

§. 198.

Beispiele belehren am sichersten: ich will also noch einige zuverläßige Erscheinungen erzählen, in welchen

Geister entweder Freunden ihren Tod angezeigt, oder sonst noch etwas zu besorgen gehabt haben. Um auf's genaueste bei der Wahrheit zu bleiben, rücke ich meine Urkunden ein: „Nachfolgende Anekdote ist mit möglichster Sorgfalt nach der ehemaligen Erzählung des unten erwähnten kaiserlichen Geheimenraths von Seckendorf hieher notirt worden.

„Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Vater König Friedrich II., stand mit dem König August II. von Polen in so freundschaftlichen Verhältnissen, daß sie einander, wenn's möglich war, wenigstens einmal des Jahrs sahen. Dieß geschah auch noch kurz vor dem Tode des Letztern; derselbe schien sich damals ziemlich wohl zu befinden, nur hatte er eine etwas bedenkliche Entzündung an einer Zehe. Die Aerzte hatten ihn daher vor jedem Uebermaß in starken Getränken sehr gewarnt, und der König von Preußen, welcher dieß wußte, befahl seinem Feldmarschall von Grumbkow (der den König bis an die Grenze begleitete und ihn dort in einem königlichen Schloß standesgemäß bewirthen sollte), daß er bei jenem Abschiedsschmauß alles sorgfältig vermeiden möchte, wodurch die dem König von Polen aus erwähnter Ursache von den Aerzten so sehr empfohlene Mäßigung im Genusse des Weins überschritten werden könnte."

„Als aber König August, noch gleichsam zu guter Letzte, einige Bouteillen Champagner verlangte, so gab Grumbkow, der diesen Wein selbst liebte, nach, und genoß dessen auch seinerseits so viel, daß er sich, indem er über den Hof des königl. Schlosses in sein Quartier ging, an einer Wagendeichsel eine Rippe zerbrach und sich daher in einem Tragsessel zum König August bringen lassen mußte, als dieser seine

Reise des andern Morgens sehr früh fortsetzen und ihm noch einige Aufträge an König Wilhelm Friedrich geben wollte. Hiebei war der König von Polen, außer einem vorn geöffneten Hemd, nur mit einem kurzen polnischen Pelz bekleidet.

„In eben diesem Aufzuge, nur mit geschlossenen Augen, erschien er am 1. Febr. 1733 früh ungefähr um 3 Uhr dem Feldmarschall von Grumbkow und sagte zu ihm:

*) „Mon cher Grumbkow! je viens de mourir ce moment à Varsovie.“

„Grumbkow, dem die Schmerzen des Rippenbruchs damals noch wenig Schlaf gestatteten, hatte unmittelbar zuvor bei dem Schein seiner Nachtlampe und durch seine dünne Bettvorhänge bemerkt, daß sich die Thüre seines Vorzimmers, worin sein Kammerdiener schlief, öffnete, daß eine lange menschliche Gestalt hereinkommt, in langsam feierlichem Schritt um sein Bett herumgeht und seine Bettvorhänge schnell öffnet. Nun stand die Gestalt König August's gerade so, wie letzterer nur wenige Tage vorher lebendig vor ihm gestanden war, vor dem erstaunten Grumbkow, und ging dann, nachdem er obige Worte gesprochen hatte, wieder zu eben der Thür hinaus. Grumbkow klingelte, fragte den zur nämlichen Thür hereineilenden Kammerdiener, ob er den nicht auch gesehen habe, der so eben gerade da herein und hinaus gegangen sey? — Der Kammerdiener hatte nichts gesehen.“

„Grumbkow schrieb sogleich den ganzen Vorgang an seinen Freund, den damals bei König Friedrich

---

*) Mein lieber Grumbkow! ich bin so eben in Warschau gestorben.

Wilhelms Hoflager befindlichen kaiserlich-königlichen Gesandten und Feldmarschall, Grafen von Seckendorf, und bat letzteren, die Sache dem König bei der Parade mit guter Art zu hinterbringen. Bei dem Gesandten von Seckendorf befand sich, als ihm das Grumbkow'sche Billet schon früh um 5 Uhr zukam, dessen Schwestersohn und Gesandtschaftssekretär von Seckendorf, nachheriger Brandenburg-Anspachischer Minister und zuletzt kaiserlicher geheimer Rath. Jener sagte zu diesem, indem er ihm das Billet zum Lesen darbot: sollte man nicht denken, die Schmerzen hätten den alten Grumbkow zum Visionär gemacht? Ich muß aber den Inhalt dieses Billets noch heute dem König hinterbringen!"

„Nach 40 Stunden (wo ich nicht irre) langte durch die von Warschau nach Berlin von 3 zu 3 Stunden unterlegten polnischen Uhlanen und preußischen Husaren die Nachricht in Berlin an, daß der König von Polen in der nämlichen Stunde, da Grumbkow jene Erscheinung gehabt hatte, zu Warschau gestorben sey."

Aus der Geschichte, Leben und Thaten des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms des Ersten, Hamburg und Breslau 1755. S. 454, kann Folgendes noch zur Erläuterung beigefügt werden: Hier wird auch bestätigt, daß der König von Polen den 1. Febr. 1733 gestorben sey, und daß man diese Nachricht schon den 4. in Berlin erhalten habe. Ferner wird auch bemerkt, daß der König von Polen bei seinem Hin- und Herreisen zwischen Dresden und Warschau seinen Weg von Dresden aus über Crossen nach Kraga und von da vollends nach Warschau genommen, bei welcher Gelegenheit der König von Preußen fast allemal den General und Staatsmini-

ster von Grumbkow nach Crossen schickte und den König da bewillkommnen ließ.

§. 199.

Die Wahrheit dieser Geschichte beruht auf der Glaubwürdigkeit solcher Personen, an deren Kopf und Herz zu zweifeln Verbrechen seyn würde; sie ist also gewiß. König August empfand bei herannahendem Tode sicherlich sehr tief, daß er bei Grumbkow's Gastmahl den Rath seiner Aerzte so schlecht befolgt hatte; zugleich mochte er auch wohl diesem seinem Wirth den Vorwurf machen, daß er, da er den Sinn der Aerzte wußte und noch dazu vom König von Preußen gemessenen Befehl hatte, sorgfältig alles zu vermeiden, was seinem erhabenen Gast schaden könne, alles Schädliche hätte entfernen und in das Verlangen nach Champagner nicht hätte einwilligen sollen. Mit dieser tiefen Reue und gleichsam fixen Idee starb er; die Sehnsucht, dem Herrn von Grumbkow sein Versehen ans Herz zu legen, war die Ursache, daß er auf seine Imagination wirkte, sein Ahnungsvermögen entwickelte, woher dann die Erscheinung entstand.

§. 200.

Bei solchen Erscheinungen muß man sich nicht vorstellen, daß die Seele des Königs von Warschau nach Crossen hätte reisen müssen — wer meine Grundsätze, die ich gleich im Anfang dieses Werks aufgestellt habe, hinlänglich gefaßt hat, der wird sich erinnern, daß die Menschenseele in ihrem Körper vermöge der sinnlichen Werkzeuge alles in Raum und Zeit empfindet; sobald sie aber aus dem Körper geschieden ist, so hört das, was wir Raum, Körper, Ausdehnung und Entfernung u. s. w. nennen, auf; man verstehe mich wohl, die Vorstellung, die sie in diesem Leben von den Gegenständen der Sinnen-

welt erhalten hat, die hat und behält sie, die bleiben ihr, außer was sie von den Seelen, die immerfort im Geisterreich ankommen, erfährt, oder wenn sie in den seltenen Fall geräth, mit einem noch Lebenden in Rapport zu kommen und ihm zu erscheinen. Dann bitte ich auch wohl zu bemerken, daß die Seele ihr Wesen nicht verändert, die Grundformen ihrer Vorstellungskraft, nämlich Raum und Zeit, behält sie ewig, aber beide sind ihr jetzt von allem dem leer, was sie hier empfand; dagegen empfindet sie nun die Gegenstände der Geisterwelt, aber auch in Raum und Zeit, sie kann nicht anders, doch mit dem großen Unterschiede, daß ihr in Zeit und Raum alles nahe, nichts fern ist; sie kann wissen, was in der Ferne und was in der Zukunft geschieht, insofern es ihr die Gesetze des Geisterreichs erlauben.

§. 201.

Ich weiß, daß viele würdige Männer und christlich denkende Personen die Vermuthung haben, man würde nach dem Tode die Werke der Schöpfung recht betrachten, von Stern zu Stern reisen, dort Aufträge ausrichten und darinnen einen großen Theil der Seligkeit finden; solche Leser dieser Schrift werden den Kopf schütteln und mit meiner Vorstellungsart nicht zufrieden seyn; diesen gebe ich aber hier den Trost, daß ich selbst diese Vermuthung habe, aber daß dieß dann erst stattfinden werde, wann die Seele mit ihrem neuen, verklärten und unsterblichen Körper versehen seyn wird.

§. 202.

Man hat mehrere Beispiele, und mir selbst sind etliche bekannt, daß Leute sich selbst gesehen haben und bald darauf gestorben sind; sobald Jemand sich selbst außer sich sieht, Andere aber, die zugegen sind,

nichts bemerken, so kann die Erscheinung zwar wahr, aber auch bloße Einbildung seyn; wenn sie aber auch von Andern bemerkt wird, so ist sie kein Phantom, sondern etwas Wesentliches.

Mir ist folgende Geschichte von einem glaubwürdigen Mann erzählt worden, der sie von dem Sohn, der Dame, die sie betrifft, als eine gewisse Wahrheit gehört hatte: Die alte Frau von M.... saß unten in ihrem Wohnzimmer und schickte ihre Magd hinauf in ihr Schlafgemach, um etwas zu holen. So wie sie die Thür aufmacht, sieht sie die gnädige Frau dort in ihrem Armsessel sitzen, ganz natürlich so, wie sie sie drunten verlassen hatte. Die Magd erschrickt, läuft hinunter und erzählt der Dame, was sie gesehen habe. Diese will sich von der Wahrheit überzeugen, geht also selbst hinauf und sieht sich selbst eben so, wie sie die Magd gesehen hatte. Bald nachher starb diese Dame.

Im fünften Stück des zweiten Bandes des Museums des Wundervollen S. 389 stehen folgende Erscheinungen dieser Art: Der in Weimar lebende Regierungssekretär Triplin geht, wie gewöhnlich, auf die Regierung, um ein Stück Akten zu suchen, woran ihm viel gelegen und deßwegen er sehr besorgt gewesen war. Als er dahin kommt, sieht er sich selbst auf seinem Stuhl sitzen und das Stück Akten vor sich haben; er erschrickt, geht nach Haus und schickt seine Magd dahin, um die an seinem Sitz liegenden Akten zu holen. Diese soll nun auch ihren Herrn da sitzend angetroffen und geglaubt haben, er sey durch einen andern Weg ihr zuvor und dahin gekommen.

Auf der nächsten 390sten Seite befindet sich noch folgende Geschichte dieser Art, die mir auch noch von

andern Seiten her bekannt ist: „Als in Rostock der Professor der Mathematik und Hauptpastor an der Jakobskirche, Becker, in Gesellschaft verschiedener junger Freunde, die er bei sich bewirthete, in einen theologischen Streit gerieth, indem er behauptete, daß ein gewisser Theologe in seiner Schrift eine gewisse Meinung äußere; dieses aber Jemand läugnete, so entfernte er sich und ging in seine Bibliothek, um das Buch zu holen. Hier sah er sich nun selbst auf dem Stuhl am Tische sitzen, auf dem er gewöhnlich zu sitzen pflegte. Er ging näher hinzu, sah dem Sitzenden über die rechte Schulter, bemerkte, daß dieser, sein anderes Selbst, mit dem einen Finger der rechten Hand auf eine Stelle der vor sich liegenden aufgeschlagenen Bibel wieß; er sahe, daß es die Stelle war: bestelle dein Haus, denn du mußt sterben! Er kehrte voll Erstaunen und Unruhe zu der Gesellschaft zurück, der er den Vorfall erzählte; und ob man ihm schon die Sache auszureden, auch alle nachtheilige Bedeutung kraftlos zu machen suchte, so blieb er doch standhaft bei der Meinung, diese Erscheinung bedeute seinen Tod, weßhalb er auch von seinen Freunden Abschied nahm. Des andern Tags Nachmittags um 6 Uhr endigte er sein Leben; er befand sich schon in einem hohen Alter.

§. 203.

Da man alle dergleichen Erscheinungen nach den gewöhnlichen mechanischen Gesetzen nicht zu erklären vermag, so nimmt man seine Zuflucht zu den in unserer Seele noch nicht entdeckten verborgenen Kräften, denen man dann Wirkungen zuschreibt, die noch unbegreiflicher und unglaublicher sind, als Geistererscheinungen. Um also die Zuflucht zu diesen zu vermeiden, behauptet man, der Professor Becker sey aus

Furcht oder durch den Eindruck, den die Erscheinung auf ihn gemacht habe, gestorben.

Ich bin fest überzeugt, daß noch nie Jemand durch den Eindruck seiner Imagination gestorben ist, sondern alle Fälle, die man zum Beweis anführt, sind nur auf zweierlei Art möglich und lassen sich durch dieß letztere Beispiel erklären:

1) War die Erscheinung des Professors Becker nichts Wesentliches, sondern blos Wirkung seiner Einbildungskraft, es war die Erscheinung selbst schon Wirkung einer in seinem Körper verborgenen Ursache seines nahen Todes, aber keineswegs die Ursache desselben selbst.

2) War seine Erscheinung aber wirklich ein Wesen aus der andern Welt, das ihm seinen Tod anzeigen und ihm zu verstehen geben wollte, daß er sich darauf gefaßt machen möchte, so war ja wiederum der zureichende Grund zum Tod schon vor der Erscheinung da, weil diese dadurch zum Erscheinen bewogen wurde.

Man hat freilich Beispiele, daß Leute durch plötzliche, alle Kräfte übersteigende Gemüthserschütterungen gestorben sind; aber nun alle dergleichen Erscheinungen dadurch begreiflich machen zu wollen, ist zu weit gegangen.

§. 204.

Wer, oder was war aber nun die Figur, welche in obiger Erzählung die Frau von M... vorstellte? denn daß dieß kein Trug der Einbildungskraft war, das sieht jeder leicht ein, weil beide, die Frau und die Magd, sie gesehen haben.

Nach meiner Theorie war es ein Wesen aus der Geisterwelt, das in seinem irdischen Leben die Familie von M.... oder diese Dame selbst sehr geliebt

und nun ihren nahen Tod erfahren hatte; die Sehnsucht, ihr dieses kund zu thun, damit sie sich dazu vorbereiten möchte, bewog es zu dieser Erscheinung.

Daß unsre verstorbenen Lieben uns immer nahe sind, auf welcher Stufe der Selig- oder Unseligkeit sie sich auch befinden mögen, ist wohl gewiß, denn da es eigentlich keinen Raum gibt, weil dieser nur in unserer Vorstellung besteht, so ist die abgeschiedene Seele da, wo das ist, was sie liebt. Aber deßwegen empfinden sie uns so wenig, als wir sie empfinden; was sie von uns wissen, das erfahren sie von den Seelen, die eben verschieden sind, und dann auch aus den Anstalten, die in Ansehung unserer im Geisterreich gemacht werden. Wenn nun ein Geist merkt, daß einer noch lebenden, ihr sehr lieben Person etwas Merkwürdiges oder Gefährliches bevorsteht, so sehnt sie sich, es ihr bekannt zu machen; die Mittel dazu sind aber dort so schwer, als es uns hier schwer fällt, mit Geistern in Rapport zu kommen, und vielleicht auch eben so der Ordnung Gottes zuwider. Ein solcher Geist wählt also das Mittel, das ihm möglich ist, wie z. B. hier, wo er die Gestalt der geliebten Person annimmt und sich auf ihren Stuhl setzt. Die Selbsterscheinungen sind also eine Art von Ahnungen, aber ohne ein entwickeltes Ahnungsvermögen und ohne Mitwirkung der Engel.

Die zweite Geschichte von dem Regierungssekretär ist unvollständig, weil man nicht weiß, ob er die Akten wirklich auf dem Tisch gefunden habe oder ob es blos Blendwerk war, und ob er bald nachher gestorben ist oder nicht? Wenn die Geschichte wahr ist, so war es ein freundschaftlicher Geist, der ihn aus seiner Verlegenheit retten wollte.

§. 205.

Eine der merkwürdigsten warnenden Erscheinungen ist diejenige, die den Herzog von Buckingham betraf. Sie ist auch gewiß wahr und keine Erdichtung oder sonst verschönerte Geschichte, wie ich aus sichern Quellen weiß; ich will sie hier wörtlich mittheilen, so wie sie im zweiten Stück des zweiten Bandes des Museums des Wundervollen von der 89sten Seite an eingerückt ist.

„Der Herzog von Buckingham war Minister bei dem König von England, Karl dem Ersten, dessen Liebling er war: und da man ihn für den Urheber der Gewaltthätigkeiten hielt, die sich der König erlaubte, so war er bei dem Volke sehr verhaßt und büßte nachmals sein Leben auf eine sehr gewaltsame Weise ein: er wurde im 36sten Jahr seines Lebens von dem Lieutenant Felton mit einem Messer erstochen. Von einer Erscheinung, die dem Tode des Herzogs von Buckingham vorherging, erzählt der Lord Clarendon in seiner Geschichte der Rebellion und bürgerlichen Kriege in England Folgendes:

„Unter denjenigen, die bei der königlichen Garderobe zu Windsor in Diensten standen, befand sich ein Mann, der wegen seiner Rechtschaffenheit und Klugheit allgemein verehrt, und der damals etwa fünfzig Jahr alt war. Dieser Mann war in seiner Jugend in einem Kollegio zu Paris erzogen worden, wo sich zu eben der Zeit George Villiers, der Vater des Herzogs von Buckingham, befand, mit dem er eine genaue Freundschaft errichtet, den er aber doch von der Zeit an nicht wieder gesprochen hatte.

„Als sich nun dieser Garderobeaufseher ungefähr sechs Monate vor der Ermordung des Herzogs bei

vollkommener Gesundheit in seinem Bette zu Windsor befand, erschien ihm um Mitternacht ein Mann von ehrwürdigem Ansehen, zog die Vorhänge seines Bettes auf und fragte ihn, indem er ihn starr ansahe, ob er ihn nicht kenne? Anfänglich antwortete er ihm nicht, weil er vor Schrecken halb todt war. Als er aber zum zweitenmal gefragt wurde, ob er sich nicht erinnere, ihn gesehen zu haben, so fiel ihm die Erinnerung an George Villiers vermittelst der Aehnlichkeit und der Kleidung ein; er sagte ihm daher, daß er ihn für George von Villiers halte. Die Erscheinung versetzte hierauf, daß er recht habe, und bat ihn, ihr die Gefälligkeit zu erweisen, sich in ihrem Namen zu ihrem Sohne, dem Herzog von Buckingham, zu verfügen, um ihm zu sagen, daß er alle seine Kräfte anstrengen möchte, sich beim Volk beliebt zu machen oder wenigstens die gegen ihn aufgebrachten Gemüther zu besänftigen, sonst würde man ihn nicht lange mehr leben lassen." Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung, und der gute Mann — sey es nun, daß er völlig erwacht oder nicht erwacht war — schlief bis an den Morgen ruhig fort.

„Bei seinem Erwachen sahe er diese Erscheinung für einen Traum an und würdigte ihr keine besondere Aufmerksamkeit. Eine oder zwei Nächte darauf erschien ihm die nämliche Person noch einmal an eben demselben Ort und in der nämlichen Stunde mit einer etwas ernsthafteren Miene, als das erstemal, und fragte ihn, ob er den Auftrag ausgerichtet hätte, den er von ihr empfangen hätte? Da die Erscheinung wohl wußte, daß es nicht geschehen war, so gab sie ihm sehr ernstliche Verweise und setzte noch hinzu, daß sie mehr Gefälligkeit von ihm erwar-

tet hätte, und daß, wenn er ihr Verlangen nicht befriedigen würde, er keine Ruhe haben, sondern allenthalben von ihr verfolgt werden sollte!

„Der in Furcht und Schrecken gesetzte Garderobeaufseher versprach nun zu gehorchen. Doch war er des Morgens unschlüssig und wußte nicht, was er thun sollte. Er fand sich also in Verlegenheit, eine zweite so sichtbare und deutliche Erscheinung nur als einen Traum zu betrachten, und auf der andern Seite schien ihm der hohe Stand des Herzogs, die große Schwierigkeit, vor ihn zu kommen, und noch mehr die Bedenklichkeit, die Sache dem Herzog glaubwürdig zu machen, die Ausführung seines Auftrags zu vereiteln und unmöglich zu machen.

„Er war einige Tage unentschlossen, was er thun sollte; endlich faßte er den Vorsatz, sich eben so unthätig wie das erstemal zu verhalten. Es erfolgte nun eine dritte, aber weit fürchterlichere Erscheinung, als die zwei vorhergehenden; die Erscheinung verwies es ihm in einem bittern Ton, daß er sein Versprechen nicht gehalten hätte. Der Garderobeaufseher gestand, daß er die Vollziehung dessen, was sie ihm aufgetragen, wegen der Schwierigkeit, vor den Herzog zu kommen, aufgeschoben habe, indem er mit keiner Person bekannt sey, durch welche er Zutritt zu dem Herzog zu erhalten hoffen könne, und wenn er auch Mittel fände, Gehör zu bekommen, so würde ihm doch der Herzog nicht glauben, daß er einen solchen Auftrag erhalten habe; man würde ihn also für wahnsinnig halten oder glauben, daß er entweder aus eigener Bosheit oder auf Anstiften böser Leute den Herzog zu hintergehen suche. Auf diese Art würde sein Untergang unvermeidlich seyn. Die Erscheinung aber beharrte bei ihrem Vor-

satz und sagte, daß er nicht eher Ruhe haben solle, als bis er ihrem Verlangen Genüge geleistet hätte. Zugleich setzte sie hinzu, daß der Zutritt zu ihrem Sohn leicht wäre, und daß diejenigen, die ihn sprechen wollten, nicht lange warten dürften. Damit er aber Glauben fände, so wolle sie ihm zwei bis drei Umstände sagen, von denen er aber gegen Niemand etwas, außer gegen den Herzog allein erwähnen dürfe; sobald nun dieser dieselben vernehmen würde, würde er auch seiner übrigen Erzählung Glauben beimessen.

„Dieser dritten Aufforderung und Erscheinung glaubte er gehorchen zu müssen, und reiste daher gleich den andern Morgen nach London ab, und da er den Requetenmeister, Sir Ralph Freemann, der eine nahe Anverwandtin des Herzogs geheirathet hatte, genau kannte, so machte er ihm seine Aufwartung und ersuchte ihn, daß er ihn mit seinem Ansehen unterstützen möchte, damit er eine Audienz erhielte, indem er dem Herzog Sachen von Wichtigkeit zu hinterbringen habe, die eine große Verschwiegenheit und einige Zeit und Geduld, sie anzuhören, erforderten.

„Sir Ralph kannte die Klugheit und Bescheidenheit dieses Mannes, und er schloß aus dem, was er nur in allgemeinen Ausdrücken vernommen hatte, daß etwas Außerordentliches die Ursache seiner Reise sey. Er versprach ihm daher zu willfahren und mit dem Herzog davon zu sprechen. Bei der ersten Gelegenheit gab er dem Herzog zuerst Nachricht von dem guten Ruf und dem Verlangen dieses Mannes, und hinterbrachte ihm alles, was er von der Sache wußte. Der Herzog gab ihm die Antwort, daß er den folgenden Tag früh mit dem König auf die Jagd gehen und daß ihn seine Pferde bei der Lambethbrücke erwarten würden, wo er des

Morgens um 5 Uhr zu la den gedächte, und wenn ihn der Mann daselbst erwarten wolle, so würde er sich mit ihm, so lang es nöthig wäre, unterhalten können.

„Sir Ralph ermangelte nicht, den Garderobeaufseher zur bestimmten Stunde an den Ort zu führen und ihn dem Herzog bei dem Aussteigen aus dem Schiff vorzustellen. Der Herzog nahm ihn sehr gefällig auf, ging mit ihm seitwärts und sprach beinahe eine ganze Stunde lang mit demselben. Niemand befand sich an diesem Ort, als Sir Ralph und die Bedienten des Herzogs; allein alle diese standen so weit entfernt, daß sie unmöglich etwas von der Unterredung vernehmen konnten, ob sie schon sahen, daß der Herzog oft und mit vieler Bewegung sprach. Sir Ralph Freemann, der die Augen beständig auf den Herzog gerichtet hatte, bemerkte dieß noch besser, als die Uebrigen, und der Garderobeaufseher sagte ihm auf seiner Rückreise nach London, daß, als der Herzog die besondern Umstände gehört hätte, die er ihm entdeckte, um das Uebrige seiner Unterredung glaubwürdig zu machen, er seine Farbe verändert und betheuert habe, daß Niemand als der Teufel ihm dieses habe entdecken können, indem nur er (der Herzog) und eine andere Person Kenntniß davon habe, von der er gewiß überzeugt sey, daß sie es keinem Menschen gesagt habe.

„Der Herzog setzte die Jagd fort, doch bemerkte man, daß er sich beständig von den Uebrigen entfernte, in tiefes Nachdenken versunken war und an dem Vergnügen keinen Antheil nahm. Noch Vormittags verließ er die Jagd, stieg in Whitehall ab und begab sich in das Zimmer seiner Mutter, mit der er zwei bis drei Stunden lang verschlossen

war. In den benachbarten Zimmern hörte man ihre laute Unterredung, und als er wieder herauskam, bemerkte man viele Unruhe in seinem Gesicht mit Zorn vermischt, welches man noch niemals in einer Unterredung mit seiner Mutter, für welche er jederzeit die tiefste Ehrfurcht bezeugte, wahrgenommen hatte. Die Gräfin fand man nach der Entfernung ihres Sohns weinend und im größten Schmerz versunken. — So viel ist bekannt und ausgemacht, daß sie sich nicht darüber zu verwundern schien, als sie die Nachricht von der Ermordung des Herzogs, welche einige Monate darauf erfolgte, erhielt. Es schien also, daß sie dieselbe voraus gesehen, und daß ihr ihr Sohn Nachricht von dem, was ihm der Garderobe-Aufseher entdeckt, gegeben hatte. Auch nahm man in der Folge nicht die Betrübniß an ihr wahr, die sie über den Verlust eines so geliebten Sohns nothwendig empfinden mußte.

„Insgeheim erzählt man sich: die besondern Umstände, an die der Garderobe-Aufseher den Herzog erinnert, hätten einen unerlaubten Umgang betroffen, den er mit einer seiner nahen Anverwandtinnen unterhalten hätte, und da er allen Grund zu vermuthen hatte, daß die Dame nicht selbst davon geredet haben würde, so glaubte er, daß außer ihr nur der Teufel davon etwas wisse und gesprochen habe könne."

Im brittischen Plutarch werden noch mehrere Ahnungen angeführt, welche Bezug auf den Tod des Herzogs von Buckingham haben sollen; allein diese alle können in obiger Erscheinung ihren Ursprung haben.

§. 206.

Diese wichtige Erscheinung gibt uns wiederum Stoff zu verschiedenen fruchtbaren Bemerkungen:

Warum erschien Georg Villiers nicht seinem Sohn selbst? wahrscheinlich, weil dieser keine natürlichen Anlagen zur Entwicklung des Ahnungsvermögens hatte? vielleicht hätte auch der Herzog die gange Sache als eine Täuschung der Einbildungskraft angesehen und in den Wind geschlagen; das konnte er aber nicht, als sein Vater seinem ehemaligen Freund erschien und ihm ein Geheimniß entdeckte, das dieser ohne eine wahrhafte Erscheinung unmöglich wissen konnte; gesetzt, der Vater hätte dem Sohn auch selbst das Geheimniß gesagt, so hätte das nicht verhindert, daß es der Sohn noch immer als ein Spiel der Einbildungskraft angesehen hätte, indem er selbst ja das Geheimniß wußte und es seiner Imagination gegenwärtig war.

§. 207.

Diese Geschichte ist uns abermal ein Beweis, daß unsere abgeschiedenen Freunde unsere Umstände und Angelegenheiten erfahren, darum sorgen und sich bemühen, zu unserm Wohl mitzuwirken: allein es kommt nur darauf an, ob sie die rechten Mittel dazu wählen? Ein seliger Geist, der zum Anschauen Gottes, seines Erlösers, gelangt ist, der sucht diese Mittel nicht rückwärts auf der Erde, sondern er fleht zum Herrn, dem Erbarmer, daß Er doch so gnädig seyn und durch seine alles vermittelnde Vorsehung die Sache zum Besten lenken wolle; kann nun ein trauriger Zufall nicht vermieden werden, weil er zum Besten des Ganzen mitwirken muß, so verehrt er den Willen seines himmlischen Vaters und beruhigt sich; eine Seele aber, die noch, auch nach ihrem Tod, in irdischen Dingen lebt und webt, und sorgt, und immer noch gern die Hände mit im Spiel haben möchte, sucht dann solche gesetzwidrige Mittel,

erscheint, wenn sie Gelegenheit dazu findet, und setzt diejenigen, denen sie erscheint, in Verlegenheit.

§. 208.

Es ist traurig, daß man solche höchst wichtige Erfahrungen, wie die Geistererscheinungen in der That sind, so verächtlich und wegwerfend als eine entehrende Sache behandelt, und den, der so etwas gesehen zu haben behauptet, als einen Schwachkopf belächelt, bespöttelt und bedauert; prüfen soll man alles redlich und genau, freilich wird man dann unter hundert Erzählungen neun und neunzig Täuschungen finden, aber wenn nur die hundertste wahr ist — so ist der erscheinende Geist unser Bruder, bei dessen Schicksalen wir nicht gleichgültig bleiben dürfen. Es komme aber dann auch darauf an, daß wir in einem solchen Fall wissen, was unsre Pflicht ist; und dieses zu zeigen, ist einer der Hauptzwecke dieses Buchs.

Wenn ich an der Stelle des Garderobe-Aufsehers und endlich der wahren Gegenwart des verstorbenen Vaters des Herzogs gewiß gewesen wäre, so hätte ich mich ernstlich zu Gott gewendet, Ihn demüthig um Schutz gebeten und dann fest und männlich dem Geist Folgendes gesagt:

„Lieber Freund! ich sehe mit Leidwesen, daß du noch nicht zur Ruhe gekommen und auch noch immer nicht auf dem rechten Wege bist, dazu zu gelangen — erinnere dich doch, was dein und mein Erlöser zum reichen Mann sagt: „Sie haben Mosen und die Propheten, wenn sie denen nicht glauben, so werden sie auch nicht glauben, wenn Jemand von den Todten auferstünde!“ Der Herr hat unzählbare Mittel und Wege, auf das Herz deines Sohns zu wirken, zu ihm wende dich, flehe zu ihm um Ret-

tung deines Sohns und suche bei schwachen Menschen nicht Hülfe; kann es mit seinem Rath bestehen, so erbarmt er sich gewiß seiner, ist aber sein Tod um des gemeinen Besten willen beschlossen, so hilft auch meine Sendung nicht; und soll ich ein Werkzeug zu seiner Rettung seyn, so muß ich erst von höherer Hand dazu den Auftrag bekommen. Jesus Christus erbarme dich seiner, der Herr segne dich und gebe dir seinen Frieden! Bei dieser Gesinnung wäre ich unerschütterlich geblieben und hätte bei ferneren Erscheinungen immer nach diesem Grundsatz gehandelt. Hiemit will ich aber nicht sagen, daß der Garderobe-Aufseher unrecht gethan habe — er folgte endlich seiner Ueberzeugung; hätte er aber nach obigem Grundsatz verfahren, so hätte er vielleicht den armen Geist eine gute Stufe weiter gefördert, so wie dieß in der oben erzählten Gelderhebungs-Geschichte der Fall war. Daß ich hier richtig urtheile, dafür bürgt mir Gottes Wort und die Erfahrung; was half dem armen Geist und dem Herzog diese Sendung und Ermahnung durch den Garderobeaufseher? — Ganz und gar nichts: der Herzog, sey es Spott oder Ernst gewesen, schrieb die Erscheinung dem Teufel zu, und dabei blieb's. So lang das Gemüth nicht zur tiefen und gründlichen Erkenntniß und zur schmelzenden Empfindung seines unaussprechlich großen sittlichen Verderbens gebracht und dadurch bewogen wird, mit wahrer Reue und herzlicher Sinnesänderung zu Christo zu eilen und mit wahrem thätigen Glauben Vergebung der Sünden und Ruhe in seinem Versöhnungstod zu suchen, so helfen alle Geistererscheinungen und deren Ermahnungen gar nichts; sie können zwar erschüttern, ein vorübergehendes Nachdenken erwecken, übrigens aber

nützen sie nicht mehr, als eine jede andere mündliche oder schriftliche Ermahnung, und dazu bedürfen wir keine Werkzeuge aus der andern Welt.

§. 209.

Folgende Erscheinungsgeschichte ist mir von einem sehr frommen Prediger zugeschickt worden. Ich kenne diesen apostolischen Mann und bin gewiß, daß er mir kein Wort schreibt, von dessen Wahrheit er nicht vollkommen überzeugt ist. Hier folgt die getreue Abschrift seines mir anvertrauten Aufsatzes:

„Copia eines mir auf meine oft wiederholte Bitte überreichten Aufsatzes, den ich nach dieser genommenen Abschrift für den Herrn Hofrath Jung bestimmt, vernichten werde, damit er nicht nach meinem Tod gemißbraucht werde *).“

„Ich hatte — so schreibt die Fr. Pastorin N. N. — nach meiner Verheirathung 1799 eine mir unerklärbare Erscheinung, eine angenehme und unangenehme; die erste bestand darinnen: es erschien mir am 22. Dez. desselben Jahrs, als ich mich bei meinem Nachttischchen mit weiblicher Arbeit beschäftigte, eine kleine menschliche Figur, gleich einem freundlichen Kinde, mit einem weißen Talar bekleidet; ich wollte es anfassen, aber es verschwand. Nach einiger Zeit erschien mir diese nämliche Gestalt wieder, und ich wagte es zu fragen, wer sie sey? die Antwort war: ich bin als ein Kind gestorben.“

„Ich. Wie heißest du? Antw. Nenne mich Immanuel! Von nun an erschien mir dieses Wesen öfters, fast täglich, des Morgens um 7, Mittags um

*) Ich glaube, diesen Mißbrauch dadurch zu vermeiden, wenn ich die Namen und alles, was kenntlich machen kann, weglasse.

12 und Abends um 6 Uhr. Bald steht es neben mir, bald schwebt es im Zimmer in der Höhe, macht Schritte und körperliche Bewegungen."

„Einmal erschien es mir auf einer Reise, mehrere Meilen weit von meinem Wohnort, und da eben der Wagen in Gefahr war, umzufallen, hielt es denselben mit Kraft. Ein andermal, da ich eben einen Besuch bei einer herrschaftlichen Kammerjungfer machte, ließ sich dieß Wesen auch daselbst sehen. Es kommt, wenn auch andere Menschen um und bei mir sind, und redet mit mir für gewöhnlich in seiner eigenen Sprache, die ich, zu meiner eigenen Verwunderung, bald verstehen und nachsprechen lernte. Es entdeckt mir zuweilen zukünftige Dinge: z. E. Der von dir wird bald sterben — deine Mutter ist krank; heut kommt der ...... zum Besuch zu dir; deiner guten Herrschaft ist nicht wohl u. dgl. Es läßt seine Gegenwart in der Nacht auch im Finstern merken, daß ich erweckt oder am Einschlafen gehindert werde. Ich bat diesen Immanuel dringend, sich doch auch von meinem Mann sehen zu lassen, aber er weigerte sich dessen und antwortete: das wäre nicht gut, und er — mein Mann — würde darüber die Welt verlassen; ich fragte, warum ich ihn nur sehen könnte und dürfte? Die Antwort war: wenig Menschen sind dazu bestimmt, so etwas zu sehen!"

„Mehr als einmal sahe ich unsern Kirchhof voller menschlichen Figuren, die ein Freudenfest feierten, als das Fest der Geburt unseres Heilandes, den Charfreitag und im Herbst eine Stunde, wo mich Immanuel hieß auf die Kniee fallen und auf mein Angesicht liegen. Die Sprache des Immanuels, sowie auch der lobpreisenden Figuren war so sanft, daß ich nicht im Stande bin, es zu schildern. Auf Erlaub-

niß des kleinen Immanuels rief ich in einer dieser feierlichen Stunden meinen Mann, allein dieser sahe weiter nichts, als einen grünen Platz und den Kirchhof illuminirt."

Anm. So weit von dieser Erscheinung die Verfasserin.

Ich füge noch hinzu:

1) Die Besuche dieses Wesens, das sich Immanuel nennen läßt, dauert Jahr aus, Jahr ein fort. Fast täglich ist's auf einmal da, und nach einem kurzen Aufenthalt wieder verschwunden. Einst kam's, da ich Mittags zugegen war. Die Frau Pastorin gab mir von dessen Gegenwart einen Wink, ich sahe aber nichts, bemerkte aber am Tisch, an dem wir aßen, ein Wackeln, das ich keiner sichtbaren Kraft zuschreiben konnte. Auf meine Frage, woher diese Bewegungen rührten? antwortete die Frau Pastorin: vom .... Er ist unter ..... (mit abgebrochenen leisen Worten).

2) Zwei Kinder dieser Hausmutter sehen und bemerken auch diese Figur: der sechsjährige Sohn sieht sie an der Wand und Stubendecke hinauf steigen und hin und her wandeln; und das kleine Kind auf seiner Mutter Armen lacht über und greift nach dieser kindlichen Figur.

3) Von der Sprache, in welcher Immanuel mit dieser Frau et vice versa (und umgekehrt) spricht, habe ich mir einige Redensarten sagen und mit lateinischen Buchstaben niederschreiben lassen, aber ich vermisse den Zettel. Wie weit es damit geht und wie viel beide Theile in der Sprache sich ausdrücken können, weiß ich nicht.

Nun erzählt die Frau Pastorin weiter:

„Die andere Erscheinung hatte ich 1800 am 15. Juni

Samstags Vormittags unter der Kirche, indem ich mich wusch: Es klopfte Jemand an meine Stubenthür und sogleich öffnete sich die Thür, und es trat eine schwarze Figur, eine Mannsperson, herein, wie ein Pfarrer gekleidet, einen Hut unter dem Arm, sein eigenes Haar tragend, einen Kragen um den Hals, nach alter Art mit Falten, ging auf mein schlafendes Kind zu und betrachtete dieses. Ich lief erschrocken zur Stube heraus, und Jener ging zu einer andern Thür zurück und warf diese dermaßen zu, daß die Klinke weit wegflog."

„Nach 5 Jahren, nämlich 1805, auch im Juni, Sonnabends Nachmittags in der dritten Stunde, spielte Jemand mit der Stubenthür und machte sie immer auf und zu. Ich dachte, es ist mein Mann; da ich aber etwas vom schwarzen Kleid bemerkte und rief: komme doch herein! und siehe, der schwarze Pfarrer trat herein, ich sprang erschrocken davon; Jener warf mir einen Stuhl nach, daß meine Ferse verwundet wurde. Ich rief meinen Mann, ging mit ihm in die Stube, fand den Stuhl noch liegen, aber sonst Niemand. So weit die Frau Pastorin.

„Mir erzählte die Frau Pfarrerin noch einige Anekdoten, die ich der Kürze wegen übergehe u. s. w.

. . . .

Pfarrer zu . . . . .

den 21. Aug. 1807."

§. 210.

Diese Erzählung enthält Verschiedenes, das uns merkwürdige Aufschlüsse über das Geisterreich gibt: daß es keine leere Vision sey, was die Frau Pfarrerin sieht, sondern daß sie wirklich Wesen aus dem Geisterreich sehe, ist daher gewiß, weil auch die Kinder den kleinen Engel bemerken. Bei diesen, und

besonders bei dem, das sie noch auf den Armen trägt, findet keine Täuschung statt. Auch das Wegspringen der Klinke, die Verwundung der Ferse und der noch daliegende Stuhl sind Beweise für das wirkliche Daseyn des unglücklichen Geistes, eines ehemaligen Pfarrers. Bei der äußerst merkwürdigen Feier auf dem Kirchhof sahe der Herr Pastor nichts, als den Kirchhof illuminirt. Ich bedaure, daß ich nicht weiß, ob Menschen den Kirchhof erleuchtet hatten, oder ob das Licht wirklich von Geistern herrührte? Auf diesen Punkt kommt vieles an: denn wenn der Pfarrer auch das Licht sahe, so ist auch dieses keine leere Vision, sondern die Feier hat ihre Richtigkeit. Also feiern auch die abgeschiedenen Seelen die Feste ihres Erlösers und Seligmachers im Hades — mit der Zeit werden sie ihn sehen, wie Er ist und seine Feste vor seinem Angesichte feiern.

§. 211.

Bei dieser Gelegenheit muß ich eine Bemerkung einschalten, die ich sehr ernstlich zu beherzigen bitte; viele meiner Leser schaudern vor dem Aufenthalt im Hades. Schaudert nicht dafür, meine Lieben! sondern macht nur, daß ihr euch nicht darin aufzuhalten braucht! Wer sich so ganz dem Herrn gewidmet, sich ganz an Ihn übergeben und Vergebung seiner Sünden in seinem Versöhnungstod gefunden hat; wer keine unversöhnten Blutschulden zurückläßt, keine herrschende irdische Leidenschaft, keine Anhänglichkeit an irgend etwas Sinnliches mehr hat, der schwingt sich gleich nach dem Erwachen vom Tode durch den Hades zu den Lichtreichen und zum Anschauen Gottes empor.

Der Hades hat auch an und für sich selbst nichts Peinigendes, aber auch nicht das Geringste, das dem

Geist Vergnügen und Genuß gewähren könnte, außer, dem was er mitbringt. Ist er auf dem Wege der Heiligung aus der Zeit gegangen und hat doch noch ein und anders an sich, das er nicht in die himmlischen Regionen mitbringen darf, so muß er so lang im Hades bleiben, bis er das alles abgelegt hat; allein er leidet keine Pein, außer der, die er sich selbst macht.

§. 212.

Die eigentlichen Leiden im Hades sind das Heimweh nach der auf immer verlornen Sinnenwelt. Man denke sich einen Menschen, der so ganz in sinnlichen Lüsten und Vergnügen lebte und die höhere Seligkeit der geistigen Genüsse in der Religion nicht kannte; er mag auch übrigens ein guter, bürgerlich rechtschaffener und nicht lasterhafter Mensch seyn, und der nun so hinstirbt, ohne sich gründlich und ernstlich bekehrt und zu Gott gewendet zu haben. Wie muß ihm nun in der dunkeln, durchaus leeren, von allen Gegenständen, die auf irgend einen Sinn wirken können, durchaus entblößten Gegend zu Muth seyn? Jetzt steht ihm sein ganzes Erdenleben mit allen seinen Genüssen lebhaft vor dem Gemüth, er erinnert sich alles dessen, was er zurückgelassen hat, weit lebhafter, als vorher; er sehnt sich nun zurück und kann in Ewigkeit nicht mehr. Jetzt sucht er also einen erbärmlichen Genuß in der Einbildungskraft, indem er sich alle Schönheiten und Genüsse wieder vorstellt, sich auch zu realisiren sucht; allein da es ihm an Stoff dazu fehlt, so sind es lauter armselige Traumbilder, und sein verarmter Geist findet nirgend Nahrung, er trägt also den Samen der Hölle in sich, und nun kommt alles darauf an, was er jetzt noch für Maßregeln ergreift: Es fehlt an guten

Geistern nicht, die ihn liebreich und freundlich belehren, was er zu thun habe, um noch der himmlischen Güter theilhaftig zu werden; er muß nämlich seine Einbildungskraft von allen den Bildern reinigen, und nach und nach, so wie die Bilder abnehmen, auch die Liebe zum Irdischen verlieren. Aber dieß fällt nun dort weit schwerer, als hier — hier lebt man im vollen Genuß der sinnlichen Natur, das Absterben der sinnlichen Lüste geschieht nach und nach, indem man die eine verstößt, genießt man die andere noch, bis auch diese hinfällt und man endlich gegen alle gleichgültig wird. Dazu kommt dann noch Eins: so wie man der Welt abstirbt, so nimmt der innere geistige Genuß zu, der dann auch mit durch die Betrachtung der herrlichen Eigenschaften Gottes, die sich in der Sinnenwelt offenbaren, gestärkt und vermehrt wird. Kurz, dieses gegenwärtige Erdenleben ist recht dazu geeignet, den gefallenen Sünder auf die leichteste und bequemste Weise wieder in seinen Ursprung zurück und zur Seligkeit zu führen! Dort im Hades aber, wo alle Seelennahrung mangelt, nun auch noch gar den letzten armen Genuß ablegen zu müssen, ehe man Geschmack an einem bessern hat, das ist entsetzlich! — und doch ist dieß noch der einzige Weg, zur seligen Ruhe zu gelangen. Wer ihn nicht einschlägt, sondern durch den Umgang mit andern Geistern seines Gleichen sich zu beruhigen sucht, der verstärkt die Bilder seiner Phantasie immer mehr, mithin auch die Leiden seines Heimweh's, die endlich Grimm, Zorn und Raserei in ihm erwecken und nun zur Hölle reif machen. Das Beten für abgeschiedene Seelen ist nicht verwerflich. — Doch ich wende mich wieder zur Erklärung obiger Geschichte.

§. 213.

Diese Geistererscheinung unterscheidet sich von den vorigen darinnen, daß die zwei Wesen aus der andern Welt keine Forderung an die Frau Pfarrerin haben; sie scheint also im Grund zwecklos zu seyn und nur darauf zu beruhen, daß die Seherin ein entwickeltes Ahnungsvermögen hat, wodurch sie zunächst mit dem kleinen Immanuel, der ihr Schutzengel zu seyn scheint, in Rapport gekommen ist. Sie hat also eine natürliche Disposition zum Umgang mit Geistern, diese ist aber immer eine Abweichung von den Gesetzen der Natur. Sie soll also keinen Werth auf die Sache legen: denn wenn sie Freude daran hat, so geht die Entwicklung des Ahnungsvermögens immer weiter, sie kommt mit mehreren Geistern in Bekanntschaft, und kann dann schrecklich irre geführt werden. Wenn dieß aber auch nicht geschieht, so leidet ihre Gesundheit darunter, und sie kommt früher zur Geistergesellschaft hinüber, als außerdem ihre Bestimmung ist. Indessen soll sie ihren kleinen Schutzgeist nicht betrüben, sondern liebreich gegen ihn seyn, auch seinen Umgang nicht meiden, aber auch ja nicht suchen, sondern mit großem Ernst und Eifer immer betend im Andenken an den Herrn zu bleiben suchen, damit sie auf ihrem gefährlichen Wege nicht verirren, oder ihr Leben verkürzen möge. Dieß sage ich der guten Seele im Namen des Herrn zur Nachricht, und empfehle sie dem Schutz unseres Erbarmers.

§. 214.

Was den bedauerswürdigen schwarzen Geist betrifft, so ist er vermuthlich einer von den Vorfahrern des jetzigen Predigers, der noch etwas da zu suchen hat und ärgerlich darüber ist, daß ihn die Frau Pa-

storin sehen kann. Oder, welches noch wahrscheinlicher ist: Er bedient sich dieser Gelegenheit, um seinen Unwillen zu erkennen zu geben, daß nicht mehr Er, sondern ein Anderer auf der Stelle ist.

O wie unglücklich und bedauernswürdig ist dieses arme Wesen! Ist's möglich, Herr! so erbarme dich seiner. Hier muß ich aber eine sehr wichtige Warnung einrücken: man hüte sich doch ja, diese Erscheinung auf einen der vorigen Prediger deuten zu wollen. Richtet nicht, meine Lieben; richtet Euch lieber selbst*).

§. 215.

Merkwürdig ist auch das noch, was der kleine Engel in Ansehung des Pfarrers sagt: es könne ihm das Leben kosten, wenn er ihm erschiene — und es seyen wenig Menschen bestimmt, so etwas zu sehen. Dieß beweist meine Behauptung, daß die Entwicklung des Ahnungsvermögens eine gefährliche und der physischen Natur schädliche Wirkung seye.

Bei den feiernden Figuren auf dem Kirchhof fällt mir noch ein: Sollten sich wohl die abgeschiedenen Seelen zuweilen mit ihrem Auferstehungskeim überkleiden und sich so der Sinnenwelt nähern können? Es gibt ja auch wandernde Geister, welche von mehreren Menschen, auch ohne Entwicklung des Ahnungsvermögens, gesehen werden — diese müssen wohl materiellere Hüllen haben. Da aber auch der Auferstehungskeim unsern sinnlichen Augen verborgen ist und ihn nur diejenigen sehen, die eine physische Anlage dazu haben, so müssen die Geister, vermittelst dieses Auferstehungskeims, Dünste aus der Luft anziehen

---

*) Dieser schwarze Geist ist nun durch das Gebet des Predigers entfernt worden; er erscheint nicht mehr.

und sich daraus eine ihnen zukommende Gestalt bilden können.

§. 216.

Es ist fester Grundsatz bei mir, hier keine Geschichte aufzunehmen, von deren Gewißheit ich keine Beweise habe, sonst könnte ich Beispiele anführen, daß beherzte Leute sich schwarzen gefährlichen Geistern genähert haben, sogar durch sie hingegangen sind, welches ihnen aber sehr schädlich gewesen, indem Geschwüre auf der Haut ausgefahren und sie sehr krank geworden sind. Ein gewisser Nachtwächter Oßmann, der ehemals in Erfurt gelebt haben soll, soll auf diese Weise gestorben seyn; und man sagt, daß damals die Sache dort gerichtlich untersucht worden seye. Man hüte sich also auf der einen Seite vor Vermessenheit, und auf der andern vor Schüchternheit; der wahre Christ meidet unnöthige Gefahren, aber außerdem fürchtet er auch nichts; er bleibt auf seinen Berufswegen, und wenn ihm so etwas begegnet, so prüft er mit Vorsicht; und findet er Wahrheit, ist es ein Geist, so weiset er ihn mit liebreichem Ernst im Namen Jesu Christi an seinen Ort, wohin er gehört. Uebrigens ist das Geistercitiren eine gottlose, unerlaubte Vermessenheit, und das Beschwören und Verbannen lieblos und dem Christenthum nicht gemäß.

§. 217.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier noch die bekannte Geistererscheinung in Braunschweig mittheilen und nach meiner Theorie erläutern, weil sie auch einen Geist betrifft, der hier noch Ein und Anderes zu berichtigen hatte, das ihn an seiner weitern Beförderung hinderte. An der Wahrheit dieser Geschichte ist gar nicht zu zweifeln, ich weiß sie aus mehreren

sichern Quellen und theile sie hier wörtlich mit, wie sie im fünften Stück des zweiten Bandes des Museums des Wundervollen erzählt wird:

„Im Jahr 1746, nach dem Johannistag, starb in Braunschweig ein Herr Dörien, Hofmeister am Collegio Carolino, ein Mann, der jederzeit seinem Amt mit aller Treue und Wachsamkeit vorgestanden hatte, und dem ein sanfter, stets sich gleicher Charakter, eine eben so kluge als natürliche Redlichkeit und eine standhafte Seele eigen war. Kurz vor seinem Tode ließ er einen andern Hofmeister, Herrn M. Höfer, mit dem er in genauer Freundschaft stand, zu sich bitten, um etwas Nothwendiges mit ihm zu sprechen. Dieser, ob er schon bereits im Bette lag, wollte doch den Wunsch seines Freundes nicht unerfüllt lassen, und ging daher zu ihm. Allein er kam zu spät, indem der Kranke bereits schon mit dem Tode rang. Nach einiger Zeit verbreitet sich das Gerücht, als wenn bald Dieser, bald Jener den Verstorbenen im Carolino gesehen hätte. Da aber diese Nachrichten blos von den jungen Leuten herrührten, so fanden sie wenig Beifall, vielmehr wurde alles für ein Resultat der durch die Furcht aufgeregten Einbildungskraft ausgegeben. Endlich ereignete sich im Monat Oktober 1746 ein Vorfall, der Viele bewog, der Erscheinung einen ausgezeichneten Werth beizulegen, anstatt daß man sie vorher als ganz unwahr verworfen hatte. Es erschien nämlich der verstorbene Dörien dem M. Höfer zu der Zeit, als er seiner Gewohnheit nach Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr im Collegium herum ging, um zu sehen, ob seine Untergebenen zu Bette und alles in gehöriger Ordnung sey. Als er an des M. Lampadius Stube kam, sah er den Verstorbenen gleich darneben sitzen in seinem

gewöhnlichen Schlafrock, einer weißen Nachtmütze, welche er unten mit der rechten Hand hielt, so daß man nur die Hälfte seines Gesichts, nämlich den untern Theil vom Kinne bis zu den Augen, doch mit größter Deutlichkeit sehen konnte. Dieser unerwartete Anblick setzte zwar den M. Höfer in einigen Schrecken; allein überzeugt, daß er seinem Beruf nachgehe, faßte er sich bald wieder und ging in die Stube. Nachdem er alles in Richtigkeit gefunden hatte, schloß er die Stube hinter sich zu und bemerkte den vorher gesehenen Schatten noch unbeweglich in seiner vorigen Stellung. Er faßte den Muth, daß er auf ihn losging und ihm gerade in's Gesicht leuchtete; jetzt überfiel ihn aber ein solches Entsetzen, daß er kaum die Hand wieder an sich zurückziehen konnte, welche ihm auch von Stund an so geschwollen war, daß er etliche Monate damit zubrachte."

„Den folgenden Tag erzählte er diese sonderbare Begebenheit Herrn Oeder, Professor der Mathematik, der aber diese Geschichte, als ein Philosoph, nicht glauben wollte, sondern sie für einen Betrug der Einbildungskraft erklärte. Um aber genauer hinter die Sachen zu kommen, erbot er sich, in der bevorstehenden Nacht selbst mitzugehen, weil er mit zuversichtlicher Hoffnung Rechnung machte, den M. Höfer zu überzeugen, daß er entweder nichts gesehen, oder sich von einem Gespenste mit Fleisch und Bein habe hintergehen lassen. Beide gingen daher zwischen eilf und zwölf Uhr an den gedachten Ort; sobald sie aber an die Stube kamen, ruft der Professor Oeder mit einer großen Betheurung: da ist Dörien leibhaftig. — Der M. Höfer ging stillschweigend in die Stube, und bei seiner Zurückkunft saß der Schatten noch immer in seiner gewöhnlichen Stel-

lung, wie des Tages zuvor. Sie sahen ihn geraume Zeit genau an; alles an ihm war deutlich, sogar konnten sie den schwarzen Bart genau unterscheiden; allein es hatte keiner das Herz, ihn anzureden oder anzurühren, vielmehr gingen beide überzeugungsvoll weg, daß sie den vor einiger Zeit verstorbenen Hofmeister Dörien gesehen hätten. Die Nachricht von dieser Begebenheit breitete sich immer mehr und mehr aus, und es begaben sich viele Personen an den bestimmten Ort, um sich von der Wahrheit der Sache durch eigene Erfahrung zu überzeugen; allein ihre Mühe war fruchtlos."

„Der Professor Oeder wünschte selbst dieses Schattenbild noch einmal zu sehen, ging mehrmals allein hin, suchte es in allen Winkeln, mit dem festen Entschluß, dasselbe anzureden; allein auch seine Bemühung wurde durch keinen, seinen Wünschen entsprechenden Ausgang belohnt. Daher er auch seine Gedanken durch die Worte ausdrückte: Ich bin dem Geiste lang genug zu gefallen gegangen; wenn er nun noch etwas haben will, so mag er zu mir kommen! Allein was geschah! Ungefähr nach 14 Tagen, da er an nichts weniger als an ein Gespenst dachte, wurde er früh zwischen 3 und 4 Uhr plötzlich durch eine äußere Bewegung mit Gewalt aufgeweckt. Sobald er die Augen aufthat, sahe er, daß dem Bett gegenüber, am Schranke, der nur zwei Schritte von ihm entfernt war, ein Schattenbild befindlich war, das sich in der Kleidung des Gespenstes darstellte. Er richtete sich auf und konnte nunmehr das ganze Gesicht deutlich sehen. Starr heftete er seine Augen nach diesem Bild, bis es nach einer Zeit von acht Minuten unsichtbar wurde."

„Den folgenden Morgen um eben die Zeit wurde er wiederum geweckt, und er sahe die nämliche Erscheinung, nur mit dem Unterschied, daß die Thür am Schranke einiges Geräusch machte, nicht anders, als wenn sich Jemand daran lehnte. Dießmal blieb auch der Geist länger stehen, so daß ihn der Professor Oeder mit den Worten anredete: Gehe fort, böser Geist, was hast du hier zu schaffen? Auf diese Worte erfolgten von dem Schattenbild allerhand fürchterliche Bewegungen, es bewegte Kopf, Hände und Füße so, daß auch der Professor Oeder angstvoll betete: Wer Gott vertraut u. s. w. und: Gott der Vater wohn uns bei u. s. w. Hierauf verschwand der Geist. Acht Tage lang genoß der bisher vom Geist Beunruhigte nunmehro Friede und Ruhe; allein nach Verlauf dieser Zeit ließ sich abermals früh um 3 Uhr die Erscheinung wieder sehen, nur mit dem Unterschied, daß sie vom Schrank her gerade auf ihn loskam und den Kopf über ihn herbeugte, so daß er auch außer Fassung im Bett aufsprang und mit Heftigkeit auf das Gespenst losschlug. Es wich auch zurück an den Schrank; kaum aber hatte er sich niedergesetzt, so schien der Geist noch einen Angriff wagen zu wollen, weil er sich dem Professor Oeder wiederum näherte. Hier bemerkte der Letztere, daß das Gespenst eine kurze Tabakspfeife im Munde hatte, die er vorher, vielleicht aus Schrecken, nicht wahrgenommen hatte. Dieses Betragen des Geistes und die überaus gelassene Miene, die mehr freundlich als mürrisch zu seyn schien, verminderte seine Furcht und gab ihm den Muth, daß er den Geist folgendermaßen anredete: Haben Sie noch Schulden? — Er wußte schon zum Voraus, daß der Verstorbene einige Thaler Schulden hinterlassen hatte, da-

her kam die Veranlassung dieser Frage. Bei dieser Frage wich das Gespenst einige Schritte zurück, richtete sich gerade in die Höhe, nicht anders, als ob Jemand etwas mit Aufmerksamkeit anhören wolle. Er wiederholte die Frage noch einmal, worauf der Geist mit der rechten Hand über den Mund hin- und herfuhr. Der schwarze Bart, den der Professor deutlich sehen konnte, veranlaßte ihn, die Frage zu thun: Haben Sie vielleicht noch den Barbier zu bezahlen? worauf das Gespenst den Kopf verschiedene Male langsam schüttelte. Die weiße Tabakspfeife war der Veranlassungsgrund zu folgender neuen Frage: Sind Sie etwa noch Tabak schuldig? Hier wich es zurück und verschwand auf einmal. Den Tag darauf entdeckte der Professor Oeder diesen neuen Vorfall dem Hofrath Erath, der einer von den vier Kuratoren am Collegio Carolino war und die Schwester des Verstorbenen bei sich im Hause hatte. Dieser machte sogleich Anstalt, daß die Schuld bezahlt wurde. Diese so glücklich abgelaufene Unterredung mit dem Geist bewog den Herrn Professor Seidler, die nächstfolgende Nacht bei Oeder zu bleiben, weil man vermuthete, der Geist würde wieder erscheinen, welches auch geschah. Früh nach 5 Uhr wachte Oeder plötzlich auf und fand seinen ungebetenen Gast nicht, wie gewöhnlich an dem Schranke, sondern neben demselben an der weißen Wand. Er blieb in dieser Stellung jedoch nicht lange, sondern ging in der Kammer auf und ab, als wenn er begierig wäre, zu wissen, wer außerdem noch im Bette läge. Endlich näherte er sich dem Bette, worauf der Professor Oeder seinen Freund Seidler stieß und zu ihm sagte: voyez! (sehen Sie!) Dieser ermunterte sich gleich, sahe weiter nichts, als etwas Weißes, und den Au-

genblick darauf sagte Oeder: jetzt verschwindet er. Sie sprachen eine geraume Zeit von dieser Begebenheit, und Oeder war unwillig, daß sich der Geist nicht länger aufgehalten hatte. Er fragte Seidler, ob er ihn nicht citiren solle? doch hierin wollte der Letztere nicht willigen, und da der Professor Oeder weiter nichts sprach, so glaubte Seidler, er wolle wieder einschlafen. Dieß war er daher auch zu thun Willens; allein jetzt fuhr Oeder auf einmal im Bette auf, schlug um und neben sich und rief mit einer fürchterlichen Stimme aus: du mußt hier weg, du hast mich lange genug beunruhigt, willst du noch etwas von mir haben, so sage es kurz, oder gib mir es durch ein deutliches Zeichen zu verstehen, und komm nachmals nicht wieder an diesen Ort!"

„Seidler hörte dieß alles mit an; allein er konnte nichts sehen. Als nun Oeder sich einigermaßen beruhigt hatte, fragte Seidler nach der Ursache seines Auffahrens, wo er dann zur Antwort erhielt, daß der Geist zum Zweitenmal gekommen sey, als sie miteinander gesprochen, sich erst vor das Bette gestellt, hernach sich demselben genähert und mit dem ganzen Leibe darüber gelegt hätte. Von dieser Nacht an behielt der Professor Oeder alle Nächte Jemanden bei sich und brannte auch Nachtlicht, welches er vorher niemals gethan hatte. Dieses fruchtete nun so viel, daß er zwar nichts sahe, aber doch fast allezeit, entweder nach drei oder nach fünf Uhr mit einer gewöhnlichen Empfindung, oder vielmehr mit einem Kitzeln aufgeweckt wurde, welche Empfindung er vormals nie gehabt zu haben versicherte. Er beschrieb diese Empfindung als eine solche, dergleichen man zu haben pflegt, wenn man mit einem feinen Flederwisch vom Kopf bis auf die Füße gestrichen wird. Manch-

mal hörte er auch am Schrank einiges Geräusche, oder ein Pochen an der Stubenthür. Nach und nach aber unterblieb beides, so daß er glaubte, auf die Zukunft seines Gastes entledigt zu seyn, daher er auch wiederum allein schlief und kein Licht weiter brennen ließ."

„Zwei Nächte gingen auf solche Art ruhig vorüber; allein die dritte Nacht war das Gespenst um die gewöhnliche Zeit wieder da, obschon in einem merklichen Grad dunkler. Es hatte in der Hand ein neues Zeichen, mit dem es ungewöhnliche Bewegungen machte. Solches war einem Bilde ähnlich und hatte in der Mitte ein Loch, in welches der Geist zum öftern die Hand steckte. Oeder war so beherzt, daß er sagte: er müsse sich deutlicher erklären, sonst könne er nicht errathen, was er haben wolle, oder wenn er dieß zu thun unvermögend sey, so möchte er näher treten. Auf beide Aufforderungen schüttelte das Gespenst den Kopf und verschwand.

„Eben diese Erscheinungen geschahen noch Einigemal, sogar im Beiseyn eines andern Hofmeisters am Carolino. Nach langem Nachsinnen und Forschen, was der Verstorbene wohl mit diesem Zeichen haben wolle, brachte man so viel heraus, daß er kurz vor seiner Krankheit etliche Bilder in eine magische Laterne von einem Bilderhändler auf die Probe genommen, die nicht zurückgegeben worden seyen. Man gab dem wahren Eigenthümer die Bilder zurück, und von der Zeit an blieb Oeder in Ruhe. Der Prof. Oeder berichtete diese Begebenheit von dem Geist an Hof und an große Gelehrte, z. B. an den damaligen Probst Jerusalem, an den Prof. Gebauer in Göttingen, und an den Prof. Segner, und war erbötig, sein Zeugniß mit einem Eide zu bestätigen."

§. 218.

So weit die Erzählung aus dem Magazin des Wundervollen. Ist es nun wohl begreiflich, daß man auch diese Erscheinung einer Täuschung der Einbildungskraft zuschreibt? und doch geschieht es gegen besser Wissen und Gewissen und gegen alle innere Ueberzeugung. Alle, die den Geist sahen, sollen sich dieß blos eingebildet haben, und von dieser Einbildung soll dem verständigen Höfer, der sich nicht täuschen wollte, der Arm geschwollen seyn. — Die täuschende Einbildung soll Dedern bewogen haben, die Tabaksschulden zu errathen und für ihre Bezahlung zu sorgen, und eben so auch die geliehenen Glasgemälde ihrem Eigenthümer zuzustellen? Nein, es ist unmöglich, daß ein vernünftiger Mensch solche unvernünftige Behauptungen im Ernst meynen kann — aber warum behauptet man solchen Unsinn? — Antw. Um das fürchterliche Ungeheuer, den Aberglauben, zu stürzen. Gerade, als wenn das Aberglauben wäre, wenn man ein merkwürdiges Phänomen in der Natur sieht, hört, mit allen Sinnen empfindet, vernünftig prüft und dann Schlüsse daraus zieht. — Sagt doch um Gottes- und der Wahrheit willen, liebe Zeitgenossen, ist denn das Aberglauben? — wenn das Aberglauben ist, so sind alle unsere großen Physiker, Astronomen und Naturforscher sehr verächtliche, abergläubische Menschen, denn sie thun nichts anders, als das! Aber ich weiß sehr wohl, wo der Schuh drückt: die logisch-richtigen Schlüsse, die man ganz natürlich aus einer solchen Erscheinung folgern muß, sind der Aberglaube, den man fürchtet; sie beweist unwidersprechlich die Fortdauer unsers Wesens nach dem Tod, und zwar mit der Rückerinnerung der Geschichte unseres Erdenlebens; und nimmt man noch andere, eben so

wahre und gewisse Erscheinungen dazu, so bringt man bald und ohne Mühe lauter apodiktische Beweise für die Unsterblichkeit der Seelen, für die Gewißheit der Belohnungen und Strafen nach diesem Leben, für erhöhtere Kräfte unseres Wesens nach dem Tod, für die Wahrheit der Erlösung durch Christum — mit einem Wort, für die alte evangelische Bibelreligion heraus, wodurch dann das neuchristlich seyn sollende mechanische, philosophische Lehrgebäude, das sich die durch Luxus und Weichlichkeit abstrapazirte Aufklärung aus dem ärmlichen Vorrath aus der Sinnenwelt abstrahirter Ideen zusammengezimmert hat, total darniedergestürzt und zertrümmert wird! Dieß ist der Aberglaube, den man fürchtet. Darum hat der antichristliche Geist von jeher die Geistererscheinungen gefürchtet; anfangs mißbrauchte er sie zum Popanz oder zum schändlichsten Aberglauben, und da er sie nun gleichsam mit Schande gebrandmarkt hat, so läugnete er sie ganz; beides soll uns aber nicht abschrecken, diese sehr ernste, feierliche und ganz unbestreitbare Zeugnisse für die Wahrheit der Bibel und ihrer Religion aufzusuchen und zu prüfen.

§. 219.

Dörien war also ein untadelhafter, braver und rechtschaffener Mann, und doch war er nicht alsofort nach dem Tode glücklich. Wir wollen ja nicht lieblos über ihn urtheilen, er kann bald hernach selig geworden seyn; sondern vielmehr untersuchen, was ihn zu dieser traurigen Erscheinung bewogen habe. — Daß es kleine Schulden und das Zurückbehalten einiger Glasgemälde waren, ist klar; aber wie oft bleiben solche Sachen unberichtigt, ohne daß deßwegen der abgeschiedene Schuldner wieder zurückkommt und

auf die Berichtigung dringt? — Bei Dörien mußte also noch etwas hinzukommen, und dieses glaube ich darinnen zu finden, daß die noch nicht berichtigten zwei Punkte in seiner Todesnoth seine ganze Seele erfüllten, weßwegen er auch zu seinem Freund Höfer schickte, vermuthlich, um ihn zu bitten, daß er die zwei Punkte in Ordnung bringen möchte, während welcher Zeit er aber mit dieser Sehnsucht starb. — Diese Sehnsucht war also so stark, daß sie den armen Geist in einer so quälenden Lage gleichsam im Thor der Geisterwelt zurückhielt.

§. 220.

Man sieht hieraus, wie wichtig das Hausbestellen vor dem Sterben ist — man suche doch auch im Irdischen vorher alles in Ordnung zu bringen, ehe man die Welt verläßt; hat man das aber nicht gekönnt, oder hat man's versäumt, so ist das denn doch kein Gegenstand mehr, der uns im wichtigsten Zeitpunkt unserer ganzen Existenz beschäftigen, uns mit Sehnsucht erfüllen soll. Was man dann nicht mehr ändern kann, das überträgt man mit inbrünstigen und demüthigen Seufzern aus einem gebeugten Herzen der allwaltenden Vorsehung zur Berichtigung und zur Aufrechthaltung der Ehre, und ergreift dann mit fester Zuversicht die ewige Erlösung durch Christum im Glauben, so daß dieser Gedanke die ganze Seele, das ganze Wesen erfüllt; man hüte sich aber ja, sich mit allem dem Guten, was man etwa sein ganzes Leben durch ausgewirkt haben mag, zu beruhigen und zu trösten; wenn darauf unsere Seligkeit gegründet werden soll, so werden wir in's Gericht geführt und unsere Sünden jenen guten Handlungen gegenübergestellt, und dann sieht's auch mit dem besten Menschen schrecklich aus; im Gegentheil,

wir müssen uns nackt ausziehen und genau mit dem Gefühl und der Gesinnung des verlornen Sohns uns in die Arme des gekreuzigten Allerbarmers werfen, uns mit aller Kraft unserer Seele nach ihm sehnen und nur aus pur lauterer Gnade Ihn um Aufnahme in sein Reich bitten, so wie es auch der arme Schächer am Kreuz machte, dann wird uns diese Sehnsucht mächtig aus der sterblichen Hülle emporflügeln, und dann ist an kein Wiederkommen mehr zu denken.

Jetzt werdet ihr auch, lieben Leser! das Gleichniß des Herrn verstehen, Matth. 22, V. 11. 12. 13. wo der Hausväter die Gäste musterte und Einen fand, der kein hochzeitlich Kleid anhatte; das war so Einer, der mit seiner eigenen Werkgerechtigkeit, seinem elenden besudelten Kleid die Gerechtsame zu haben glaubte, an dieser Tafel zu erscheinen, wo nur die Gerechtigkeit Christi das Hochzeitskleid, die allein gültige Uniform ist.

§. 221.

Der abgeschiedene Geist, von dem hier die Rede ist, erschien so, daß er ohne das entwickelte Ahnungs-Organ gesehen werden konnte; daher bemerkten ihn auch mehrere. Entweder war er noch zu neu in dem Geisterreich, so daß er noch nicht wußte, wie sich ein Geist mit einem noch lebenden Menschen in Rapport setzen könne, oder er fand Niemand, der dazu fähig war. Indessen scheint es doch, daß er Versuche zu jener Entwicklung habe machen wollen, denn er wirkte auf Höfern, dessen physische Natur aber dieses Einwirken nicht ertragen konnte, indem sein Arm ich voll und er es auch nicht mehr wagte, dem Geist näher zu kommen. Oeder konnte zwar dieses Wirken besser leiden, und es kam auch einigermaßen zum Rapport,

aber doch nicht so weit, daß der Geist mit ihm sprechen konnte.

§. 222.

Ich bitte, hiebei wohl zu bemerken, daß ein solcher erscheinender Geist nicht Jedermann hörbar sprechen kann, dazu fehlen ihm die Werkzeuge, sondern wo er Jemand trifft, der ein leicht zu entwickeltes Ahnungsorgan hat, so wirkt er auf ihn, indem er seine Gedanken in das Innere des lebenden Menschen haucht, die sich dann den innern Gehörwerkzeugen mittheilen, und so glaubt der Hörende die Stimme von außen gehört zu haben. Daher kommt's, daß Jemand in Gegenwart Anderer mit einem Geist sprechen kann, ohne daß die Anwesenden des Geistes Stimme hören. Dereinst wird uns das alles begreiflich werden, weil es uns alsdann natürlich ist. Der Geist hört auch nicht mit seinen Ohren, was die Anwesenden sagen, sondern er liest es in der Seele Dessen, mit dem er in Rapport ist, so wie eine magnetische Somnambüle in ihrem Magnetiseur. Ich bitte, dieß alles wohl zu merken, so wird vieles Unbegreifliche erklärbar werden.

Mit Oedern kam es so weit nicht, sey's, daß daß seine physische Natur schwer in Rapport zu bringen war, oder daß es der Geist noch nicht recht verstand.

§. 223.

Höchst merkwürdig ist hier wieder die schaffende Kraft abgeschiedener Geister; als sich Dörien nicht durch Worte verständlich machen konnte, so bildete er sich eine Tabakspfeife in den Mund und eine magische Laterne in die Hand. Alles freilich bloße Dunstbilder, die er aber doch blos durch seine Imagination und durch seinen Willen sinnlich darstellte. Liebe

Leser! was werden wir dereinst im himmlischen Element alles ausrichten können! — Ach, laßt uns doch allen Ernst anwenden, um dort wohl aufgenommen zu werden!

§. 224.

Oeders Betragen gegen den Geist war hart, er schalt ihn einen bösen Geist, ungeachtet er wußte, daß es Döriens Seele war; er schlug um sich, als er sich ihm näherte; freilich war das Alles Folge der Angst, allein auch diese war Folge seiner mangelhaften Grundsätze. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, so hätte ich gesagt: gute, liebe Seele! du bist auf einem Irrwege, um das Irdische bekümmere dich nicht weiter, das ist deiner Aufmerksamkeit nicht werth, dafür laß du mich sorgen. Alles, alles, was du noch zu berichtigen hast, wollen wir, deine Freunde, untersuchen und dann in Ordnung bringen, so daß Jedermann mit dir zufrieden werden soll, und ist noch etwas auf deiner Seele, das wir nicht gut machen können, so wende dich zu deinem Erlöser, der kann alles berichtigen; zu ihm, zu ihm richte nun deine ganze Sehnsucht, da findest du allein Ruhe; der Herr segne dich und gebe dir Friede!

Auf solche Weise hätte ich ihn behandelt, und ich bin überzeugt, daß er mich, wo nicht bei den ersten Erscheinungen, doch endlich, anstatt sich zu verdunkeln, hell verklärt würde verlassen haben. Wenn sich ein Geist so nähert, daß er unserem Körper nachtheilig werden kann, so weicht man aus, wendet sein Gemüth zu Gott und sagt ihm dann freundlich: „Ich sage dir im Namen Jesu Christi, daß du mich nicht berühren darfst!"

§. 225.

Nun will ich noch eine sehr merkwürdige Geister-

erscheinung mittheilen, in welcher auch noch etwas Hinterstelliges im Fleische berichtigt werden mußte, und dann noch von den abgeschiedenen Seelen handeln, die durch Gottes unerforschliche Gerichte verurtheilt sind, den lebenden Menschen zum warnenden Beispiel auf der Gränze zwischen dieser und jener Welt zu bleiben, bis ihr ewiges Schicksal entschieden ist.

Das Fürstenthum Sachsen-Altenburg wurde gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in drei Theile zerstückt, wovon ein Theil zu Gotha, der andere zu Saalfeld gehörte, und der dritte, nämlich Eisenberg, wieder an Gotha kam.

Dieser Herzog Christian hatte nicht lange vor seinem Tod eine sehr merkwürdige Erscheinung, die alle Zeugnisse der historischen Gewißheit für sich hat, und wenigstens in einem der sächsischen Archive aufbewahrt worden, vielleicht auch noch gegenwärtig da zu finden ist. Sie steht in den monatlichen Unterredungen vom Reich der Geister, Leipzig bei Samuel Benjamin Walther 1730, im zehnten Stück, S. 319 u. f.; ich will sie hier wieder so einrücken, wie ich sie in ihrem Styl in gedachtem Buch finde.

„Als um das Jahr 1705 der Herzog von Sachsen-Eisenberg, Christianus, welcher 1707 im April verstorben, sich — (des Mittags) in seinem Kabibinet auf's Bette zur Ruhe gelegt hatte und in unterschiedenen geistlichen Betrachtungen begriffen war, klopfte Etwas an die Thüre des Kabinets. Wiewohl nun der Herzog nicht begreifen konnte, wie solches zuginge, indem doch die Wache und andere Bedienten vor dem Zimmer waren, so rief er dennoch: Herein! da denn eine Weibsperson, Namens Anna,

eines Churfürsten zu Sachsen Tochter, in altväterlicher fürstlicher Tracht hereintrat. Als der Herzog, welcher sich in die Höhe gerichtet hatte und mit einem kleinen Schauer befallen war, dieselbe gefragt, was ihr Begehren sey? antwortete sie ihm: Entsetze Dich nicht, ich bin kein böser Geist, Dir soll nichts Uebels widerfahren. Hierauf verschwand sogleich alle Furcht bei dem Herzog, daß er sie weiter fragte: wer sie wäre? sie gab ihm zur Antwort: Ich bin eine von Deinen Vorfahren, und mein Gemahl ist eben der gewesen, der Du jetzo bist, nämlich Herzog Johann Casimir von Sachsen-Coburg; wir sind aber schon vor hundert Jahren verstorben. Als nun der Herzog ferner nachforschte: was sie denn bei ihm zu suchen hätte? ließ sie sich folgendermaßen vernehmen: Ich habe eine Bitte an Dich, nämlich mich und meinen Gemahl, weil wir uns vor unsrem Ende wegen einer gehabten Zwistigkeit nicht ausgesöhnet, gleichwohl aber beide auf das Verdienst Jesu gestorben sind, zu dieser von Gott bestimmten Zeit mit einander zu versöhnen. Ich befinde mich zwar wirklich in der Seligkeit, jedoch genieße ich noch nicht das völlige Anschauen Gottes, sondern bin bisher in einer stillen und angenehmen Ruhe gewesen; mein Gemahl aber, welcher sich bei meinem Tod nicht mit mir versöhnen wollte, solches aber hernach bereut und in wahrem, obwohl schwachen Glauben an Jesum Christum die Welt verlassen, hat bisher zwischen Zeit und Ewigkeit, in Finsterniß und Kälte, jedoch nicht ohne Hoffnung, zur Seligkeit zu gelangen, sich befunden. Als nun der Herzog viele Einwürfe dawider machte, widerlegte solche der Geist, als hieher nicht gehörig und sie nicht angehend; sagte auch, daß, sobald er in die Ewigkeit gekommen, er gar wohl

erkannt habe, daß einer von ihren Nachkommen bestimmt wäre, ihnen beiden zur Versöhnung zu verhelfen, wie er denn noch mehr sey erfreut worden, da er ihn, den Herzog, als ein Werkzeug Gottes hierzu erkannt habe. Endlich gibt der Geist dem Herzog 8 Tage Bedenkzeit, nach deren Verlauf er um diese Stunde wieder kommen und seine Erklärung erwarten wolle, und verschwand darauf vor seinen Augen. Nun stand der Herzog mit einem 14 Meilen von ihm entfernten Theologen, nämlich dem Superintendenten Hoffkunzen zu Torgau, in besonderer Vertraulichkeit, sogar daß er mit demselben in geistlichen, weltlichen und philosophischen, ja auch Regierungssachen, durch expresse Staffetten zu correspondiren pflegte. Zu diesem gelehrten Mann fertigte er alsobald Jemand ab, erzählte demselben schriftlich die gehabte Erscheinung mit allen Umständen und begehrte seinen Rath und Gutachten, ob er dem Geist in seinem Antrag willfahren sollte oder nicht? Dem Theologen wollte anfänglich diese Sache ziemlich verdächtig, und, wie gewöhnlich, als ein Traum vorkommen, daß er daher sich anfänglich nicht sogleich darein zu finden wußte. Nachdem er aber die sonderbare Frömmigkeit des Fürsten, dessen große Erkenntniß und Erfahrung in geistlichen Sachen; sein zartes Gewissen und zugleich den Umstand, daß sich der Geist am hellen Tage bei Sonnenschein sehen lasse, wohl bei sich erwogen, machte er sich kein Bedenken, dem Herzog folgende Antwort zu ertheilen: Woferne der Geist von ihm keine abergläubische, noch dem Worte Gottes zuwiderlaufende Ceremonien oder andere Umstände verlangte, und er, der Herzog, mit genugsamem Muth zu einer solchen Handlung sich versehen wüßte, so wollte er ihm eben nicht

abrathen, dem Geist seine Bitte zu gewähren. Doch sollte er dabei mit inbrünstigem Gebet anhalten, auch zu Verhütung alles Betrugs den Zugang seines Zimmers und Kabinets durch die Wache und Bedienten wohl bewachen lassen. Der Herzog ließ inzwischen in den Jahrbüchern nachschlagen und befand alles in der Wahrheit gegründet, was der Geist gesagt hatte, sogar daß auch die Bekleidung der begrabenen Fürstin und des erschienenen Geistes gar genau mit einander übereingekommen. Da nun die bestimmte Stunde herbeikam, legte sich der Herzog wieder auf das Bette, nachdem er der Wache vor dem Zimmer scharfen Befehl gegeben, keinen einzigen Menschen hineinzulassen; und wie er selbigen Tag mit Beten, Fasten und Singen angefangen hatte, also erwartete er den Geist unter währendem Bibellesen, welcher sich auch accurat um eben dieselbe Stunde wie vor 8 Tagen eingestellet, und endlich auf des Herzogs Rufen: Herein! in voriger Kleidung in das Kabinet getreten. Gleich anfangs fragte derselbe den Herzog, ob er sich entschlossen habe, ihrem Verlangen ein Genüge zu leisten? worauf dieser zur Antwort gab: Woferne ihr Begehren nicht wider Gottes Wort liefe, auch sonst nichts Abergläubisches bei sich führte, wollte er es in Gottes Namen thun, und möchte sie ihm nur deutlich anzeigen, wie er sich dabei verhalten sollte. Auf diese Erklärung ließ sich der Geist folgendergestalt vernehmen: Es ist nichts wider Gottes Wort und verhält sich die Sache also: Mein Gemahl hatte mich bei meinen Lebzeiten unschuldiger Weise wegen Untreue im Verdacht, weil ich mich mit einem frommen Cavalier manchmal im Geheim von geistlichen Sachen unterredete. Er faßte deßwegen einen unversöhnlichen Haß gegen mich, wel-

cher so heftig war, daß, ob ich schon meine Unschuld genugsam darlegte, ja auf meinem Todbette ihn zur Versöhnung bitten ließ, dennoch derselbe weder seinen Haß noch Argwohn fahren zu lassen, noch zu mir zu kommen sich entschließen wollte. Weil ich nun alles bei der Sache gethan, was ich thun konnte, starb ich zwar in wahrem Glauben auf meinen Heiland, gelangte auch in die ewige Ruhe und Stille, genieße aber das völlige Anschauen Gottes noch nicht. Mein Gemahl hingegen, wie gedacht, bereute zwar seine Unversöhnlichkeit gegen mich nach meinem Tode, und starb endlich auch in wahrem Glauben, doch ist er bisher zwischen Zeit und Ewigkeit in Angst, Kälte und Finsterniß gewesen. Nunmehr aber ist die von Gott bestimmte Zeit gekommen, daß Du uns hier auf dieser Welt mit einander aussöhnen und uns dadurch zu unserer vollkommenen Seligkeit befördern sollst. Was soll ich aber hiebei thun und wie verhalte ich mich eigentlich bei der Sache? fragte der Herzog, und erhielt vom Geist die Antwort: Künftige Nacht halte Dich fertig, da wollen ich und mein Gemahl zu Dir kommen (denn ob ich gleich am Tage komme, so kann doch solches mein Gemahl nicht thun) und soll ein Jedes bei Dir die Ursachen der unter uns obwaltenden Uneinigkeit erzählen; alsdann sollst Du das Urtheil sprechen, welches von uns recht habe, unser beider Hände zum Zeichen der Versöhnung in einander legen, den Segen des Herrn über uns sprechen und hierauf Gott mit uns loben. Nachdem der Herzog dieses zu thun versprochen, verschwand der Geist; der Herzog aber verharrete in seiner Andacht bis den Abend, da er seiner Wache nachdrücklich anbefahl, sowohl keinen Menschen in das Zimmer zu lassen, als auch Achtung zu geben, ob sie et-

was würden reden hören. Hierauf ließ er zwei Wachslichter anzünden und auf den Tisch setzen, auch die Bibel und das Gesangbuch herbeibringen, und erwartete also, wenn die Geister ankommen würden. Diese stellten sich auch nach eilf Uhr ein, und zwar kam die Fürstin, wie zuvor, in lebhafter Gestalt hereingetreten und erzählte nochmals dem Herzog die Ursache ihrer Zwistigkeit; alsdann kam auch der Geist des Fürsten in ordentlicher fürstlicher Tracht herein, wiewohl ganz blaß und todtenhaft aussehend, und gab dem Herzog einen ganz andern Bericht von ihrer gehabten Uneinigkeit. Der Herzog fällte hierauf das Urtheil, daß der Geist des Fürsten unrecht habe, welches auch dieser selbst bejahet und gesprochen: Du hast recht geurtheilet! Hierauf nimmt der Herzog die eiskalte Hand des Fürsten, legt sie in der Fürstin ihre Hand, welche recht natürliche Wärme gehabt, und spricht den Segen des Herrn über sie, wozu sie beide das Amen gesagt; also fängt der Herzog den Gesang: Herr Gott dich loben wir, an zu singen, daß ihm dann gedäucht, als höre er sie wirklich alle beide mitsingen; nachdem solches Lied zu Ende gebracht, sagte die Fürstin zum Herzog: den Lohn wirst Du von Gott bekommen und bald bei uns seyn, worauf sie beide verschwanden. Von dieser Unterredung hatte die Wache nichts als die Worte des Herzogs gehört, welcher, wo ich nicht irre, ein Jahr darauf verstorben und sich aus geheimen Ursachen in ungelöschten Kalk begraben lassen." So weit diese Erzählung.

§. 226.

Diese Erscheinung gibt mir Anlaß zu verschiedenen wichtigen Bemerkungen: daß Herzog Christian ein entwickeltes Ahnungsorgan hatte, erhellt daraus,

weil nur er allein die Geister sahe und reden hörte. Vermuthlich wurde er auch um dieser natürlichen Anlage willen, und dann auch noch aus andern Ursachen, die ich im Verfolg angeben werde, zu dieser sonderbaren gerichtlichen Entscheidung gewählt. Daß die Fürstin in ihrer irdischen Kleidung erschien und ihrer Ruhe und innern Friedens ungeachtet doch noch nicht zum Anschauen Gottes gelangt war, beweist, daß sie sich noch im Hades befand, der Zwist mit ihrem Gemahl hielt sie noch immer zurück, und ihre Imagination war noch nicht von den irdischen Banden entfesselt. Sie hatte auch darinnen sehr gefehlt, daß sie mit einem Cavalier einen vertrauten Umgang hatte, und wenn er auch der erbaulichste, der heiligste war, denn sobald sie wußte, daß sich ihr Gemahl daran ärgerte, mußte sie den Freund gänzlich meiden. Liebe Leser! bemerkt dieß wohl! hundert Jahr mußte diese fromme Fürstin die eigentliche Seligkeit entbehren, ungeachtet sie im wahren Glauben an Jesum Christum gestorben war und ihrem Gemahl die Versöhnung angeboten hatte, weil sie wissentlich Ursache an seinem Aergerniß gewesen war. Der vertraute, auch erbauliche Umgang beider Geschlechter mit einander ist äußerst gefährlich und erfordert eine ungemeine Vorsicht.

§. 227.

Wenn man das Schicksal des Herzogs Johann Casimir bedenkt, so muß einem Schauer und Entsetzen anwandeln — er mußte hundert Jahr in Kälte und Finsterniß mit seinem innern Gram über die vermeintliche Untreue seiner Gemahlin ausharren, und dieß ohne irgend eine ersinnliche Erquickung in dem weiten öden Hades — und Gott weiß, in welcher Gesellschaft, oder auch in gar keiner, also einsam.

Ach Gott! wie schrecklich! — Auch er war im Glauben an Christum, aber unversöhnt mit seiner Gemahlin, gestorben; jener Glaube hielt nun noch den Anker seiner Hoffnung fest; er war der Magnet, der ihn endlich noch aufwärts zog. Und doch hatte er seine Unversöhnlichkeit vor seinem Tod bereut. — Man merke diesen höchst wichtigen Punkt wohl! — Man versöhne sich doch ja mit Jedermann, ehe man aus der Welt geht — und da dieß noch heute geschehen kann, so versäume man jenes keinen Augenblick. Bedenkt doch die furchtbaren Worte: „vergib uns unsre Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben.“

Eine Seele, die noch den geringsten Groll in sich hegt und ihn mit in die Ewigkeit nimmt, kann nicht selig werden, sie mag auch sonst so gläubig und fromm gewesen seyn, als nur immer möglich ist. Bitterkeit ist der Natur des Himmels und seiner Verfassung gerade zuwider. Das Blut Christi, der am Kreuz unter den schrecklichsten Beleidigungen anstatt Bitterkeit Liebe übte, macht auch rein von dieser Sünde, wenn es in unsern Adern strömt.

§. 228.

Aber wie kann ein solcher abgeschiedener Geist Kälte und Wärme, Licht und Finsterniß empfinden?

Der Geist, der noch an seinem Geld hing und Vater und Sohn bewegen wollte, es da, wo es begraben war, zu heben, wie ich in der ersten Erscheinung erzählt habe, erschien am Tage; aber er sprühte auch Funken aus seinen Fingerspitzen und fühlte Qual, wenn er zornig oder unruhig im Gemüth war. Daß die ätherische Hülle des Geistes, so lang sie sich in den untern Regionen, in oder über der Erde im Dunstkreis aufhält, Theil an den Veränderungen und

Modificationen der Lichtmaterie nimmt, ist wahrscheinlich. Wenn noch heftige Leidenschaften die Seele beherrschen, so kann sie ohne die schrecklichste Qual den Tag nicht ertragen, weil in solchem die Lichtmaterie in ihrer größten Wirksamkeit ist und die Leidenschaften die Hülle in Glut setzen würden. Die bösen Geister schützt auch Nacht und Finsterniß nicht vor dieser Glut! Fromme, selige Geister, die in der Liebe und in der Sanftmuth leben, die keine Leidenschaft mehr beherrscht, befinden sich droben im reinen Aether, wo sie weder Hitze, noch Kälte, noch Finsterniß mehr berührt. Sie leben in ihrem ewigen Element und genießen der Seligkeiten Fülle!

Für unsern fürstlichen Geist war es eine Wohlthat, daß er in Finsterniß und Kälte verbannt war, im Element des Lichts würde ihn die Eifersucht entzündet und gepeinigt haben. Dadurch wäre jene Leidenschaft gestiegen und er nach und nach zur Hölle reif geworden. Es ist erstaunlich, wie schwer es nach dem Tode hält, fixer Ideen und eingewurzelter Passionen los zu werden. Hier, meine Lieben! hier müssen wir sie in den Tod geben!! Denkt nur! der arme Fürst mußte hundert Jahre harren und konnte sie nicht überwinden; so daß endlich ein außerordentliches Mittel gewählt wurde, um ihn davon zu befreien und weiter zu fördern.

§. 229.

Aber eben dieß außerordentliche Mittel macht der Vernunft zu schaffen. — War denn in der ganzen Geisterwelt kein Wesen, das diese Versöhnung zwischen den fürstlichen Ehegatten bewirken konnte? Warum wurde gegen die Naturgesetze des Geisterreichs eine noch lebende fürstliche Person aus der nämlichen Familie dazu gewählt? — Ich bin überzeugt, daß

auch dieser Schritt der beiden Geister aus Irrthum und Mißbegriffen entstand. Jeder Rückweg aus dem Uebersinnlichen ins Sinnliche ist gesetzwidrig, und wenn es der Herr zuläßt, so hat Er seine heiligen Ursachen dazu. Die Fürstin sagt zwar, sie habe gleich erkannt, sobald sie in die Ewigkeit gekommen sey, daß Einer aus ihren Nachkommen sie beide versöhnen würde; allein das sagte sie vermöge ihres nunmehr ganz entwickelten Ahnungsorgans; positiver Wille Gottes war es schwerlich, wohl aber seine Zulassung, weil es der einzige noch übrige Weg war, auf dem diese armen Fürstenseelen beruhigt werden konnten. Ich will mich deutlicher erklären, dadurch bekomme ich Anlaß, eine höchst wichtige Sache, die noch meines Wissens sehr wenig in Ueberlegung gezogen worden, meinen Lesern warm und ernstlich ans Herz zu legen:

§. 230.

Wir wollen uns einen sehr frommen Gelehrten denken, der in einem öffentlichen wichtigen Amt steht, folglich Ehre und Ansehen genießt, — oder einen Kaufmann, der große Geschäfte macht und reich ist, — kurz einen jeden Honoratioren, jeden von Adel, jeden Regenten, vom Niedrigsten bis zum Höchsten. — Wir wollen aus diesen Ständen einen wahren Christen wählen, uns an seine Stelle setzen und nun unsere Gesinnungen gegen Christen aus den niedrigen Ständen prüfen. Die Idee einer höhern Würde, die wir von Jenen besitzen, setzt sich allmählig in unserm Gemüth fest, ohne daß wir es bemerken — sie ruht, so lang uns ein Geringerer die uns zukommende Ehrerbietung bezeigt; wir lassen uns auch wohlgefällig zu ihm herab und nennen ihn Bruder; aber sobald er sich Etwas gegen uns heraus-

nimmt, irgend eine Ehrbezeigung unterläßt, die wir von ihm zu fordern das Recht zu haben glauben, so rührt sich flugs jene Idee, und wenn wir nicht alsofort zum Kreuz kriechen und uns da mit Sanftmuth und Demuth waffnen, so zündet dieser Funke im Herzen, die Liebe verlöscht und das Feuer des Hochmuths und der Rache entzündet sich, so daß wir beleidigend werden und so der Hölle und ihrem Fürsten ein wohlgefälliges Opfer bringen; hernach haben wir lange, ach! lange zu thun, bis das durch jenes Zornfeuer ausgedörrte Herz der sanften Einflüsse von oben wieder empfänglich wird und Keime der Liebe und Demuth treibt. Wird diese Idee nicht vor dem Tod gänzlich ausgetilgt und sie geht so fixirt mit in die Ewigkeit über, so ist der Genuß der vollen Seligkeit durchaus unmöglich, denn dort ist die Ordnung der Stände nach ganz andern Gesetzen eingerichtet; der höhere oder niedere Grad der Liebe und der Demuth, mit Einem Wort, der Heiligung, bestimmt da den Grad der Würde, des Amts und der Ehre; da kann ein Regent den geringsten seiner Unterthanen, ein vornehmer Mann seinen Schuhputzer, eine Dame ihr armes Aufwartmädchen und ein Reicher den armen zerlumpten Bettler, den er oft mit einem Kreuzer an der Thür abspeiste, in hoher Würde und mit Herrlichkeit bekleidet antreffen, auch ihm wohl untergeordnet werden. Wenn da nun jene Idee noch in ihm lebt, so zündet sie dort in der ätherischen Hülle viel lebhafter, das Neid- und Zornfeuer glüht auf, die seligen Geister weichen zurück und der arme Geist flieht in die Ferne, in den öden Hades, in Kälte und Finsterniß, wo dann, wenn er anders im wahren Glauben an Christum gestorben ist, sein Feuer nach und nach verlöscht, und er dann endlich, wenn

die fixe Idee abgestorben ist und die Quelle der Liebe und der Demuth keinen Funken mehr aufglimmen läßt, in die höheren Sphären gefördert wird.

§. 231.

In der gegenwärtigen Verfassung der Menschheit bestimmten Geburt, Glück, Reichthum, größere Fähigkeiten des Geistes, ohne Rücksicht auf Tugend und Frömmigkeit, den Unterschied der Stände. Diese Ordnung hat auch Gott für dieses Leben so gewollt, und jeder Mensch ist hoch verpflichtet, sie zu respektiren und sich vollkommen gehorsam gegen ihre Gesetze zu betragen; wer das nicht thut, der verdient Strafe. Wir haben während der französischen Revolution gesehen, welche schreckliche Folgen die Aufhebung und Störung dieser Ordnung hat. Daher ist es auch recht und billig, daß Jeder die Ehre, den Gehorsam und die Achtung fordert, die ihm von Amtswegen gebührt, und daß der gestraft wird, der das aus der Acht läßt, aber es muß auch rein und lauter aus Pflichtgefühl gegen die Gesetze der Ordnung, und ja nicht aus jener Idee des Gefühls größeres eigenen Werths geschehen.

§. 232.

Wenn ein Fürst, ein Regent ein wahrer Christ wird und als ein solcher auch regiert, Land und Leute glücklich macht, so hat er freilich auch in jenem Leben ein weit herrlicheres Loos zu erwarten, als jeder andere Sterbliche, denn wie viel hat eine Fürstenseele von Jugend auf zu bekämpfen, wie viele Gefahren zu bestehen, wie viele Versuchungen zu überwinden und wie vieles zu verläugnen? — Wenn sie nun in dem allem bis in den Tod getreu bleibt, wie groß wird dann droben ihre Freude seyn! Nimmt man nun noch dazu, was Christus dem verspricht,

der über Weniges getreu gewesen, was wird Er nicht dem gewähren, der Vieles mit Treue verwaltet hat? — Allein bei dem allem wird doch seine Seligkeit sehr vermindert, wo nicht gar aufgeschoben werden, wenn er mit der Idee eines vorzüglichern Geschlechts, des Familienstolzes und edleren Geblüts hinüber kommt. Dieß alles muß in diesem Leben noch in den Tod und gänzlich aus dem Herzen ausgetilgt werden!

§. 233.

Hierin, fürchte ich, hat es bei den beiden frommen fürstlichen Geistern noch gefehlt; auch die Idee war bei einem oder gar bei beiden fest geworden, daß sie eine Standesperson aus ihrer Familie versöhnen müßte. — Geringere waren ihnen nicht würdig genug dazu, und gegen andere ihres Standes hatten sie das Mißtrauen aus diesem Leben mit hinüber genommen. Sie mußten also auch deßwegen so lange harren, weil sich in ihrer Familie so leicht Niemand fand, dem die Entwickelung des Ahnungsvermögens nicht schadete — (und doch starb Herzog Christian ein Jahr hernach) und der auch zu diesem Geschäfte die gehörigen religiösen Gesinnungen hatte.

§. 234.

Warum sich wohl der gute fromme Fürst Christian in lebendigen Kalk begraben ließ? — Freilich! damit sein Körper alsbald verwesen möchte; aber warum dieß? Wahrscheinlich hat er geglaubt, daß sich die beiden Geister ihrer noch unverwesten Körper bei der Erscheinung bedient hätten, diesem wollte er nach seinem Tode entgehen, der gute Fürst! das hatte er wohl nicht zu befürchten.

§. 235.

Ich komme nun zu denen Geistererscheinungen,

die das ernste göttliche Gericht auf lange Zeit verurtheilt hat, den lebenden Menschen zum warnenden Beispiel, auf der Gränze zwischen dieser und jener Welt zu verweilen, bis ihr ewiges Schicksal entschieden ist.

Ein gewisser frommer und gebildeter Bürger und Handwerksmeister in einer Stadt schrieb mir vor ein paar Jahren eine merkwürdige Geistererscheinung, die einem seiner Freunde begegnet, aber mit der es noch nicht ganz im Klaren ist, weßwegen ich sie auch hier nicht erzählen mag. Bei dieser Gelegenheit erwähnte er in seinem Brief einer Geschichte, die er selbst erlebt habe; ich bat ihn, mir diese ausführlich mitzutheilen; hier folgt sie mit seinen eigenen Worten:

„Ich kam den 24. Februar 1800 zu meinem lieben unvergeßlichen Meister ..... in .... in Arbeit, allwo ich zwei Jahre und sechs Wochen zubrachte, ehe ich mich in die Schweiz nach Basel begab. Da ich nun von Jugend auf nichts von Gespenstern (außer einigen schwachen Spuken) gesehen hatte, so war ich Tag und Nacht durchaus nicht furchtsam, sondern jederzeit, und auch da, unerschrocken. Da geschah es nun öfters spät in der Nacht, daß ich in meiner Schlafkammer etwas zu thun oder zu holen hatte, das ich auch jedesmal finster, für mich und meine Nebengesellen gern verrichtete. Und ich kann wohl sagen, daß ich damals nie etwas gesehen, doch aber schon gehört hatte; das schrieb ich dann, weil ich von nichts wußte und von nichts wissen wollte, und wenn's mir noch so verdächtig schien, den Katzen, Ratten oder Mäusen zu. Und so mögen ungefähr fünf Wochen verflossen gewesen seyn, als ich des Nachts ebenfalls einmal, ohne ein Licht mitgenommen haben, von meiner Schlafkammer wieder herunter

in die Stube kam, daß nun unsre damalige Magd D.... zu lächeln anfing und dabei sagte: der L..... fürchtet sich doch nicht; geht doch einer einmal kecklich auf die Bühne hinauf; aber ich steh' dafür, es wird ihm anders kommen, wenn ihm einmal unser S........ begegnet, oder sich recht hören läßt. Ich stutzte über diese Rede, doch sagte ich weiter nichts; übrigens ging mir doch ein großes Licht über die Furcht auf, die man vor dem Hinaufgehen auf den Boden hatte; weil nämlich dieß Niemand einzeln, geschweige ohne Licht, außer mir, wagte. Daher merkte ich bald, daß man da ein Gespenst ahnen müsse.

„Nun war aber meine Spannung, so Etwas auch sehen, oder von der Art gründlich zu hören, so angefeuert, daß ich des Nachts immer lauerte, bis ich gewissen Grund in der Sache erfahren hatte. Nun waren die Osterfeiertage vor der Thür, und ich schloß schon zum Voraus, daß sich in denselben etwas zeigen könnte, und wirklich geschah es auch; denn als ich einmal mit meinen Nebengesellen des Nachts in die Schlafkammer ging, so fing es über derselben, also auf dem vierten Boden (denn unsre Kammer war drei und dieser Boden vier Treppen hoch), also an dem Ort, wo gewöhnlich von jeher die meisten Unruhen gespürt worden waren, ganz subtil von hinten her an zu schlurfen, gerade so, wie wenn Einer ganz matt und mühsam in alten Pantoffeln einherschleicht und in der Finsterniß gewisse Tritte sucht; während diesem waren alle drei Gesellen im Bett, und mein Schlafkamerad schlüpfte indessen so unter die Decke hinunter, daß nichts von ihm bemerkt werden konnte, ich aber behorchte die Sache genau und athmete kaum hörbar. Da sich nun dieses Geschlürfe von hinten

her bis über unsre Bettstellen gezogen hatte, so that es auf einmal einen so fürchterlichen Fall, daß die Fenster und unsere Bettstellen zitterten. Es war just ein Fall, als wenn Einer, von der Last gedrückt, einen schweren Sack auf diesen Boden hätte fallen lassen. Ich muß gestehen, daß ich noch nie einen solchen schauerlich dumpfen Fall gehört habe; unterdessen dauerte das Schlurfen noch eine Zeitlang fort, ehe es ganz ruhig wurde; jetzt stieß mich mein Nebengeselle, der unter der Decke steckte, an, und sagte ganz leise: du wirst verstehen, warum wir dir von einem S........ sagten? Ja, antwortete ich laut, den will ich aber auch sehen, ehe ich nur so glaube. — Er versetzte: — Pscht! sey doch still, du machst uns alle noch unglücklich! Ich lachte und war gerade im Begriff, aus dem Bette und hinauf zu steigen, aber er hielt mich und bat um alles willen, doch stille zu seyn und bei ihm zu bleiben; dieß that ich ungerne; doch nahm ich mir vor, es zu thun, wenn alle schlafen würden und er sich hören ließe. Endlich schliefen wir ein.

Des andern Morgens erzählten wir unserem Meister, was sich die Nacht zugetragen und was ich mir vorgenommen gehabt hatte. Dieser hörte es ohne Verwunderung an und sagte mit einem besondern Nachdruck, der ihm ganz eigen ist: Ich will Ihm die Sache erklären: diese Unruhen, die ihr diese Nacht hörtet, sind in unsrem Hause nichts Neues und waren einst die Ursache, daß es mein Großvater kaufen konnte; er war aus M..... in H...... und auf der Wanderschaft hieher gekommen, wo er dann einige Jahre zubrachte, ehe er sich entschloß, hier zu heirathen. Dieses Haus stund leer, und der damalige Eigenthümer, ein wohlhabender Mann, war deßwegen

ausgezogen, und gesonnen, es dem Nächsten, Besten zu verkaufen. Mein Großvater, ein religiöser unerschrockener Mann, benutzte diesen Umstand und ging hin, es zu kaufen; Jener gab ihm sogleich die Schlüssel, daß er es selbst besehen konnte, aber er selbst ging nicht mit, sondern überließ es ihm sogleich käuflich um einen sehr geringen Preis, und erzählte ihm zugleich, warum dieses Haus so in's Unglück gekommen und was ihm von den Vorfahren her gesagt worden sey, nämlich: es sey vor 300 Jahren ein Kapuzinerkloster gewesen, von denen Einer noch diese Stunde im Hause umherschwebe und des Nachts, besonders auf jenem Boden, die Menschen beunruhige. Die Ursache, warum? habe bisher Niemand erfahren können; aber die Kennzeichen eines ehemaligen Klosters könne er in dem Haus selbst, so wie auch in den daran gebauten wahrnehmen. Z. B. Klostergemälde, Altanen, Kreuzgänge, ehemalige Zellthüren, und wenn er hinter dem Ofen in der mittlern Wohnstube nachsehe, so würde er die Jahrzahl 1550 sehen, da muß aus einer Zelle erst die Stube gemacht worden seyn. Dieß alles ist auch noch so, sagte mein Meister, wie ihr selbst sehet, aber alle diese Kennzeichen hinderten meinen Großvater nicht; er zog ein und wohnte darin. Nun hörten wir zwar von ihm, daß sich von Zeit zu Zeit ein Gepolter und ein solcher Fall im Haus habe hören lassen, aber so öfters und so heftig sey es damals nicht gewesen, auch habe er und die Seinigen nie etwas zu Gesicht bekommen, und schon damals ist dem Unruhmacher der Name S........ gegeben worden. Unter diesen Umständen starb mein guter Großvater und mein seliger Vater bekam das Haus; jetzt wurde die Unruhe etwas lauter.

Um diese Zeit bekam ein Bäcker, Namens ....., den untern Stock zur Wohnung: da dieser nun einsmals des Morgens vor Tage an seinem Ofen stund und gerade sein Brod eingesetzt hatte, hörte er endlich das schmale Gänglein herauf, das von der großen steinernen Kellertreppe in den Hausgang, wo der Backofen ist, führt, ein leises Schlurfen, das ihm die nahe Ankunft eines lebenden Wesens verkündigte, und auch wirklich nach einer kleinen Pause einen langbärtigen, ältlichen, mit einer Kutte und einer ziemlich schwarzen Schlafmütze gekleideten Kapuziner gegen sich heraufkommen sah. Er aber, statt stehen zu bleiben und etwa sein Begehren anzuhören, erschrack so sehr, daß er in seine Stube hinein floh, alles verschloß und verriegelte, und sein Brod im Ofen stecken und, weil er vor hellem Tage nicht mehr herausging, Alles darin verbrennen ließ! Dieß war das erste Gesicht von ihm im Hause. Hernach hat ihn in eben dieser Gestalt auch unser, auf diesem Boden wohnender Hausherr, der W.... gesehen, gerade als er die Stiege des dritten Bodens auf den vierten hinaufschlich. Auch liegen des W.... Gesellen, die neben unserer Schlafkammer lagen, um der öftern nächtlichen Beunruhigungen willen, nicht mehr droben, sondern sie schlafen lieber in ihrer ungesunden Werkstätte, und jene Kammer steht leer. Dieß ist es, sagte mein guter Meister, was ich von diesem Umstand zu reden weiß. Das war mir aber einstweilen genug; ich kannte ihn, daß er, wenn die Sache nicht bestätigt gewesen wäre, lieber nichts gesagt hätte. Ich sagte daher: diesen Kapuziner möchte ich nun auch sehen! — Ja, sagten Alle, sey Er nur nicht frech, wir wollen Ihn gewarnt haben. Indessen konnte ich doch fast nicht erwarten, bis ich wieder

Gelegenheit hatte, die Sache mit anzuhören; allein es geschah nicht alle Nacht, sondern sehr unbestimmt.

„Endlich aber wurde gegen Johanni hin meines Meisters Bruder, ein Z...., der unter unserer Schlafstelle wohnte, krank, und je mehr seine Krankheit stieg, desto heftiger ließ sich der Geist oben auf der Bühne hören, so daß ich über dem Anhören dieser natürlichen Bewegungen, Tönen und Fallen manche Stunde schlaflos zubrachte. Dieß sagten wir dann wieder unsrem Meister; dem ging es dießmal mehr zu Herzen, weil er die Ursache nicht reimen konnte, besonders aber, als vollends mein Nebengesell, der Schaden an seiner Gesundheit angab, gehen wollte. Ich flößte diesem Muth ein, so viel ich konnte, und er blieb dann auch wirklich bis folgende Weihnachten. Aber die Krankheit des seligen ...... stieg, und er nahte sich im Glauben an Jesum den Gekreuzigten seinem seligen Ende und ging ein zu seines Herrn Freude. Ich war bei seinem Heimgang, und die Eindrücke sind und bleiben mir unvergeßlich: ich half seine Hülle tragen in die dritte Kammer von der Stube abwärts, wo sie lag bis an den dritten Tag, eh' dieses Saamenkörnlein auf Hoffnung unsern Augen entzogen wurde. Des Abends, da ich vorher manche Nacht gewacht hatte, ging ich mit meinen Nebengesellen zu Bette, aber was geschah? Jetzt ließ sich der Geist auf eine solche Art hören, daß es mir noch schaudert, wenn ich daran denke; denn kaum hatten wir uns niedergelegt, so fing es wieder an von hinten schwer langsam vorwärts zu schleichen, meine zwei Nebengesellen verkrochen sich abermals unter die Decke; allein dießmal nützte es nichts, denn diesen Vorgang hörten Alle, weil es gleich darauf einen solchen schrecklich schauerlichen Fall that, daß wieder Alles zusammen

zitterte. Ich behorchte es genau und hörte, daß es nur eine Pause todtenstill war. Aber nun schauderte mich's, als sich nach derselben ein Mark und Bein durchdringender hohler Seufzer hören ließ; diesen zu beschreiben, wäre vergeblich; denn ich darf behaupten, daß kein Mensch und keine Kreatur einen solchen kläglichen, trauer- und schauerlichen Ton von sich geben kann; und als dieses geschehen, war es, als wenn ein schwer Gefallener sich wieder allmählig aufzuraffen suchte und doch nie zum Gehen kommen kann, sondern im Begriff des Aufstehens wieder unter der Last zusammenbricht und eine Pause wieder ohnmächtig daliegt; denn nun fing es an sich aufzusteupern und dann wieder auszuglitschen, und darunter hinein die fürchterlichsten Seufzer hören zu lassen; kurz, diese Scene war fast nicht anzuhören; und das Nämliche ließ sich auch in der zweiten Nacht vernehmen.

„Glauben Sie ja nicht, daß dieses etwa von bösen Leuten hätte geschehen können; denn wie gesagt, keiner wäre es im Stande gewesen, und im Haus wäre keiner auf den Boden gegangen, und von außen konnte kein Mensch herein. Nach der Beerdigung des sel. Mannes sagten wir unsrem Meister nun, was sich in den verflossenen Nächten ereignet habe. Diesem ging der Schmerz bis an die Seele; er erzählte die Geschichte dem sel. Herrn Konsistorialrath ...... und dann auch dem Herrn Hofcaplan ...., besonders aber bezog er sich auf die letzten Unruhen; allein diese ließen sich auf die Sache nur so weit ein, daß sie den Schluß machten: es scheine, daß, da sein verstorbener Bruder so selig in jene Wohnungen übergegangen, es diesen noch unseligen Geist sehr schmerzen müsse, daß er auf diese Weise noch hier schweben solle, das scheine sein Seufzen und

Stöhnen und die außerordentliche Unruhe über den Heimgang seines seligen Bruders zu beweisen; allein daß er sich nicht sowohl sehen als hören lasse, daraus sey zu schließen, daß seine Erlösung ferne seyn müsse. Diese Aeußerungen waren meinem Meister theils erfreulich, theils betrübend, weil er auf diese Art sobald keinen Ausgang hoffen durfte.

„Nach selbiger Zeit war ich aber sehr beschäftigt, ihn zu bereden, des Nachts in der Stille auf diesem Boden zu wachen, ob sich der Geist nicht etwa sehen lasse; dieß wurde endlich bewerkstelligt. Er, gedachter W.... und ich saßen da bis nach Mitternacht, Keiner athmete laut, aber so stille wir saßen, so war es doch noch stiller auf dem Boden, und ich glaube, wenn wir heute noch säßen, so würde es auch noch so seyn. Auch wurde beschlossen, gemeinschaftlich, nämlich mein Meister, mein furchtsamer aber gottesfürchtiger Nebengesell und ich, daselbst des Abends zu beten, um auch in dieser Sache die Hülfe Gottes zu erflehen. Das hatte nun den Erfolg, daß, ob wir schon nie etwas sahen, doch nachher die Unruhen etwas schwächer wurden. Uebrigens, einen Umstand muß ich über obiges Wachen noch bemerken, nämlich: damals hatte meine gespannte Erwartung, besonders gegen Mitternacht, den höchsten Grad erreicht, und ich war ordentlich unwillig, daß sie vergebens war; aber noch stutziger wurde ich, als ich nach 1 Uhr wieder herunter kam und das alte Gepolter doch wieder hörte. Nun muß ich aber sagen, so sehr ich von allen Seiten überzeugt war, daß ein abgeschiedener Geist die Ursache dieser Bewegungen sey, so sehr wurde ich auch durch öfteres Wachen und Hinaufgehen unerschrockener; und nun faßte ich immer mehr den Vorsatz, ihn einmal ganz einsam zu sehen

und zu belauschen. Einmal in der Nacht, als wir gerade am Auskleiden waren, sagte und seufzte ein Nebengesell die Worte: Ach, wenn nur die Nacht wieder vorüber wäre! Ich sagte ganz kaltblütig: Du, wenn ich da bin, so muckt er sich nicht! und kaum hatte ich ausgeredet, als es wieder drei fürchterliche Fälle that und noch lange die übrigen Unruhen fortsetzte. Mein Nebengesell sagte: Hör' L......, du bringst uns Alle noch in's größte Unglück, ich bitte dich, sey doch still! Dieß that ich auch, denn ich fühlte, daß ich zu jung gehandelt hatte. Ein andermal, als ich nach Mitternacht von dem Gepolter erwachte, hörte ich den Unruhen, dem Seufzen u. s. w. aufmerksam zu, und endlich wurde es stiller; aber jetzt schien es, als ob sich das Geschlärpel allmählig meiner Kammerthür näherte, und ich hörte auch wirklich, daß das Schloß an derselben beunruhigt wurde; ich stieg daher ganz in der Hoffnung, ihn zu Gesicht zu bekommen, leise aus dem Bett und lief der Thür zu, machte schnell auf und schaute mit großer Geschwindigkeit hinaus und den Gang hinum, aber ich sahe und hörte nichts; und als ich wieder in der Kammer war, so ging der Lärm auf dem obern Boden wieder an; nun merkte ich, daß alles um mich her schlief, und es dünkte mir geschickte Zeit, mein lang gehegtes Vorhaben auszuführen; es war 2½ Uhr. Indessen dauerten die übernatürlichen dumpfen Fälle und Bewegungen immer fort, ich zog mich in der größten Stille an und überlegte während dem Anhören der Unruhen, was ich, im Fall er mir zu Gesicht käme, ihn fragen und mit ihm reden wollte; so studirt, ging ich wieder der Thüre zu und den finstern Gang, der an die obere Stiege führt, hindurch, und diese schlüpfte ich so still

hinauf, daß mich auch kein Mäuslein hätte hören sollen; aber während ich sie bestieg, hörte ich vom Boden her noch immer die dumpfen Fälle und das Gepolter. Ich hoffte also ganz sicher, dießmal werde mir's nicht fehlen. Als ich nun die drei letzten Staffeln vor mir fühlte, setzte ich, indem ich mich bückte, meinen einen Fuß über alle drei, damit war ich nun mit einem Sprung auf dem Boden, mein Gesicht gegen den Ort, wo die Unruhen vorgingen, gewendet — da stand ich nun. — Aber Gott! wie schauerlich! — wie stille! — nie war es stiller um mich her! Ich schaute schnell umher und bemerkte in der linken Ecke des Bodens, daß sich hinter das Kamin ein grauer Schatten, ungefähr 4½ Schuh lang, in Rebenbüscheln verlor. Ich lief sogleich hin und riß alle übereinander, aber vergebens, ich sah und hörte nichts; nun stand ich noch ein wenig da, aber ich muß sagen, jetzt war mir schauerlich; ich fühlte, daß es hier geistig herging; mein Studium war vergebens; auch hatte ich mich zur Vorsorge bewaffnet, aber auch dieses hätte ich können in der Schlafkammer lassen; denn wenn Gottes Barmherzigkeit nicht über mich gewacht hätte, so hätte mir meine Vermessenheit können theuer zu stehen kommen! Und so könnte ich Ihnen mehrere, aber auf einen Zweck hinauslaufende Erfahrungen in diesem Hause mittheilen; daher denke ich, Sie werden mir verzeihen, wenn ich Sie nicht zu lange damit aufhalte. Lieb würde es mir seyn, wenn ich die Ehre und Freude hätte, Ihre Gedanken und Ansichten darüber zu hören. Auch habe ich mich seit der Zeit nach dem Fortgang der Sache erkundigt, höre auch, daß sie noch in ihrem Esse ist, doch sich nicht so heftig hören lasse, als im Anfang

dieses Saeculi und bei dem Heimgang gedachten seligen Mannes.

„Indessen bitte ich Sie, theurer Herr Hofrath! daß Sie, ob ich schon die Wahrheit dessen bestätigen kann, bei etwaigen Auszügen meinen und die Namen derer, die ich genannt habe, zu verschweigen, denn ich habe mehr als einen zureichenden Grund dazu."

So weit dieser liebe, verständige und gottesfürchtige Freund.

Ich schrieb nachher an einen vertrauten Freund an den Ort, wo sich der Geist hören läßt: dieser Freund ist Doktor der Arzneikunde, ein gelehrter und vorzüglich religiöser Mann; ich bat ihn, sich doch zu erkundigen, wie es gegenwärtig mit der Spukerei in dem .... Haus stände; er geht also zu dem noch lebenden Theologen, den ehemals der Besitzer des Hauses zu Rath gezogen hatte, wie oben erzählt worden, erkundigt sich nach der wahren Beschaffenheit der Sache und erfährt nun, daß sich der Geist noch immer hören lasse, aber den Hausleuten zu Zeiten nahe bevorstehende Vorfälle vorhersage. Es thut mir leid, daß ich über diesen letztern Umstand nicht Mehreres erfahren habe. Sollte ich aber einmal wieder dahin kommen, wo sich diese furchbare Erscheinung zuträgt, so werde ich selbst in das Haus gehen, mich genau nach Allem erkundigen, und dann dieses, so wie etwa noch fernere Erfahrungen und Entdeckungen, in einem Nachtrag zu diesem Werk meinen Lesern mittheilen.

§. 236.

Bewundernswürdig ist der Muth, die Kühnhet, mit welcher mein Freund, damals Handwerksgesell, diese Untersuchung anstellte. Als ein frommer, begnadigter Mensch hatte er, da auch seine Absicht

recht und gut war, nichts zu fürchten, ausgenommen da, als er die Rebenbüschel (Reißbündel von Weinstockästen) auseinander riß, und also wahrscheinlich die Dunsthülle des Geistes mit seinen Händen durchwühlte; dieß hätte bösartige und gefährliche Geschwüre verursachen können, die ihm das Leben gekostet hätten; indessen scheint mir dieser Kapuzinergeist kein bösartiges, sondern vielmehr bedauernswürdiges, schwer leidendes Wesen zu seyn, das noch Hoffnung zur Seligkeit haben kann; folglich ist auch seine Dunsthülle nicht entzündet und giftig. Es kann aber auch seyn, daß er in dem Augenblick, als er wie ein grauer Schatten in den Reißern sich verlor, seine Hülle verließ und in sein Element zurückkehrte.

§. 237.

Ich wünsche, daß mein Freund in dem Augenblick, als er den Schritt über die drei Staffeln auf den Boden that, sich ernstlich in die Gegenwart Gottes gestellt und den Geist so angeredet hätte: Ich bitte dich, du liebe, schwerleidende Seele! im Namen deines und meines Erlösers, Jesu Christi, mir zu sagen, was dein Anliegen ist und warum du dieß Haus so beunruhigest? — Wenn er hierauf antwortete, so fand man Gelegenheit, weiter zu gehen und ihm vielleicht zur Ruhe zu helfen; antwortete er aber nicht, so war nichts dabei verloren. Würden alle Spukereien mit dem gottergebenen Herzen und mit dem Muth untersucht, so würde man finden, daß unter hundert vielleicht neun und neunzig Trug und Täuschung sind!

§. 238.

Geheimnißvoll und schrecklich sind die Handlungen dieses Geistes — es ist eine jede, von jeher und allgemein bekannte Sache, daß die unseligen Spuk- und

Poltergeister an dem Ort, wo sie in ihrem Leben ihr Unwesen getrieben haben, es auch oft nach dem Tod in der Nacht in armseligen Dunstgestalten wieder nachäffen und darinnen Linderung in ihren Leiden suchen, aber vergebens! sie lechzen nach sinnlichem Genuß und haben die Werkzeuge dazu nicht mehr, und eben so wenig sind auch die Dunstgestalten, die sie sich schaffen, etwas Wesentliches oder Genießbares. Zu dieser Geisterklasse, deren endliche Verdammniß unvermeidlich zu seyn scheint, gehört unser Kapuzinergeist nicht: er trägt seinen schweren Sack nicht, um sich damit zu amusiren, oder seine ehemalige Vergnügen zu wiederholen, sondern vielmehr seine schrecklichen Leiden dadurch den Menschen zu erkennen zu geben, und dieß so lang fortzusetzen, bis sich endlich einmal Jemand findet, auf dessen Ahnungsvermögen er wirken und also mit ihm reden kann. Seine Handlungen sind also laute Klagen seines unaussprechlichen Jammers.

Eben deßwegen, weil er sich, nach oben bemerkter neuesten Nachricht, nunmehr verständlich machen, mit Jemand reden kann, wünsche ich umständlichere Nachricht von seinem gegenwärtigen Befinden zu haben; vielleicht wäre es möglich, ihm den Weg zu seiner Ruhe zu zeigen.

§. 239.

Die Pantomime, die er zeigt, ist gleich einem Menschen, der einen schweren Getreidesack mühsam trägt und dann entweder den Sack, weil er unerträglich wird, hinwirft oder damit niederfällt, woher er dann auch der S........ genannt wird. Die Ursache, warum er diese Rolle spielt, kann auf zweierlei Art erklärt werden: es ist möglich, daß er ehemals in seinem Leben mit Getreide Betrügereien ausgeübt

hat, und daß er nun diese Sünde dadurch den lebenden Menschen bekennen und zu verstehen geben will, daß man für ihn beten soll. Vielleicht bleibt er auch an diesem Erinnern so lang, bis er Jemand findet, auf den er wirken, dem er sich nähern und ihm also sagen kann, wodurch er glaubt, daß ihm geholfen werden könne. Es ist aber auch möglich, daß er durch dieß schwere Tragen einer unerträglichen Bürde blos seine schrecklichen Leiden zu erkennen geben will. Je größer also seine Leiden, seine Qualen sind, desto stärker sind die Fälle des Sacks, und desto schwerfälliger sein Gang. Ich stimme also auch dem Theologen vollkommen bei, daß der selige Tod des frommen Z....... dem armen Geist sehr wehe gethan haben könne. Es mußte ihn schmerzen, daß diese Seele sogleich nach dem Tod von den Engeln zur Seligkeit geführt wurde und daß er nun schon seit Jahrhunderten Höllenqualen ausstehen müsse. Ich möchte aber noch Eins dabei erinnern: Der Geist war ein Mönch, wir wissen aber, daß diese Ordensleute den festen Grundsatz haben, daß außer der katholischen Kirche Niemand selig werden könne; es mußte ihm also unaussprechlich wehe thun, wenn er sahe, daß ein evangelisch-lutherischer Mensch — ein Ketzer — so von Mund auf zur Seligkeit gefördert wurde: denn in seiner einsamen Verbannung in dieß ehmalige Kloster hatte er wohl noch keine Gelegenheit gehabt, dieß unmenschliche, feindselige Vorurtheil abzulegen.

§. 240.

Es ist merkwürdig, daß sich der Geist zweimal in seiner Kapuzinergestalt hat sehen lassen; vielleicht hoffte er mit dem Bäcker oder dem Weber reden zu können, nahm daher sein gewöhnliches Kostüm an

und machte sich sichtbar. Aber warum zeigte er sich dem Handwerksgesellen nicht, der ihn doch so gern gesehen und mit ihm gesprochen hätte? — Antw. Weil er sich vor diesem muthigen frommen Menschen fürchtete — vielleicht hatte auch dieser die Eigenschaft nicht, daß er ohne Gefahr auf ihn wirken und sein Ahnungsorgan entwickeln konnte.

§. 241.

Es ist unbegreiflich, daß dergleichen ernste und schauerliche, so lebhaft in die Sinnen fallende Zeugnisse der Fortdauer unseres Lebens nach dem Tod so wenig Eindruck auf uns machen. — Man fürchtet sich vor ihnen, wie die Kinder vor dem Popanz, und dabei bleibts. Anstatt darüber nachzudenken und fruchtbare Schlüsse und Entschlüsse zur Lebensbesserung daraus zu ziehen und zu fassen, erzählt man sich die Geistererscheinungen wie Mährchen zur Belustigung, und weidet die Imagination an den Qualen abgeschiedener Mitbrüder! Die große aufgeklärte Welt aber sieht mit sehenden Augen nicht und will nicht sehen, und belegt die, die da sehen, mit dem Obscurantenbann, macht sie verächtlich und lächerlich. Daß sich Gott erbarme!

§. 242.

Ehe ich weiter gehe, muß ich doch noch eine sonderbare Erfahrung bemerklich machen und meine Gedanken darüber äußern: Mir sind nämlich mehrere, ganz zuverläßige Erscheinungen bekannt, wo die Geister eine lange Zeit, ja wohl einige Jahrhunderte lang, nicht haben zur Ruhe kommen können, weil ihre Gebeine, der Ueberrest ihrer sterblichen Hülle, nicht gehörig beerdiget oder nicht auf den Kirchhof gebracht worden. Und dieß ist nicht bei uns Christen allein der Fall, weil wir den Kirchhof oder Gottes-

acker für etwas Ehrwürdiges halten, sondern man hat auch Beispiele unter den alten Heiden, daß wiederkommende Geister auf die ordentliche Begräbniß gedrungen und geklagt haben, daß sie nicht eher zur Ruhe kommen könnten. Ein solches Beispiel erzählt Plinius in einem seiner Briefe, daß nämlich ein Haus in Athen auch wegen einer Spukerei in üblem Ruf gestanden, daß ein Philosoph den Geist gefragt und von ihm erfahren habe, er könne nicht eher zur Ruhe kommen, bis seine Gebeine ordentlich begraben wären, die er dann auch gezeigt und den Ort, wo sie seyen, angegeben habe. Nachdem man seinen Willen erfüllt hatte, sey es auch ruhig im Haus geworden.

§. 243.

Alle dergleichen Forderungen der Geister sind Irrthümer, Ideen, die sich in ihren letzten Stunden in ihnen fixirt haben und nach dem Tod quälende Furien für sie werden. Menschen, die in ihrem fleischlisch gesinnten Zustand sterben, hängen hernach noch mit großer Liebe an ihrem Körper, und wenn sie nun auch noch — ich möchte fast sagen, den Aberglauben mitnehmen, daß auf ein feierliches Begräbniß, oder auf den Ort, wo der Körper verwese, etwas ankomme, so können sie freilich nicht eher zur Ruhe kommen, bis ihr Wunsch erfüllt ist. Aber eben diese Erfüllung hindert sie denn doch an ihrer ferneren Beförderung, weil ihr Irrthum nicht gehoben, sondern noch mehr bestärkt wird. In diesem Fall muß man den Forderungen eines solchen Geistes kein Genüge leisten, sondern ihn eines Bessern belehren, vorzüglich dadurch, wenn man ihm sagt, daß die Leiber der größten Heiligen verbrannt, ihre Asche in alle Winde verstreut, von wilden Thieren gefressen und auf mannigfaltige Weise verunehrt und ver-

stümmelt worden seyen, und daß dieß alles ihre Seligkeit im Geringsten nicht mindere. Er solle vielmehr dafür Sorge tragen, daß er bei der wahren Quelle Ruhe finden möge und sich um den elenden Erdenkloß nicht mehr bekümmere.

§. 144.

Hier kann ich es doch nicht unterlassen, einen nicht unbedeutenden Wink zu geben: Es ist wahr, dem wiedergebornen und geheiligten Christen kann es sehr einerlei seyn, was man mit seiner Staubhülle nach seinem Tode anfängt, aber wie viele sind derer? — Nun bedenke man aber, was fleischliche und noch nicht so weit geförderte Seelen nach ihrem Tode leiden müssen, wenn sie entweder hingerichtet, ihre Körper auf's Rad geflochten, gehängt worden, oder auf andere Art schimpflich zum Tod gekommen sind! — oder wenn die Körper armer Leute auf die Anatomie gebracht und da auf mancherlei Weise verstümmelt werden, und wie mancher geht mit tiefem Kummer aus der Welt, weil er weiß, daß sein Körper auf die Anatomie kommt! — Ich weiß wohl, daß die armen Seelen darinnen irren, aber so viel sollte man ihnen doch zu Lieb thun, daß man nach dem mosaischen Recht die Körper der Uebelthäter ordentlich begrübe, und eben dieß sollte auch billig auf der Anatomie geschehen. Es geschieht auch wohl, aber doch präparirt man sich Skelette und macht Präparate, die man entweder zum Unterricht gebraucht oder zur Schau aufstellt.

§. 245.

Die wichtigste, merkwürdigste und geheimnißvollste Erscheinung habe ich bis auf's Letzte verspart, mit der ich dann auch dieses Werk beschließen will: sie betrifft die berühmte sogenannte weiße Frau.

Es ist nämlich eine fast allgemein bekannte Sache, daß sich auf verschiedenen Schlössern, zum Beispiel auf dem Schloß Neuhaus in Böhmen, zu Berlin, zu Baireuth, zu Darmstadt, hier im Carlsruher Schloß und an andern Orten mehr, von Zeit zu Zeit eine weiß gekleidete, ziemlich lange, weibliche Figur sehen läßt; sie trägt einen Schleier, durch den man aber soeben ihr Angesicht erkennen kann; gewöhnlich erscheint sie des Nachts, und zwar nicht lange vor dem Tod einer fürstlichen Person, wiewohl auch viele solcher Personen sterben, ohne daß sich dieser Geist sehen läßt. Zuweilen zeigt sie auch durch ihr Erscheinen den Tod solcher Menschen an, die nicht zur fürstlichen Familie, aber doch zum Hof gehören.

§. 246.

Merian erzählt im 5. Band seines Theatri europaei, daß sie in den Jahren 1652 und 53 im Schloß zu Berlin häufig sey bemerkt worden; was mich aber über die Gewißheit dieser Erscheinung völlig beruhigt hat, besteht in folgenden zwei Zeugnissen:

Daß die weiße Frau hier im Schloß zu Zeiten bald von Diesem, bald von Jenem gesehen worden sey, ist eine alte Sage, und daß es wahr sey, wird auch von vernünftigen Leuten geglaubt; folgende zwei Erscheinungen aber geben der Sache den Ausschlag: eine ehrwürdige vornehme Dame ging an einem Abend in der Dämmerung an der Seite ihres Gemahls im hiesigen Schloßgarten spazieren; ohne von Weitem an die weiße Frau zu denken, sieht sie sie auf einmal ganz deutlich neben sich am Wege stehen, so daß sie ihre ganze Gestalt recht wohl bemerken konnte. Sie erschrickt, springt ihrem Gemahl auf die andere Seite, und die weiße Frau verschwand. Dieser Herr sagte mir, daß seine Gemahlin todtenblaß vor Schre-

cken gewesen und einen fieberhaften Puls bekommen habe; er aber habe den Geist nicht bemerkt. Bald nachher starb Jemand aus der Familie dieser Dame.

Das andere Zeugniß habe ich von einem christlich-gesinnten grundgelehrten Mann, der hier am Hof ein ansehnliches Amt bekleidet und mir ein schätzbarer Freund ist. An Schwärmerei und Aberglauben, und eben so wenig an Trug, Täuschung, oder eine Unwahrheit zu sagen, ist bei ihm gar nicht zu denken, dieß bezeugt Jeder, der ihn kennt. Dieser Herr geht einsmals des Abends spät durch einen Gang im hiesigen Schloß; ohne an so etwas zu denken, kommt ihm die weiße Frau so entgegengewandelt. Anfänglich glaubt er, es sey ein Frauenzimmer aus dem Schloß, das ihm Angst machen wolle, er eilt auf die Gestalt zu, um sie zu haschen; allein nun entdeckte er, daß es die weiße Frau ist, indem sie vor seinen Augen verschwindet. Er hat sie genau beobachtet, sogar konnte er die Falten an ihrem Schleier und durch denselben ihr Gesicht bemerken; auch schimmere aus ihrem Innern ein schwaches Licht hervor.

§. 247.

Um die Zeit der drei hohen Feste pflegt sie sich auch wohl sehen zu lassen. Ueberhaupt erscheint sie gewöhnlich des Nachts, aber gar oft auch am hellen Tage.

Auf dem Schloß zu Neuhaus in Böhmen hat sie sich vor vierthalb hundert Jahren ungefähr etwa zuerst und zwar häufig sehen lassen; man sah sie oft am hellen Mittag oben in einem unbewohnten Schloßthurm zum Fenster herausgucken. Sie war ganz weiß, hatte auf dem Kopf einen weißen Wittwenschleier mit weißen Bändern, war von langer Sta-
r und sittsamen Geberden. Daß sie in ihrem

Leben katholischer Religion gewesen, versteht sich, denn vor vierthalb hundert Jahren wußte man von keiner andern. Man hat nur ein paar Beispiele von ihr, daß sie gesprochen hat: Eine gewisse große Fürstin war mit einer ihrer Kammerjungfern in ihrem Zimmer vor den Spiegel getreten, um einen neuen Aufsatz zu versuchen. Da sie nun die Kammerjungfer fragt, wie viel Uhr es sey? so tritt auf einmal die weiße Frau hinter einer spanischen Wand hervor und sagt: „Zehn Uhr ist es, ihr Liebden!" Die Fürstin erschrack, wie leicht zu denken, heftig; nach einigen Wochen wurde sie krank und starb.

Im Dezember des Jahres 1628 erschien sie auch in Berlin, und da hörte man sie folgende lateinische Worte sagen: veni judica vivos et mortuos, judicium mihi adhuc superest, d. ist: Komm, richte die Lebendigen und die Todten, das Gericht steht mir noch bevor.

§. 248.

Aus den vielen und mannigfaltigen Erscheinungen dieses Geistes hebe ich nur noch eine heraus, die besonders merkwürdig ist:

Zu Neuhaus in Böhmen besteht eine alte Stiftung, vermög welcher man am grünen Donnerstag den Armen den sogenannten süßen Brei im Schloßhof zu essen gibt; es bestand dieses Gericht aus einer Hülsenfrucht mit Honig, dann bekam Jeder so viel dünnes Bier zu trinken, als er verlangte, und sieben Bretzeln dazu. Es kamen oft viele tausend Arme an diesem Tage, die alle auf diese Art gesättigt wurden. Als nun die Schweden im dreißigjährigen Krieg, nach Eroberung der Stadt und des Schlosses, den Armen diese Mahlzeit auszutheilen ver-

nachläßigten, begann die weiße Frau dergestalt zu toben und ein solches Getümmel anzurichten, daß es die Bewohner des Schlosses nicht mehr aushalten konnten, die Soldatenwache wurde verjagt, geschlagen und von einer verborgenen Gewalt zu Boden gestürzt. Es begegneten den Schildwachen mancherlei seltsame Gestalten und bloße Gesichter; die Offiziers selbst wurden des Nachts aus den Betten und auf der Erde herumgezogen. Da man nun gar keinen Rath wußte, diesem Uebel zu steuern, so sagte einer von den Bürgern dem Kommandanten: es wäre den Armen die jährliche Mahlzeit nicht gereicht worden, und rieth ihm, er solle sie nach der Vorfahren Weise alsofort ausrichten lassen. — Dieß geschahe, und alsofort wurde es stille, so daß im Geringsten nichts mehr bemerkt wurde.

§. 249.

Daß die weiße Frau noch nicht selig ist, das ist gewiß, denn in dem Fall würde sie nicht mehr unter uns herumpilgern. Sie ist aber eben so wenig und noch weniger verdammt, denn aus ihrem Angesicht leuchtet nichts als sittsame Bescheidenheit, Zucht und gottseliges Wesen hervor; und man hat gar oft gesehen, daß sie zornig worden und drohende Mienen gezeigt habe, wenn Jemand wider Gott und die Religion lästerliche oder unanständige Reden geführt hat — sogar hat sie sich gegen solche Thätlichkeiten erlaubt.

§. 250.

Aber wer ist denn nun dieses merkwürdige, geheimnißvolle Wesen? — Man hat es für eine Gräfin von Orlamünde gehalten; allein ich finde in den monatlichen Unterredungen vom Reich der Geister, aus denen ich obige Nachrichten habe, einen merk-

würdigen Aufschluß über diese Sache: der bekannte gelehrte Jesuit Baldinus hat sich Mühe gegeben, in dieser dunklen Sache Gewißheit zu bekommen, und so hat er dann folgende, sehr wahrscheinliche Geschichte der weißen Frau herausgebracht.

Auf dem alten Schloß zu Neuhaus in Böhmen fand man unter den Bildnissen der uralten und berühmten Rosenbergischen Familie ein Portrait, welches ganz genau die weiße Frau vorstellt; sie ist nach damaliger Art in einen weißen Habit gekleidet und heißt Perchta von Rosenberg. Die Lebensgeschichte dieser Dame ist nun kürzlich folgende: Sie wurde in dem Jahrzehent 1420 und 1430 geboren; ihr Vater soll Ulrich II. von Rosenberg gewesen seyn, und sie mit Katharina von Wartenberg, welche 1436 gestorben, erzeugt haben. Dieser Ulrich war Ober-Burggraf in Böhmen, und durch die Veranlassung des Pabstes oberster Feldherr der römisch-katholischen Truppen gegen die Hussiten.

§. 251.

Seine Tochter Perchta, oder besser Bertha, wurde im Jahr 1449 an Johann von Lichtenstein, einen reichen Freiherrn in Steiermark, verheirathet. Da aber dieser ihr Gemahl ein sehr übles ausschweifendes Leben führte, so wurde Bertha sehr unglücklich, ihr Ehebette wurde zum Wehebette, und sie mußte bei ihren Anverwandten Hülfe suchen. Daher kam es denn auch, daß sie die Beleidigung und unbeschreibliche Drangsalen nie hat vergessen können, und also in dieser bittern Leidenschaft aus der Welt gegangen ist. Endlich wurde diese unglückselige Ehe durch den Tod ihres Gemahls getrennt, und sie zog zu ihrem Bruder, Heinrich IV.; dieser hatte im

Jahr 1451 angefangen zu regieren, und starb Anno 1457 ohne Erben.

§. 252.

Nachher hat Frau Bertha zu Neuhaus gelebt und das dortige Schloß gebaut, welches Werk mit großer Beschwerde der Unterthanen viele Jahre hindurch fortgesetzt worden. Indessen sprach Frau Bertha den frohnenden Unterthanen freundlich zu und tröstete sie damit, daß die Arbeit nun bald ein Ende haben und ihnen ihr Taglohn dann richtig bezahlt werden solle. Unter anderm hat sie den Arbeitern gewöhnlich zugerufen: Arbeitet für eure Herrn, ihr getreue Unterthanen! Arbeitet, wenn wir das Schloß werden zu Stand gebracht haben, will ich euch und allen euern Leuten einen süßen Brei vorsetzen; denn dieser Redensart bedienten sich die Alten, wenn sie Jemand zu Gaste luden.

Nachdem nun im Herbst der Bau vollendet worden, so hielt Frau Bertha ihr Versprechen, indem sie alle ihre Unterthanen mit einer herrlichen Mahlzeit tractirte und während dem Essen zu ihnen sagte: Zum ewigen Andenken eurer Treu gegen eure liebe Herrschaft sollt ihr alle Jahr eine solche Mahlzeit haben, so wird das Lob eures Wohlverhaltens auch bei der Nachwelt grünen!

Nach der Hand haben die Herren von Rosenberg und Slavata für schicklicher gefunden, diese wohlthätige Armenmahlzeit auf den Tag der Einsetzung des heiligen Abendmahls zu verlegen, wobei es dann auch geblieben ist.

§. 253.

Um welche Zeit Bertha von Rosenberg gestorben sey, finde ich nicht; wahrscheinlich aber gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In ver-

schiedenen böhmischen Schlössern findet man ihr Portrait im weißen Wittwenhabit, welches auf's Genaueste mit der Erscheinung der weißen Frau übereinkommt. Zu Raumlau, Neuhaus, Tzezbor, Isluborka, Bechin und Tretzen, lauter böhmische Schlösser, die von ihren Nachkommen bewohnt werden, läßt sie sich am häufigsten sehen, und da auch aus ihrer Familie Personen in die Brandenburgischen, Badischen und Darmstädtischen Häuser verheirathet worden, so pflegt sie auch diese zu besuchen; und überall ist ihre Absicht, einen nahen Todesfall anzuzeigen, vielleicht auch vor Unglück zu warnen: denn sie erscheint auch oft, ohne daß Jemand stirbt.

§. 254.

Meine Gedanken über dieß geheimnißvolle Wesen sind folgende: daß Bertha mit unversöhntem Gemüth und mit bitterm Groll gegen ihren Gemahl gestorben ist, mag wohl die Hauptursache ihres traurigen Umherpilgerns und ihrer Entfernung vom Anschauen Gottes seyn. Könnte sie den Quell der Liebe in sich eröffnen, so wäre ihr bald geholfen; denn ihre übrigen Eigenschaften, besonders ihre Wohlthätigkeit, lassen mich hoffen, daß sie dereinst zu Gnaden angenommen werde. Aus eben dieser Gesinnung rühren auch ihre Erscheinungen her: denn sobald sie vermittelst ihres, in ihrem Zustand ganz entwickelten Ahnungsorgans, merkt, daß Jemand in ihrer Familie sterben wird, so erscheint sie da blos in der Absicht, damit sich solche Personen besinnen und zum Tod gefaßt machen mögen, und da keiner weiß, wen es trifft, so sollen alle zum Nachdenken bewogen werden.

§. 255.

Qualen oder Leiden scheint die weiße Frau nicht

zu empfinden, denn alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß sie ruhig und heiter, aber doch auch noch nicht selig ist — also ein Zustand, so erträglich er auch seyn mag, der doch gewiß nicht wünschenswerth ist. Den Katholicismus muß sie wohl abgelegt haben, weil sie gegen die protestantischen Familien so gut gesinnt ist. Uebrigens ist denn doch ihre wohlthätige Gesinnung noch auf dem Irrwege: ihre Zurückwirkung auf die noch lebenden Menschen ist der Ordnung Gottes zuwider, und das Wort aus dem Mund der Wahrheit: „hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht hören, wenn Jemand von den Todten auferstünde!" ist und bleibt felsenfest gegründet; selten, oder nie wird Jemand durch eine Geistererscheinung bekehrt, gewöhnlich bleibt es bei einem panischen Schrecken; was mir aber unbegreiflich vorkommt, ist, daß alle unläugbare Erfahrungen, deren noch immer eine beträchtliche Menge ist, nicht einmal eine feste Ueberzeugung oder Gewißheit der Unsterblichkeit der Seelen haben bewirken können!

Mir sind Beispiele bekannt, daß erklärte Freigeister und mechanische Philosophen unläugbar Geister gesehen haben, so daß sie überzeugt waren, dieser Geist sey wirklich die Seele dieses oder jenes bekannten Verstorbenen, und dennoch zweifelten sie an ihrer Fortdauer und ihrem Selbstbewußtseyn. Gott, welche Glaubensschwäche!

Ich könnte noch mancherlei, auch ganz zuverläßige Geistererscheinungen erzählen; allein es mag an den bisherigen genug seyn, indem sie hinreichend sind, das zu beweisen, was sie beweisen sollten. Mein Zweck ist nur, reine Wahrheit, und zwar alles in Beziehung auf unsre ewige Bestimmung vorzutragen, und dadurch dem Herrn Seelen zu gewinnen. Amen! —

Das fünfte Hauptstück.

Kurze Uebersicht meiner Theorie der Geisterkunde und Folgerungen aus derselben.

§. 1.

Die ganze Schöpfung besteht aus lauter wesentlichen realisirten Ideen der Gottheit, oder ausgesprochenen Worten Gottes. Ich nenne diese Ideen Grundwesen. Kein Wesen außer Gott kennt sie alle und keins ihre innere wahre eigentliche Beschaffenheit.

§. 2.

Unter der unendlichen Menge dieser Grundwesen gibt es verschiedene Klassen, die sich selbst deutlich empfinden, sich auch andere Grundwesen vorstellen, Vernunft und freien Willen haben. Hieher gehören Geister, Engel und Menschen.

§. 3.

Wir Menschen kennen das Innere, nämlich die Vorstellungsart, die Denk- und Urtheilskraft und den Willen anderer Klassen vernünftiger Wesen ganz und gar nicht, und auch unser eigenes Innere nur zum Theil.

§. 4.

In unserm gegenwärtigen natürlichen Zustand können wir auf keinem andern Wege zu irgend einer Erkenntniß erschaffener Dinge gelangen, als durch unsere fünf sinnlichen Werkzeuge.

§. 5.

Wenn etwas in unsern sinnlichen Werkzeugen geändert, ihre innere Einrichtung verwechselt wird, so wird auch unsere Vorstellung, mithin auch unsere Erkenntniß anders. Z. B. wenn unser Auge an-

ders gebaut wäre, so wären auch alle Farben, Formen, Figuren, Größen und Entfernungen anders, und so verhält sich's mit allen fünf Sinnen.

§. 6.

Wesen, die anders organisirt sind, als wir, stellen sich unsre Welt ganz anders vor, als wir. Hieraus folgt unwidersprechlich, daß die Art und Weise, wie wir uns die Schöpfung vorstellen, und alle daraus gefolgerten Kenntnisse und Wissenschaften lediglich von unserer Organisation abhängen.

§. 7.

Gott stellt sich alles vor, wie es in sich und nach der Wahrheit ist, und zwar außer Raum und Zeit. Denn wenn er sich die Dinge im Raum vorstellte, kein Raum aber ohne Schranken, wirklich existirend, gedacht werden kann, so wären die Vorstellungen Gottes eingeschränkt, und das ist unmöglich, folglich existirt außer uns in der Natur kein Raum, sondern unsre Vorstellung desselben hat ihren Grund allein in unserer Organisation.

§. 8.

Wenn sich Gott die Dinge nacheinander, aufeinander folgend vorstellte, so lebte er in der Zeit und wäre wiederum eingeschränkt. Da das nun unmöglich ist, so ist auch die Zeit eine Denkform endlicher Wesen und nichts Wahres oder Wesentliches. Aber wir Menschen können und sollen auch nicht anders als in Raum und Zeit denken.

§. 9.

Der thierische Magnetismus beweist unwidersprechlich, daß wir einen innern Menschen, eine Seele haben, die aus dem göttlichen Funken, dem Vernunft und Willen habenden ewigen Geist und einer von ihm unzertrennlichen Lichtshülle besteht.

§. 10.

Die Lichtsmaterie, die elektrische, die magnetische, die galvanische Materien und der Aether scheinen alle ein und das nämliche Wesen unter verschiedenen Modificationen zu seyn. Dieß Lichtwesen oder Aether ist das Element, welches Leib und Geist, die Sinnenwelt und die Körperwelt mit einander verbindet.

§. 11.

Wenn der innere Mensch die Menschenseele, die innere Werkstätte der Sinnen verläßt und nur noch die Lebensbewegungen fortsetzt, so geräth der Körper in den Zustand einer Ohnmacht oder eines tiefen Schlafs. Während dieser Zeit wirkt die Seele viel freier, mächtiger und thätiger, alle ihre Eigenschaften sind erhöht (exaltirt).

§. 12.

Je freier die Seele vom Körper ist, desto größer, freier und mächtiger wird ihr innerer Wirkungskreis. Sie bedarf also des Körpers keineswegs zu ihrem Leben und Bestehen; er hindert sie vielmehr daran; sie ist in diesen trägen, traurigen Kerker verbannt, weil er ihr Organ zur Sinnenwelt ist, deren sie in ihrem gegenwärtigen Zustand zu ihrer Veredlung und Vervollkommnung bedarf.

§. 13.

Alle diese Sätze sind gewisse und sichere Schlüsse, die ich aus den Erfahrungen des thierischen Magnetismus gezogen habe. Diese höchst wichtige Erfahrungen zeigen unwidersprechlich, daß die Seele der sinnlichen Werkzeuge nicht bedürfe, um sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen, und dieses noch in einem weit vollkommenern Zustand zu können, aber mit dem großen Unterschied, daß sie in diesem Zu-

stand mit der Geisterwelt in näherer Beziehung steht, als mit der Körperwelt.

§. 14.

In diesem Zustand empfindet die Seele von der Sinnenwelt ganz und gar nichts; wird sie aber mit einer Person, die in ihrem natürlichen Zustand ist und durch ihre körperlichen Sinne wirkt, in ein gemeinschaftliches Verhältniß (Rapport) gebracht, z. B. wenn ihr dieser die Hand auf die Herzgrube legt, so empfindet jene durch diese, und in dieser die Sinnenwelt.

§. 15.

Wenn die Seele in diesem exaltirten Zustand ist, so lebt sie allerdings in der Zeit, weil sie nicht anders, als in einer Aufeinanderfolge (Succession) denken kann; alle endlichen Geister sind in der Lage, daß sie sich nur Eins nach dem Andern denken und vorstellen können, aber sie leben nicht im Raum.

§. 16.

Der Raum ist blos die Wirkung der körperlichen, sinnlichen Werkzeuge, außer ihnen existirt er gar nicht. Sobald also die Seele diese verläßt, so hören alle Nähen und Entfernungen auf. Wenn sie daher mit einer Seele in Rapport steht, die viel tausend Meilen von ihr entfernt ist, so kann sie ihr aus ihrem Körper Kenntnisse mittheilen und von jener empfangen, und das alles in der Geschwindigkeit, wie die Gedanken auf einander folgen.

§. 17.

Diese Wirkungen noch lebender Menschen auf einander würden, wenn die Thüren zu diesen Geheimnissen leicht zu eröffnen wären, in der gegenwärtigen Periode des menschlichen Lebens eine schreckliche Verwirrung anrichten. Aber der Allerbarmer hat da-

für gesorgt, daß das nicht so leicht möglich ist. Bei der immer zunehmenden Aufklärung in allen Fächern und dem immer wachsenden Abfall von Christo und seiner allerheiligsten Religion wird es nun auch dahin kommen, daß man auch diese Thüren aufbricht und das Allerheiligste plündert; dann aber ist auch das Maß voll. Fluch über den, der solche Heiligthümer öffentlich bekannt macht! —

§. 18.

Wenn die Seele vom Körper getrennt ist, so ist sie da, wohin sie denkt, denn da der Raum ihre Vorstellungsform ist, aber außer ihr nicht existirt, so ist sie immer an dem Ort, den sie sich vorstellt, wenn sie anders da seyn kann und darf.

§. 19.

Weil auch die Zeit eine bloße Denkform ist, in der Wahrheit aber nicht existirt, so kann eine abgeschiedene Seele zukünftige Dinge als gegenwärtig empfinden, aber doch nur in sofern es die Gesetze der Geisterwelt erlauben.

§. 20.

Durch den Magnetismus, durch Nervenkrankheiten, durch langwierige Anstrengungen der Seele und durch andere verborgene Mittel kann ein noch lebender Mensch, wenn er anders eine natürliche Anlage dazu hat, seine Seele bis auf einen gewissen höhern oder niedern Grad von ihrer körperlichen Organisation entbinden; in dem Verhältniß, wie dieß geschieht, kommt sie mit der Geisterwelt in Berührung (Rapport). Das, womit sie ihre Gegenstände empfindet, nenne ich das Ahnungsvermögen oder Ahnungsorgan, und seine Entbindung von dem feinsten Nervensystem seine Entwicklung.

§. 21.

Es ist ein festes, unwiderrufliches, göttliches Gesetz, daß wir Menschen in diesem Erdenleben, in Ansehung der irdischen sinnlichen Dinge, durch richtige Vernunftschlüsse, durch den gesunden Menschenverstand, aber in Ansehung der übersinnlichen durch die heilige Schrift, und in Beiden zugleich durch die göttliche Vorsehung geleitet werden sollen.

§. 22.

Denn da Raum und Zeit nur Denk- oder Vorstellungsformen für die Sinnenwelt sind, vermög welcher wir uns aber die Grundwesen nach der Wahrheit nicht faßlich machen können, so ist es auch unmöglich, daß uns selbst die mathematisch-richtigen Vernunftschlüsse in die Wahrheiten der übersinnlichen Welt führen können, wenn ihre Prämissen in den Denkformen für die Sinnenwelt gegründet sind. Es entstehen daher lauter gräuliche Widersprüche und gefährliche Irrthümer, und dieß ist gerade der Fall unserer heutigen Aufklärung in geistigen Dingen.

§. 23.

Wenn es also ein göttliches Gesetz ist, daß wir Menschen in diesem Leben, im Irdischen durch die Vernunft, und im Geistigen und Himmlischen nur durch heilige Schrift, und in beiden durch die Vorsehung geleitet werden, von der Zukunft aber nichts weiter wissen dürfen und sollen, als was uns Gott aus freier Gnade ohne unser Zuthun offenbart, so ist es unwidersprechlich eine schwere Sünde, wenn ein Mensch das Ahnungsvermögen zu entwickeln sucht, um zukünftige und entfernte Dinge zu erfahren oder um geheime Wissenschaften durch Connexion mit dem Geisterreich zu erlernen.

§. 24.

Wenn ein Mensch ganz ohne sein Wünschen und Suchen entweder durch Krankheit oder durch irgend eine andere, nicht sündliche Ursache ein entwickeltes Ahnungsvermögen bekommt, so befindet er sich in einem gefährlichen Zustand, denn es ist erstaunlich schwer und es gehört ein hoher Grad der Erleuchtung dazu, in dieser so äußerst anziehenden Sache den Mißbrauch zu vermeiden.

§. 25.

Wenn ein weit geförderter erleuchteter Christ in diesen Zustand geräth, so setzt er keinen Werth darauf, im Gegentheil er demüthigt sich vor seinem Gott und fleht inbrünstig um Weisheit und Bewahrung vor dem Mißbrauch. Kommt er dann in Lagen, wo er glaubt, Nutzen stiften zu können, da bediene er sich dieser Seelenkrankheit dazu in der Furcht Gottes. Siehe in dem Kapitel von den Ahnungen die Beispiele der F. M. und des Herrn Cazotte.

§. 26.

Wenn ein unbekehrter, weltlich gesinnter Mensch sein Ahnungsvermögen entwickelt, so geräth er in Gefahr der Abgötterei und Zauberei. Die Religionslehrer und die Aerzte sollen also die Unwissenden über diesen wichtigen Punkt belehren.

§. 27.

Es gibt noch einen wichtigen Grund, warum die Entwicklung des Ahnungsvermögens so gefährlich ist: dadurch bekommen die Geister Gelegenheit, auf den Menschen zu wirken, ihm allerhand Bilder vorzuspiegeln und Gedanken einzuhauchen. Da aber nun die ganze Atmosphäre voller böser und nur mittelmäßig guter Geister ist, jene aber darauf ausgehen, in Lichtengelsgestalt die Menschen zu verführen und

diese selbst noch in Irrthum sind; und da die Seele in ihrem Fleischkerker die Gabe noch nicht hat, die Geister zu prüfen, besonders wenn sie noch nicht hoch erleuchtet ist, so kann sie schrecklich irre geführt werden, und hier ist eben die Quelle vieler Schwärmereien, Ketzereien und abscheulicher Irrthümer.

§. 28.

Man muß wahre Ahnungen, wenn die Vorsehung Jemand durch den Dienst der Engel vor einem Unglück warnen läßt, vom entwickelten Ahnungsorgan wohl unterscheiden. Jenes ist immer zweckmäßig, dieses hat aber gewöhnlich gar keinen Zweck.

§. 29.

Ebenso verhält sich's auch mit der Gabe der Weissagung, welche ebenfalls vom entwickelten Ahnungsvermögen sehr entschieden werden muß; jene hat auch immer erhabene, das Menschenwohl befördernde Zwecke, wenn letzteres oft Leichen sieht und unbedeutende Dinge ahnet.

§. 30.

Der unermeßliche Aether im Raum unseres Weltsystems ist das Element der Geister, in dem sie auch leben und weben. Besonders ist der Dunstkreis um unsere Erde bis in den Mittelpunkt derselben, und vorzüglich die Nacht, der Aufenthalt der gefallenen Engel und solcher Menschenseelen, die unbekehrt sterben. Diesen ganzen Raum nennt die Bibel Schoel und Hades, das ist: Todtenbehälter.

§. 31.

Vor dem Anbruch des Reichs des Herrn wird die Luft von allen bösen Geistern gereinigt; sie werden in den großen Abgrund, der inwendig in der Erde ist, verwiesen.

§. 32.

Wenn ein Mensch stirbt, so entwickelt sich allmählig die Seele aus ihrem Körper, dann erwacht sie im Hades; von der Sinnenwelt empfindet sie nichts mehr, die Geisterwelt kommt ihr vor wie ein unendlich weiter dämmernder Raum, in dem sie sich mit Gedankenschnelle bewegen kann; und da nun ihr Ahnungsorgan vollkommen entwickelt ist, so sieht sie auch die Geister, die im Hades sind.

§. 33.

Die Seelen und Geister theilen sich durch den Willen einander die Gedanken mit; wenn der Eine will, daß der Andere Etwas wissen soll, so weiß es auch schon der Andere, der Eine liest es im Innern des Andern, so wie der Somnambül in der Seele dessen, mit dem er in Rapport steht.

§. 34.

Wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz! — Seelen, die noch der Welt nicht abgestorben sind, bleiben auch unten in den dunkeln Regionen, und wenn sie fleischlichen Lüsten gefröhnt haben, so ist ihr Aufenthalt bei ihrem Körper im Grabe.

§. 35.

Alle Seelen solcher Menschen, die in diesem Leben zwar nicht lasterhaft, doch aber auch nicht wahre Christen waren, sondern nur ein ehrbares bürgerliches Leben geführt haben, müssen im wüsten, leeren Hades durch die Leiden der Entbehrung allen dessen, was ihnen lieb ist, und jeden Genusses, und dann durch das traurigste Heimweh nach dem verschwundenen Erdenleben lange geläutert, und so allmählig zum geringsten Grad der Seligkeit zubereitet werden.

§. 36.

Die Seelen wahrer Christen, die hier den Weg

der Heiligung gewandelt haben, im wahren Glauben an Jesum Christum, auf seine Versöhnungsgnade und mit gänzlicher Resignation auf alles Irdische gestorben sind, werden gleich bei dem Erwachen aus dem Todesschlummer von den Engeln in Empfang genommen, und ohne Aufenthalt aufwärts in die reinen Regionen des Lichts geführt, wo sie der Seligkeiten Fülle genießen!

§. 37.

Die Seelen der Gottlosen werden bei dem Scheiden aus dem Körper von bösen Geistern umgeben, von denen sie auf mancherlei Weise gequält werden; je gottloser sie gewesen sind, desto tiefer sinken sie in den Abgrund hinab! Ihre Leiden sind schrecklich!

§. 38.

Die abgeschiedenen Seelen haben eine schöpferische Kraft, die sie in ihrem Erdenleben, in der schwerfälligen Körperwelt, nur mit Mühe und Kosten, und noch dazu sehr unvollkommen gebrauchen konnten; aber nach dem Tod kann ihr Wille das auch wirklich darstellen, was sich die Imagination vorstellt.

§. 39.

Seelen, die der Welt noch nicht abgestorben sind, deren Imagination noch mit lauter Lieblings-Vorstellungen aus ihrem vergangenen Leben angefüllt ist, suchen diese Vorstellungen zu realisiren; aber es sind leere Dunstwesen, die keinen Genuß gewähren können, und eben so wenig ist auch die Seele fähig zum Genießen, sie hat keine sinnlichen Werkzeuge mehr. Daher die bekannten Spukereien in alten Gebäuden, wo die verarmten Geister ihre ehemaligen Lustbarkeiten zu wiederholen suchen.

§. 40.

Die Seelenwanderung ist in den Gesetzen und in der Natur des Geisterreichs nicht gegründet. Eine Seele kann Jahrhunderte lang im Hades zubringen, ehe sie weiter gefördert wird; aber sie kehrt nie wieder in einen menschlichen Körper zurück, die Geisterwelt hat Läuterungsmittel genug, es bedarf da keiner Rückkehr in's Sinnenleben.

§. 41.

Wenn Seelen mit einer unbefriedigten Sehnsucht aus diesem Leben scheiden, so empfinden sie schwere Leiden, wenn sie auch sonst der Seligkeit fähig sind. Um diese Leiden los zu werden, sehnen sie sich oft nach einem lebenden Menschen, der jene Sehnsucht befriedigen soll, und wenden die ihnen bekannten Mittel an, zu ihrem Zweck zu gelangen, daher dann die Geistererscheinungen.

§. 42.

Daher soll man sich frühzeitig, je eher je lieber, von aller Anhänglichkeit an's Irdische losmachen; und sollte einem in den letzten Lebensstunden noch etwas einfallen, das er noch thun oder ausrichten müßte, und er kann es nun nicht mehr, so empfehle er die Sache Dem, der alles gut machen kann; bei diesem festen Vertrauen bleibe er auch nach dem Tod; denn seine Rückkehr und Erscheinung ist gegen die Ordnung Gottes. Indessen kann es auch Ausnahmen von der Regel geben. Für denjenigen, dem ein Geist erscheint, ist es unnachläßliche Pflicht, ein solches Wesen mit Ernst und Liebe zu behandeln und zurechtzuweisen.

§. 43.

Von den Geistern, die noch im Hades sind, kön-

nen wir nichts lernen, denn sie wissen nicht mehr, als wir, ausgenommen, daß sie weiter in die Zukunft sehen; diese aber sollen wir nicht wissen. Zudem können sie auch irren und uns täuschen wollen. Wir müssen also ihren Umgang auf alle Weise zu vermeiden suchen. Vollendete Geister, nämlich Selige und wirklich Verdammte, erscheinen nie.

§. 44.

Jeder Mensch hat einen oder mehrere Schutzgeister um sich, diese sind gute Engel, vielleicht auch fromme abgeschiedene Menschenseelen. Bei den Kindern sind lauter gute Geister geschäftig. So wie sich der Mensch allmählig zum Bösen lenkt, nahen sich ihm auch böse Geister. Die guten verlassen ihn auch deßwegen noch nicht, bis sie endlich sehen, daß er sich in der Sünde verhärtet und vollends unverbesserlich wird; dann weichen sie von ihm und überlassen ihn seinem schrecklichen Schicksal.

§. 45.

So wie sich ein Mensch vom Bösen zum Guten wendet, so nahen sich ihm die guten Geister mit hoher Freude: und je mehr er im Glauben und in der Heiligung wächst, desto wirksamer und hülfreicher werden sie. Die guten Geister haben Gewalt über die bösen, aber der Wille des Menschen ist frei; neigt er sich zu dem Bösen, so können ihm die guten nicht helfen. Auch mit den Schutzgeistern dürfen wir den Umgang nicht suchen, wir sind nirgends auf sie angewiesen.

§. 46.

Der Seelenschlaf — daß nämlich die Seele vom Tod an bis zur Auferstehung am jüngsten Tag ohne Bewußtseyn und ohne Thätigkeit ruhen werde, hat

in der heiligen Schrift keinen Grund, sondern nur blos in dem Vorurtheil, daß die Seele den Körper zu ihrer Wirksamkeit durchaus nöthig habe; da aber nun die magnetischen Erfahrungen und die Geistererscheinungen das Gegentheil unwidersprechlich beweisen, so ist der Seelenschlaf ein Irrthum, und es kann keine Rede mehr davon seyn.

§. 47.

Es ist eine ausgemachte und erwiesene Wahrheit, daß die Seele, wenn sie vom Körper entbunden ist, weit mächtiger und freier wirkt und weit erhöhtere Kräfte hat, als wenn sie in ihn eingekerkert ist. Warum hat sie denn nun ihr Schöpfer in diese eingeschränkte, traurige Lage verbannt?

§. 48.

Die Antwort ist leicht: weil sie aus ihrem anerschaffenen vollkommenen Zustand gefallen ist. Im Paradies stand sie mit der Geister- und der Sinnenwelt in Beziehung, die Gegenstände beider Welten empfand sie: sie genoß die Früchte vom Baum des Lebens in der Geisterwelt, und sollte die Früchte des Versuchungsbaums in der Sinnenwelt meiden, aber sie wollte Beides mit einander verbinden; hätte sie die ewige Liebe nicht aus dem Paradies verwiesen und sie von der Beziehung mit dem Geisterreich ausgeschlossen: so wäre sie zum Teufel geworden! Man verzeihe mir diese mystische Erklärung; sie benimmt der Wahrheit der Geschichte nichts.

§. 49.

Die Seele ist in ihren schwerfälligen Körper, in ihren Rock von Fellen, eingezwängt, den sie mit vieler Mühe unterhalten und durch den sie viel leiden muß. Anstatt ihren Hunger nach Kenntnissen

und nach Glückseligkeit sättigen zu können, täuscht sich die Organisation des Körpers mit unvollkommnen Vorstellungen und mit vorübergehenden Genüssen, die nur immer unersättlicher machen.

§. 50.

Hier öffnet sich nun die Thür zum großen Geheimniß der Erlösung durch Christum. Auch in diesem Zustand wäre die Seele nicht gerettet worden. Sie hätte zwar im Reich der Geister weniger geschadet, aber damit war es der ewigen Liebe nicht genug, sie sollte erlöst, sie sollte selig werden, und zwar noch seliger, als sie ohne ihren Fall geworden wäre, wenn sie anders nun noch dem Rath Gottes folgen und gehorsam seyn wolle.

§. 51.

Der Logos, der Sprecher Gottes, durch den sich das ewige, verborgene große Eins in einer unendlichen Zahlenreihe, in der Aufeinanderfolge, das ist in der Zeit, offenbart, wurde Mensch, und machte durch sein Leiden, Sterben und Auferstehung seinen Körper, sein Fleisch und Blut zum Ferment, wodurch alle Seelen, die es mit wahrem Glauben genießen, wieder erneuert, und nach der Befreiung aus ihrem irdischen Kerker in das neu erworbene himmlische Element versetzt werden, bis sie nach ihrer Auferstehung wieder ihre ursprüngliche Herrlichkeit anziehen und in ein Paradies versetzt werden, wogegen das erste ein bloßer Schatten war.

§. 52.

Aus diesem Allem ist nun klar, daß die mechanische Philosophie mit ihrer metaphysischen Aufklärung ein bloßes, aber sehr gefährliches Hirngespinnst, eine grund- und bodenlose Täuschung sey. Die Aufklärung

in den Wissenschaften und in den Kenntnissen der Natur, insofern sie uns unsre irdische Gefangenschaft erleichtern und Einfluß auf unsre Vervollkommnung haben, ist löblich und nützlich, aber im Uebersinnlichen, in dem, was unsre Wiederbringung in's ewige Vaterland betrifft, da ist uns das höhere geoffenbarte Licht des Worts Gottes und die Erleuchtung des heiligen Geistes nöthig. Damit ausgerüstet, kann uns dann auch die erleuchtete Vernunft, dieser Vollmond in der Nacht dieses Lebens, den richtigen Weg zeigen.

§. 53.

Die eigentliche Seligkeit fängt erst nach der Auferstehung an, wenn der Christusähnliche verklärte Leib wieder mit der Seele vereinigt, und dann der vollständige Mensch für die verklärte Sinnenwelt und für die Geisterwelt organisirt ist.

§. 54.

Das Paradies ist der Theil im Hades, der zur Vorbereitung und zum Aufenthalt begnadigter Seelen bestimmt ist. Es gehört schon zum dritten Himmel, 2. Cor. 12. V. 2 und 4. Nun sagt aber Christus zum Schächer, heute wirst du mit mir im Paradies seyn! Luc. 23. V. 43. Christus war aber zwischen seinem Tod und zwischen seiner Auferstehung im Hades, 1 Petri 3. V. 19; und nach Joh. 20, 17. war er gleich nach seiner Auferstehung noch nicht zu seinem Vater aufgefahren, er war also im Hades, im Paradies gewesen, wo man das Anschauen Gottes noch nicht genießt.

§. 55.

Die eigentliche Verdammniß fängt auch erst mit der Auferstehung an: dann wird der Auferstehungs-

keim des Leibes der Sünden mit der Seele vereinigt, und so wird dann der ganze Mensch zu allen bösen Geistern in den Abgrund, dessen Mittelpunkt der Pfuhl ist, der mit Feuer und Schwefel brennt und sich im Mitelpunkt des Erdkörpers befindet, verbannt. Der Herr, der Erbarmer, der die ewige Liebe ist, bewahre alle Leser dieses Buchs vor diesem schrecklichen Schicksal. Amen! —

Apologie

der

Theorie der Geisterkunde.

Veranlaßt

durch ein über dieselbe abgefaßtes Gutachten des hochwürdigen geistlichen Ministeriums zu Basel.

Seyd aber allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmüthigkeit und Furcht.

1 Petr. 3, V. 15. 16.

Der kleine Rath in Basel hat sich im verwichenen Sommer oder Herbst*) veranlaßt gefunden, meine Theorie der Geisterkunde vorläufig und auf so lang zu verbieten, bis die dortige gesammte ehrwürdige Geistlichkeit ein Gutachten darüber würde abgefaßt haben. Dieß ist nun zu Basel bei Samuel Flick im Druck erschienen und liegt hier vor mir. Der Inhalt desselben ist von der Art, daß dadurch das Verbot bestätigt worden ist, so daß nun dieß mein Buch im Kanton Basel nicht geduldet werden darf.

Noch strenger verfährt seine Königliche Majestät von Württemberg damit; denn Buchhändler, Buchbinder und jeder Besitzer müssen alle Exemplare bei Eidespflichten einliefern. Noch hab' ich nicht erfahren, was für Gründe diesen Monarchen dazu bewogen haben.

Der ganze Zweck meines Lebens und meines ganzen Wirkungskreises geht dahin, die wahre, reine, evangelische Christus- und Bibelreligion gegen die so scheinbaren Sophistereien der neueren Aufklärungs-Philosophie zu vertheidigen, und zugleich in diesen so wichtigen und schweren Zeiten dem Wahrheit liebenden und Wahrheit suchenden Christen den wahren schmalen Weg, zwischen der falschen Aufklärung und der Schwärmerei durch, zum großen und glänzenden Ziel zu zeigen.

---

*) Des Jahrs 1809.

Man prüfe alle meine religiöse Schriften, so wird man in keiner einzigen die Tendenz verkennen können; und meine Vocation zu diesem Zweck findet man in meiner Lebensgeschichte.

Aus eben dieser Tendenz ist auch meine Theorie der Geisterkunde entstanden; die Veranlassung dazu war folgende: Durch meine weitläufige Correspondenz erfuhr ich, daß es hin und wieder gut- aber auch übelgesinnte Menschen gebe, die, durch vorwitzige Wißbegierde angetrieben, Umgang mit Geistern suchten, auch wohl sich ihrer bedienten, um verborgene Schätze zu erlangen. Dann gibt es aber auch Gesellschaften, theils fromme, theils auch nicht fromme, welche durch die Alles — Unsterblichkeit der Seelen, Himmel und Hölle wegläugnende Philosophie und ihre scheinbaren Einwürfe gegen die Bibel irre gemacht, doch gern zur Gewißheit kommen möchten, und diese nun im verbotenen Umgang mit dem Geisterreich suchen wollen. Ferner: Unsre gegenwärtigen bedenklichen Zeiten machen auch den blos natürlichen Menschen auf die biblischen Weissagungen aufmerksam; man geräth ans Grübeln, vergleicht die wichtigen politischen Vorfälle mit jenen, daraus entstehen dann allmählig sogenannte Aufschlüsse in Ansehung der nahen Zukunft, und nun bedarf es — besonders bei hysterischen Frauens- und hypochondrischen Mannspersonen — nur eines Schritts, so entstehen Visionen, Entzückungen, man sieht Engel, Geister, sogar Christum selbst; man sagt Dinge vorher, die zutreffen, abwesende, die ebenfalls wahr sind, und bildet sich nun ein, das sey göttliche Offenbarung. Der sogenannte Aufgeklärte lacht darüber und untersucht nicht, denn er hält das Alles für vorsätzliche Betrügerei, aber das ist es nicht, sondern vielmehr eine Seelen-

krankheit, die ihren Sitz in der feinsten Nervenstruktur hat. Der gemeine Mann aber, auch der frömmste, wird durch das, was er sieht und hört, hingerissen; denn er urtheilt so: Niemand weiß, was in der Zukunft und in der Abwesenheit geschieht, als allein Gott, die gegenwärtige Person aber weiß es, folglich wird es ihr von Gott offenbart. Daß aber diese Schlußfolge grundfalsch sey, wird in der Geisterkunde unwiderlegbar bewiesen. Aus dieser Quelle sind von jeher die gefährlichsten Sekten und die furchtbarsten Schwärmereien entstanden. Man erinnere sich nur an die schreckliche Geschichte zu Rapperschwyl im Kanton Bern, und an so viele andere ältere und neuere mit allen ihren Folgen. Auch jetzt in dieser Zeit sind mir noch verschiedene solcher Personen bekannt, die auf diese Art weissagen, oder vielmehr wahrsagen, und wo ich mit Gewißheit voraussehe, daß der Ausgang höchst traurig seyn wird. Da nun so viele redliche Seelen dadurch verführt, und dann dergleichen Vorfälle von den Gegnern der christlichen Religion zur Last gelegt werden, so ist es doch, wahrlich! die höchste Pflicht, davor zu warnen! Wie kann man das aber, wenn die Sache ihrer Natur nach nicht erklärt und Jedermann begreiflich gemacht wird? — Denn Verlachen und Abläugnen beleidigt nur den, der mit gesunden Augen gesehen und mit gesunden Ohren gehört hat; aber es überzeugt ihn nicht nur nicht, sondern es bestärkt ihn nur in seinem Glauben; denn er denkt: wenn's der widerlegen könnte, so spottete er nicht; und er hat Recht. Und eben so verhält es sich auch mit den Geistererscheinungen; sobald mehrere zugleich ein Gespenst, oder doch untrügliche Zeichen seines Daseyns gesehen haben, so hilfts nicht; wenn nun Einer kommt und beweist sehr vernünftig,

Geistererscheinungen seyen nicht möglich; denn die, welche gesehen und gehört haben, lachen oder ärgern sich darüber und sagen: Euer Vernünfteln hilft euch nicht, denn wir haben die Sache gesehen und gehört; und dieß ist der Fall bei dem ganzen allgemeinen Publikum; man lasse Bürger und Bauern von der vornehmsten bis zur geringsten Klasse kommen und examinire sie ernstlich, so wird man unter zehn kaum einen finden, der nur an Geistererscheinungen zweifelt; denn alle wissen mehr oder weniger wahre Gespensterhistorien zu erzählen. Die Herren Aufklärer sollen nur ja nicht glauben, daß ihr Licht schon so weit vorgedrungen sey und jemals vordringen werde, daß dadurch der jeden Tag sich erneuernde Glaube an Geistererscheinungen jemals erlöschen werde: denn immer finden sich Zeugen, die da und dort etwas dergleichen gesehen und gehört haben, und wenn auch das mehreste Täuschung ist, so ist doch auch unläugbar, daß sich zu Zeiten Wesen aus der Geisterwelt in der Sinnenwelt empfinden lassen, und diese sind dann die Ursache, daß alle philosophische Raisonnements den Glauben an Gespenster nie auslöschen können, so sehr es auch die Aufklärer und Neologen wünschen.

Da steht nun der Freund der Wahrheit zwischen Beiden und fragt: was ist denn aber nun wahr? — Sagt man ihm, das kann dir ja gleichgültig seyn, so muß er ganz natürlich antworten: Nein! das kann mir nicht gleichgültig seyn, denn Zeugen aus der andern Welt sind Jedermann wichtig. Ist es nun nicht nöthig und nützlich, endlich einmal zu wissen, was denn eigentlich an der Sache ist? — und inwiefern sich diese Erscheinungen mit dem Sinnlichen vereinigen lassen, oder inwiefern sie für uns wichtig sind, oder nicht?

Endlich: wenn wirkliche Geistererscheinungen wahr sind, so ist die mechanische Philosophie in Ansehung ihrer Begriffe von der Geisterlehre — nicht wahr — !!! Dieß ist leicht zu erweisen: denn nach ihren Grundsätzen kann sich kein Geist anders, als in seinen Wirkungen den Sinnen offenbaren; die Seele kann ohne Leib nicht fortdauern, sich nicht selbst bewußt seyn, nicht denken; folglich gibt es auch keine Belohnungen und Strafen nach diesem Leben, die Seele muß mit dem Körper aufhören, wenn nicht eine neue Schöpfung mit ihr vorgeht, und davon haben wir keine Gewißheit. Dieß Alles ist aber auf einmal widerlegt, sobald es gewiß ist, daß von Zeit zu Zeit Zeugen aus der andern, aus der Geisterwelt, auftreten, die durch ihr Daseyn das Alles widerlegen und mit apodiktischer Gewißheit durch ihr Daseyn bezeugen, daß die Seele unsterblich sey, daß es nach diesem Leben Belohnungen und Strafen gebe, und daß wirklich zwischen Himmel und Hölle ein Mittel-, ein Vorbereitungsort existire, der die Seelen zu dem einen oder dem andern Ziel vollendet.

Sagt man mir, wozu aber das Alles? — wir haben ja die Bibel, die uns das Alles deutlich sagt, so antworte ich: wer wahrhaft an die Bibel glaubt und von dem allem überzeugt ist, der braucht freilich solcher Zeugen nicht; aber ich bitte um Gottes willen, doch wohl zu bedenken, daß die mechanische oder Aufklärungs-Philosophie beweist, daß die Bibel nichts weniger als göttliche Offenbarung sey — man lese doch das heut zu Tage so sehr gelobte und gerühmte Elpizon, Wielands Euthanasia u. a. m., wo mit äußerst blendenden Gründen Wahrheiten der Bibel und der Religion widerlegt, und welches Alles von unsrer jungen Lesewelt mit Begierde verschlun-

gen, und dadurch zum unvermeidlichen Abfall von Christo hingerissen wird.

Und dieß Alles ignorirt die Geistlichkeit und die Kirchenpolizei, verwirft und verbietet aber ein Buch, das mit unumstößlichen Gründen (wie ich im Verfolg beweisen werde) darthut, daß alle Sophistereien jener Bücher auf Grundlagen (Prämissen) beruhen, die grundfalsch sind, und zwar unter dem Vorwand, es möchte Aberglauben und Gespensterfurcht verbreiten, denen es doch mächtig vorbeugt.

Aus allen diesen Betrachtungen und Voraussetzungen entstand nun das Resultat in mir: Wenn ich den gänzlichen Ungrund der Prämissen der falschen und schädlichen Aufklärungs-Philosophie zeigte — zeigte und aus Vernunftsgründen bewiese, daß die ganze Bibellehre von Gott, von der Geisterwelt, von der Unsterblichkeit der Seelen und von Belohnungen und Strafen nach diesem Leben der reinen vorurtheilsfreien Vernunft, dem gesunden Menschenverstand und allen Erfahrungen aus der Geisterwelt vollkommen gemäß sey, so müßte daraus ein für die christliche Religion, und besonders für die große Menge derer, die noch am Scheidewege stehen und durch die herrschende Philosophie oder Aufklärung geblendet, den rechten Weg nicht finden können, ein sehr nützliches Werk entstehen, und so entstunde dann die Theorie der Geisterkunde.

Vielleicht hätte ich dieses Alles in einer Vorrede sagen sollen — das hätte ich wirklich gethan, wenn es mir nur im Traum hätte einfallen können, daß irgend ein Leser meines Buchs während dem Lesen

meine Absicht verfehlen könnte, und doch ist es häufig geschehen.

Ob und inwiefern ich in der Ausführung meinen Zweck erreicht habe, darüber haben schon große und erleuchtete Theologen aus allen christlichen Religions-Partheien, und bei weitem der größte Theil des christlichen Publikums zu meiner Beruhigung entschieden.

Nachdem ich die Veranlassung und den Zweck meiner Theorie der Geisterkunde rein und wahr dargelegt habe, so gehe ich nun zu meinem eigentlichen Zweck, zur Apologie derselben über.

Hier muß ich nun bekennen, daß es mir in der Seele wehe thut, gegen einen so verehrungswürdigen Greis, den Herrn Antistes Merian, den ich so innig liebe und hoch schätze, und gegen eine so verehrungswürdige Geistlichkeit, unter welcher ich verschiedene zu meinen Freunden zähle, hier öffentlich auftreten und mich gegen ihre Beschuldigungen vertheidigen zu müssen. — Wäre ihr Gutachten nicht gedruckt und öffentlich publicirt worden, so hätte ich geschwiegen und meine Sache Gott befohlen; jetzt aber, da mich das hochwürdige Basler Ministerium öffentlich und vor dem gesammten Publikum schwerer Irrthümer beschuldigt, so bin ich, leider! schuldig und verpflichtet, der Wahrheit zur Steuer meine und meines Buchs Ehre zu retten. Ich gehe also zu dieser verdrießlichen Sache über.

Seite 4.

„Schon der Titel des Buchs: Natur-, vernunft- und bibelmäßige Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse, könnte Manche, die

ohnedem schon für den Verfasser eingenommen sind, auf den Gedanken bringen, als ob es lauter unwidersprechliche Glaubensartikel in sich enthielte. Und doch kommt darin eine Menge Lehrsätze vor, die weder in der Natur, noch in der Vernunft, noch in der Bibel einigen Grund haben."

Antw. Von lauter Glaubensartikeln ist hier nicht die Rede: Glaubensartikel, die hier natur-, vernunft- und bibelmäßig bewiesen werden sollen, sind vorzüglich die Unsterblichkeit der Seelen, ihr Zustand nach dem Tode, die Lehre von Belohnungen und Strafen, und beiläufig dann auch die Lehre von der Erlösung durch Christum. Sind diese Lehren nicht bibelmäßig? — Alles übrige sind keine Glaubenslehren, sondern entweder Belege zu den Beweisen, oder Erläuterungen gewisser Phänomene, die bisher unbegreiflich waren. Wenn ich das Alles nun aus physischen Gründen, z. B. aus dem Magnetismus, vernunftmäßig erkläre und dadurch Bibelwahrheiten bestärke, hab' ich dann obige Beschuldigung verdient? man hätte mir hier Beispiele angeben sollen. Doch finden sich deren vielleicht noch im Verfolg. Ferner heißt es:

„Der Verfasser glaubt, sein Werk enthalte Worte zu seiner Zeit, da sich hin und wieder häufige merkwürdige Erscheinungen äußern. Hievon ist uns nicht das Geringste bekannt. Ehe sein Werk herausgekommen, ist schwerlich der tausendste Theil so viel von Geistererscheinungen die Rede gewesen, als seither. Und wenn er dasselbe hauptsächlich zu dem Ende geschrieben hat, damit man auf die Erscheinungen aus der Geisterwelt nicht mehr Gewicht und mehr Werth lege, als ihnen zukommt, so hätte es wenigstens

in Hinsicht auf unsre Gegend gar füglich ungeschrieben bleiben können."

Antw. Seite 6 der Originalausgabe der Geisterkunde sage ich: ich glaube, daß es — (nämlich mein Buch) — Worte zu seiner Zeit enthält, da sich jetzt häufig hin und wieder merkwürdige Erscheinungen äußern, wodurch gute Seelen von der wahren Spur des Einzignöthigen abgeleitet und auf Abwege und Irrthümer geführt werden. Wie kamen doch die guten Herren auf den Gedanken, hier unter dem Wort Erscheinungen Geistererscheinungen zu verstehen — ? denn diese führen ja nicht vom Einzignöthigen ab und auf Abwege und Irrthümer, es sey denn, daß man sich vorwitzig und auf unerlaubte Art mit ihnen abgibt. Die Erscheinungen, welche ich hier im Auge habe, sind die Veranlassungen zu meiner Geisterkunde, so wie ich sie im Anfang dieser Apologie dargestellt habe. Es sind also gefährliche Erscheinungen in der moralischen und physischen Welt. Man sagt ja, wenn man einen ungewöhnlichen Vorfall bemerkt: das ist mir eine sonderbare Erscheinung. Ich wünsche sehr, daß man im Kanton Basel und in der Stadt nichts von solchen Erscheinungen wissen möchte; allein von der französischen Revolution an bis daher bezeugt die Geschichte das Gegentheil. Daß man nach dem Lesen meiner Geisterkunde allenthalben viel von solchen Materien sprach, das ist natürlich, so geht's mit allen Büchern, die anziehende Sachen enthalten, aber was schadet's? Das Museum des Wundervollen, welches seit einiger Zeit herauskommt und eine sehr angenehme Lektüre enthält, erzählt eine ganze Menge Ahnungen, Visionen und Geistererscheinungen, und wird

allgemein und allenthalben ungehindert gelesen. Fast in allen Gesellschaften kommt häufig das Gespräch auf solche Sachen, und Jedermann, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Weltliche, Christen und Unchristen mischen sich in den Discours; Jeder erzählt seine Erfahrungen, und wer nicht an Gespenster glaubt, glaubt wenigstens so lang daran, als das Gespräch dauert; warum nimmt man mir es denn so übel, daß ich auch dergleichen Geschichten erzähle? — besonders da ich noch dazu ihren wahren Werth und Unwerth anzeige und beweise, was davon geglaubt und nicht geglaubt werden müsse. Daß ich durch mein Buch die Gespensterfurcht nicht vermehre, sondern vermindere, und eben so wenig den Aberglauben unterstütze, sondern ihn bekämpfe, das muß jeder unpartheiische Leser finden.

„Ohnedem zweifeln wir, ob Jemand daraus lernen könne, wie viel oder wenig Werth und Gewicht er auf Geistererscheinungen legen müsse; indem darin bald ausdrücklich behauptet wird, daß wir vom Geisterreich und seinen Wirkungen keine Notiz nehmen sollen, indem außer dem Geiste Gottes alle andere Geister uns nichts angehen; bald aber heißt es: Für denjenigen, dem ein Geist erscheint, sey es unnachläßliche Pflicht, ein solches Wesen mit Ernst und Liebe zu behandeln und zurecht zu weisen. Der erscheinende Geist sey unser Bruder, bei dessen Schicksalen wir nicht gleichgültig bleiben dürfen. Eben so offenbar ist der Widerspruch" u. s. w.

Antw. Widerspruch? — Wenn ich zu einem Freund sage: Lieber, hüte dich vor der und der Gesellschaft, sie ist bös und gefährlich; begegnet dir aber einer aus ihr, der dich anredet, oder etwas von dir begehrt, so behandle ihn christlich und liebreich, denn

er ist als Mensch dein Bruder — hab' ich mir dann widersprochen? Nun lese man in der Originalausgabe meiner Geisterkunde, Seite 139, 375 und 288, die hieher gehörige Stellen in ihrem Zusammenhang, so wird man klar und deutlich finden, daß ich in Ansehung des Geisterreichs das Nämliche sage: wir sollen den Umgang mit dem Geisterreich nicht suchen, um von seinen Bürgern etwas zu lernen oder zu erfahren; da sollen uns die Bibel und die von Gott verordneten Erkenntnißmittel hinlänglich seyn; und eben so wenig sollen wir uns der Hülfe, des Beistands der Geister in irgend einer Sache bedienen wollen, weil es ganz gegen die Ordnung Gottes und der Natur und wahre Zaubereisünde ist. Wir sollen also durchaus keine Notiz von ihnen nehmen, weil wir ganz und gar nicht auf sie angewiesen sind, aber sobald uns Geister erscheinen, so ist unsre erste Pflicht, zu untersuchen, ob die Sache Täuschung oder Wahrheit sey? — Denn jede Erscheinung in der physischen sinnlichen Natur verdient doch wohl, daß sie der menschliche Verstand prüfe und untersuche, ob sie etwas Belehrendes für uns enthalte? — Tritt nun der sehr seltene Fall ein, daß es wirklich Wesen aus der andern Welt sind, so behandelt man sie als bedauernswürdige Gegenstände, die freilich unsre Brüder sind, mit Ernst und Liebe, aber man suche nichts von ihnen zu lernen, oder etwas zu erfahren, oder sich ihrer Hülfe zu bedienen, denn sie irren selbst, sonst erschienen sie nicht. Ist da nun ein Widerspruch zu finden? Ferner heißt es:

„Eben so offenbar ist der Widerspruch, da es einmal heißt: Der wahre gläubige Christ bedürfe keine Zeugnisse aus dem Geisterreich; — bei Unbußfertigen helfen alle Geistererscheinungen und deren Er-

mahnungen nichts! — selten oder gar nie werde Jemand durch eine Geistererscheinung bekehrt; gewöhnlich bleibe es bei einem panischen Schrecken. Ein andermal hingegen werden die Geistererscheinungen für apodiktische, unwidersprechliche Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, für die Gewißheit der Belohnungen und Strafen nach diesem Leben, für die Wahrheit der Erlösung durch Christum, mit einem Wort, für die wahre, alte, evangelische Bibelreligion erklärt. Es ist leicht zu erachten, daß manche Leser dieses Buchs durch dergleichen Widersprüche irre gemacht werden, so daß sie nicht wissen, was sie von solchen Erscheinungen glauben oder nicht glauben müssen."

Antw. Der wahre glaubige Christ bedarf des Zeugnisses der Juden nicht, daß die biblische Geschichte wahr ist: denn er glaubt sie ohnehin, und der Unbußfertige bekümmert sich nicht um sie, aber dennoch bleibt dieß Volk doch ein gewisser, unverwerflicher Zeuge der Wahrheit der heiligen Geschichte des alten und neuen Testaments. Gerade so ist es auch mit den Erscheinungen aus dem Geisterreich; der wahre Christ bedarf dieser Zeugnisse nicht, und den Unbußfertigen helfen sie nicht, wie Christus dem Abraham im Gleichniß vom reichen Mann sagen läßt: sie haben Mosen und die Propheten u. s. w. Aber bei dem Allem ist doch ein Mensch, der nach seinem Tod wieder erscheint, lebt und wirkt, ein gewisser unverwerflicher Zeuge von der Unsterblichkeit der Seelen — und nach den häufigen Aeußerungen dieser unglücklichen Wesen bezeugen sie die unnennbaren Qualen der abgeschiedenen Sünder und die unbeschreibliche Seligkeit der Frommen, und ebenso auch die Wahrheit der Erlösung durch Christum. Daß

dieser Zeugnisse der Glaubige nicht bedarf, und daß der Unbußfertige ohne sie bußfertig und fromm werden kann und soll, das hat seine vollkommene Richtigkeit, und eben so gewiß ist es, daß ein wiederkommender Geist irrt und die Ordnung Gottes, und die Gesetze der Natur, in der er nun lebt, übertritt; daß er bei dem allem doch beweist, was ich so eben gesagt habe, das kann doch kein Mensch läugnen. Aber wozu denn solche Erscheinungen? — ich antworte: wozu so viele Erscheinungen in der Natur, deren Zweck wir nicht einsehen? — Ich möchte aber auch ferner fragen: Wie kommt's, daß die Aufgeklärten und Neologen alsofort Aberglaube! Schwärmerei! rufen, sobald nur von einer solchen Geistererscheinung die Rede ist? — Die Antwort ist leicht: weil sie ihre Zeugnisse fürchten. Wo ist nun in allen diesen meinen Aeußerungen nur der geringste Widerspruch zu finden? Nun fährt das Gutachten folgendergestalt fort:

„Doch diese Widersprüche hätten so viel nicht zu bedeuten; aber neben diesen kommen im Buche Irrthümer vor, die dem Staat und der Kirche nicht ganz gleichgültig seyn können, und die die Wahrheit dessen bestätigen, was darinnen angemerkt wird. Auch die frömmsten heiligsten Seelen können nicht immer die Kenntnisse, die sie aus der Geisterwelt erhalten, die also wahr sind, von denen unterscheiden, die sich ihre lebhafte Phantasie selbst schafft. Daher kommen dann die Irrthümer und Fehlschlüsse, die sich zuweilen in ihren Reden und Schriften einschleichen."

Antw. Ich soll also zu den frömmsten heiligsten Seelen gehören, die nicht immer die Kenntnisse aus der Geisterwelt von denen, die sich ihre lebhafte Phantasie selbst schafft, unterscheiden können. Ich versi-

chere aber heilig, daß das nicht der Fall ist: denn mein Ahnungsvermögen ist ganz und gar nicht entwickelt, ich habe nie in meinem Leben auch nur die geringste Kenntniß aus der Geisterwelt unmittelbar erhalten, und gehöre also ganz und gar nicht in die Klasse der Menschen, von denen ich in der angeführten Stelle der Geisterkunde rede. Man lese die beiden §§. 143 und 144, so wird ein Jeder, der mich nur von Ferne kennt, gleich davon überzeugt werden. Doch wir wollen nun auch die Irrthümer beleuchten, die dem Staat und der Kirche nicht ganz gleichgültig seyn können; es heißt ferner:

„Unter diese Irrthümer zählen wir vornämlich die Heruntersetzung der Vernunft, dieser so edeln und unschätzbaren Gabe Gottes, die uns über die Thiere erhebt. Diese wird beschuldigt: sie führe vom Glauben an Gott und an Unsterblichkeit geradesweges ab, und hingegen zum Deismus, dann zum Fatalismus, dann zum Naturalismus, und nun zum Atheismus. Ja, sie müsse endlich dahin kommen. Wir glauben hingegen, die Vernunft sey, wenn wir sie recht gebrauchen, eine uns von Gott geschenkte Führerin, die, wenn wir ihr folgen, uns aus den verworrenen, dunkeln Labyrinthen des Aberglaubens sowohl, als des Unglaubens herausleite."

Antw. Hier hält mich nur meine innige Ehrerbietung gegen das hochwürdige Baseler Ministerium ab, das laut vor aller Welt zu sagen, was ich mit Recht sagen könnte — — man lese doch die Stelle in der Geisterkunde, da heißt es: Die sich selbst überlassene, nicht durch die wahre geoffenbarte Religion geführte und erleuchtete Vernunft muß endlich dahin kommen, daß sie nach und nach bei fernerem Forschen von einer

Stufe zur andern bis zum Naturalismus, und sogar zum Atheismus verfällt. — Liest man diese Charakteristik der Vernunft, die ich im Auge habe, in ihrer Verbindung, so wäre es mir leid für das ehrwürdige Ministerium, wenn es ein einziges Mitglied hätte, welches nicht Ja und Amen dazu sagte; denn wodurch sind denn alle die Tausende der Deisten, Fatalisten, Naturalisten und Atheisten unserer Zeit anders entstanden, als durch die sich selbst überlassene, nicht durch die wahre geoffenbarte Religion geführte und erleuchtete Vernunft?

Wer alle meine Schriften mit aufrichtigem und unpartheiischem Gemüth prüft, der wird finden, daß allenthalben mein Bestreben dahin geht, die Vernunft mit den geoffenbarten Wahrheiten in Uebereinstimmung zu bringen. Man lese doch nur im Heimweh die egyptischen Einweihungen und den Unterricht auf dem Berge Sinai, so kann man an dem, was ich hier sage, nicht mehr zweifeln.

So wie die Bemerkung im Gutachten nur unter dem bloßen Wort Vernunft steht, muß mich jeder vernünftiger, rechtschaffener Mann, wenn er meine Geisterkunde nicht gelesen hat, und deren sind doch Viele, für einen Erzschwärmer und Fanatiker, und also für einen dem Staat und der Kirche wirklich gefährlichen Mann halten; liest er aber nun die Geisterkunde und in dieser die angefochtene Stelle selbst, so kann er nicht anders, er muß sagen: der Mann hat Recht. — Das wäre also der erste Irrthum, dessen man mich beschuldigt; nun die folgenden:

„Eben so verächtlich wird auch von dem menschlichen Leben geredet, da es z. B. heißt: Der unsterbliche Geist sey in diesem Erdenleben in den thierischen Körper gleichsam verbannt und vermittelst der

Nerven an ihn gefesselt. — Und weiter: wo der Leib der irdische Kerker, und das Leben unsere irdische Gefangenschaft genannt wird. Wenn Leute, die von Natur einen Hang zur Schwermuth haben, sich ein solches melancholisches Bild von ihrem Leben machen, so ist es kein Wunder, daß sie desselben nie recht froh werden."

In der Theorie der Geisterkunde steht nichts davon, daß der Leib ein irdischer Kerker sey, indessen steht es doch anderswo in diesem Buch. — Wenn wir die menschliche Seele mit allen ihren Trieben, mit ihrer Sehnsucht nach unendlichem Genuß des Wahren, Schönen und Guten, mit ihrem ewigen Streben nach immer wachsender Kenntniß des Vergangenen, Gegenwärtigen, Zukünftigen und der ganzen Schöpfung in Raum und Zeit betrachten; wenn wir uns ihren Wunsch vorstellen, wie ein Lichtstrahl durch das ganze All fliegen, um die Wunder der Natur allenthalben ausspähen zu können, und wir finden sie dann in einen trägen, thierähnlichen Körper eingesperrt, der ihr in allen diesen Wünschen im Wege steht und sie in der That und Wahrheit gefangen hält, und das nicht allein: der sie durch unzählbare Gefahren, Schmerzen aller Art und durch so mächtige Reize zur Sünde lockt und auf mancherlei Weise quält, muß man dann nicht gestehen, daß die Seele in diesem Erdenleben in den thierischen Körper gleichsam verbannt, daß der Leib ihr irdischer Kerker und das Leben ihre irdische Gefangenschaft sey? — Dieß soll nun verursachen, daß Leute, die von Natur einen Hang zur Schwermuth haben, sich ein solches melancholisches Bild von ihrem Leben machen, daß sie desselben nie recht froh werden. — Ja! bei Leuten, die von Geburt an Heiden sind und von der alles be-

seligenden Religion nichts wissen, oder durch die falsche Aufklärung belehrt, alles ihres Trostes beraubt sind, da mag das wohl der Fall seyn, aber bei Christen, die die Hoffnung der ewigen Seligkeit vor sich sehen, ist die Mühseligkeit des Erdenslebens Sporn und Antrieb zur Buße, Bekehrung und Heiligung, wodurch dann erst die Seele geschickt gemacht wird, dereinst in Verbindung mit ihrem verklärten Körper allen ihren Wünschen und Trieben auf eine Gott gefällige Art Genüge zu leisten. Meine Geisterkunde und alle meine religiösen Schriften zeigen ja häufig, wie der Mensch, oder seine Seele, auf dem Wege der christlichen Religion des Lebens recht froh werden könne. Wer seines Lebens ohne Religion froh werden will, dem wünsche ich, daß er durch Lesen meines Buchs recht melancholisch werden möge, und zwar in so hohem Grad, daß er an der rechten Quelle Trost suchen und finden möge.

Ich habe nun vernünftig und naturgemäß bewiesen, daß der angefochtene Satz kein Irrthum sey. Fragen wir aber die Bibel, so finden wir von Anfang bis zu Ende lauter Klagen über die Mühseligkeiten des Erdenlebens, über den Kampf mit Fleisch und Blut, und Paulus sagt ausdrücklich Röm. 7: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes? — Er klagt vorher über ein Gesetz in seinen Gliedern, nämlich über die angebornen sinnlichen Lüste und Reize, die ihren Grund in dem Körper haben, und die ihn nach V. 23 im Gesetz der Sünden, das in seinen Gliedern existirt, gefangen halten. — Aber wie tröstet er sich in seiner Gefangenschaft? — Er fragt: Wer wird mich daraus erlösen? — und antwortet sich selbst: Gott sey Dank! es geschieht durch Christum. Jetzt frage ich das ganze

christliche Publikum: hab' ich da einen Irrthum gesagt, der dem Staat und der Kirche nicht gleichgültig seyn kann? Nun ferner:

„Sonderbar und bedenklich ist der Lehrsatz, daß Alles, was in der Sinnenwelt geschieht, im Geisterreich vorbereitet, und die ganze Menschheit durch gute Engel und Geister regiert werde; ein Lehrsatz, der leicht zur Anrufung der Engel und der abgestorbenen Heiligen führen könnte, und der mit der Stelle, Jes. 63, V. 16. Abraham weiß von uns nichts, und Israel kennet uns nicht, durchaus nicht bestehen kann."

Antw. Sonderbar und bedenklich soll dieser Satz seyn, und doch ist der Engel Geschäfte, vom Cherub im Paradies an bis zu dem Engel, der dem Apostel Johannes die Offenbarung Jesu Christi mittheilte, immer wirksam; man wird das Alles doch nicht für morgenländische Sprachbilder erklären wollen? — Die zwei ersten Kapitel des Briefs an die Hebräer lassen in Ansehung der Engel keinen Zweifel mehr übrig; oder ist etwa das Wort vorbereiten anstößig? mir däucht doch nicht, daß das möglich ist: denn alles muß ja erst vorbereitet werden, ehe es ausgeführt werden kann. Man lese nur die Offenbarung Johannis, da kann man sehen, wie thätig die Engel in der Vorbereitung zu großen Geschäften sind.

Nun ist nur noch die Frage übrig, ob auch die Geister, oder die Seelen verstorbener Menschen dabei wirksam sind? Die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas erzählen die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, und merken dabei an, daß Mose und Elia dabei zugegen gewesen seyen und von dem Ausgang seiner Geschichte in Jerusalem geredet hätten. Man kann doch nicht annehmen, daß das

ein bloßer Freundesbesuch war, wo Einer dem Andern eine Neuigkeit erzählt; mir sind Geschichten bekannt, deren Wahrheit ich mit der höchsten Gewißheit betheuern kann, daß wieder erschienene Menschen nach ihrem Tod bezeugen, daß die Seelen der Heiligen in jener Welt auf allerhand Weise sehr zum Besten ihres irdischen Vaterlandes geschäftig sind. Die angeführte Stelle aus Jesaia 63, V. 16: Abraham weiß von uns nichts, und Israel kennet uns nicht, — beweist in dieser Beziehung ganz und gar nichts, denn gesetzt, auch diese Uebersetzung sey so richtig, so sage ich ja selbst in meiner Theorie der Geisterkunde, daß die abgeschiedenen Seelen die Sinnenwelt ganz und gar nicht empfinden, sondern sich blos in der Geisterwelt bewußt sind, aber daß sie sich ihrer lieben Zurückgelassenen erinnern, an ihren Schicksalen, die sie von Neuankommenden erfahren, theilnehmen, und wo sie können, wirksam zu ihrem Glücke sind: das ist gewiß; dieß bezeugt Jesus Christus, der Mund der Wahrheit, selbst, wenn er den reichen Mann in seiner Qual den Abraham bitten läßt, er möchte doch den Lazarus zu seinen noch lebenden Brüdern schicken und sie warnen lassen, damit sie nicht auch dahin kommen möchten, wo er sey, nämlich in den Qualort des Hades, s. Luc. 16. V. 23 im Griechischen — denn bei den Gottlosen fängt die Qual schon im Hades an, sowie bei den Frommen der Vorgeschmack der Seligkeit. — Abraham aber gibt ihm die bekannte Antwort: sie haben Mosen und die Propheten u. s. w., und vorher sagt er: Sohn, du hast dein Gutes in deinem Leben empfangen, Lazarus aber Böses. Läßt sich nun noch mit einigem Schein behaupten, daß Abraham und Israel, nämlich Jakob, von ihren Nachkommen nichts gewußt und sie nicht

gekannt haben? — Dem zu Folge widerspräche also diese Aeußerung Christi dem Jesaias in oben angeführter Stelle? — Keineswegs! — wir wollen sie genau prüfen: Der Prophet klagt betend vor seinem Gott über die Entziehung seiner Gnade und Barmherzigkeit, und appellirt an seine Vaterliebe, denn er sagt im 16ten Vers: Du (Jehovah) bist ja unser Vater, denn (Vater) Abraham wird von uns nichts wissen wollen, und Israel uns nicht anerkennen (das ist: beide werden uns, die wir so schwer gesündigt haben, nicht mehr für ihre Kinder erkennen), darum bist Du, o Jehovah, nun unser Vater und unser Erlöser, dieß ist ja von Alters her dein Name.

Kurz! daß sich unsre Lieben nach ihrem Tode gar nicht Unserer erinnern und gar nicht mehr an uns denken und an unsern Schicksalen nicht mehr thätigen Antheil nehmen sollten, ist eine Idee, die den Hoffnungen und Erwartungen des Christen und dem Geist der Bibel geradezu widerspricht.

Aber was sagt denn nun das vernünftige Publikum zu der Consequenz, die die Herren Verfasser daraus herleiten? — Diese Idee soll leicht zur Anrufung der Engel und der verstorbenen Heiligen führen. — Hierauf antworte ich, ich behaupte nichts mehr, als was in der heiligen Schrift steht, und warne selbst in meiner Geisterkunde mehr als einmal sehr ernstlich vor dem Umgang mit den Schutzengeln und Geistern. Will man aber den Accent auf das Wort Regieren legen, nämlich daß Engel und Geister die Welt oder die Menschheit regierten, so bedeutet das weiter nichts, als daß sie Gott zu Werkzeugen in seiner Regierung brauche, und dieß habe ich so eben erwiesen. Ferner heißt es:

„Eben so sonderbar ist der Einfall, das längst allgemein angenommene Weltsystem des Kopernikus umzustoßen, damit die ganze Geisterwelt nicht nöthig habe, jährlich mit der Erde die Reise um die Sonne zu machen."

Antw. Liebes Publikum! lies hier die reine Wahrheit und meine Geisterkunde selbst. Ich sage nämlich §. 46: die menschlichen Sinnen empfinden nur die Oberfläche der Dinge in Raum und Zeit, das ist: in der Ausdehnung und Aufeinanderfolge; in ihr inneres Wesen dringt kein erschaffener Geist, nur allein der Schöpfer, der sie gemacht hat. Wir sind eingeschränkte Wesen, daher sind auch alle unsere Vorstellungen eingeschränkt: Wir können uns keine zwei Dinge, geschweige mehrere zugleich vorstellen, daher mußten wir so organisirt seyn, daß uns alle Dinge außereinander, nämlich im Raum und nacheinander, das ist in der Zeit, erscheinen. Der Raum und die Zeit entstehen also blos in unsrer Seele; außer uns im Wesen der Natur selbst ist keines von beiden. Da nun alle Bewegungen in der ganzen Schöpfung in Raum und Zeit geschehen, ohne beide keine Bewegung möglich ist, so sind auch alle Bewegungen in der ganzen Schöpfung blos Vorstellungsformen in unserer Seele, die aber in der Natur selbst nicht statt finden. Folglich sind auch alle Weltsysteme, auch selbst das Kopernikanische, blos Vorstellungsformen. In sich selbst aber ist die Schöpfung anders. Man lese doch das erste Hauptstück meines Buchs: Prüfung der Grundsätze u. s. w., ruhig, aufmerksam und ohne Vorurtheile, so wird man diesen Paragraphen wahr und richtig finden.

Mein ganzer Zweck geht dahin, unwidersprechlich zu beweisen: daß unsre Begriffe, die wir aus der

Sinnenwelt abstrahiren und auf Gott und die Geisterwelt anwenden, um beide daraus kennen zu lernen, durchaus unrichtig sind; ich will aus der Vernunft beweisen, was Paulus sagt: der selige Mensch (ἀνθρωπος ψυχικος) (die bloße Vernunft) begreift nicht die Dinge, die des Geistes Gottes sind, die sind ihm eine Thorheit, er kann sie nicht begreifen. Ja wohl! hält er sie für Thorheit, das erfahre ich häufig in Journalen und Zeitungen. Die Beschaffenheit des göttlichen Wesens und des Reichs der Geister kann nicht aus den Eigenschaften der Körperwelt erkannt werden. Wenn also auch das Kopernikanische System zum Grund gelegt wird, um Folgerungen für das Geisterreich daraus zu ziehen, so irrt man sehr. Für uns in der Sinnenwelt ist es das Einzige Wahre, aber an sich, so wie sich Gott die Welt nach der Wahrheit vorstellt, gilt es nichts. Es heißt ferner:

„Mit allem Recht wird angemerkt: Es sey ein göttliches Gesetz, daß wir Menschen in diesem Leben im Geistigen und Himmlischen nur durch die heilige Schrift geleitet werden, von der Zukunft aber nichts weiter wissen dürfen und sollen, als was uns Gott aus freier Gnade ohne unser Zuthun offenbaret."

Diese meine Aeußerung erkennen die Herren Verfasser für wahr, und wollen nun beweisen, daß ich diese Regel nicht befolgt hätte; sie fahren fort und sagen:

„Wir können aber nicht begreifen, ob der Verfasser alles das in der heiligen Schrift gefunden habe, oder ob es ihm von Gott aus freier Gnade, ohne sein Zuthun, geoffenbaret worden sey, was er so umständlich und zuversichtlich lehret."

Diese Aeußerung ist, wahrlich! eines ehrwürdigen Ministerii nicht würdig. Nun folgen dann meine Lehren, von denen man nicht begreifen kann, ob ich sie durch die Bibel, oder durch Offenbarung erhalten habe, folgendergestalt:

„Daß die Hölle im innern Raum der Erde, der Hades aber in unserer Atmosphäre sey und in den Erdkörper hinab gehe, bis da, wo die Hölle anfängt; dann steige er auch hinauf, bis da, wo im reinen Aether der Aufenthalt der Seligen beginne. Der Hades sey der Ort, in welchem die Seelen, die noch zu keinem von beiden Zielen reif sind, zu dem, wozu sie sich in diesem Leben am mehresten befähiget haben, vollends zubereitet werden. Der Hades habe an und für sich selbst nichts Peinigendes, aber auch nicht das Geringste, das dem abgeschiedenen Geist Vergnügen und Genuß gewähren könnte, außer dem, was er mitbringt. Dieß wird als die beständige Lehre der allgemeinen Kirche vorgestellt. Nur seit der Reformation werde in der protestantischen Kirche (welche doch hoffentlich auch einen Theil der allgemeinen christlichen Kirche ausmacht) durchaus kein Mittel- oder Reinigungsort geglaubt, sondern alle abgeschiedene Seelen seyen sogleich an den Ort ihrer Bestimmung, in den Himmel, oder in die Hölle übergegangen. Den abgeschiedenen Seelen (sagt der Verfasser in einem auf so ernsthafte Gegenstände wenig passenden Ton) habe man durch das Gesetz, daß die Frommen gleich nach dem Tod in den Himmel, und die Gottlosen in die Hölle müßten, zum Rückgang auf die Erde das Thor verschlossen. Allerdings haben die Reformatoren, die, wie ihnen der Verfasser das Zeugniß gibt, die heilige Schrift für die einzige Richterin des Glaubens und Lebens erkannten, den

ganz deutlich darinnen geoffenbarten Grundsatz angenommen, daß die Belohnungen der Frommen und die Strafen der Gottlosen sogleich nach der Trennung ihrer Seelen von ihren Leibern angehen. So lehren wir in unserer reformirten Kirche dem gemäß, was uns Jesus in seiner Gleichnißrede vom reichen Manne, was Er in seiner Verheißung an den bußfertigen Schächer, was seine Apostel hin und wieder in ihren Briefen gelehrt; was eine Stimme vom Himmel bezeugte: selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Wir können nicht einsehen, wie das Vorgeben, daß Seelen Jahrhunderte lang im Hades zubringen können, ohne weiter gefördert zu werden; daß z. B. die sogenannte weiße Frau bereits vierthalbhundert Jahre auf der Erde habe herumpilgern können, ohne weder selig, noch verdammt zu seyn, wie, sagen wir, dieß Vorgeben mit den Aussprüchen der heiligen Schrift bestehen könne, die uns so deutlich sagt: Es sey den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und darnach das Gericht, Hebr. 9, V. 27. Es ist leicht zu erachten, wie sehr christlich gesinnte Personen von lebhafter Einbildungskraft in ihrer Bereitwilligkeit zum Sterben gestört und in ihren letzten Stunden geängstigt werden müssen, wenn ihnen der Gedanke an ihren vielleicht Jahrhunderte hindurch währenden Aufenthalt im wüsten und leeren Hades, wo alle Seelennahrung mangelt, vor Augen schwebt; oder wenn sie die abergläubische Furcht anwandelt, daß sie nach ihrem Abschied aus dieser Welt in finstern Mitternachtsstunden traurig bei ihren Gräbern oder in ihren ehemaligen Wohnungen umherschleichen, ihre Hinterlassenen durch ihre Erscheinung in Furcht und Schrecken setzen, oder wohl gar durch Beschwörer (denn

auch das Geistercitiren wird als möglich angegeben) aus dem Grabe hervorgezaubert werden können, oder sonst wohl Jahrhunderte lang auf der Erde herumpilgern müßten. Und wie viel ungegründete Unruhe und Angst kann leichtgläubigen Hinterlassenen solcher Personen, deren Gebeine nicht gehörig beerdigt oder nicht auf den Kirchhof gebracht worden, verursacht werden, durch die alberne Sage, daß ihre Geister lange Zeit, ja wohl einige Jahrhunderte lang, nicht zur Ruhe kommen können, wovon dem Verfasser mehrere ganz zuverläßige Beispiele bekannt seyn sollen!"

Antw. Der erste Vorwurf, den man mir macht und den ich nicht aus der Bibel beweisen könne, den mir also Gott müßte offenbaret haben, woran aber gezweifelt wird, ist folgender, nämlich, daß ich behaupte: Die Erde sey inwendig hohl, in ihrem Mittelpunkt befinde sich die Hölle, von dieser finge der Hades an, steige dann durch den Dunstkreis hinauf, bis er an den Ort der Seligkeit im reinen Aether gränze.

Daß es hier keiner Bibel und keiner göttlichen Offenbarung bedürfe, um apodiktisch oder gar mathematisch zu beweisen, daß die Erde inwendig hohl sey, oder eine sehr weite Höhle enthalte, das wird sich nun zeigen: Die Erde war bei der Schöpfung zuerst ein Thohu vapohu, ein wüster leerer Schlamm, Wasserklumpen, der über und über mit Wasser bedeckt war, 1 B. Mos. 1., V. 2, in diesem Zustand schwung sie sich noch nicht um ihre Achse, folglich senkten sich alle schweren Theile gegen den Mittelpunkt. Die schwersten Substanzen, Stein- und Erdarten befanden sich daselbst, die leichteren, z. B. das Wasser, oben auf, im Umkreis. Jetzt fing aber die Erde an,

sich wie ein Rad um ihre Achse zu drehen; nun weiß Jeder, dem des großen Isaak Newtons Theorie des Weltsystems bekannt ist, und was man auch in jedem Collegio Physico hört und sieht, daß eine jede Masse, die aus festen und flüssigen, leichten und schweren Materien besteht, wie das bei unsern Erdkörpern der Fall ist, sobald sie in eine Rotation geräth und schnell umläuft, eine totale Veränderung erleiden müsse; denn durch den Umschwung bekommen alle Materien eine Centrifugalkraft, die sich wie die Schwere der sich bewegenden Massen verhält, aber in der Entfernung vom Mittelpunkt immer abnimmt, bis sie mit der Centripetalkraft, oder der Schwerkraft in gleichem Verhältniß steht. Deßwegen mußten sich die schwersten Theile der Erde, wie die Felsen, Berge und Erdarten, am weitesten vom Mittelpunkt entfernen und die äußerste Erdrinde und den Meeresgrund bilden; unter dieser Erdrinde befindet sich Wasser, vielleicht auch festes Land, hin und wieder Inseln, dann dicke atmosphärische Luft, noch näher bei dem Mittelpunkt ein dünnerer Dunstkreis, und im Mittelpunkt der Erde vermuthlich eine dunkle Feuerkugel. Dieß ist so physisch richtig, daß kein Sachkundiger daran zweifeln kann: denn der Umschwung der Erde ist so geschwind, daß er unter dem Aequator in einer Stunde 223 deutsche Meilen beträgt, und bei uns, weil wir um 40 bis 41 Grad näher bei dem Nordpol sind, ungefähr 150 solcher Meilen, das ist: in einer Stunde bin ich von dem Ort, in dem ich mich jetzt befinde, mit allen mich umgebenden Gegenständen auf der Oberfläche der Erde, um 150 deutsche Meilen gegen Osten fortgerückt. Nimmt man aber den Fortflug der Erde um die Sonne noch dazu, so beträgt's vielleicht mehrere tau-

send Meilen; der Astronom wird mich ganz verstehen und bezeugen, daß ich naturgemäß die Wahrheit sage. Bei diesem schnellen Umschwung konnten keine schwere Materien in der Nähe des Mittelpunkts der Erde bleiben, sondern sie mußten sich alle nach dem Verhältniß ihrer Schwere vom Mittelpunkt entfernen, und die, welche beinahe keine Schwere enthält, nämlich die Feuer- und Lichtsmaterie, formirt sich kugelförmig in der Mitte. Dieses gewiß zu wissen, bedarf's keiner göttlichen Offenbarung, sondern nur physische und kosmologische Kenntnisse.

Daß sich aber nun in dieser inneren Erdhöhle die Hölle und dann der Hades befinde, welcher durch die Erdrinde und durch den Dunstkreis, bis an den Himmel, im hohen reinen Aether, an den Ort der Seligen sich erstreckt, das kann ich freilich nicht aus der Physik und Kosmologie beweisen, wir wollen aber sehen, was die Bibel davon sagt:

Spr. Sal. 5. V. 5. heißt es: Ihre Füße (nämlich einer liederlichen Weibsperson) laufen zum Tod h i n u n t e r, ihre Gänge erlangen d a s S c h e o l; die 70 Dollmetscher übersetzen hier das hebräische Wort Scheol durch das griechische Hades. Beide bedeuten den dunkeln, schweigenden Todtenbehälter, und nicht immer, vielmehr nur selten, die Hölle. Luther übersetzt beide Wörter fast immer durch Hölle, zuweilen auch durch Grab, welches aber unrichtig ist und Mißverstand erzeugt. In der angeführten Stelle bedeutet es aber den Qualort des Hades, den wir die Hölle nennen. Das Wort hinunter beweist, daß dieser traurige Ort tief in der Erde sey. Ferner:

Jes. 5. V. 14. Daher (weil die Israeliten es gar zu arg mit ihren Sünden gemacht hatten) hat das Scheol (die 70 Dollmetscher haben wieder Ha-

des) sein Inneres weit aufgesperrt, und den Rachen aufgethan ohne alle Maße, daß hinunter fahren, beide, ihr Herrlichen und Pöbel, beide, ihre Reichen und Fröhlichen.

Daß hier wieder der Qualort des Hades, oder die Hölle verstanden werde, und daß dieser tief in der Erde sey, daran ist kein Zweifel. Ferner:

Jes. 14. V. 9—19. finden wir eine Stelle, die unter die furchtbar-erhabensten in der ganzen Bibel gehört, ich will sie sehr genau übersetzt hier einrücken.

V. 9. „Das Scheol in der Tiefe ward deinetwegen aufgeregt, dir entgegen zu gehen, als du kamest. Deinethalben wurden die Riesen aufgeweckt, alle Böcke der Erde, und gemacht, daß alle Könige der Heiden von ihren Stühlen aufstunden."

Hier ist die Rede von dem großen und grausamen Eroberer, dem König zu Babel, und von seinem Empfang im Scheol oder Hades. Daß hier wieder der Ort der Verdammten im Hades verstanden werde, und daß dieser Ort drunten in der Tiefe der Erde sey, ist außer Zweifel.

V. 10. „Daß sie alle zusammen (die Riesen, die Böcke, und die Könige der Heiden) anfingen, und zu dir sagten: Auch du bist ohnmächtig worden, so wie wir, du bist uns gleich worden."

V. 11. „Deine Hoheit ist herunter zum Scheol gestürzt, mit dem Klang deiner Laute. Dein Unterbette wird nun aus Maden, und dein Deckbette aus Würmern bestehen."

Hier wird vermuthlich auf die Verwesung seines Körpers im Grabe gedeutet.

V. 12. „Wie bist du vom Himmel gefallen, du heller Stern, Sohn der Morgenröthe! Zu Boden

bist du gehauen, du, der du die Fürsten der Völker schwächtest."

V. 13. „Gedachtest du doch in deinem Herzen: ich will in den Himmel hinaufsteigen, ich will meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ja ich will mich setzen auf den Berg der Zusammenkunft, an der Seiten gegen Mitternacht."

Das ist: Du hattest im Sinn, dir einen Sitz an der Nordseite des Tempels zu Jerusalem, wo nachher die Vestung Antonia angelegt wurde, welche den Tempel commandiren konnte, zu bereiten.

V. 14. „Ich will auf die Höhen der dicken Wolken hinaufsteigen und mich dem Allerhöchsten gleich machen."

V. 15. „Ja freilich! Zum Scheol bist du hinunter gefahren, zur Seite der Grube."

Diese Worte, zur Seiten der Grube, sind zwar wörtlich aus dem Hebräischen übersetzt; denn בּוֹר־אֶל־יַרְכְּתֵי ell jarkethei bor heißt ad latera foveae. Die 70 Dollmetscher sagen είσ τα θεμέλια τῆς γῆς, in das Fundament, in den tiefsten Ort der Erde, und dieß ist auch wirklich der eigentliche Sinn der Worte: der König zu Babel soll in den tiefsten Ort der Erdhöhle, des Scheols gebracht werden, das ist, in ihren Mittelpunkt.

V. 16. „Die dich sehen, werden dich anstarren, genau betrachten, und sagen: ist das der Mann, der die Erde zittern und die Königreiche beben machte?"

V. 17. „Der den Erdboden zur Wüste macht, und die Städte niederriß! Der seine Gefangenen nicht nach Haus ließ?"

V. 18. „Alle Könige der Heiden mit einander liegen mit Ehren, ein jeglicher in seinem Hause.

V. 19. „Du aber bist weggeworfen von deinem Grab wie ein abscheulicher Zweig u. s. w."

Kann nun noch wohl Jemand daran zweifeln, ob die Bibel das enthalte, was ich gesagt habe: die Erde sey inwendig hohl, und in der Mitte sey die Hölle?

Ich will zum Ueberfluß noch einige Stellen anführen: Hiob 11, V. 8. sagt Zophar: Er, nämlich Gott, ist höher denn der Himmel, was willst du thun? Tiefer als das Scheol, was kannst du wissen?

Cap. 26. V. 6. Das Scheol ist aufgedeckt vor Ihm (Gott) und Ps. 139. V. 8. sagt David: Führe ich gen Himmel, so bist du da, machte ich mir ein Lager im Scheol, so bist du auch da.

Daß aber das Scheol oder der Hades nicht allein den Ort der Verdammten enthalte, sondern der Behälter aller gestorbenen Seelen sey, oder vielmehr gewesen sey, bis Christus den Frommen des alten Bundes am Tage nach seiner Kreuzigung ihre Erlösung angekündigt und sie im Triumph über Tod und Scheol zu seiner Herrlichkeit eingeführt habe, das beweisen folgende Stellen:

1. B. Mos. 37, V. 35, sagt der Erzvater Jakob zu seinen Kindern, die ihn trösten wollten über den Tod seines Sohns Josephs: Ich werde mit Leide hinunter fahren in's Scheol zu meinem Sohn. Vom Grab kann hier die Rede nicht seyn, denn er glaubte, Joseph sey von wilden Thieren zerrissen worden; von der Hölle eben so wenig, dazu waren Jakob und Joseph nicht geeignet, er redet also von dem Todtenbehälter (Hades), wo auch die Frommen ihr dereinstiges Heil in Ruhe und Seelenfrieden erwarten sollten.

Hiob 17. V. 13. klagt der große Dulder: Wenn ich gleich lange harre, so ist doch das Scheol (der Hades) mein Haus, und im Finsterniß ist mein Bette gemacht. Das ist: meine Seele wird im Hades wohnen, und mein Leib im finstern Grabe ruhen. Hiob kam aber nicht in die Hölle, folglich in den Ort der Ruhe im Hades. Ferner:

Psalm 89. V. 49. Wo ist Jemand, der da lebet und den Tod nicht sehe? Der seine Seele errette aus der Hand des Scheols?

Das ist: Jeder Mensch muß sterben, und keine Seele kann sich dem Hades entziehen, dahin müssen alle Frommen und alle Gottlosen, aber mit großem Unterschied, die Ersten zur seligen Ruhe, und die Andern zur ewigen Qual. Ferner:

Pred. Sal. 9. V. 10. „Alles, was dir vorhanden kommt zu thun, das thue frisch: denn im Scheol, wo du hinfährest, ist weder Werk, Kunst, Nachsinnen, noch Weisheit.

Das ist: Thue hier, was deine Pflicht ist, ohne Aufschub, denn drunten im Scheol, im Hades, kannst du nichts mehr ausrichten, da fehlt's an Allem; und

Jes. 38. V. 10. klagt der König Hiskia in seiner Krankheit: Ich sprach: Nun muß ich zu den Pforten des Scheols fahren. Hiskia war ein frommer König, von dem Ort der Verdammten ist hier keine Rede.

Man bemerke nur immer, daß das hebräische Scheol und das griechische Hades einerlei, nämlich den Behälter der abgeschiedenen Seelen bedeuten.

Dieß sind nun die Zeugnisse des alten Testaments; nun wollen wir auch sehen, was das neue davon sagt: In diesem Theil der Bibel, der griechisch geschrieben ist, kommt das hebräische Wort Scheol nicht

mehr vor, sondern das gleich bedeutende Hades; hier ist aber besonders merkwürdig, daß der Qualort des Hades gewöhnlich Gehenna genannt wird, wie sich das weiter unten finden wird. Das griechische Wort Geenna oder Gehenna kommt vom hebräischen Ge Hinnom, das Thal Hinnoms, her. Dieß Thal scheidet, mittagswärts von Jerusalem den Berg Zion vom Berge Gihon. Zur Zeit der Abgötterei Israels wurden in demselben, an dem Ort Topheth, die Kinder dem Moloch verbrannt. Dieß machte dieß Thal zum Ort des Schreckens und des Abscheu's, und nachher zum Sinnbild des Qualorts im Hades, nämlich der eigentlichen Hölle.

Matth. 16, V. 18 sagt Christus: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten des Hades sollen sie nicht überwältigen."

Das ist: Die Kirche, die Petrus zu Jerusalem am ersten Pfingsttag und in den folgenden Tagen gründete, soll von allen denen, die durch die Thore des Hades aus- und eingehen — und das sind doch wohl böse Engel und Menschenseelen — nicht bezwungen werden. Dieß ist ein unwiderlegbarer Beweis, daß von Seiten des Geisterreichs gegen die wahren Christen gekämpft wird, wie auch aus Eph. 6, klar und gewiß ist.

Luc. 10. V. 15, sagt der Herr: „Und du Capernaum, die du bis an den Himmel erhaben bist, du wirst bis in den Hades hinunter gestoßen werden." Dieß ist ein Metapher und bedeutet, daß Capernaum eine blühende Stadt war, die noch dazu das unaussprechliche Glück hatte, daß sich der Welterlöser oft in ihr aufhielt, wegen ihres Betragens aber in den Abgrund des Elends gestürzt werden sollte. Bei-

läufig sieht man aber wiederum, daß durch Christus, der die Wahrheit selbst ist, den Hades in die Erde hinabsetzt.

Merkwürdig und zu meinem Zweck dienlich ist die Stelle Luc. 16. V. 24. Hier sagt Christus vom reichen Mann: Als er nun im Hades und in der Qual war — doch von dieser Parabel werde ich noch in der Folge reden müssen.

Das Wort Gehenna, der Qualort des Hades, kommt in folgenden Stellen vor:

Math. 5. 22. Wer aber sagt: Du Narr! der ist des Feuers der Gehenna schuldig. V. 29 u. 30. Es ist besser, daß eins deiner Glieder verderbe, als daß dein ganzer Leib in die Gehenna geworfen werde. Cap. 23. V. 45. Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer .... ihr macht Proselyten, und hernach aus diesen Söhne der Gehenna. V. 33. Ihr Schlangen- und Otterngezüchte, wie wollt ihr dem Gericht der Gehenna entgehen? u. s. w. Der Apostel Jakobus nennt die böse Zunge entflammt von der Gehenna.

Mir ist sehr wahrscheinlich, daß unter der feurigen Gehenna der Qualort im Scheol oder Hades, der sich im Mittelpunkt der Erde befindet, verstanden werden muß. Doch ich eile weiter:

Daß der Hades in der Erdhöhle anfange, habe ich nun bewiesen, nun soll ich aber auch beweisen, daß er durch die Erdrinde und durch die Atmosphäre hinauf bis in den reinen Aether steige, und an den Ort der Seligen, nämlich an den Himmel gränze. — Daß der Ort der Seligen in der Höhe, im Himmel ist, das bezeugen viele Stellen, Christus ist ja auch in einer Wolke emporgehoben worden und in den Himmel gefahren, doch daran zweifelt Niemand;

ob aber der Raum von der Gehenna im Mittelpunkt der Erde bis zum Himmel der Seligen, das ist vom Hades, ausgefüllt werde, das kann ich aus der Bibel nicht beweisen. Aber ich könnte es aus Zeugnissen wieder gekommener Seelen nach ihrem Tod, und aus Zeugnissen magnetisirter und anderer Personen beweisen, die alle darin übereinstimmen; allein diese Zeugnisse nimmt man nicht an. Es ist unangenehm für mich, daß ich nicht beweisen darf, weil immer dadurch Familien in Verlegenheit gesetzt werden, die nicht gern sehen, daß man solche Sachen bekannt macht, sonst könnte ich gerichtliche Akten über mehrere Erscheinungen angeben, wo, wahrlich! strenge untersucht und die Erscheinung wahr befunden worden ist. Wenn aber die Hölle und die Verdammten im Mittelpunkt der Erde, und der Himmel mit den Seligen droben im Aether sind, so ist es ja glaubwürdig, daß der Raum zwischen beiden Extremen mit Seelen ausgefüllt ist, die je nach dem Grad der Moralität, oder Tugend, oder Frömmigkeit, dem einen oder andern Extrem näher sind. Und überhaupt ist das ja keine Lehre, die Einfluß auf das Thun und Lassen der Menschen haben kann, und also vollkommen gleichgültig ist.

Daß meine Lehre vom Hades, oder einer Reinigung nach dem Tod von den ersten Zeiten an bis auf die Reformation allgemeine Lehre der Christenheit oder der allgemeinen Kirchen gewesen, das wird kein Sachkundiger läugnen. Da aber späterhin in der römischen Kirche ein Fegfeuer daraus gemacht wurde, aus dem man sich durch Seelenmessen, welche theuer bezahlt wurden, erlösen konnte, so hatten die Reformatoren ganz recht, daß sie das Fegfeuer aus ihren Glaubens-Artikeln verbannten, aber die Lehre

der ersten Kirche von den fortdauernden Wirkungen des Erlösungswerkes Christi nach dem Tod hätten sie beibehalten sollen. Im Verfolg werde ich das beweisen.

Daß man mich beschuldigt, ich hätte nicht mit Würde von einer ernsthaften Sache gesprochen, wenn ich sage: die Reformatoren hätten durch die Abschaffung der Lehre von der Reinigung nach dem Tod den abgeschiedenen Seelen zum Rückgang auf die Erde das Thor verschlossen, ist der Beantwortung nicht werth; jeder Vernünftige mag darüber urtheilen, ich dachte sehr ernsthaft, wahrhaftig! nicht spaßhaft, als ich es schrieb.

Niemand kann den Werth der Reformatoren und ihre Verdienste höher schätzen als ich, aber Apostel sind sie nicht, sonst wären sie nicht so verschieden in ihren Meynungen gewesen und hätten nicht so leidenschaftlich darüber mit einander gestritten. Die Herren Verfasser des Gutachtens behaupten: die Reformatoren hätten in Ansehung des Zustands der Seelen nach dem Tod die Lehre der heiligen Schrift für sich und führen zu dem Ende einige Schriftstellen an, welche beweisen sollen, daß die Gottlosen gleich nach dem Tod in die Hölle, und die Frommen auch gleich in den Himmel kommen. Wir wollen sehen, ob das wahr ist:

Die erste Stelle, die angeführt wird, ist die vortreffliche und belehrende Parabel vom reichen Mann, Luc. 16. V. 19—31. Hier erzählt der Herr: Lazarus sey gestorben und von den Engeln NB. in Abrahams Schoos, das ist, in den Ort der Ruhe und des Friedens im Scheol oder Hades, wo Abraham mit allen Heiligen des alten Testaments seinen Aufenthalt hatte, wie ich im Vorübergehenden ausführ-

lich bewiesen habe, getragen worden: der reiche Mann aber sey auch gestorben und begraben worden. Nun sagt der Herr ferner wörtlich also: Aus dem Hades erhob er seine Augen, indem er sich in Qualen befand, sah er Abraham von weitem, und Lazarum in seinem Schoos, u. s. w.

Der reiche Mann war also im Qualort des Hades, und Abraham ebenfalls im Hades, aber weit vom reichen Mann entfernt, und in einem seligen Zustand; so wurde er vom reichen Mann mit aufgehobenen Augen erblickt. Abrahams Aufenthalt war also viel höher. Wieder ein Wink, wie der Hades aus der Erde aufwärts steigt. Jetzt bat nun der arme Sünder um Linderung, die ihm aber der Erzvater liebreich abschlug, und dann noch die Entschuldigung beifügte: Es sey ein großer Raum, χάσμα μέγα, Hiatus magnus, zwischen beiden, der von keiner Seite durchgangen werden könnte, u. s. w. Das Folgende gehört nicht hieher.

Aus dieser Parabel folgt aber gar nicht, daß die Verstorbenen gleich nach dem Tod an den endlichen Ort ihrer Bestimmung, in den Himmel oder in die Hölle kommen, denn beide waren im Hades, aber weit von einander entfernt. Jetzt nach der Himmelfahrt Christi, nachdem Er das Reich eingenommen und die Stätten für die Seinigen bereitet hat, sind alle Heiligen des alten Testaments bei Ihm, und alle, die im wahren Glauben an Ihn, als Erlöste und durch sein Blut Gereinigte sterben, kommen nicht in's Gericht oder in den Hades, sondern sie gehen augenblicklich zu ihres Herrn Freude über, wie ich dieses in allen meinen Schriften, wo von dieser Sache die Rede war, ausführlich gesagt habe. Daß die Strafen und Belohnungen gleich nach dem Tode

ihren Anfang nehmen, das habe ich ja nie geläugnet. Hier ist nur von den Oertern, Himmel, Hades und Hölle die Rede. Im Verfolg finde ich Gelegenheit, mich über das Alles näher zu erklären.

Dann wird auch das Beispiel vom bußfertigen Schächer angeführt, zu welchem Christus sagt: Wahrlich! Wahrlich! ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese seyn. — Dieses soll nun beweisen, daß der Schächer gleich nach dem Tod in den eigentlichen Himmel, in den Ort der Seligen und des Anschauens Gottes gekommen sey; das ist aber unrichtig, denn er kam dahin, wohin Christus noch heute gleich nach seinem Tod kommen würde: nämlich im Hades an den Ort der Ruhe und des Friedens, wo sich die Väter des alten Bundes befanden. Diesen Ort nannten die Juden zu Christi Zeiten das Paradies, so wie sie den Qualort des Hades Gehenna nannten. Daß Christus unter dem Wort Paradies nicht den eigentlichen ersten Himmel, wo der Thron Gottes ist, verstand, ist aus dem klar, was Christus nach seiner Auferstehung der Maria von Magdala sagte: Joh. 20. V. 17. Ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater, u. s. w. Wenn also Christus zum Schächer sagte: Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn, und Er war nach seiner Auferstehung noch nicht im Himmel, sondern hinabgestiegen in die untersten Oerter der Erden, Ephes. 4. V. 8., folglich in den Hades, so folgt sehr natürlich, daß Ihn der Schächer dahin begleitete, wo er dann zum Genuß der vollen Seligkeit vorbereitet wurde. Paulus wurde auch in's Paradies entzückt, 2 Cor. 12., wo er unaussprechliche Worte hörte; er nennt es den dritten Himmel, folglich war es nicht der erste, wo man das Anschauen Gottes genießt. Endlich gedenkt auch Christus des

Paradieses, Off. Joh. 2. V. 7. Die Ueberwinder aus der Ephesinischen Gemeinde sollen Früchte vom Baum des Lebens im Paradies genießen. Die Smyrner sollen vom zweiten Tod befreit seyn; die Pergamener vom verborgenen Manna essen; die Thyatirer bekommen Macht über die Heiden; die Sarder weiße priesterliche Kleider; die Philadelphier werden Pfeiler im Tempel Gottes, und die Laodicäischen Ueberwinder kommen gar auf den Thron des Vaters und des Sohns, auf den Thron aller Welten. Man bemerke diese wichtige Gradation: So wie die streitende Kirche von der Apostel Zeiten an bis daher an innerer Kraft und Erleuchtung zunimmt (ich meyne hier die wahren Gläubigen) und wie der Kampf gegen das Reich der Finsterniß schwerer wird, so wird auch der Lohn der Ueberwinder größer. Man lese in meiner Siegsgeschichte die Erklärung der ersten Kapitel der Apocalypse. Der Genuß der Früchte vom Baum des Lebens im Paradies ist doch weit geringer, als weiße priesterliche Kleider zu tragen, oder Pfeiler im Tempel Gottes zu seyn, oder gar mit Christo auf dem Thron aller Welten zu sitzen. Dem zufolge ist also das Paradies der Vorhof des Himmels, der ewige Morgen. O wohl dem, der nur auch dieses Vaterland zur Bleibstätte bekommt!

Dann führen die Herren Verfasser auch die Stelle Off. Joh. 14, V. 13. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an, gegen mich an. — Diese trifft mich aber gar nicht; denn ich berufe mich auf alle meine Schriften, und besonders auf meine Theorie der Geisterkunde, wo ich ausdrücklich und sehr bestimmt behaupte, was ich schon oben bemerkt habe, daß eine fromme, begnadigte Seele im

Tode ohne Aufenthalt von den Engeln aufgenommen und sogleich in den Ort der Seligkeit gebracht werde. Wie hat das ein hochwürdiges Ministerium übersehen, und mich sogar noch beschuldigen können, ich behaupte das Gegentheil? — !!! —

Ueberdieß muß ich noch erinnern, daß obige Stelle den Sinn gar nicht hat, der ihr hier beigelegt wird, sondern folgenden: Von dieser Zeit der großen Trübsale an, die hier verkündigt werden, von jetzt an, sind die glückselig, die im Herrn sterben, denn sie werden weggerafft vor dem Unglück; sie kommen zum Frieden und ihre Werke folgen ihnen nach.

Dann kann auch das hochwürdige Ministerium nicht begreifen, wie Seelen Jahrhunderte lang im Hades zubringen können, ohne weiter gefördert zu werden; und führt z. B. die weiße Frau an, welche nun gegen vierthalb hundert Jahr herumwandern muß.

Ich frage dagegen mit gebührender Bescheidenheit: Ist es begreiflicher, wenn man die große Menge bürgerlich guter rechtschaffener Menschen, die sich aber in ihrem Leben wenig um Christum und seine Religion bekümmert, sondern nur die äußeren Ceremonien mitgemacht haben, sogleich nach dem Tod in die unendlichen Qualen der Höllen verdammt? — in den Himmel, in das Reich der Liebe und der Demuth können sie doch auch unmöglich kommen. Wo sollen sie denn nun hin? — Wie kann der Gott der Liebe, der unendlichen Liebe, die da gern alle Menschen selig machen will, zugeben, daß Menschen um der Versäumniß einer Hand voll Zeit willen, alle Ewigkeiten durch, unendlich lang gepeinigt werden sollen? Mit frechen boshaften Sündern, die Laster auf Laster häufen, ist es schon etwas anders.

Dieser Mittelklasse von Menschen, die weder zum Himmel noch zur Hölle geeignet sind, dient die weiße Frau und ihres gleichen, nebst allem dem Schauerlichen des Hades zur ernstlichen Warnung, damit sie sich bekehren und Buße thun mögen. Freilich sind sie nicht darauf angewiesen, daß dieß das Mittel zu ihrer Bekehrung seyn soll, dafür sorgt die Religion, aber man kann doch auch jenes mit zu Hülfe nehmen.

Die Stelle Hebr. 9. V. 27. und wie dem Menschen ist gesetzt, einmal (nicht mehrmals) zu sterben, und nach diesem aber (μετὰ δὲ τοῦτο) das Gericht: Also ist Christus einmal geopfert u. s. w. „Zum andernmal wird Er erscheinen zum Strafen und Belohnen, das ist zum Gericht." Hier steht kein Wort davon, daß das Gericht alsofort auf den Tod folge, sondern der Sinn ist der: So wie der Mensch zwei wichtige Epochen hat, in denen sein ewiges Schicksal entschieden wird, nämlich seinen einmaligen Tod, und dann das jüngste Gericht, so hat auch Christus seine zwei Epochen, nämlich seinen hohenpriesterlichen Kreuztod und sein königliches Wiederkommen, zu richten die Lebendigen und die Todten. Ueberdem ist, wahrlich! der Hades als Verbesserungs- und Reinigungsort ein schweres Gericht für eine Seele, die hier ihr Heil versäumt hat.

Was die Herren Verfasser ferner sagen, daß christlich gesinnte Personen, mit lebhafter Einbildungskraft in ihrer Bereitwilligkeit zum Sterben, durch alle die schauerlichen nächtlichen Spukereien bei Gräbern u. s. w. gehindert oder ängstlich gemacht werden können, das fällt nach dem, was ich in allen meinen Schriften, die davon handeln, und noch so feierlich in meiner Theorie der Geisterkunde an oben angeführtem

Ort sage, ganz und gar weg. Glauben mir christlich gesinnte Seelen in dem Einen, so werden sie mir auch im Andern glauben.

Die Möglichkeit des Geistercitirens wird mir auch, als ob ich sie behauptete, Schuld gegeben; und zwar nach §. 170. der Geisterkunde. Wer aber diese ganze Stelle aufmerksam liest, der wird keine Spur davon, wohl aber das Gegentheil finden: Ich sage nämlich: „Eckartshausen wurde mit einem Schottländer bekannt, der sich aber nicht mit Geisterbeschwören und dergleichen NB. NB. Charlatanerien abgab, u. s. w. Wenn ich das Geisterbeschwören Charlatanerie nenne, glaube ich dann seine Möglichkeit? Die Geschichte, die ich aus Eckartshausens Buch erzähle, wo man durch lange Vorbereitung seine Imagination erhitzt, und dann durch einen gefährlichen narkotischen Dampf so betäubt wird, daß man das verlangte Bild im Dampf sieht, beweist ja nicht, daß ich die Möglichkeit des Geistercitirens glaube, sondern daß bei diesem Kunststück Dinge vorkommen, die unbegreiflich sind und doch einen fernen Einfluß des Geisterreichs ahnen lassen. Wer Schröpfern gekannt und seine Betrügereien gehörig beobachtet hat, der wird mir recht geben.

Die Herren Verfasser sagen ferner: „und wie viele ungegründete Unruhe und Angst kann leichtgläubigen Hinterlassenen solcher Personen, deren Gebeine nicht gehörig beerdigt, oder nicht auf den Kirchhof gebracht worden, verursacht werden durch die alberne Sage, daß ihre Geister lange Zeit, ja wohl einige Jahrhunderte lang, nicht zur Ruhe kommen können, wovon dem Verfasser mehrere ganz zuverläßige Beispiele bekannt seyn sollen."

Hier kommt es erst darauf an, ob die erzählten Thatsachen wahr, und also keine alberne Sage sind?

Müßte ich wieder nicht ehrwürdige Personen schonen, und dürfte ich die mir anvertrauten Papiere produciren, so würden die Herren Verfasser nicht mehr zweifeln und mich alberner Sagen beschuldigen. Ich habe einen ganzen Stoß Akten in Händen, in denen mehrere adeliche Personen von einigen Jahrhunderten her vorkommen, die in Duellen umgekommen und an ungeweihten Orten begraben worden sind, und die nun noch die Beerdigung ihrer Gebeine verlangt, und erlangt haben. Was kann ich und was können neue Zeitgenossen dafür, wenn vor mehr als zwei hundert Jahren unbekehrte Leute noch so abergläubisch waren, daß sie meinten, es könne zu ihrer Ruhe etwas beitragen, wenn ihre sterbliche Hülle an einen geweihten Ort und auf den Kirchhof begraben würde? — Und wie kann die Erzählung dieser abergläubischen Irrthümer längst abgeschiedener Geister unsere Zeitgenossen beunruhigen, die längst von solchen Thorheiten geheilt sind? Fromme Seelen werden sich nach dem Tod wenig darum bekümmern, was aus ihrem Körper wird, denn sie wissen, daß der Keim zur Auferstehung unzerstörbar ist, und bei unbekehrten Menschen gibt es wichtigere Sachen zu fürchten als diese. Wissen die leichtgläubigen Hinterlassenen also, daß ihr verstorbener Freund fromm war, und das glauben fast alle, so wird sie mein Buch nicht irre und bange machen; zweifeln sie aber daran, so wird sie die Angst der Nichtbeerdigung der Gebeine ihrer Lieben nicht ängstigen, wohl aber die schreckliche Furcht ihrer Verdammniß. Doch wir wissen ja Alle, daß man sich überhaupt um das Schicksal der Verstorbenen nicht sonderlich bekümmert. Im Gutachten heißt es ferner:

„Wenn aber durch dergleichen abergläubische Vorurtheile, und die daher entstehende unnöthige Unruhe nicht geringer Schaden gestiftet wird, so wird noch weit mehr Schaden angerichtet durch die falsche und höchst gefährliche Ruhe und Sicherheit, worin lasterhafte Menschen durch einen Lehrsatz eingewiegt werden können, welcher im Worte Gottes nicht den geringsten Grund hat. Daß nämlich ein Geist, der bei seinen noch auf Erden lebenden Nachkommen Hülfe sucht, auf diesem Wege noch zugefügte Beleidungen, als Mord, Diebstahl, Schulden u. dgl. so viel möglich versühnen oder erstatten könne. Gleich darauf wagt der Verfasser die Muthmaßung, die ihm gewiß zu seyn dünkt, daß auch dort noch Seelen gerettet und zum Licht geführt werden können. Würde diese Muthmaßung von leichtsinnigen Lesern für gegründet angenommen, so würden sie dadurch leicht verleitet werden, ihre Bekehrung nicht nur auf das Kranken- und Sterbbette, sondern gar bis auf die Ewigkeit zu verschieben."

Antw. Es gibt sehr viele Erscheinungen in der Natur, die in der heiligen Schrift keinen Grund haben, weil sie davon gänzlich schweigt, deßwegen sind sie doch wahr. Wie kann man doch Fakta wegläugnen, die so viele zuverläßige Personen mit allen ihren Sinnen genau geprüft und mehrere zugleich empfunden haben? — Dieß Wegläugnen hilft ganz und gar nicht, es ärgert nur den rechtschaffenen Mann, der selbst gesehen und genau geprüft hat, daß man ihn der Lügen, der Schwärmerei, oder der Dummheit beschuldigt. Man muß ja nicht denken, daß durch den Fortschritt der Aufklärung der Gespenstergeschichten weniger geworden seyen; die Schande der Schwärmerei und des Aberglaubens, womit man sie belegt,

macht, daß man nicht davon spricht, und dann hält jede Familie solche Sachen gern geheim. Diese Scheinklugheit, alles wegzuläugnen, ist sehr unklug, sie hilft zu nichts, denn Wahrheit bleibt Wahrheit, man mag dagegen einwenden was man will.

Der vernünftige, rechtschaffene Mann untersucht streng und genau; was er falsch findet, das erklärt er für falsch, und was er für wahr und gewiß erkennet, das erklärt er vernünftig, natur- und bibelmäßig, und zeigt dabei an, ob und wie dergleichen Erscheinungen den Menschen nützen oder schaden können. Dieß ist ja Regel bei allen Naturerscheinungen, warum nicht auch bei diesen so außerordentlich wichtigen Erscheinungen aus dem Geisterreich? und diesen Zweck habe ich in der Theorie der Geisterkunde zu erreichen gesucht.

Was aber nun den Leichtsinn, die Bekehrung sogar bis in die Ewigkeit zu verschieben, betrifft, so bitte ich nur zu bedenken, ob solche schauerliche und furchtbare Erscheinungen, in finstern Mitternachtstunden, in schrecklicher Gestalt, mit allen Beweisen sehr schwerer Leiden und Klagen über ihren erbärmlichen Zustand, über ihren Aufenthalt in Gräbern, in einsamen unterirdischen Gewölben, über ihre Gesellschaft und Qualen von bösen Geistern, auch den Leichtsinnigsten bewegen könne, seine Buße und Bekehrung so lang aufzuschieben, bis er auch in diese schreckliche Lage kommen würde?

Nun kommen die Herren Verfasser auch auf die Lehre von der Reinigung nach dem Tod, und von der Apocatastasis oder Wiederbringung aller Dinge; sie sagen:

„Die heilige Schrift sagt uns nichts von einem

zweiten Prüfungsstand nach diesem Leben, sondern sie lehrt uns, daß wir durch den Tod in den Stand der Vergeltung eintreten, wo wir empfangen sollen, nachdem wir gehandelt haben, bei Leibes Leben, es sey gut oder böse, 2 Cor. 5. V. 10. Dort heißt es, wer böse ist, der sey immerhin böse, und wer unrein ist, der sey immerhin unrein. Offenb. 22. V. 11. Die von dem Verfasser angeführte Stelle Matth. 12. V. 32. beweist gar nicht, was er damit beweisen will, denn alle vernünftige Ausleger derselben (die Päpstischen ausgenommen, welche ihr Fegfeuer damit beweisen wollen) stimmen darinnen überein, daß der Sinn dieser Worte der sey: Die Lästerung wider den heiligen Geist werde nimmermehr, sie werde in Ewigkeit nicht vergeben werden, wie diese Worte auch von zweien andern Evangelisten, Marc. 3. V. 29. und Luc. 12. V. 10. also angeführt werden."

Antw. Die Lehre von der Reinigung nach dem Tode behauptet auch die griechische Kirche; und ich kenne sehr viele fromme, gelehrte und erleuchtete Theologen in beiden protestantischen Kirchen, die sowohl in Ansehung der Reinigung nach dem Tod, als auch der Wiederbringung aller Dinge mit mir vollkommen einverstanden sind. Daß man diese Lehre nicht auf die Kanzel bringen dürfe, das versteht sich von selbst; ich würde auch in meinen Schriften diesen Punkt nicht berühren, wenn uns die Philosophen und Neologen nicht den gegründeten Vorwurf machten, unsere Religion enthalte Lehren, welche die Würde des höchsten Wesens entehrten, und Gott zu einem Tyrannen machten, der seine Freude an den Qualen seiner Geschöpfe habe. Welcher Fürst wird ein Kind um einiger jugendlichen Fehler willen auf lebenslang in

einen schrecklichen Kerker verdammen? und Gott, die ewige Liebe, sollte einen Menschen, sein Geschöpf, wenn er auch über hundert Jahre sündigte, mit einer Strafe belegen, die Myriaden Jahre dauerte, und wenn diese vorüber wären, wieder von vorne anfing! —

Kann in dem gerechtesten Gericht, wo die Liebe selbst Richter ist, endliche Sünde unendliche Strafen verdienen? — weg mit dem abscheulichen Gedanken! Aber daß der sündige Mensch von einer Periode seiner Existenz zur andern in immerr wirksamere Zucht- und Verbesserungshäuser gebracht wird, bis er endlich für seinen Schöpfer und Erlöser gewonnen wird; das ist Gott geziemend, seiner ewigen Liebe gemäß und recht.

Ich frage ferner: Wäre dem Sohn Gottes sein Erlösungswerk gelungen, wenn er etwa den vierten oder fünften Theil seiner Brüder, für die Er Mensch wurde, litt und starb, rettete? — Nein! es wäre ihm mißlungen, und das konnte es nicht; keine einzige Menschenseele geht verloren, sie werden endlich Alle — Alle gerettet, die heilige Schrift sagt nicht in einer einzigen Stelle das Gegentheil, und sie kann es nicht sagen, wenn es auch so scheint; in diesem Fall muß man die vernünftigste Erklärung wählen, allein sie scheint es auch nicht einmal zu sagen, denn alle Stellen, womit man die Unendlichkeit der Höllenstrafen beweisen will, beweisen nichts weiter, als daß sie eine unbestimmte lange Zeit währen werden. Das hebräische עֹלָם und das griechische αἰώνιος, welche Luther durch ewig übersetzt hat, bedeutet nirgends eine unendliche, wohl aber eine sehr lange, eine unbestimmte lange Zeit.

Der Spruch 2. Cor. 5, V. 10., daß jeder empfangen soll, nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben, gut oder böse, beweist hier ganz und gar nichts. Denn wenn ein Vater einmal über seine Kinder disponirt, und sagt: Hör du! du willst kein gut thun, du gehst in's Zuchthaus, und du in's Verbesserungshaus, und du bleibst auf deiner Kammer ein Jahr lang bei Wasser und Brod, heißt das dann nicht, daß jeder empfängt, nachdem er gehandelt hat, wenn anders der Vater ein gerechter Mann ist. Von Unendlichkeit der Strafen steht hier kein Wort. Und wie kann man doch die Stelle Offenb. Joh. 22. V. 11. in dieser Rücksicht citiren? – Sie lautet nach der griechischen Grundsprache so: Der Ungerechte sey ferner ungerecht; der Unflätige sey ferner unflätig; der Gerechte übe ferner Gerechtigkeit, und der Heilige heilige sich ferner — wo steht hier auch nur ein Wort von unendlicher Dauer der Höllenstrafen? Der Sinn dieser Worte ist: Gott hat nun durch die Offenbarung in seinem Wort Alles gethan, was ein liebreicher Vater thun kann; wer nun böse und unflätig seyn will, der sey es, und wer gut und fromm seyn will, der sey es auch, jeder hat seine Freiheit.

Die Stelle Matth. 12. V. 32. beweist allerdings sehr viel: Christus sagt im 31sten Vers, was auch die Evangelisten Markus und Lukas in den angeführten Stellen sagen, nämlich, daß die Lästerung des heiligen Geistes nicht vergeben werde. Matthäus aber fügt noch die bedenklichen Worte, die Christus noch weiter gesagt hat, hinzu, nämlich: Diese Sünde soll weder in der gegenwärtigen, noch in der künftigen Weltperiode vergeben werden. Freilich bedeutet dieß, was auch die Herren Verfasser sagen, daß diese

Sünde niemals verziehen werde, aber sie bedeutet auch gewiß, daß in künftigem Welt-Aeon auch noch Sünden verziehen werden, denn Christus spricht bestimmt kein Wort zu viel und keins zu wenig. Wer in meiner Geisterkunde die schrecklichen Schicksalen unheiliger Seelen nach ihrem Tode liest, der kann unmöglich durch meine Lehre von der Reinigung nach dem Tode in Sicherheit gerathen, denn der Zustand ist furchtbar und schrecklich.

An einem Ort können die Herren Verfasser des Gutachtens nicht begreifen, wie die weiße Frau und andre Seelen Jahrhunderte lang in Nacht und Dunkel herumpilgern müssen, ohne zu ihrer Bestimmung zu gelangen, und an dem andern wollen sie beweisen, daß Gott die Unbekehrten in alle unendliche Ewigkeiten werde peinigen lassen; ist das auch consequent gedacht? Im Gutachten heißt es ferner:

„Der Verfasser behauptet, daß es unter tausenderlei Träumen, Täuschungen, Dichtungen und Phantastereien doch noch immer einige wahre und unläugbare Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen gebe. Er versichert zwar, es sey fester Grundsatz bei ihm, keine Geschichte aufzunehmen, von deren Gewißheit er keine Beweise habe. Indessen beruht die Wahrheit der großen Menge von Geschichten, womit sein Buch größtentheils angefüllt ist, und die mit den Legenden des Mittelalters nur gar zu viel Aehnlichkeit haben, auf bloßem Hörensagen; und wir zweifeln sehr, ob auch nur Eine derselben eine scharfe Prüfung aushalten würde. Das glauben wir zwar gerne, daß er keine derselben angeführt haben würde, wenn sie ihm nicht glaubwürdig vorgekommen wäre. In allewege aber ist es nicht zu läugnen, daß die

Verbreitung solcher Wundergeschichten mancherlei nachtheilige Folgen nach sich ziehen könne."

Was kann und was soll ich hierauf antworten? — Hier kann ich keine Beweise führen. Wer die Menge meiner staatswirthschaftlichen Schriften gelesen und während den 25 Jahren meines öffentlichen Lehramts meinen Vortrag gehört hat, der kann und der wird mir bezeugen, daß mir von jeher die Wahrheit heiliger war, als meine Ehre, und daß ich mich oft sowohl in meinen Schriften, als auf dem Katheder selbst corrigirte, sobald ich in einer Sache zu besserer Einsicht kam. Und, wahrlich! bei der Materie, die ich in der Geisterkunde abgehandelt habe, war keine Ehre zu erjagen; ich konnte wohl voraussehen, daß ich ein Wespennest aufregen, und daß ich bittern Spott und Schande zum Lohn bekommen würde. Allein die Veranlassung, die ich Eingangs dieser Schrift angegeben habe, und dann die gewisse Ueberzeugung, die ich seit vielen Jahren her durch Correspondenz mit großen, würdigen und gelehrten Männer, und durch die strengste Untersuchung in dieser so dunkeln Sache bekommen habe, machten mir es zur Pflicht, die Resultate meines Forschens endlich einmal bekannt zu machen, weil ich gewiß überzeugt bin, daß dieses Buch unendlichen Nutzen stiften wird, wovon ich auch schon dem Anfang nach wichtige und gültige Beweise in Händen habe. Was die Legenden des Mittelalters betrifft, so waren sie mit allen ihren Abgeschmacktheiten immer weit mehr werth, als die kalte elende Philosophisterei unserer Zeit, die Alles wegvernünftelt, was uns in unsern bedenklichen Zeiten Trost und Hoffnung gewähren kann, und nichts als Zweifel, Unglauben und falsche Sicherheit an die

Stelle gibt. Uebrigens warne ich ja allenthalben vor Aberglauben und Mißbrauch solcher Erscheinungen, und zeige, wie man das Wenige, was an der Sache wahr ist, christlich und vernünftig behandeln müsse. Die Herren Verfasser sagen ferner:

„Einfältige, nervenschwache, von Natur furchtsame Personen werden durch dergleichen Erzählungen von einer abergläubischen Gespensterfurcht eingenommen und gemartert. Sonderlich erblicken sie bei der Nacht bald in ihrer Wohnung die Geister, oft sogar schwarze Geister ihrer Vorfahren; bald in ehemaligen Klöstern die Geister der darinnen wohnhaft gewesenen Mönche; bald in alten Gebäuden die verarmten Geister, welche ihre ehemaligen Lustbarkeiten zu wiederholen suchen und daher ihre bekannten Spukereien treiben. Bald und zwar am häufigsten auf Kirchhöfen. Seelen, die fleischlichen Lüsten gefröhnt und nun ihren Aufenthalt bei ihrem Körper im Grab haben, oder auch andere abgeschiedene Seelen, die sich mit ihrem Auferstehungskeim überkleiden und sich so der Sinnenwelt mehr nähern können; Seelen, mit denen der ganze Dunstkreis angefüllt ist; bald wandernde Geister, welche von mehreren Menschen auch ohne Entwicklung des Ahnungsvermögens gesehen werden. Kurz, furchtsame Leute, welche die in dem Buch enthaltenen Erzählungen für ausgemachte Wahrheit annehmen, werden, besonders bei der Nacht, bald keinen Schritt thun können, ohne einem Geist zu begegnen."

Antw. Die Verfasser kennen das allgemeine Publikum, besonders die gemeinen Leute der untersten Classen ganz und gar nicht; da weiß man weit mehrere Geschichten der Art, als ich erzählen kann. Man

muß in ihre vertrauten Zirkel kommen, oder ihr Zutrauen gewonnen haben, um ihre Gespensterhistorien zu hören. Vor vornehmen Personen, besonders vor Gelehrten, und vorab vor ihren Pfarrern scheuen sie sich, weil sie wissen, daß sie entweder ausgelacht oder gar tüchtig ausgeputzt werden. Die einfältigen, nervenschwachen und furchtsamen Personen finden in meiner Geisterkunde die sicheren Mittel, sich vom Aberglauben und der so unnöthigen Gespensterfurcht zu heilen. Diese Furcht haben sie einmal, ohne mein Buch je gesehen zu haben; läugnet man ihnen Alles ab, so denken sie, das wissen wir besser, und schweigen, folglich hilft das Aufklären, Sophistisiren und Wegwitzeln in diesem Punkt ganz und gar nicht. Erzählt man aber Thatsachen, unterscheidet das Wahre vom Falschen, und belehrt sie dann, daß nichts thörichter als die Gespensterfurcht sey, indem solche Wesen Niemand schaden können, wenn man sie so behandelt, wie ich in meinem Buch gezeigt habe, so gewinnt man ihr Zutrauen, sie glauben, folgen gutem Rath, und Furcht und Aberglauben verschwinden. Glauben, daß es Gespenster gibt, ist nicht Aberglaube, sondern die Furcht vor ihnen, und die Folgen, die aus dieser Furcht entstehen. — Es ist ein sonderbares, aber sehr merkwürdiges Phänomen, daß man alsofort aufgebracht wird und mit Händen und Füßen jeden Beweis wegstößt, sobald von Geistererscheinungen die Rede ist; man spottet, schimpft und brandmarkt mit Schande den, der sie für wahr hält. Ich frage jeden auf sein Gewissen, warum? — Ist es denn nicht der Mühe werth, in dieser dunkeln Sache ein Licht anzuzünden, um das Wahre vom Falschen unterscheiden zu können, und dann zu zei-

gen, wie man sich vernünftig und christlich dabei zu verhalten habe? — Wo ist der apodiktische Beweis und wo die mathematische Demonstration, daß Geistererscheinungen unmöglich seyen? — und so lang die fehlt, müssen die Herren Philosophen sich nicht herausnehmen, einen ehrlichen Mann für einen Schwachkopf zu erklären, der anderer Meinung ist als sie. Daß man immer Aberglauben schreit und die Folgen so entsetzlich schildert, die aus dem Glauben an dergleichen Dinge entstehen sollen, ist der wahre Grund nicht, die Ursache ist tiefer verborgen. Die Folgen der Aufklärung sind weit schädlicher und gefährlicher, als jener Aberglaube. Daß ich hier die Herren Verfasser des Gutachtens nicht im Auge habe, das betheuere ich bei der höchsten Wahrheit. Aber das bedauere ich, daß sie sich in diesem Stück an die Neologen anschließen. Ferner heißt es im Gutachten:

„Es gibt aber noch andre schädliche Folgen, welche aus diesen Erzählungen und aus den Lehrsätzen des Verfassers entstehen können. Leute z. B., die mit Nervenkrankheiten behaftet sind, können sich einbilden, eine natürliche Anlage zu haben, ihre Seele von ihrer körperlichen Organisation zu entbinden, und noch diesseits des Grabes mit dem Geisterreich in Umgang und Verbindung zu kommen."

Antw. In der Geisterkunde §. 109. sage ich deutlich und bestimmt: Nach den Gesetzen unserer Natur soll diese Fähigkeit in unserm sterblichen Leibe nicht entwickelt werden, weil wir in diesem Leben bei weitem nicht alles besitzen, was zur Prüfung der Geister erforderlich ist, und also schrecklich betrogen und irre geführt werden können. Wie treulich warne ich allenthalben vor Mißbräuchen, und warum verschwei-

gen die Baseler Herren Theologen immer das, was mich entschuldigen kann.

In der vorigen Beschuldigung behaupten sie, nervenschwache Personen würden durch mein Buch noch ängstlicher, ihre Gespensterfurcht würde vermehrt; und hier soll es Nervenschwachen Anlaß geben, mit dem Geisterreich in Verbindung kommen zu wollen. Zum Ueberfluß führe ich noch eine Stelle aus der Geisterkunde an §. 23., die mich hier vollkommen rechtfertigt. Dort sage ich: Es ist unwidersprechlich eine schwere Sünde, wenn ein Mensch das Ahnungsorgan zu entwickeln sucht, um zukünftige und entfernte Dinge zu erfahren, oder um geheime Wissenschaften durch Connexion mit dem Geisterreich zu erlernen. An andern Orten nenne ich dergleichen Versuche Zaubereisünde. Wie kann nun mein Buch Menschen zu so etwas verleiten? — Nun weiter:

„Auch gesunde Personen können glauben, dieß durch langwierige Anstrengung der Seele, durch Magnetisiren, durch natürliche Mittel aus den drei Reichen der Natur, und durch andere magische und geheime Künste zuwege zu bringen, oder auch zu Wahrsagern werden zu können.“

Antw. Dieser Vorwurf ist so eben beantwortet worden, wie kann ich zu etwas verleiten, das ich für Zaubereisünde erkläre, und wofür ich so ernstlich warne? Ferner:

„Durch die Erzählung von Träumen über die Lotteriezahlen kann mancher in der ohnedem nur allzugemeinen, verderblichen Lotteriesucht bestärkt, sowie durch die weitläufig erzählte Geistergeschichte zum Schatzgraben verleitet werden, zumal da das Geistercitiren oder Bannen als etwas Mögliches vorgestellt wird.“

Antw. Man lese doch die ganze Geschichte selbst, so wie ich sie aus Morizens Erfahrungsseelenkunde abgeschrieben, und was ich §. 136. und an andern Orten über dergleichen ahnende Träume gesagt habe, so kann keine Rede mehr von Verleitung zum Lotteriespielen seyn. Was aber nun die erzählte Geistergeschichte betrifft, deren gewisse Wahrheit von vielen ansehnlichen Männern, geistlichen und weltlichen Gelehrten bezeugt werden kann, so ist sie gerade deßwegen da, um von dem elenden abergläubischen Schatzgraben abzuschrecken; man lese um Gottes und der Wahrheit willen die §§. 186, 187 und 188, und dann urtheile man. Was aber nun das Geistercitiren und Bannen betrifft, dessen Möglichkeit ich behaupten soll, so habe ich schon oben die erste Stelle gründlich erläutert und bewiesen, daß die Beschuldigung falsch war; was sagt aber der vernünftige Leser dazu, wenn ich ihm die Stelle hier einrücke? Da sage ich am Schluß des 216. Paragraphen: Uebrigens ist das Geistercitiren eine gottlose unerlaubte Vermessenheit, und das Beschwören und Verbannen lieblos und dem Christenthum nicht gemäß. Steht hier ein Wort, aus dem man schließen kann, daß ich die Möglichkeit eines wirksamen Erfolg habenden Geistercitirens und Bannens glaube? — Da ich weiß, daß die gemeinen Leute, auch unter den Protestanten, bald in Klöster laufen, wenn sie ein Gespenst beunruhigt, um es wegbannen zu lassen, oder bei andern Gelegenheiten einen Geist citiren lassen, um dieß oder jenes Geheimniß zu erfahren, so habe ich in obiger Stelle davor warnen wollen; übrigens weiß ich wohl, daß jenes Citiren und Bannen gottlose Betrügerei ist; auch schon einen Geist wegbannen zu wollen, ist lieblos und unchristlich. Ferner:

„Was vom Leichensehen, als von einer richtigen und gewissen Sache erzählt wird, könnte leicht Anlaß zu einer unter uns noch unbekannten und höchst schädlichen Art des Aberglaubens geben. Der Verfasser sagt, er wolle fast behaupten, daß das Branntweintrinken zur Entwicklung des Ahnungsvermögens der Leichenseher beförderlich seyn könne. Die Polizei, sagt er, sollte solchen Leuten ernstlich verbieten, zu entdecken, was sie gesehen haben. Doch wenn es als eine warnende Stimme der Vorsehung angesehen werden könnte, so mögen sie es dem sagen, der gewarnt werden soll. Wie mißlich würde es aber seyn, es der Klugheit des vom Branntwein begeisterten Leichensehers zu überlassen, wem er die Todesbotschaft bringen, und dadurch vielleicht seinen Tod beschleunigen soll."

Antw. Wer den Artikel vom Leichensehen in meinem Buch unbefangen und ohne Vorurtheil gelesen hat, der urtheile, ob es möglich ist, daß dadurch Jemand verleitet werden könne, dieß schreckliche Talent sich zu erwerben? — Diejenigen, welche diese unglückliche Krankheit haben, klagen sehr darüber, weil es mit vieler Angst verbunden ist. Die Herren von Basel können ganz ruhig seyn, meine Geisterkunde wird dort so wenig als irgendwo Leichenseher erwecken. Wie soll ich aber die Consequenz der Herren Verfasser nennen, wenn sie von einem von Branntwein begeisterten und warnenden Leichenseher reden? — Wo hab' ich denn hier von Todesbotschaft geredet? — Ich hatte hier Leichenseher und Leichenseherinnen im Auge, welche öfters Leute warnten: gehe jetzt nicht da oder dorthin, es würde dir ein Unglück begegnen u. dgl.; warum dreht man mir alles zu Bolzen? —

und warum ließ man geflissentlich weg, was ich in Verbindung mit obigem, und zwar sehr ernstlich, doppelt unterstrichen, in diesem Paragraphen sage, nämlich: Indessen ist auch wohl zu bemerken, daß sich die Vorsehung schwerlich solcher verdorbener abergläubischer Werkzeuge bedienen wird.

Nun führen die Herren Verfasser noch verschiedene meiner Meinungen an, die sie sonderbar nennen. Wenn sie Ihnen sonderbar vorkommen, so folgt daraus noch nicht, daß sie unrichtig, oder gar gefährlich und der Religion zuwider sind. Wir wollen sie nach einander durchgehen:

Daß sich ein Mensch, der eine physische Disposition dazu hat, an einem entfernten Ort, wohin er eine große Sehnsucht hat, zeigen könne, ist eine so bekannte und anerkannte Sache, daß keine Einwendung dagegen gilt. Wir hatten hier im Herbst noch eine merkwürdige Erfahrung dieser Art, wo sich eine todtkranke Schwester, die neun Stunden entfernt war, ihrem Bruder in Gegenwart einiger Personen zeigte, und dann in wenigen Stunden starb. Wenn man solche unzweifelhafte Sachen vor Augen sieht, so ist es empörend, wenn sie Andre abläugnen und gar für Schwärmerei und Aberglauben erklären. Und was schadet denn nun diese physiologische und psychologische Erfahrung? Ferner:

Ich soll die Fürbitten für Verstorbene empfehlen, und ich sage weiter nichts, als daß eine fromme Person von abgeschiedenen Geistern sey ersucht worden, für sie zu beten. Indessen gestehe ich gern, daß ich nicht einsehe, warum man nicht für seine verstorbene Lieben beten und ihnen Gutes wünschen soll? —

Daß es die protestantische Kirche nicht billigt, kommt daher, weil sie die Reinigung nach dem Tod nicht anerkennt. Ferner:

„Daß der Geist des Menschen während dem hiesigen sinnlichen Erdenleben einen geistigen Lichtkörper bilde, mit dem er ewig vereinigt bleibe, und daß jeder Mensch einen seelischen Dunstkreis um sich her habe," ist eine unläugbare Erfahrung, die durch den thierischen Magnetismus und durch ganz zuverläßige Geistererscheinungen bewiesen ist. Wer wird und wer kann in dieser physischen Entdeckung einen Irrthum finden, der dem Staat und der Kirche nicht gleichgültig seyn kann? Ferner heißt es:

„Auf eine auffallende Art widerspricht der Verfasser sich selbst, indem er sagt: Darum muß ich auch immer so ernstlich vor dem Grübeln in den biblischen Weissagungen, um die nahe Zukunft zu erfahren, warnen, und wenn Irmand biblische Weissagungen erklärt, und zeigt, was allenfalls erfüllt ist oder noch erfüllt werden muß, in diesem letztern Fall aber entscheidend spricht, so macht er sich verdächtig. Und doch spricht er selbst in einem ziemlich entscheidenden Ton über die nahe Zukunft: Lieben Leser alle! Die große allgemeine Prüfungs- oder Versuchungsstunde, in welcher die bis aufs Blut ausharrende Treue der wahren Christusverehrer auf die Probe gesetzt und bewährt werden soll, ist nicht weit mehr."

Antw. Man darf nur die hier bezielte Stellen der Geisterkunde, §. 146, §. 176 und den ganzen Paragraphen 174 aufmerksam lesen, so wird man nicht begreifen können, wie es möglich ist, aus diesen meinen Aeußerungen etwas Schädliches oder Irriges herauszubringen. Ich warne ernstlich vor allem

Grübeln in den Weissagungen und deren Anwendung auf diese oder jene Personen, Reiche, oder wichtige Vorfälle unserer Zeit, dazu hab' ich große Ursache, weil diese Sucht jetzt stark grassirt und zu gefährlichen Irrthümern verleitet. Ich denke doch nicht, daß das hochwürdige Baseler Ministerium diese meine Warnung mißbilligen wird. Ist es nun nicht ganz was anders, und keinesweges ein Widerspruch, wenn ich aus den großen politischen Ereignissen unserer Zeiten, aus dem steigenden Luxus und aus dem unaufhaltbar zunehmenden Abfall von Christo, verbunden mit dem zügellosesten Sittenverderben, im Hinblick auf die allgemeinen biblischen Weissagungen, schwere Zeiten in der nahen Zukunft vermuthe, und in dieser Rücksicht zur ernstlichen Sinnesänderung ermahne? — Heißt das strafbare Grübelei? oder kann daraus etwas Schädliches oder Irriges entstehen? Ferner heißt es:

„Anstößig muß vielen Lesern die Stelle vorkommen, da der Verfasser, der Lehre der ganzen protestantischen Kirchen zuwider, behauptet: die eigentliche Seligkeit fange erst nach der Auferstehung an, und das Paradies, zu welchem der gekreuzigte Erlöser dem bußfertigen Schächer den Eingang verhieß, für einen Theil des Hades erklärt, da doch unter dem Paradies kein Mittelort, sondern der Ort der Seligkeit zu verstehen ist" u. s. w.

Antw. Wie ist es doch möglich, mir so etwas zur Last zu legen, da ich hin und wieder in der Geisterkunde klar und deutlich gesagt habe: Der wahre begnadigte Christ komme nicht in den Hades, sondern er gehe gleich zur Seligkeit, zu seines Herrn Freude über. Daß aber diese Seligkeit

noch merklich erhöht und dann erst vollkommen wird, wenn der verklärte Leib mit seiner Seele vereinigt, nun auch den reinsten und heiligsten sinnlichen Genuß mit seiner bisherigen geistigen Seligkeit verbindet, das ist doch wohl keine Lehre, die den Lehren der ganzen protestantischen Kirche zuwider ist.

Was die Einwendung gegen meine Meinung vom Paradies betrifft, so habe ich mich oben hinlänglich darüber erklärt.

Nun wird auch noch meine Aeußerung, daß nämlich solche Bücher, wie die Geisterkunde, gleich von allen Seiten ausgepfiffen, verlästert und mißhandelt werden, dahingegen die gefährlichsten, sittenverderblichsten und irreligiösesten Schriften keineswegs in ihrem Umlauf gehindert würden, beleuchtet, wo dann die Herren Verfasser wünschen, daß der wohlweise Rath gegen solche schädliche Bücher wachsam seyn möge; geben aber zuletzt nicht undeutlich zu erkennen, daß mein Buch darum schädlicher sey, als jene, weil ich in einem zuversichtlichern Ton spreche; die größten Männer, Reformatoren, Copernikus, Cartesius, Leibnitz, Newton und andere mehr verurtheile, welches die Verfasser jener schädlichen Schriften nicht thäten, und sich nicht rühmten, neue, vollkommen zuverläßige Entdeckungen über den schwierigsten Gegenstand, über die Geisterwelt auf die Bahn zu bringen.

Lieben Leser! ich bitte dieß Alles ruhig und unpartheiisch, aber dann auch ebenso meine folgende Antwort zu erwägen:

Meine Theorie der Geisterkunde hat den Zweck, die Hauptwahrheiten der christlichen Religion, die Unsterblichkeit der Seele und die Lehre von Belohnungen und Strafen nach diesem Leben gegen die

mechanische Aufklärungs=Philosophie zu vertheidigen. Die Wichtigkeit der Sache, ihre Gewißheit und meine höchst klare Ueberzeugung macht, daß ich mit Zuversicht spreche und sprechen kann. Ich frage nun Jeden auf sein Gewissen, thun das die Gegner von ihrer Seite nicht auch? — Stoßen sie nicht mit einem höhnenden stolzen Ton Alles um, was nur Bibel und Bibelreligion heißt? — und andere, noch gefährlichere Männer, nehmen einen frommen, menschenliebenden Ton an, indem sie dem Christen alles rauben, was nur heilig ist; und solche Schriften sollen weniger schaden, als mein Buch, weil sie weniger Geräusch machten? Wissen denn die Herren nicht, daß dergleichen abscheuliche Schriften von unserer Welt begierig verschlungen werden, und daß alle Lesebibliotheken damit angefüllt sind? —

Ich soll ferner über die Reformatoren, über Copernikus, Cartesius, Leibnitz, Newton und über die größten Männer absprechend urtheilen, und dann sagen die Herren des ehrwürdigen Ministerii, das thäten jene Verfasser nicht.

Vorerst bitte ich alle hieher gehörige Stellen in meiner Geisterkunde zu lesen, so wird man im Augenblick finden, was heut zu Tage alle helldenkende Gelehrten finden, daß jene große Männer alle bei ihren unsterblichen Verdiensten doch auch Vieles noch nicht richtig erkannt haben, das man nun in unsern Zeiten bei der steigenden Erkenntniß in den Wissenschaften besser einsieht. Niemand kann jene großen Männer mehr schätzen und ehren als ich, aber ich würde sie schimpfen, wenn ich sie für unfehlbar erklärte.

Diese großen Männer sollen nun von den Verfas=

fern jener schädlichen Schriften nicht absprechend verurtheilt werden, und deßwegen sind ihre Bücher weniger schädlich, als das meinige; welch' ein Folgeschluß? — Freilich rühmen sie sich keiner Aufschlüsse über die Geisterwelt, aber sie rühmen sich des Aufschlusses, daß es gar keine Geisterwelt gibt — welches ist nun das Schädlichere? — Freilich tadeln sie jene großen Männer nicht, wenn sie ihnen nicht in den Wurf kommen, dagegen aber schimpfen, spotten und brandmarken sie mit Schande und Schmach alle wahren Verehrer Christi, die sich unterstehen, gegen sie zu zeugen. Jeder, der dieß liest, gebe Gott die Ehre und bekenne, wo ist Recht und wo ist Unrecht?

Was nun endlich die Herren Verfasser noch zu meinem Lob sagen, erkenne ich mit dem verbindlichsten Dank; und sollte Ihnen in dieser Schrift das Eine oder Andere beleidigend vorkommen, so bezeuge Ich hiemit vor Gott, daß ich nicht beleidigen wollte. Wie viele Stellen des Gutachtens aber für mich tief kränkend gewesen sind, das kann der unpartheiische Leser im ersten Blick erkennen; der Herr verzeihe es den Verfassern, sowie ich Ihnen herzlich verzeihe!

Der, welcher Herzen und Nieren prüft, kennet meine Absichten; Er weiß auch, was mich außer den im Eingang angeführten Veranlassungen drängte, dieß Buch zu schreiben; wahrlich! nicht Geld, und noch weniger Ehre; denn an deren Stelle erndte ich Schmach, Spott, Verachtung und Schande; und das konnte ich voraus vermuthen. Ihm, meinem himmlischen Führer, überlasse ich die Folgen, die kein Verbot hindern, wohl aber befördern wird; denn keine Bücher werden fleißiger und mit mehrerem Interesse gelesen, als die verbotenen.

Das, was die Herren Verfasser noch auf dem letzten Blatt des Gutachtens summarisch sagen, ist zur Genüge beantwortet. Ich lege nun mit blutendem Herzen die Feder weg, und werde sie auch zu Vertheidigung der Geisterkunde nie wieder in die Hand nehmen, wenn es mir nicht dringende Umstände zur Pflicht machen. Mein Zeuge ist im Himmel, und der mich kennet, wohnet in der Höhe!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

[illegible] ... Mein Zeuge ist im Himmel, und der mich kennet, wohnet in der Höhe!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich,

Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling, sämmtliche Werke

Bd.: 6

Stuttgart 1841 - 42

Opp. 504 x-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604254-6